Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

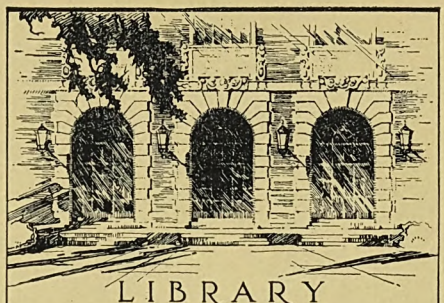
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

783.05
MO
V.29



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

783.05
MO
v.29

MUSIC

Digitized by Google

BLDG. USE

Digitized by Google

Digitized by Google

Monatschrift

für

Gottesdienst und kirchliche Kunst

begründet von

weil. **Dr. Friedrich Spitta** und **Dr. Julius Smend**
als Professoren der evangelischen Theologie in Straßburg.

---

29. Jahrgang
Januar bis Dezember 1924.

Mit 8 Abbildungen und 5 Musikbeigaben.

Göttingen /// Vandenhoeck & Ruprecht /// 1924

Digitized by Google

Druck von Hubert & Co. G.m.b.H. in Göttingen.

Digitized by Google

Schlußwort zum 29. Jahrgang.

Der durch Friedrich Spittas Heimgang am 7. Juni herbeigeführte Wechsel in der Leitung der Monatschrift wird sich vom 30. Jahrgang an so zu erkennen geben, daß auf dem Titel neben meinem Namen die von Prof. Heinrich Frick in Gießen, Pfarrer Paul Graff in Kleinfreden und Prof. Rudolf Günther in Marburg erscheinen. Frick wird in den grundsätzlichen Fragen der Liturgik, Graff in der Geschichte des evang. Gottesdienstes, Günther in der kirchlichen Kunst die redaktionelle Vertretung haben. Außerdem haben folgende Herren für die nebengenannten Gebiete regelmäßige Berichterstattung zugesagt: Pastor Bodenstedt in Osnabrück, Neuere kirchl. Kunst; Prof. H. J. Moser in Halle, Musikwissenschaft; Pfr. Michaelis in Weimar, Liturgische Rundschau; Prof. Dr. Karl Schmidt in Friedberg (Hessen), Kirchenmusikalische Rundschau; Pfr. Dr. Müller in Breuschwickersheim i. Els., Liturgisches und Musikalisches aus dem Elsaß; Pfr. Goldschmid in Zürich, dsgl. in der Schweiz; Domprobst Prof. Dr. Edw. Rodhe in Lund, dsgl. in Skandinavien; Pfr. Lic. Rosenkranz in Kreuznach, dsgl. in England. Das Gebiet der Hymnologie sowie die liturgischen Gegenwartsfragen werden in erster Linie dem Unterzeichneten obliegen.

Es besteht der dringende Wunsch, daß die jetzt nicht genannten hochgeschätzten und treuen Mitarbeiter auch fernerhin uns zur Seite stehen und mit ihren Beiträgen nicht zurückhalten werden, damit die auf vielen Seiten erhobene Forderung nach Verjüngung unsrer Monatschrift ihre Erfüllung finde. Für jede sachliche Kritik an unsrer Arbeit werden wir der Leserschaft nur dankbar sein. Uns alle halte dauernd verbunden das gesegnete Andenken des Mannes, in dessen unsichtbarer Gemeinschaft vereint wir das Werk fortsetzen.

Münster i. W. **Julius Smend.**

Inhaltsverzeichnis zum 29. Jahrgang (Heft 1—12).

Größere Aufsätze.

Gottesdienstliches Leben in Geschichte und Gegenwart. Abendmahlsfeier, eine studentische 197. — Bettermann, W., Gedanken zur Liturgik 177. — Brandt, Pfr., Die liturgische Hausandacht 244. — Faißt, Pfrv., Liturgischer Kurs in Tübingen 79. — Glaue, Prof., Über den Gebrauch des „Amen" 231. — Günther, R., Göhlings „Feiernde Jugend" 155. — Derf., Evang. Sonderheft der „Tat" 270. — Hosenthien, A., Das christl. Begräbnis, bes. als Seelsorgerakte 26. — Krause, G., Gedanken und Winke zu wichtigen gottesdienstl. usw. Fragen 127. — Kutter, H., Zum Problem der Kultpredigt 221. — Marx, Die Taufe als Hausgottesdienst 252. — Mehl, O. J., Die Fürbitte im Gottesdienst 149. — Mensching, G., Linderholms Neues Evangelienbuch 65. — Niemann, Fr., Die liturgischen Bewegungen der Gegenwart 141. 188. — Pfeifer, A., Eine noch nicht gehobene Begräbnisnot 156. — Ruprecht, W., „Schweigende Andacht" im öffentl. Gottesdienst 131. — Schian, M., Zu P. Graffs Buch über den evg. Gottesdienst bis zur Aufklärung 179. — Smend, J., Begräbnisfeier für Friedrich Spitta 133. — Derf., An unsre Leser 172. — Derf., Geschmacklosigkeiten 216. — Derf., Schlußwort zum 29. Jahrgang 277. — Torhorst, A., Abendmahlsfeier mit Einzelkelch 34. — Zillessen, A., Linderholms Schwedisches Kirchenbuch 68.

Hymnologie und kirchliche Dichtung. Dechent, H., Suf. Kath. von Klettenberg 12. — Günther, R., Analogien zu Mentzers „O daß ich tausend Zungen hätte" 117. — Derf., Hymnen und Lieder der christl. Zeit 271. — Lott, Walter, Die Gesangbuchausstellung der Preuß. Staatsbibliothek 238. — Pröscholdt, O., Die bibl. Grundlage von „Ach bleib mit deiner Gnade" 266. — Rotscheidt, W, Der Dichter der Jobsiade als Hymnolog 245. — Smend, J., Das Kirchenlied der Aufklärungszeit 30. — Derselbe, Noch einmal das Gesangbuch der Aufklärung 230. — Spitta, F., Kritische Bemerkungen zu unsern Kirchenliedern 1. 89. — Derf., 400 j. Jubiläum des evg. Gesangbuchs 45. — Wallau, R., Das Domspiel 120.

Musik. Gennrich, P., Das Haus des Herrn (Oratorium von Fiebach) 161. — Lott, W., Der „Tod Jesu" 1755—123. — Notholt, Franz, Die päpstl. Sänger in

Digitized by Google

Deutschland 265. — Plaß, Joh., Der Melodienentwurf der Einigungskonferenz 19. 55. 92. — Schmidt, K., Kirchenmusikalische Rundschau 35. 204. — Smend, J., Die Matth.-Passion von Schütz in Hamburg 115. — Derſ., Das 12. Deutsche Bachfest 182. — Voß, Th., Rhein.-westf. Kongreß für Kirchenmusik in Essen 193. — Werner, A., Zur Geschichte des evg. Choralgesangs 107.

Sonstige kirchliche Kunst. Arnold, C., Kriegerdenkmäler in Wiesloch und Schönau 162. — Becker, E., Beiträge zum Grabe Christi in Deutschland 14. — Günther, R., Rundschau über die christl. Kunst (1923) 167. 207. 256. — Henkel, Bronze oder Stahl? 80. — Horn, Pfr., Vom neuen Kirchenbau (O. Bartning) 61. — Kappler, M., Rudolf Yelin 184. — Kornrumpf, Pfr., Fürstenwalder Totenschilde 269. — Krüger, Pfr., Kirche und Kunst in der Prov. Sachsen 215. — Kühner, K., Badische ev. Vereinigung für Kirchen- und Volkskunst 33. — Stuhlfauth, G., Bronze oder Stahl? 81. — Voß, Th., Kultus und Kunst (Berliner Tagung 1824) 75. — Wallau, R., Wilh. Steinhausen in piam memoriam 5. — Derſ., Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig (Rudolf Kochs Kunst betr.) 198.

Kleinere Mitteilungen.

Gottesdienst und Allgemeines. Kantate-Jubiläumsgottesdienst 38. — Johles 80. Geburtstag 38. — Projektierte kirchl. Anlagen in Sachsen 39. — Bad. evg. Vereinigung für Kirchen- und Volkskunst 39. — Smends Entwurf einer Kantatefeier 42. — Künstlerische Glasfenster 82. — Geburtsort von F. K. Hiller 83. — Kirchenbücher und Handagende von Smend 132. — Gesangbuch-Ausstellung in Wernigerode 132. — Otto Bartning D. theol. 172. — Graf Lüttichau, Direktor von Kaiserswerth 217. — Glocken aus Aluminium 218. — Ziffertafeln im Gottesdienst 219. — Werke R. Yelins 219. — 27. Eucharist. Kongreß 272. — Greiners Kriegergedenktafeln 276. — Organisten auf dem Mars? 276. — Kirchl. Kant-Feier in Dortmund 276

Musik. Ostermotette von H. Spitta 38. — 13. Deutsches Bachfest 38. 132. — Jahresversammlung hess. Organisten und Chordirigenten 39. — Rh.-westf. Kongreß für Kirchenmusik 82. — Kirchenmusiktagung in Züllichau 82. — Herzogenbergs Werke in Leipzig 84. — Anmerkungen zu dem Aufsatz von Plaß über den Melodienentwurf der Einigungskonferenz 132. — 3. Regerfest 132. — Stephan Krehl, Leipzig † 171. — Sammlung „Organum" (M. Seiffert) 171. — Die „sieben Worte" von Schütz in Meißen 172. — Roemhildts Matth.-Passion in Hamburg 172. — Hermann Kretzschmar † 172. — „Berliner Beiträge zur Musikwissenschaft" (Abert) und Musikwissensch. Veröffentlichungen (Becking, Erlangen) 172. — Bemerkungen zu den Notenbeigaben von Heft 7/8 172. — Berliner Tagung des „Tonika Do Bund" 272. — 2. sächs. Fortbildungslehrgang 272. — Kirchenmusik in beiden Mecklenburg 273. — Evang. Kirchengesangverein für Deutschland 273. — Evang. Kirchengesangverein von Hessen (50j. Jubiläum) 274.

Bildende Kunst. Schwechten † 272. — Tagung für christl. Kunst in Freiburg in B. 272. — „Eiserner Christus" in Hannover 273.

Bücherschau.

Allgemeines. O. Kasel, Jahrb. für Liturgiewissenschaft 41. — Straßburger Katechismus (1924) 218. — F. J. Dölger, Sol salutis 218. — L. Fendt, Der luth. Gottesdienst des 16. Jahrhdts. 219. — G. Hilbert, Wider die Herrschaft der Kultpredigt 274. — W. Hollweg, Gesch. der evg. Gesangbücher vom Niederrhein 275. — H. Petrich, Unser Gesangbuch 276. — Wolters, Hymnen und Lieder, Über-

Musikalien. (Vgl. „Musikalische Rundschau".) [traggn. 271.

Bücher über Musik. C. Locher, Die Orgelregister und ihre Klangfarben 42. — H. J. Moser, Musikalisches Wörterbuch 84. — Grisar, H., Luthers Trutzlied 218.

Sonstige kirchliche Kunst. J. A. Beringer, Badische Malerei (1770—1920) 40. — A. Schieber, Bruder Tod. Ein Bild vom lebendigen Leben 40. — A. Lämmle, Das Geschichtenbuch 41. — Bilderbücher im Verlag von Jos. Scholz 84.

Abbildungen.

2 Bilder von Friedrich Spitta 133. 140. — Kriegerdenkmal in Wiesloch 163; dsgl. in Schönau 165. — Fensterbilder (von R. Yelin) in Brettheim 185. 187. — Bild- und Schriftwerke von Rudolf Koch 202. 203. — Fürstenwalder Totenschilde 269.

Musikbeigaben.

Saffe, F., Ich hebe meine Augen auf (3st. Chor) 43. — Spitta, H., Ostermotette 85. — Derſ., Richt unser ganzes Leben (4st. Chor) 173. — H. Schütz, Wie wenn der Adler (Einzelst.) 174. — Wir sind des Herrn (4st., Genf 1551) 175. — F. A. Gerling, Sollt es gleich bisweilen scheinen (4st.) 220.

Digitized by Google

Kritische Bemerkungen zu unsern Kirchenliedern.

Von Friedrich Spitta.

Mit dem neuen Jahrgang der Monatschrift, der unter dem Zeichen des 400jährigen Jubiläums des evangelischen Gesangbuches stehen wird[1]), trete ich vor die Leser mit einem Plane, für den ich sie gleich etwas interessieren möchte. Wir sind uns in der evangelischen Kirche wohl bewußt, welchen Schatz wir an unsern Liedern haben, und wie die katholische darin weit hinter uns zurückbleibt. So ist denn auch die Kenntnis des Wortlautes der Gesänge einigermaßen verbreitet, und über ihren Charakter, Verfasser, sowie die Umstände ihrer Abfassung weiß man allerlei zu sagen. Aber es fehlt doch noch viel, daß diese Kenntnisse genügend wären; viel Falsches läuft mit unter, und das Lob, das wir ihnen spenden, bewegt sich oft in hohen Tönen wertloser Allgemeinheiten, bei denen die Bedeutung des Textes und der Melodie kritiklos durcheinander gemischt werden. Dem entgegen zu arbeiten und eine gründlichere Kenntnis zu vermitteln, die dem gottesdienstlichen Gebrauch der Lieder zu Gute kommen würde, ist oft als ein Bedürfnis der Gemeinde erkannt, und es ist versucht worden, dasselbe zu befriedigen. In jüngster Zeit ist das in hervorragender Weise geschehen durch meinen teuern, zu früh von uns geschiedenen Freund W. Nelle, der in seinem „Schlüssel zum Evangelischen Gesangbuch für Rheinland und Westfalen" uns einen Liederkommentar geschenkt hat, wie wir ihn bisher noch nicht besessen (vgl. die Besprechung desselben von J. Smend, Monatschr. 1919 S. 164). In unsrer gemeinsamen Arbeit auf hymnologischem Gebiete ist es uns oft zum Bewußtsein gekommen, wie wir bei gleicher Begeisterung für die Aufgabe sie doch in sehr verschiedener Weise angefaßt haben und dabei zu Resultaten ganz entgegengesetzter Art gekommen sind; man denke an unsre Differenz betreffs der Abfassungszeit der Lieder Luthers und der Beurteilung Albrechts von Preußen als Dichter. Das zeigt sich auch bei Nelle's Beurteilung der Lieder überhaupt. So groß der Genuß und die Förderung gewesen ist, die ich der Lektüre des „Schlüssel" verdanke, so habe ich doch schier keine Seite gelesen, wo mein Urteil von dem seinigen nicht irgendwie abgewichen wäre. Nicht um meinetwillen, sondern der Sache wegen habe ich gewünscht, diesen Widerspruch vor den Freunden unsres Kirchenliedes ausbreiten zu können, um sie dadurch zum eifrigen Studium des Nelle'schen Buches anzuregen und durch unsre Verschiedenheit in der Beurteilung der Lieder zu tieferer Durchforschung und besserer Erfassung derselben Anlaß zu geben. So habe ich denn einen Kommentar zum evangelischen Kirchengesangbuch zu schreiben begonnen, der aber infolge meiner wiederholten Erkrankungen noch nicht bis zum Ende gekommen ist und jetzt bei der Ungunst der Zeiten auch nicht im Druck erscheinen könnte. Nachdem ich wiederholt einige Proben daraus unsern Lesern mitgeteilt habe (vgl. im vorletzten Jahrgang S. 144

[1]) Das Formular einer Feier zum Gedächtnis des 400jährigen Bestehens des evangelischen Gesangbuchs wird von mir im März-Aprilhefte gegeben werden.

Digitized by Google

Tersteegens Morgen- und Abendopfer; S. 234 „Wunderanfang, herrlichs Ende"; 261 Valerius Herberger und Paul Gerhardt; 291 Zwicks Neujahrslied. Im vorigen Jahrgang 53 „Wo willst du hin, weils Abend ist"; 141 Zwei Lieder von C. J. Ph. Spitta in der Beurteilung von W. Nelle), möchte ich in diesem Jahrgang Heft für Heft meine hymnologischen Kritiken geben und hoffe dadurch unsre Leser zur Mitarbeit heranzuziehen, wie mir das bei dem Tersteegenschen Himmelfahrtsliede in sehr erwünschter Weise schon gelungen ist; vgl. die Arbeiten von Hollweg und Gölz im vorigen Jahrgang S. 167. 169. Ich werde dann auch wohl in Erfahrung bringen, ob mein Wunsch, einen Liederkommentar über die Grenzen des Gesangbuches für Rheinland und Westfalen hinaus zu schreiben, von weiteren Kreisen geteilt wird, was mich zur Weiterführung meiner Arbeit anregen würde. Meine ursprüngliche Absicht, Nelle's Namen in den Untersuchungen nicht zu nennen, habe ich aufgegeben, um meine Leser anzuregen, sein Buch selbst in die Hand zu nehmen und sich dadurch von seiner Position gründlicher zu überzeugen, als das bei der kurzen Anführung einer kritischen Auseinandersetzung möglich sein würde. Ich habe diese geschrieben in dem Bewußtsein, daß der geschiedene Freund mir über die Schulter sehe und ich mich keines meiner Worte vor ihm schämen müsse. Daß wir in unserer Einsicht immer weiter kommen müssen, deshalb sachliche Diskussion nötig sei, war ihm selbstverständlich; daß sein wissenschaftlicher Charakter und seine liebenswerte Persönlichkeit dabei nie unter uns in Vergessenheit kommen dürfen, das ist mein innigster Wunsch.

Zwei Loblieder.

Nun lob, mein Seel, den Herren.

Johannes Gramann (Poliander), durch Herzog Albrecht von Preußen 1525 als Prediger an die altstädtische Kirche in Königsberg berufen, wird unter die ersten Dichter der Reformationszeit gerechnet, obwohl von ihm nur Ein Kirchenlied gedichtet ist; und dieses ist nur die Umdichtung des 103. Psalmes. Es erscheint 1540 unter dem Titel: „Der CIII. Psalm, Nu lob meine seele den Herren. In Gesangs Weis". Dem gegenüber ist es eine verwunderliche Behauptung Nelle's, die Worte seien trotz wiederholter Anlehnung an Psalm 103, von voller Ursprünglichkeit, es sei keine Nachdichtung, sondern eine Neuschöpfung. Es ist vielmehr eine ganz präzise Nachdichtung. Strophe 1 entspricht genau Vers 1 – 6, Str. 2 = V. 7 – 12, Str. 3 = V. 13 – 16, Str. 4 = V. 17 – 22. Nelle rühmt das „Sichausbreiten der Gedanken und der Anschauung in Strophe 4, wo die Pforten der Ewigkeit und der Herrlichkeiten des Gottesreiches sich auftun". Aber findet sich hier nur Ein Gedanke, der dem Dichter nicht in den Schlußversen des Psalmes vorgelegen hätte? Auch der Ruhm, daß es nur in der ersten Strophe (und doch auch wohl im Schluß!) eine Ich-Dichtung sei, dann aber in die kirchliche Allgemeinheit übergehe, kommt auf Rechnung des Psalmes. – Aber es ist eine gute Nachdichtung, die viele Psalmlieder der Reformationszeit an Frische und Unmittelbarkeit übertrifft. Andere Gedanken als die des Psalmes bringt Gramann nicht, auch wendet er sie nicht auf die Gegenwart an; wohl aber ist es ihm gelungen, sie in besonderer Flüssigkeit und Schwung wiederzugeben,

Digitized by Google

sodaß man die Mühsal des Übersetzers nicht merkt. Das fröhliche Temperament Gramanns, das auch sein Fürst schätzte, und das in dem andern von ihm gedichteten Liede „Fröhlich will ich singen" (W III, 823, Monatschr. XXVI, 1), so wohltuend zu Tage tritt, läßt sich auch in dieser seiner Dichtung spüren. Es wird das stark unterstützt durch die Melodie zu dem von ihm gewählten Versmaße. Dieses selbst ist ziemlich eintönig: jambisch zwölfzeilig; dabei der Aufgesang von vier Zeilen das Paar zu 7. 8 Silben, der Abgesang viermal zu je 7. 6 Silben. Nelle hat diesen als Form der Nibelungenstrophe bezeichnet; Zahn S. 383 redet mit Recht nur von einer Modifikation der Nibelungenstrophe. Denn bei dieser reimt sich die erste Hälfte der Langzeile nicht (abgesehen von der einleitenden Strophe des Nibelungenliedes), und außerdem ist die zweite Hälfte der vierten Langzeile um eine Hebung länger als die drei vorhergehenden. Gramann verwendet also den Hildebrandston mit Binnenreim und gleich langer Schlußzeile, wie er in manchen Liedern des 16. Jahrhunderts gebraucht wird. Darin etwas besonderes zu sehen und von einem „herrlichen Strophenbau", der ganz für sich ohne Verwandtschaft dastehe, zu reden, finde ich keinen Anlaß. Nicht das Versmaß, das zu einem epischen Stoff sich eignete, ist das Bedeutsame, sondern die Weise, welche ihm der Tonsetzer, wahrscheinlich Hans Kugelmann, vielleicht auf Grund älterer mündlich überlieferter Weisen, gegeben hat. Für diesen Ursprung der Melodie sprechen die verschiedenen Versionen derselben (Zahn, 8244—8246) im Unterschied von der wesentlichen Gleichheit der überlieferten Textformen. Diese Melodie hat in die vier eintönigen Zeilenpaare einen wunderbaren Schwung gebracht, der im dritten auf seinem Höhepunkt kommt und dann zum Schluß herabsteigt. So ist es begreiflich, daß sich andere Tonsetzer an eine neue Komposition des Gramannschen Liedes nicht gemacht haben. Die Behauptung, Schütz, Hammerschmid und andere hätten das getan, ist unrichtig. In den von Schütz komponierten Beckerschen Psalmenliedern hat der Dichter den Gramannschen Text aufgenommen und Schütz die Kugelmannsche Melodie, die er mit einem hervorragend schönen Tonsatz versehen hat. Hammerschmid hat eine Melodie zu dem nach demselben Versmaß gedichteten Ristschen Abendmahlsliede „Wie wohl hast du gelabet" gemacht. Entsprechendes gilt von den 21 Melodien, die Zahn 8247—8267 mitgeteilt hat: nicht auf unser Lied haben andere Komponisten neue Melodien gemacht, sondern auf dessen Versmaß, so Schütz auf die Beckerschen Lieder über den 29. und 135. Psalm. Von der Kugelmannschen Melodie aber gilt sein Ausspruch in der Dedikation zu den Psalmliedern: ... „belangende Erstlich die alten und nunmehr fast in die hundert Jahre ... üblichen Melodeien, so habe ich es bei denselbigen nicht allein billig gelassen, sondern meinesteils tue ich ihnen hierüber noch vielmehr dies öffentliche Lob und Zeugnis geben, daß etliche deroselben ich mehr von den himmlischen Seraphinen zu Lob ihres Schöpfers als von Menschen erdichtet halten tue." Eben deshalb hat Schütz die Kugelmannsche Melodie auch nicht auf Lieder nach dem gleichen Versmaße gesetzt, sondern zu diesen neue Melodien erfunden. — Die nicht lange nach dem Erscheinen des Liedes auftauchende Gloria patri-Strophe, an sich recht schön, paßt zu dem Liede nicht; sie setzt mit dem Ton der Bitte ein, der sich im Psalm und

Digitized by Google

seiner Nachdichtung überhaupt nicht findet. — Was den gottesdienstlichen Gebrauch betrifft, so ist unser Lied das erste Loblied für die Trinitatiszeit und an den Eingang des Gottesdienstes zu stellen. Will man, um die Gemeinde vom Singen der langen Strophen etwas ausruhen zu lassen, den Chor mit heranziehen, so wird er die dritte Strophe übernehmen müssen. Sätze von Gesius, Prätorius, Eccard, Schütz und Bach sind dazu geeignet. Selbständige große Chorsätze über die Melodie bieten Bach und Schütz.

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Dieses Lied von J. Neander, dem „Psalmisten des neuen Bundes", erschienen unter der Überschrift „Der Lobende Psalm 103, 1, Lobe den Herren, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen" kann keinesfalls mit Nelle als eine Versifikation des 103. Psalmes angesehen werden. An dessen beide ersten Verse: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen ... und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat", klingen Str. 1, 1f. 5, 1. 4 an; sonst nichts in dem ganzen Liede. So ist es eine ganz falsche Annahme, daß der Dichter der sündenvergebenden Gnade Gottes wie im Psalm v. 10 hätte gedenken müssen. Wie kann man dieses Lied überhaupt nur mit „Nun lob, mein Seel, den Herren" vergleichen, das eine genaue Wiedergabe des 103. Psalmes ist! Von Anfang an steckt es voll von anderen alttestamentlichen Beziehungen; vgl. Str. 1, 1 „Den mächtigen König der Ehren", Ps. 24, 7; Str. 1, 3 „Kommet zu Hauf", Ps. 42, 5; „Psalter und Harfe wacht auf", Ps. 57, 9; Str. 2, 1 „Der alles so herrlich regieret", Ps. 9, 9. 67, 5. 78, 72. 147, 5. 113, 3; Str. 2, 2 „Der dich auf Adelers Fittigen sicher geführet", 2. Mose 19, 4; Z. 3 „Der dich erhält", Ps. 30, 4. 37, 17. 54, 6. 63, 9. 66, 9. 119, 116. Z. 5 „Hast du nicht dieses verspüret", 1. Mose 30, 27. Str. 3, 1 „Der künstlich und fein dich bereitet" Ps. 119, 73. 139, 13–16. Weish. Sal. 13, 11; Z. 2 „Der dir Gesundheit verliehen"; Sir. 34, 20; Z. 5 „Über dir Flügel gebreitet"; Ps. 17, 8. 57, 2. 91, 4; Str. 4, 2 „Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet", Ps. 36, 9. Hiob 18, 26; Str. 5, 2 „Alles, was Odem hat, lobe", Ps. 150, 6; „Mit Abrahams Samen", Ps. 105, 6. Jes. 41, 8; Z. 3 „Er ist dein Licht", 27, 1; Z. 5 „Lobende schließe mit Amen", Ps. 106, 48 und sehr oft. So ist das Lied getränkt mit alttestamentlichen Vorstellungen und Bildern; daher stammen, wie W. Scherer sich ausdrückt, die „großen Anschauungen, die der Phantasie geboten werden", daher der „Klang wie Posaunenschall". Trotzdem hat Nelle gemeint, das Lied passe nur für häusliche Feste wie Geburtstage, nicht aber für kirchliche und vaterländische Feiern, und es zeuge von einer „Armutei", wenn man es dort gebrauche. Dieses Urteil beruht darauf, daß er in dem Liede ein „Seelenlied" gesehen hat, in dem der Verfasser nur auf seine Person Bezug nehme, nicht auf Gemeinde, Kirche und Volk. Wenn darüber nur auf Grund der Beobachtung geurteilt wird, ob in dem Liede das Pronomen „ich" oder „wir" gebraucht werde, so kommt man zu einem Schlusse, der dem ganzen Charakter des Liedes widerspricht. Schon sein Eingang widerspricht dieser Auffassung. „Kommet zu Hauf, Psalter und Harfe wacht auf, lasset die Musikam hören"; und nachher in der Schlußstrophe „Alles was Odem hat,

Digitized by Google

lobe mit Abrahams Samen" bedeutet doch etwas viel Umstände für eine häusliche Geburtstagsfeier. Der Ton aber, mit dem in der zweiten Strophe von Gottes herrlicher Regierung geredet wird, weist ebenfalls über rein individuelle Verhältnisse hinaus, wie alle die entsprechenden alttestamentlichen Stellen von der Regierung Israels und der Völker handeln. Von hier aus gesehen, wird auch die Reihenfolge der Strophen begreiflich, wo die Regierung vor der Schöpfung steht. Was der Seele des Dichters Anlaß zum Loben geben soll, geht über seine eigene Erfahrung hinaus; das ist die Erfahrung der Gemeinde, deren Glieder er zu Hauf ruft, daß sie alle mit ihm feiern; ja alles, was Odem hat und den Namen des geistlichen Israels, des Volkes Gottes vgl. Str. 3 aus „Wunderbarer König" trägt. So steht dieses Lied in einer feierlichen Größe da, die es hinaushebt über die meisten der Loblieder, die man an seine Stelle für die Feste der Gemeinde stellen wollte, und es ist garnicht zufällig oder gar eine Verirrung, wenn es so volkstümlich und in hohem Maße beliebt geworden ist. Daß es sich in den Grenzen des ersten Artikels des christlichen Glaubens hält, schließt die Wahrheiten des zweiten nicht aus, wie sich das ja bei dem Pietisten „Neander" ganz von selbst versteht. Glaubt man denn die Liebeserweisungen, von denen in der vierten Strophe die Rede ist, auf das leibliche Gebiet einschränken zu können? Daß das Lied nicht längst schon in viel weiteren Kreisen in Gebrauch gekommen war, verdankt es seinem reformierten Ursprung, der ihm bis Mitte des vorigen Jahrhunderts lutherische Gesangbücher verschlossen hat. — Getragen werden seine Worte durch die schöne Melodie von 1665 „Hast du denn, Liebster, dein Angesicht gänzlich verborgen" (Zahn 1912), von der Zahn meint, daß ihr die Weise eines älteren weltlichen Liedes zu Grunde liegen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Steinhausen

in piam memoriam.

Wilhelm Steinhausen hat nach vierjährigem Siechtum im 78. Lebensjahre nun für immer die Augen geschlossen, wenige Wochen nach dem Tode seiner Gattin, die ihm die treue Lebens- und Leidensgefährtin gewesen ist, gleich ihm seit Jahren an das Krankenlager gebunden. Ein echter, aus deutscher Seele schaffender Künstler ist mit ihm dahingegangen, zugleich ein Zeuge jener großen Malergeneration, die wir die protestantische der Jahrhundertwende nennen können. Sie erscheint umschrieben, wenn die Namen Gebhardt, Uhde, Thoma und Steinhausen genannt werden, zu denen sich noch der Schweizer Burnand gesellen kann. Ihre historische Aufgabe bestand in der Überwindung der wirklichkeitsfernen Kunst der Cornelianer und des ethnographischen Materialismus der Orientmalerei. Cornelius' Schaffen wurzelte rein innerlich in der Erkenntnis, daß der Stoffkreis der religiösen Kunst in eine dem Alltäglichen, Gewöhnlichen entnommene überzeitliche Welt hindeute, für die man die Ausdrucksmöglichkeiten in klassizistischen Formen finden wollte. Der geistigen Reinheit der Idee entsprach aber schon bei Cornelius nicht die gestaltende Kraft, viel weniger noch bei seinen Schülern. Was bei ihm immer noch als Kontur

Digitized by Google

und Aufriß monumental, wenn auch ohne Lebensfülle wirkt, wurde bei seinen Nachahmern zum blutleeren Schematismus (Schnorr von Carolsfeld) oder zu sentimentaler Pseudokunst (Hofmann, Plockhorst u. a.). Am Schauplatz seiner längsten Wirksamkeit (Frankfurt a. M.) hat Steinhausen die Tradition der Cornelianer vorgefunden, und es ist gewiß nicht zufällig, daß ihn die Reinheit der Ideenkonzeption eines Cornelius zeitlebens beschäftigt hat und er sich dieses organischen Zusammenhangs mit einer Kunstepoche, die doch überwunden werden mußte, dankbar bewußt geblieben ist. Die unbedingte Aufrichtigkeit des künstlerischen Schaffens und die Treue zu dem einmal innerlich erkannten Weg sind Ehrenmale seiner charaktervollen Künstlerpersönlichkeit gewesen. Der große Ruf, mit dem die lebensferne Vergangenheit von der neuen Generation überwunden wurde, war der Ruf zur Wirklichkeit. Aus formaler Schemenhaftigkeit verlangten die Gestalten der Bibel nach kraftvoller Verkörperlichung, nach Wesenhaftigkeit, nach der Wahrheit des Lebens. Es vollzog sich ein Erwachen aus allgemeiner Romantik in den Kampf aufsteigenden nationalen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens mit all seiner packenden Problematik. Steinhausen gehört beiden Welten an: in tiefster Seele ist er Romantiker gewesen, doch sein grübelnder Geist gehörte der neuen Zeit. Die Wahrheit, die er sucht, liegt nicht in der Vermittlung der platten Wirklichkeit, sondern in der Offenbarung der Seele des schaffenden Künstlers. Die Natur — die Welt — die Religion — ist nicht etwas an sich, sie ist das Wunder Gottes, wie es die Seele erlauscht und erlebt. Dieser feine psychologische Einschlag in Steinhausens Kunst scheint mir charakteristisch. Es verleiht seinen Werken, wo sie Gedankliches auszudrücken streben, häufig eine gewisse Herbheit, etwas Subjektiv-Strenges, Verschlossenes, was nicht unmittelbar anspricht, aber auch eine durchaus unbeugsame persönliche Note, seiner Landschaftsmalerei dagegen jenen Hauch innerer Beseeltheit, den nachzuempfinden zum beschaulichen Genuß seiner Werke führt. Steinhausen hat Gott erfahren — unmittelbarer, reiner, harmonischer wo das Lauschen in die Natur ihn offenbart, als wo er ihn aus der Problematik des Menschlichen zu gestalten suchte. Daher glaube ich auch, daß seine im tiefsten Sinn religiösen Bilder, die bleibende Impulse zu geben vermögen, nicht die eigentlich biblischen sind, sondern seine Landschaftsbilder. Die biblischen Bilder kennen die Frage der Religion als ein Ringen um Gott, ein Werben um den Frieden der Erlösung, aber nicht als die Überwindung zeitlicher Gebundenheit. Vor allem seiner Christusgestalt fehlt diese kosmische Bedeutsamkeit. Diesem Urteil gelten die folgenden Ausführungen. Sie sind nicht geboren aus Lust am Kritisieren, sondern aus der tiefen Dankbarkeit für die reichen Gaben dieses Künstlerlebens, das wie jedes andere unter der Tragik des Ewig-Unvollkommenen menschlichen Gestaltungswillens steht. Der deutsche Protestantismus beklagt den Heimgang eines erfolgreichen Interpreten seiner Wahrheit, gleichviel ob er als Staffeleimaler oder als Schöpfer von Wandmalereien, ob er mit Pinsel oder mit der Kreide oder dem Stift in seinem Dienste tätig war[1]).

[1]) Die folgenden Ausführungen sind enthalten in einer Gabe zum 70. Geburtstag des Mainzer Privatgelehrten und Gutenbergforschers Herrn Heinrich Wallau, Mitglieds des Sachverständigenrats der Reichsdruckerei.

Digitized by Google

In Kürze sei das Leben des Meisters umrissen.

Geboren am 2. Februar 1846 in Sorau kam er bald durch Versetzung des Vaters nach Berlin und lernte durch den frühzeitigen Tod seines Vaters schon als Kind das schwere Leid dieses Lebens kennen. Die Mutter verzog an die Peripherie der großen Stadt; ein täglicher langer Schulweg brachte den aufgeweckten Knaben in Verbindung mit manchem Bild großstädtischen Elends, das in seiner empfindsamen Seele haften blieb. Die weiten Felder, die sich vor dem Elternhaus auftaten, vermittelten in ihrer unscheinbaren Anmut und im Geheimnis ihrer sommerlichen Entfaltung die ersten Natureindrücke. Die stille Frömmigkeit der Mutter übertrug sich leicht auf sein Innenleben zugleich mit einer Vorliebe fürs Romantisch-Verträumte, die der Künstler zeitlebens bewahrt hat. Seine Studien begannen in Berlin; es folgten die Lehr- und Wanderjahre in Karlsruhe, Berlin, Italien und München. Während dieser Zeit reifte der Maler allmählich zu seiner Eigenart. 1876 wählte er sich zum ständigen Aufenthalt Frankfurt a. M. Hier sind die Werke geschaffen worden, die den Ruf Steinhausens weithin getragen haben. Hier hat Steinhausen mit Hans Thoma zusammen eine wundervolle Künstlerfreundschaft verbunden, die sich auch in gemeinsamem Schaffen Ausdruck suchte. Die ersten bedeutsamen Versuche wurden gemacht, deutscher Volkskunst durch Verwendung des hochwertigen Steindrucks neue Wege zu weisen. Zwei Monumentalwerke sind in Frankfurt durch seine Hand entstanden: die Ausmalung der Aula des Kaiser Friedrich-Gymnasiums und als letzte große Arbeit die Ausschmückung der Lukaskirche. Seit einer Reihe von Jahren nannte Steinhausen eine romantisch gelegene alte Burg Schöneck im Hunsrück sein Eigentum, wo er gern die Sommermonate verbrachte. 1919 ereilte den Altmeister ein schwerer Schlaganfall, dessen Folgen er nunmehr am 5. Januar 1924 erlegen ist.

Steinhausen ist durch und durch religiöser Künstler gewesen, weil er ein tief religiöser Mensch war und beides für ihn unzertrennlich zusammengehörte. In einer Rede hat er einmal gesagt: „Und dann — wird es uns im Alter zu immer deutlicherer Wahrheit, daß über dem Künstler der Mensch steht, daß der Mensch den Sieg behalte, das laßt unsere Sorge sein.“ Diesem Menschen — in seiner großen Kraft die Welt zu durchseelen und in seiner ganzen Erlösungsbedürftigkeit — gilt sein reifes Schaffen. Steinhausen schreibt einmal: „Die Kunst ist das Organ für die Empfindungen der einzelnen Menschen, sie kann daher die Wirkungen der Religion im Herzen der Menschen offenbaren.“ Auf welche Art und Weise kommt solches zustand? Zwei Erlebnispole sind hier zu nennen. Zwischen ihnen wogt die ungeheure Spannung des Kampfes und die Entspannung gefundener Erlösung. Einmal das zunächst niederdrückende Erlebnis der eigenen Unzulänglichkeit, Begrenztheit und Unvollkommenheit gegenüber der Unendlichkeit des Alls mit allem Kampf, der daraus resultiert für eine Natur, die nicht resignieren kann, sondern schaffen muß. Und dann das andere: trotz aller Beschränkung sind wir Menschen imstande unser Leben zu adeln, durch die Verbindung mit der ewigen Welt. Überall im Leben, in Leid, in Glück, in Einsamkeit, in Gemeinschaft können Strahlen dieser ewigen Welt aufleuchten und unser Dasein dadurch erhöhen. Nur auf diesem Weg ist Erlösung möglich. Der sie uns brachte, war Christus.

Digitized by Google

So steht Steinhausen vor der Natur, die ihm „der erste Gegenstand künstlerischer Erfassung“ ist, vor einer Landschaft, vor einem grünenden Busch, einem Blütenbaum, vor einer ziehenden Wolke und wartet, bis er das Ewige, Geheimnisvolle aus ihnen reden hört und leuchten sieht. „Alle Kunst ist erwartungsvoll“, ruft er in einer kleinen Randbemerkung zu einem seiner Skizzenbücher aus, man könnte besser sagen, alles Schaffen ist erwartungsvoll. Und worauf wartet es: auf das Wunder, dessen wir alle bedürfen, um uns aus dem Irdischen zu lösen und Himmlisches aufzunehmen. Damit ist nicht gesagt, daß das irdische Kleid, die Leiblichkeit unseres Lebens gering zu achten wäre. Steinhausen hängt mit allen Fasern seiner Seele am Sichtbaren, an dieser irdischen Erde, aus der wir stammen. Seine Verse sprechen es aus:

Du liebe Erde —
Geschmückte Wiege, bekränztes Grab,
Ach, wie lieb, wie lieb ich dich hab.
Kann denn der Himmel viel schöner sein?
Sieh doch die Wunder, die vielen
Engel mit deinen Blumen spielen.
Sonne, du hast sie freudig geweckt,
Hast sie mit roten Rosen besteckt,
Sie breitet die güldenen Tücher aus,
O Freude, noch bin bei dir ich zu Haus.

Doch dies Sichtbare muß mit hineingerissen werden in die Herrlichkeit des Geistes, der es erst bewußt werden läßt.

Ich lebe und sterbe doch,
Ich sterbe und lebe noch,
Ich sterbe in der Zeit,
Ich werde leben in Ewigkeit.

Ähnliches lebt in der Bildergruppe: Charon und Jungbrunnen. Der vergängliche Mensch geht seinen Weg, erfüllt von Heimweh nach Dauer und Ewigkeit, hängend an seinem Leben, das doch so viel Reichtum fassen kann, das einen Jungbrunnen kennt, der ewige Jugend im Sinne Schleiermachers verleiht — Seelenkraft, Religion, Verbindung mit dem Unendlichen.

In die Natur hinein ruft der Mensch seine ums Heimweh ringende Sehnsucht. Gottes Güte gibt Antwort in der lösenden, friedevollen Harmonie und dem wunderbar gleitenden, beseeligenden Rythmus, in denen Steinhausen die geschaute Natur künstlerisch zu deuten versteht. Beseelt ist ihm alle Natur — durch und durch. So liebt er sie auch in Verbindung mit einem schauenden oder durch sie dahinschreitenden Menschen darzustellen. Denn erst im Menschen, der auch ein Teil dieser Natur ist, wird sie sich ihrer letzten herrlichen Einheit bewußt. Besonders deutlich kommt dies in einigen Blättern zur Brentano'schen Chronik zum Ausdruck, einer sehr feinen, leider völlig vergriffenen Jugendarbeit des Malers.

Steinhausen sucht Offenbarung in der Natur. Licht und Dunkel, vieltöniges Farbenspiel müssen ihm dazu dienen, sie zu finden. Das Ungewöhnliche eines gewitterschwülen Himmels, das Hervorbrechen der Sonne in weiter regenumschwerter Landschaft, das unsagbar zarte Leuchten einer sonndurchglühten Abendwolke, alles das ist ihm mehr als nur malerischer Anreiz und

Digitized by Google

bloßes Farbenspiel — es ist Gottes Welt und Gottes Ruf. In diesen Bildern, in denen Steinhausen den oft nur für Augenblicke erlebbaren tiefen Schönheiten der Natur nachgeht, hat der Künstler m. E. sein Innerlichstes und Bestes gegeben. Das ist wahrhaft religiöse Kunst.

Alles wird ihm zum Symbol des Ewigen, das Kleinste, Unscheinbarste, ebenso wie das Große. In dieser Liebe zum Kleinen ist Steinhausen ein echter deutscher Maler. „Der Deutsche hat den Sinn für das Kleine und Kleinste wie für das Große und Größte." Trifft Ersteres unbedingt auf ihn selbst zu und erscheint sein künstlerischer Sinn etwa an einem Meister wie Dürer geschult, dessen Vorliebe für Einzelheiten bekannt ist, so bleibt noch die Frage zu beantworten, ob auch das Letztere in seiner Kunst realisiert ist. Daß Steinhausen selbst sich auch den großen und größten Aufgaben gegenüber zu bewähren suchte, ist bekannt. Denn in seiner Seele waren die größten Probleme lebendig — sie mußten auch nach Darstellung verlangen. Steinhausen hat wiederholt versucht, seinem künstlerischen Wollen monumentalen Ausdruck zu verschaffen. Stets im Anschluß an die Person Jesu, seine Predigt und Wirksamkeit. Doch hier, glaube ich, stoßen wir an die Grenze seines künstlerischen Ausdrucksvermögens. Er hat wohl große Flächen mit seinen Darstellungen bedeckt, die zweifellos wertvoll und in Einzelheiten wirksam sind, doch symbolkräftige Monumentalkunst hat er hier nirgends zu schaffen vermocht. Unter Monumentalkunst verstehe ich einen künstlerischen Ausdruck, der ins Zeitlose wächst, aus dem Gebiet des Individuellen in das des Typischen und allgemein Gültigen übergreift, der nicht mehr das Persönliche, Begrenzte darzustellen sucht, sondern die Idee gestaltet, wie etwa Lederers Bismarck. Steinhausens Monumentalbilder sind individuelle Episoden, Einzeldarstellungen von Ereignissen oder Gedanken, ohne überindividuelle einheitliche Zusammengefaßtheit. Sie sind viel zu stark psychologisch und damit auch subjektiv gehalten, um monumental wirken zu können (fast möchte man sagen, es ist zu viel Menschliches dabei!). Das trifft auch die beiden Darstellungen, in denen er, wie ich glaube, bewußt monumentalen Ausdruck angestrebt hat, Missionshaus Wernigerode und Altarbilder der Lukaskirche in Frankfurt a. M. Beide Darstellungen sind sicherlich wirkungsvoll, aber doch nicht befriedigend, wenn man die ganze Wucht des Wortes auf sich wirken läßt, das sie darstellen wollen: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid." Zu viel subjektives Nachdenken spricht aus den Figuren, zu wenig Temperament, Ergriffensein, Getriebenwerden, zu wenig überindividuelle Notwendigkeit.

Das, was ich gerade in Steinhausens Landschaften fühle, daß ein starkes Gefühl für die reale Wirklichkeit Gottes in der Natur in dem Künstler lebendig ist, läßt mich vor seinen biblischen Bildern im Stich. Sie sind Illustrationen zu Geschichten oder gedankliche Paraphrasen, aber sie vermitteln nicht religiöse Erlebnisse primärer Art. Sein Golgatha ist zu undramatisch, nicht tragisch groß genug, um monumental wirken zu können. Es ist lyrisch empfunden, sehr fromm, sehr innerlich, aber nicht zwingend in seiner transszendenten Bedeutung.

Dagegen erreicht der Landschafter Steinhausen sehr wohl eine Annäherung an das Monumentale. Hier fällt das psychologisch Analysierende weg, das

Digitized by Google

bei den figürlichen Darstellungen stört. Es liegt in der Art, wie Steinhausen es versteht, die Unendlichkeit und Unbegrenztheit —, den weitverschwebenden Raumhorizont in seine Bilder hinein zu weben. Das ist keine gewöhnliche Natur, da ist die menschliche Sehnsucht in die Naturschau verwoben. Über die geheimnisschweren Schleiertücher seiner Nebelfernen erhebt sich der Geist mit seiner Unendlichkeitssehnsucht. Die typische Seelenhaltung des abendländisch-faustisch-germanischen Menschen ist in vielen dieser Bilder, meist sind es kleine Bilder(!), wundervoll getroffen. Seine Verse drücken es aus:

Am Horizont ein blasser Streifen.
Wie die Gedanken hinübergreifen
Und aufgerüttelt fernhin schweifen
Über die weite Ebene sonnenerhellt,
Über die Dörfer, das reifende Feld!
Ach, dort in der Ferne ist deine Welt.

Dies Monumentalempfinden, für das dem Meister der Monumentalstil versagt blieb, verläßt ihn, sobald er Figürliches mit in die Darstellung bringt. Sehr klar ist dies bereits an einem Blatt der Chronik zu beobachten. Monumental empfundene Landschaft zeigt sich dem Beschauer, über der in einen Kranz von Wolken gehüllt, ein sehr nüchtern und menschlich empfundener Christus thront, umgeben von Engeln, der die ganze Wirkung des Blattes zunichte macht.

Das tiefe Suchen, das aus Steinhausens Selbstbildnissen zu jedem spricht, der darin zu lesen vermag, findet zwei Punkte, an denen es zur Ruhe gebracht wird. Menschenglück, das ihn ablenkt und Erlösungsgewißheit, die ihn vom Zweifel befreit, Familienleben einerseits und die Gestalt des Heilandes anderseits.

Oft und immer wieder fesselt den Maler das Bild der Mutter mit ihrem Kind. Über all diesen Bildern liegt eine zarte und stille Freude gebreitet, freilich viel Ernst auch hier. Es scheint, als sei Steinhausens Männern und Frauen das Lachen fremd. Die Welt des Kindes ist ein verlorenes Paradies, das er gern malt, manchmal in Anlehnung an die Kindheitsgeschichte Jesu, oder die deutsche Märchenwelt, die durch den dämmerigen Wald zieht. In den Bildern aus dem eigenen Familienkreis erscheint Steinhausen ganz als der gütige, sorgsame Vater, der er in Wirklichkeit auch war. Sommerliche Ruhe liegt über sie gebreitet, wie ein Erholen von grübelndem Denken und Schaffen.

Nun zu den Heilandsbildern Steinhausens. Sie sind zahlreich. Es ist eigenartig, wie ungleich viel befriedigender die Wirkung Steinhausen'scher Landschaften ist, als die seiner Heilanddarstellungen. Eine erlösende, über den kleinlichen Horizont des Alltags hinausführende Stimmung spricht aus den mannigfachen Landschaften. Das Gleiche kann ich von den Heilandbildern nicht sagen. Sie gerade führen in den Alltag des Lebens hinein. Ein Mensch, ringend mit denselben Mächten, denen wir unterworfen sind, mit ernstem Angesicht, den durchfurchten Zügen eines Kämpfers — dafür charakteristisch der Judasbissen — streckt die Hand nach den Menschen aus, ohne zu überzeugen, daß in ihm wirklich übermenschliche, d. h. über das irdische Leben

Digitized by Google

hinausgreifende seelisch-geistige Kräfte lebendig sind. Der Freund der Mühseligen und Beladenen, dem keine menschliche Not fremd war, ist Steinhausens Christus. Seine Hand fassen heißt einen Begleiter und Freund im Kampf gefunden haben. Das ist gewiß viel — aber nicht alles. Da ist der Jesus der Bergpredigtfresken im Kaiser Friedrich-Gymnasium mit seiner predigenden Geste oder der philosophische Jesus im Gespräch mit Nikodemus u. a. Von dieser Jesusgestalt gehen keine spezifisch erlösenden, nur beruhigende und vertrauenerweckende Kräfte aus. Ich will damit nicht sagen, daß Steinhausen Jesus nicht als den erlösenden Heiland erlebt hat, daß ihm das Christusproblem fernlag. Das wunderbare Evangelium des verlorenen Sohnes, der heimkehrend sich dem Vater an die Brust wirft, in dem vielfach der Neuprotestantismus den ganzen Inhalt des N. T. beschlossen sehen will, hat ihn immer wieder angezogen, in der besonderen Deutung auf Christus und die Menschenseele, die er ihm gibt. Doch auch hier bleibt Christus stets der Mitfühlende, Verstehende, unendlich Gütige — und ist nicht der Heilige Gottes, der Vollstrecker göttlichen Willens, der emporziehende Erlöser, in dem alles eine neue Kreatur wird. Das Mysterium Christi und damit die tiefste Kraft und Erfüllung dieses Jesus von Nazareth bleibt bis in die letzten Arbeiten des Künstlers ungestaltet. Ich nenne die Darstellung in der Lukaskirche und eins der letzten radierten Blätter von des Meisters Hand, in dem er den Stoff mit tiefer Innigkeit und Schlichtheit in vollendeter Komposition gibt. In diesem Zusammenhang wird eine Beobachtung wichtig, die man fast an allen Jesusbildern Steinhausens machen kann. Sein Jesus schlägt zumeist die Augen nieder; niemals ruht sein voller Blick auf dem Beschauer, oft ist er von der Seite gesehen, niemals tritt man unter die zwingende Gewalt seiner Augen oder wird der Versuch gemacht, einen Eindruck seiner Augenkraft zu geben, wie beispielsweise bei dem Bild von Fidus, Jesus und der Versucher. Es scheint mir aber fraglos, daß Jesu innere Kraft sich in besonderem Maße durch seinen Blick mitteilte und übertrug. Insofern scheint mir die Beobachtung des stets unter sich blickenden Christus nicht von zufälliger Bedeutung. Die Jesusfigur erhält wohl dadurch etwas sehr Innerliches, aber sie erscheint zugleich auch zurückhaltend, distanziert. Eine gewisse Fremdheit zwischen ihr und der Umgebung bleibt, um nicht zu sagen: etwas Unsicheres. Besonders auffällig ist das bei der Darstellung des segnenden Christus in der Lukaskirche, die vollständig wirkungslos bleibt, nicht allein als Folge der unglücklichen Anbringung an der Decke des Kirchenraums. Sanfter, ruhiger, erhabener ist zweifellos der Ausdruck der Jesusbilder aus des Meisters letzter Schaffenszeit geworden. Es ist, als ob Steinhausen selbst das Ungenügende seines Christustyps gefühlt hätte. Christus ist jetzt entrückter — damit ist der Weg zu einer tieferen Erfassung der Heilandgestalt gebahnt. Wenn beispielsweise auf dem Darmstädter Bild „Es ist bereit" die Heilandfigur in geheimnisvolles Helldunkel gehüllt erscheint und man den Erlöser in erhabener Abgekehrtheit wie durch Schleier hindurch sieht, so ist der Meister wohl davon durchdrungen gewesen, daß die Christusdarstellung immer nur von ferne ahnen lassen kann, was Christus ist — und wie er war. Christus bleibt bis in diese letzten Versuche der Mensch, nichts Transzendentes eignet ihm, in ge-

Digitized by Google

heimnisvoller Weise erscheint er wohl emporgezogen von der Erde zu Gott, das Mysterium seiner Person wird geahnt, es ist nur zu bedauern, daß dem Meister nicht vergönnt gewesen ist, in dieser Richtung weiter zu schaffen. Die Erfassung des zeitlosen Christus oder sagen wir des spezifisch religiös erfahrenen Christus ist Steinhausen nicht gelungen. Dies Urteil, das an der Heilandsfigur gewonnen ist, glaube ich auch, wie geschehen, auf Steinhausens gesamte biblische Malerei ausdehnen zu müssen. Seine religiöse Kunst gipfelt nicht im Christusbild, sondern im Landschaftsbild.

Es ist ein Stilles, das zur Rast einlädt, wenn Steinhausen mit einem Bildwerk vor unser beschauendes Auge tritt. Doch will er nicht dem Menschen einen Frieden aufzwingen, den er nicht kennt, sondern nur die Seele aufrühren und die Augen öffnen für tausend und abertausend Wege, die zu dem einen und letzten Gott und seiner Unendlichkeit führen. Es ist so, wie er schreibt:

Du gehst im Dunkeln
Im Herzen bedrängt,
Von Sorgen beengt,
Plötzlich über dir Sterne funkeln.

Ober-Seemen (Oberhessen) Pfarrer René Wallau.

Susanna Katharina von Klettenberg.

Zur Erinnerung an ihren 200jährigen Geburtstag.

Am 19. Dez. 1923 waren 200 Jahre verflossen, seit Susanna Katharina von Klettenberg geboren wurde. Man hat vermutlich außerhalb Frankfurts diesen Tag nicht beachtet, obwohl die Bekenntnisse einer schönen Seele jedem Gebildeten bekannt sind. In ihrer Vaterstadt aber ist wenigstens einiges geschehen, ihr Andenken zu ehren. Zuerst habe ich ihrer gedacht in einem Vortrage, den ich auf Wunsch der „Freunde des Goethe-Museums" hielt, der nachher in der Didaskalia unter dem Titel: „Aus den Tagen des jungen Goethe" erschienen ist (25. Nov., 2. Dez. und 9. Dez.). An dem Sonntag (16. Dez.), der zwischen Todestag (13. Dez. 1774) und Geburtstag der schönen Seele fiel, gedachte ich ihrer in einer Predigt, welcher die Stelle Ev. Joh. 3, 25—30 zu Grunde lag. Ich zeigte, daß der Lebensgang von Frl. v. Klettenberg für jedes Lebensalter seine Bedeutung habe. (Ein Auszug erschien in dem kirchlichen Blatt „Gemeinde" 1924, Nr. 1 u. 3). Am 20. Dez. hielt ich einen Vortrag im hiesigen Altertumsverein, der es sich auch nicht nehmen lassen wollte, die durch Goethe in aller Welt bekannt gewordene Frankfurterin zu feiern. In diesem Kreise, der vor allem der Erforschung der vaterstädtischen Geschichte gewidmet ist, habe ich ein getreues Bild der geschichtlichen Klettenberg zu entwerfen gesucht, das sich nicht ganz mit den konventionellen Vorstellungen über eine „schöne" Seele deckt. Vor allem habe ich noch einmal die schon früher von mir vertretene These von dem Vorhandensein einer autobiographischen Quelle der „Bekenntnisse" energisch gegen einige Zweifler zu verteidigen gesucht. Ich verweise solche, die sich genauer zu orientieren suchen, auf mein Buch: Goethes schöne Seele, ein Lebensbild im Anschluß an

Digitized by Google

eine Sonderausgabe der Bekenntnisse, Gotha, Perthes, 1896, und einen mehr wissenschaftlich gehaltenen Aufsatz in den Berichten des deutschen Hochstifts 1897 (Heft 1), sowie auf eine Reihe anderer Veröffentlichungen über diese Streitfrage, bei der sich die meisten Goethe-Forscher auf meine Seite gestellt haben.

Der Grund, der mich veranlaßt, in dieser Zeitschrift auf die schöne Seele hinzuweisen, ist die Tatsache, daß in keiner Liedersammlung, so viel mir bekannt ist, Frl. v. Klettenberg vertreten ist, nicht einmal in einem Gesangbuch ihrer Vaterstadt. Mir scheint, als sei hier etwas gut zu machen. Allerdings eignen sich nur ganz wenige ihrer Lieder zu einem gottesdienstlichen Gebrauche, weil sie teilweise ein zu individuelles Gepräge haben, oder sich überhaupt nicht singen lassen, oder endlich zu sehr durch den Geschmack der Brüdergemeinde in der Zeit ihrer Kinderkrankheiten bestimmt sind. Aber zwei ihrer Gedichte lassen sich wohl singen und sind auch inhaltlich durchaus geeignet, jeder Liedersammlung als Zierde zu gereichen. Ich stelle voran die kleine Dichtung, von der Willibald Beyschlag, auch ein Landsmann der schönen Seele, gesagt hat: Goethe hat tausenderlei geschrieben und gedichtet, das als Kunstwerk hoch über allem steht, was seine fromme Freundin schreiben und dichten konnte, aber es ist doch nichts darunter, was als Inschrift eines Menschenherzens und als Grabschrift eines Menschenlebens so schön wäre, wie dieser einzige kleine Vers von ihr:

Lieber arm als ohne Jesus
Reich an Pracht und Herrlichkeit!
Lieber krank als ohne Jesus
Frisch die ganze Lebenszeit!
Ja, viel lieber nie geboren,
Als von diesem Freund getrennt.
Eine Welt, bei ihm verloren,
Ist Gewinn, wenn man ihn kennt.

Dieser Vers kann sehr gut nach der bekannten Melodie: „Herz und Herz vereint zusammen", gesungen werden. Er eignet sich als Schlußvers eines Gottesdienstes ebensowohl wie das Lied: „Die wir uns allhier zusammenfinden", das in ähnlicher Weise die Liebe zu Jesus zum Ausdruck bringt, oder der Vers von Selnecker, der oft am Ende einer Feier angestimmt wird: „Laß mich dein sein und bleiben". Natürlich könnte man das Gedicht der Klettenberg auch unter die Jesuslieder stellen.

Ein anderes Lied, das der Aufnahme in ein Gesangbuch nicht unwert erscheint, ist im Gegensatz zu jener kurzen Dichtung viel zu lang, um ganz übernommen zu werden. Die Überschrift lautet: „Blicke der Ewigkeit". Ich bringe hier nur einige Verse, die mir zu gottesdienstlichem Gebrauche oder zum Singen in christlichen Vereinen geeignet scheinen, indem ich es Andern überlasse, vielleicht eine bessere Auswahl zu treffen, falls mein Vorschlag bei Veranstaltung neuer Sammlungen überhaupt berücksichtigt werden sollte:

Mich überfällt ein sanft Vergnügen
Von göttlich still, doch starken Zügen
Nach jener frohen Ewigkeit.
Mein Auge blickt in lichte Fernen;
Ich seh, was überm Sitz der Sternen
Mir meines Heilands Huld bereit. (V. 1).

Auf jenen frohen Himmelsauen
Werd ich ihn, meinen Hirten, schauen.
Ja dort wird mich sein sanfter Stab
Auf fetten, ewig grünen Weiden
Zum Bach des Lebens selber leiten,
Wovon ich hier nur Tropfen hab. (V. 4).

Digitized by Google

Nur dorthin, wo in deinem Frieden
Du mir ein solches Heil beschieden,
Das weder Furcht noch Hoffen stört,
Wo fern von Weinen, fern von Leiden,
In unbeschriebenen reinen Freuden
Man frohe Jubeltöne hört. (V. 8).

Noch fern von dir, hier auf der Erden,
Wird bald von Freud, bald von Beschwerden,
Mein Aug in finstern Dunst verhüllt.
O laß bei allem, was hienieden
Von Wohl und Weh du mir beschieden,
Mein Auge scharf nur dorthin sehn! (V. 6 u. 7).

Wen wollte Tod und Grab erschrecken?
Dein Wort mein Stab, dein Kreuz mein Stecken,
Hilft mir durchs finstre Todestal.
Kein Unfall wird mich da berühren,
Du wirst mich tragen, heben, führen,
Zum lichten frohen Himmelssaal. (V. 9).

Bald, bald, vielleicht in wenig Tagen,
So hören wir die Wächter sagen:
Steht auf, der Bräut'gam kommt herbei.
Daß wir dich nun empfangen können
Mit Lampen, die recht helle brennen,
So mach uns gläubig, wachsam, treu! (V. 14).

Das Lied kann nach der Melodie: „Der du das Los von meinen Tagen" gesungen werden. Es ist das freilich keine sehr volkstümliche Melodie, doch ist sie immerhin sangbar.

Von andern Liedern könnte etwa noch in Betracht kommen: Gib mir einen Sabbatsegen (V. 1, 3 und 4). Auch dieses Lied kann nach der Melodie: „Herz und Herz vereint zusammen" gesungen werden.

Es wäre wohl möglich, daß doch ein oder das andere Lied der schönen Seele in gottesdienstlichem Gebrauche wäre, was ich nicht sicher feststellen konnte; aber dann würde vielleicht diese Anregung dazu dienen, daß man auch anderwärts diesem Beispiele folgt, um das Andenken an eine der edelsten Christinnen lebendig zu erhalten. In den Liedern der Frl. v. Klettenberg liegen jedenfalls Bekenntnisse vor, deren Echtheit niemand bestreiten kann, sollte man auch meine Annahme einer von Goethe benützten Selbstbiographie ablehnen.

Frankfurt a. M. D. Dr. Dechent.

Beiträge zum Grabe Christi in Deutschland.

Von Lic. Dr. **Erich Becker, Baldenburg** (Westpreußen).

I.

Gustaf Dalman hat uns unlängst unter dem Titel: „Das Grab Christi in Deutschland" eine sorgfältige Zusammenstellung der Nachahmungen des h. Grabes von Jerusalem auf deutschem Boden geschenkt[1]). In chronologischer Folge ziehen hier die Denkmäler von den Tagen Karls des Großen beginnend an unserem Auge vorüber, und noch im Kaiser Friedrich-Mausoleum von Potsdam glaubt Dalman den romantischen Gedanken des vorletzten Hohenzollernkaisers, in einer Heiliggrabkapelle ruhen zu wollen, erkennen zu können[2]). Wer die lange Reihe der Denkmäler mustert, wird über die Mannigfaltigkeit der vorhandenen Nachbildungen vielleicht erstaunt sein, eine Mannigfaltigkeit, die, auch wenn man die Veränderungen am Vorbilde von Jerusalem in Rechnung setzt, eben nur bei Vernachlässigung historischer Treue, die wir Heutigen von einer Nachbildung verlangen, erklärlich ist: wer in diesen deutschen Nachschöpfungen getreue Spiegelbilder des jeweiligen Originalbildes von Jerusalem erwartet, wird von dem tatsächlichen Bestande enttäuscht werden. Von der zu erwartenden Einheitlichkeit kann bei diesen Bauten nicht die Rede sein. Das hat schon vor Dalman mit Recht

[1]) Gustaf Dalman, Das Grab Christi in Deutschland (Studien über christliche Denkmäler, herausgegeben von Johannes Ficker, 14. Heft), Leipzig 1922.

[2]) Meine Bedenken zu diesem Punkt bringe ich anderwärts zum Ausdruck.

Digitized by Google

Georg Humann betont, indem er auf die wechselnden Grundformen hinweist: „Es sind runde, vier- oder mehrseitige Bauten, darunter mehrere, bei denen man kaum jene Absicht vermuten könnte, wenn sie nicht urkundlich bezeugt wäre. Die mittelalterlichen Baumeister ließen sich durch Vorbilder viel weniger beeinflussen, sie arbeiteten viel selbständiger als meistens angenommen wird[1])." Auf diese verschiedene Einstellung des mittelalterlichen und des modernen Empfindens hat bei Besprechung des Heiligen Grabes von Gernrode auch H. Beenken hingewiesen: „ .... sicher ist das, daß die äußere Erscheinung eine durchaus neue und von den ausführenden Künstlern frei erfundene war, daß vor allem die plastischen Darstellungen nur an die inhaltliche Bedeutung und an den symbolischen Gehalt des Grabgedankens anknüpfen konnten, nicht an die äußere Erscheinung. Diese dürfte der zurückkehrende Kreuzfahrer in dem Gernroder Denkmal kaum wiedererkannt haben. Darauf ist es ihm sicher aber auch in viel geringerem Maße angekommen, als wir ... heute meinen möchten. Dem mittelalterlichen Menschen war es um das Abbild der Erscheinungen nicht zu tun, ihm war die rein gedankliche Verknüpfung und das Wachrufen einer reichen Mannigfaltigkeit von ideellen Beziehungen in jedem Falle das unendlich Wertvollere[2])."

Diese Beobachtungen waren zweckmäßig vorauszuschicken, ehe ich die Aufmerksamkeit zunächst auf ein Denkmal richte, das anscheinend in den Zusammenhang der Heiliggrabbauten einzureihen ist, das aber jedenfalls bisher in dieser Eigenschaft nicht erkannt worden ist. Kurz nachdem ich mich mit Dalmans Untersuchungen beschäftigt hatte, wurde ich auf die romanische Achatiuskapelle von Grünfeldhausen mit einem merkwürdigen, bisher unerklärten Inventarstück aufmerksam. Eine eingehende Behandlung neueren Datums fehlt für diesen Bau[3]). Eine Untersuchung an Ort und Stelle erlauben mir die Zeitumstände nicht, so beschränken sich meine Unterlagen auf eine ältere Publikation und einige kurze Notizen neueren Datums.

Die Achatiuskapelle bei Grünfeldhausen ist ein sehr interessanter romanischer Zentralbau (innerhalb eines ummauerten Friedhofes) aus der Blütezeit des romanischen Stils[4]). Die Kapelle ist achteckig (Innendurchmesser 10 m) und mit einem achtseitigen Zeltdach überdeckt. Der angebaute achteckige Altarraum ist erst später angefügt, gleichfalls mit achteckigem Zeltdach versehen. Über dem Verbindungsteil erhebt sich ein achteckiger Glockenturm. Der großen Feuchtigkeit halber erfolgte 1804 eine Höherlegung des Fußbodens und eine Außenaufschüttung von über drei Metern.

Erich Jung berichtet nun, daß ihm ein alter Einwohner von Grünsfeld Folgendes erzählt hat: „Noch bis vor etwa drei Jahren, noch nach der vollendeten Wiederherstellung, habe in der Mitte des Hauptraums ein merkwürdiger Aufbau gestanden, über Manns hoch wie ein Altar, achteckig; in einer Seitenwand dieses Aufbaus eine halbmeterbreite Öffnung. Der ganze Aufbau habe auf einer breiteren Platte gestanden, unter der viel Asche gefunden worden sei. Der Altar sei der Heidenaltar genannt worden. ... Um mehr Sitzraum in der Kirche zu gewinnen, sei dieser Aufbau

[1]) Georg Humann, Der Zentralbau zu Mettlach und die von der Aachener Pfalzkirche beeinflußten Bauten. Zeitschrift für christliche Kunst, 1918, S. 87.

[2]) H. Beenken, Der Skulpturenschmuck des Heiligen Grabes in der Stiftskirche zu Gernrode. Jahrbuch der preuß. Kunstsammlungen 44. Bd., 1923, S. 1. Seine Untersuchungen machen eine kleine Umgruppierung bei Dalman erforderlich.

[3]) Dies wird mir von Prof. Jos Sauer-Freiburg i. Br. als Konservator der kirchlichen Denkmäler in Baden freundlichst bestätigt (Karte vom 25. Juli 1923). Er fügt hinzu, daß er die alten romanischen Deckenmalereien im Chor während des Krieges habe reinigen und fixieren lassen. Ein längerer Denkmalsbericht hierüber könne z. Z. im Druck nicht erscheinen.

[4]) Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. IV. Bd. Kreis Mosbach. 2. Abt. Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Tauberbischofsheim von Adolf von Oechelhäuser. Freiburg i. Br., Leipzig und Tübingen. 1898. S. 47—50. Taf. VIII.

Digitized by Google

vor einigen Jahren beseitigt worden[1])." Eine Anfrage an das zuständige Pfarramt bestätigte diese Angaben Jungs in den wesentlichen Punkten und ergänzte sie vor allem in der Hinsicht, daß der seltsame Aufbau zur Zeit noch vorhanden ist: „Fraglicher Stein ist ein achteckiger Aufbau mit einem ebenen Abschluß, der wie ein Deckel mit romanischen Formen oben aufsitzt. Höhe etwa 1,50 m, Durchmesser 1 m. Auf halber Höhe findet sich eine viereckige Öffnung, deren Zweck nicht ersichtlich ist. Soviel mir bekannt, hat man noch nie den eigentlichen Zweck und die Bedeutung des ganzen Aufbaus zu deuten vermocht. Vor etwa 3 Jahren wurde er, weil der Ausblick auf den Altar sehr gehemmt war, entfernt und außen an der Kapelle wieder in derselben Weise aufgemauert[2])."

Was ist von diesem Oktogon und von dem rätselhaften Aufbau, der ursprünglich in seiner Mitte stand, zu halten? Man hat die Vermutung geäußert, es könne sich hier um einen Ausläufer syrischer Zentralbauten, der den Kreuzzügen seine Entstehung verdankt, handeln[3]). Doch drückt sich Oechelhäuser sehr vorsichtig aus, vor allem scheint ihm der Bau für eine besondere Tauf- oder Grabkirche zu großartig. Wenn man nun das von Dalman zusammengestellte Material überblickt, so wird es einem kaum mehr zweifelhaft erscheinen, in welcher Richtung die Lösung der Frage zu suchen ist. Dalman führt unter Nr. 10 die Kreuzeskapelle von Drüggelte in Westfalen an: ein Zwölfeckbau mit spitz zulaufendem Schieferdach, um 1225 erbaut als Gründung eines Kreuzfahrers[4]). Als Vorbild denkt Dalman weniger an die Grabeskirche als an den achtseitigen Felsendom (templum Domini) in Jerusalem. Dasselbe Vorbild möchte ich mit noch größerem Recht (Achteckform!) für Grünfeldhausen annehmen.

Während sich aber für Drüggelte ein heiliges Grab in der Mitte des Zentralbaus nicht erweisen läßt, dürfte das in Grünfeldhausen der Fall sein. Gewiß ist der achteckige Aufbau in mehr als einer Hinsicht auffällig, und unter den Nachbildungen, die Dalman zusammengestellt hat, findet sich kein direktes Analogon. Anderseits aber zeigt Dalmans Sammlung, wie schon eingangs erwähnt, eine erhebliche Mannigfaltigkeit und beweist, mit einer wie geringen Annäherung an die Form des Originals man sich zumeist begnügt hat. Am wenigsten Schwierigkeit macht die Achteckform, die mit der Form des Gesamtbaus harmoniert. Sechzehneckform ist mehrfach zu belegen[5]). Auffälliger sind die sehr geringen Maße, aber auch sie dürften eine Deutung auf eine Nachbildung des h. Grabes nicht ausschließen. Die viereckige Öffnung auf halber Höhe ersetzt die Grabestür[6]). Von entscheidender Bedeutung ist mir die ursprünglich zentrale Stellung des bisher völlig unerklärten Aufbaus, die für die gottesdienstlichen Bedürfnisse der Jetztzeit so störend empfunden wurde, daß man kurzerhand den Bau entfernte, ihn jedoch erfreulicherweise — was Jung unbekannt blieb — konservierte. Schließlich ist noch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der jetzt flache Abschluß ursprünglich noch ein Zeltdach trug[7]), wodurch eine größere Annäherung an das Original erreicht wäre. Etwa bei der Einebnung im Jahre 1804 könnte diese Bedachung dann

---

[1]) Erich Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. München 1922. S. 285.

[2]) Gütige Mitteilung von Pfarrer Münch in Grünsfeld. Postkarte 14. VI. 1923.

[3]) Die Kunstdenkmäler usw. a. a. O. S. 142.

[4]) a. a. O. S. 69ff. Ein Oktogon liegt auch bei der Heiliggrabkapelle in Weilburg a. d. Lahn zugrunde. Ebenda S. 94. Abb. 27.

[5]) a. a. O. S. 32 (Konstanz), S. 35 (Magdeburg).

[6]) Es handelt sich also in diesem Falle nur um einen Einblick. Ähnlich ist über der Figurengruppe des „heiligen Grabes" im Dom zu Frankfurt a. M. im Hintergrund ein Fensterchen eingelassen, das als Grabestür gedacht ist. Vergl. C. M. Kaufmann, Der Frankfurter Kaiserdom. Seine Denkmäler und seine Geschichte. 4. Aufl. München-Kempten 1922. S. 80 und Bild 66.

[7]) Oder wurde hier eine Nachbildung des Leichnams Christi niedergelegt?

Digitized by Google

verschwunden sein. Doch will ich auf diese Möglichkeit keinen besonderen Wert legen.

Was die von Jung angeführte Bezeichnung „Heidenaltar" betrifft, so könnte dieselbe ein volkstümlicher Ausdruck für das Ungewöhnliche, Altertümliche, Unverstandene sein[1]). Sollte aber tatsächlich volkstümliche Überlieferung eine Erinnerung an heidnischen Kult an dieser Stätte festgehalten haben, so würden wir vermutlich eine Parallelerscheinung zu dem heiligen Grabe der Externsteine zu erkennen haben, wo anscheinend heidnischer Kult dem christlichen voranging[2]).

Ist die vorgetragene Lösung des Rätsels von Grünfeldhausen richtig, so würde von da aus vielleicht auch Licht fallen auf zwei weitere altertümliche romanische Zentralbauten der dortigen Gegend: Oberwittighausen und Gauwettersheim[3]).

II.

Von der romanischen Kapelle im Badener Lande zeitlich durch ein halbes Jahrtausend getrennt ist eine Heiliggrabkirche im Schlesierland, das uns ja eine besonders große Zahl von Nachbildungen des Heiligen Grabes bewahrt hat. In ihrer Weltabgeschiedenheit ist die Heiliggrabkapelle auf dem Harteberg bei Neuland selbst den Nachforschungen eines Dalman entgangen. Und wenn diese Anlage auch keine neuen Gesichtspunkte erschließt, sie sich vielmehr, wie gezeigt werden soll, als eine Kopie aus zweiter Hand erweist, so erfordert doch die Vollständigkeit, daß auch dieses deutsche Grab Christi der Spätzeit, das mir vom Naumburger Predigerseminar her seit 1909 bekannt ist, aus der Erforschung des gesamten Denkmälerbestandes nicht ausgeschlossen wird.

Von der Bahnstation Neuland (Strecke Siegersdorf-Löwenberg) führt eine Lindenallee durch den Wald den Bergabhang hinauf zur Heiliggrabkirche, die nur von wenigen Gebäuden umgeben in Waldeseinsamkeit verborgen liegt[4]). Die Kirche ist ein einfacher Bau von rechteckigem Grundriß mit Dachreiter, an der Rückseite beiderseits abgeschrägt (im Innenraum sind auch die beiden vorderen Ecken abgeschrägt), im Barockstil ausgeführt. Hinter dem Altar öffnet sich in der Mitte der Rückwand eine Tür in spätgotischer Formgebung mit zwei sich kreuzenden Rippen[5]). Die Wand rechts und links ist belebt durch zwei gebrochene Stäbe, darüber drei viereckige Rahmen, und endlich als Abschluß oben nochmals zwei Rahmen, welche Urnen in Relief einschließen.

Durch die „spätgotische" Tür betritt man zunächst die Vorkammer, welche als Sakristei dient. Dieselbe hat eine Länge von 3,13 m, eine Breite von 2,47 m, die Höhe des Kreuzgewölbes beträgt etwa 3 m. Die beiden hinteren Ecken sind leicht abgerundet, die beiden Seitenwände haben im oberen Teil einander gegenüber zwei kleine Fenster mit gotischen Spitzbogen[6]). In der Ecke links liegt der Engelstein von

---

[1]) Die drei altertümlichen romanischen Zentralbauten Oberwittighausen, Grünfeldhausen, Gauwettersheim läßt die Volksmeinung von Riesen entstanden sein. Auch die oben erwähnte Drügelter Kapelle hat sich die Bezeichnung Heidentempel gefallen lassen müssen. Vgl. Dalman a. a. O. S. 69 Anm. 1. Auch an Goslars bekannten sogenannten „Krodoaltar" mag hier erinnert werden.

[2]) Dalman a. a. O. S. 41. Für den eben genannten Achteckbau der Sigismundkapelle bei Oberwittighausen ist nach Oechelhäuser (a. a. O. S. 136) die alte Überlieferung für eine uralte heidnische Kultstätte „nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen".

[3]) Oechelhäuser a. a. O. S. 136ff. Taf. XIII, 142. Im Oktogon von Oberwittighausen steht mitten im Innenraum ein „plumper Einbau", der den später eingebauten Glockenturm trägt. Auch dieser Einbau müßte genauer untersucht werden.

[4]) Zuletzt von mir besucht am 28. Juni 1923. Die genaue Bezeichnung lautet: Heilige Grabkirche Harteberg bei Neuland (Kreis Löwenberg), auch Berg Neuland oder Neuland auf dem Berg.

[5]) Höhe der Umrahmung 2,20 m. Türöffnung: 1,97 × 0,84 m.

[6]) Größte Öffnung Innenwand 0,66 × 0,57 m.

Digitized by Google

ziemlich geringer Größe (0,35 × 0,25. Höhe 0,37 m). In der linken Ecke der Rückwand führt eine rechteckige Öffnung von 0,57 m Breite und 1,15 m Höhe zur Grabkammer selbst. Diese hat eine Länge von 1,97 m bei 1,82 m Breite und 2,80 m Höhe und besitzt ein Tonnengewölbe. Auf der rechten Seite dieser fensterlosen, aber jetzt elektrisch beleuchtbaren Kammer ist in 1 m Höhe eine Holzplatte von 0,88 m Breite eingefügt, auf der sich ein kleiner Calvarienberg aus Holz (mit Türchen in der Mitte) mit Kruzifix und allerlei Glaskugelschmuck befindet. Im unteren Raum liegt ein Corpus Christi, aus Stein, polychrom[1]).

Die Außenansicht bringt die Zweiteilung des Baues deutlich zum Ausdruck. Der an die Kirche anstoßende breitere Teil (die Engelkapelle) bietet von den gotischen Fensterchen abgesehen außen nichts Besonderes. Im stumpfen Winkel geht die Wand dann über in den schmaleren Teil des Grabraumes selbst[2]). Dieser Bauteil ist von einer Blendarkadenstellung von sieben Säulen belebt. Unten ist ein Sockel angegeben. Den oberen Abschluß des ganzen Anbaus bildet ein dicker, überragender Wulst, der etwas tiefer von einem schmalen Rundstab begleitet ist. Auf dem flachen, jedoch leicht ansteigenden Dach erhebt sich über der Grenze der beiden Raumteile ein Türmchen. Sechs Säulen tragen Rundbogen und darüber einen Bauteil, der ringsum mit drei Reihen kleiner Spitzbogen in Relief ausgeschmückt ist. Das Ganze ist mit einer Kuppel von sehr geringem Umfang gekrönt.

Wie alt ist diese Anlage und nach welchem Vorbild ist sie gebaut? Zunächst ist festzustellen, daß Kirche und Heiliges Grab aus derselben Zeit stammen und nicht von einander zu trennen sind. Die Stuckdekoration der Decke zeigt links über der Orgel die Jahreszahl 1703, und dieses Jahr dürfte wohl zugleich auch das Baujahr der Heiliggrabkirche überhaupt sein. Genaueres war auch aus den spärlichen Akten, die mir der dort amtierende Geistliche zur flüchtigen Einsicht vorlegte, nicht zu entnehmen. Das älteste hier befindliche Schriftstück vom 16. März 1715 setzt die Stiftung durch einen Grafen von Nostiz bereits voraus[3]).

Die Nachbildung in Neuland ist eine solche aus zweiter Hand und — wie aus der Beschreibung hervorgeht — ähnlich wie diejenige in Sagan zu werten: das Vorbild ist auch hier in dem Heiligen Grab von Görlitz zu finden[4]). Ein Besuch in Görlitz einen Tag später machte mir dieses Resultat vollends zur Gewißheit[5]).

Allerdings handelt es sich wieder um keine exakte Kopie des Vorbildes, und sicherlich ist die Gesamtwirkung des kleinen Anbaus an dem größeren Kirchenbau in Neuland ungleich geringer wie der selbständige, reizvolle Bau in Görlitz, wozu dann noch die Unterschiede der Umgebung kommen[6]). Auch sind in einzelnen Baugliedern Verschiedenheiten nicht zu verkennen. Trotzdem ist das Abhängigkeitsverhältnis mit Händen zu greifen. Entscheidend ist die getreue Wiederholung der Dekoration der Eingangswand, die sich freilich in Neuland im Kircheninnern befindet[7]). Hier ist Stück um Stück genau kopiert. Auch die beiden Kammern stimmen in den Maßen fast völlig

---

[1]) Unweit des Kopfes führt am Boden eine rechteckige Öffnung durch die Mauer nach außen. Dieselbe soll wohl eher zur Entlüftung des fensterlosen Raumes dienen, als wie etwa Einblick von außen gewähren.

[2]) Breiterer Teil 1,84 m Länge. Übergangsschräge 0,57 m breit. — Schmalerer Teil 2,60 m Länge. Scheitelhöhe der Blendarkade vom Erdboden ca. 2,30 m.

[3]) Johann Carl Graf v. Nostiz bemerkt in diesem Fundationsinstrument, daß sein seliger Vater ex pia intentione zur größeren Ehre Gottes und seiner Seele Heil die Bergkirche und das Hospital auf dem Harteberg gestiftet habe.

[4]) Görlitz: Dalman a. a. O. S. 81 ff. Sagan: ebenda S. 104 ff.

[5]) 29. Juni 1923. Material und Formengebung ist in Görlitz ungleich besser.

[6]) Vgl. die schöne Abb. bei Dalman Taf. VIII. Abb. 23.

[7]) So fehlen nur die beiden Langsteine in Neuland; man kann sie aber, wenn man will, in der Treppenbrüstung vor dem Kircheneingang wieder erkennen.

Digitized by Google

an beiden Orten überein. Die Abrundung der beiden hinteren Ecken in der Vorkammer ist nicht zu übersehen. Auch im Schmuck des Außenbaus ist die Nachahmung des Görlitzer Vorbildes in Neuland unverkennbar, wennschon Material und Ausführung das Vorbild nicht erreichen. Die Kapitelle in der Blendarkade sind den entsprechenden in Görlitz nachgebildet. Einige Abweichungen bietet das Türmchen auf dem Dach. Die Görlitzer Spitzbogen über den Säulen sind hier zu Rundbogen geworden, die Kapitelle sind in Neuland lediglich zylindrische Stücke[1]). Auch die bekrönende Kuppel ist kleiner und runder geraten, doch zeigt auch hier das nach Dalman an arabische Zellenornamentik erinnernde dreireihige Spitzbogenmotiv die Nachahmung des Görlitzer Vorbildes.

Vielleicht haben bei der Anlage in Neuland noch andere Vorbilder eingewirkt. Das Heilige Grab ist hier das Ende eines Stationsweges, der beim coenaculum beginnt[2]). Dieses enthält im Erdgeschoß eine plastische Darstellung des Abendmahls, dem die Fußwaschung (Gruppe im Nebenraum) vorangeht. Der Raum im Obergeschoß ist leer. Leider sind schon Zeichen des beginnenden Verfalls zu bemerken. Im Oberraum soll früher beim Bergfest 14 Tage vor Ostern von der Geistlichkeit eine Mahlzeit eingenommen worden sein. Von hier führt eine Lindenallee mit je drei Stationen auf jeder Seite zur oben beschriebenen Grabeskirche, welche die letzte Station enthält. Der Altar zeigt den Abschluß mit Auferstehung und Himmelfahrt. Es sei darauf hingewiesen, daß bei dem sehr ausgedehnten Kreuzweg des Klosters Grüssau die Kapelle des Coenaculum gleichfalls die Stationen des Fußwaschens und des Abendmahls enthält[3]).

Es mögen sich wohl in deutschen Landen noch weitere Nachbildungen des Heiligen Grabes nachweisen lassen, die das von Dalman uns vermittelte Material ergänzen. Diesem Zwecke sollten auch die obigen Ausführungen dienen.

Der Melodienentwurf der Einigungskonferenz.

Von Joh. Plaß.

Die in den Jahren 1918—1920 tagende Fünfzehnerkonferenz hat in ihrem Entwurf unter 107 Nummern 112 Melodien, von diesen noch 9 in doppelter Form, also zusammen 121 Weisen dargeboten; eine Denkschrift empfiehlt ihn den Landeskirchen als „einen Stamm einheitlicher Melodien selbstverständlich unter völliger Wahrung ihrer freien Entschließung zur Prüfung und Aneignung", und bezeichnet ihn als ein Ziel, das alle, denen nicht nur die Einigung, sondern auch die Belebung und Hebung des Gemeindegesangs am Herzen liege, sich würden setzen müssen, ein Ziel, das „freilich nur in allmähliger langsamer und systematischer Erziehungsarbeit" erreicht werden könne. Die Zuversicht auf allgemeine und baldige Anerkennung und Annahme scheint hiernach in der Kommission selbst nicht stark gewesen zu sein. Die gewünschte Prüfung ergibt in der Tat nicht wenige und nicht geringe Bedenken. Sie sollen nicht verschwiegen werden, sind aber von Gegenvorschlägen begleitet, um weiteren Fortschritt zu ermöglichen. Denn unser Ziel ist das gleiche.

---

[1]) Die eingezogene Form der Kapitelle hat der Steinmetz in Neuland nicht verstanden, oder sie war ihm zu unbequem, so schnitt er einfach ein Schaftstück als Kapitell durch Ringe ab. Hingegen kopierte er wieder die runden Platten über den Kapitellen.

[2]) In Neuland als „Simonishaus" bezeichnet.

[3]) Dalman a. a. O. S. 120.

Digitized by Google

Vorarbeit war seit 70 Jahren geleistet in dem von der Eisenacher Konferenz 1854 herausgegebenen „Dtsch. evg. Kirchengesangbuch in 150 Kernliedern" (K), den Militärchoralbüchern von 1894 und 1908 (M), dem Festbüchlein des Evg. Kirchengesangvereins für Dtschl. von 1898 und 1908 (F) und dem vom Kirchenausschuß 1915 herausgegebenen „Dtsch. evg. Gesangb. für d. Schutzgebiete u. d. Ausland" (A). Daß der neue Entwurf der Fünfzehnerkommission (E) diese mühevollen Arbeiten nicht ignorierte, sondern möglichst benutzte, war selbstverständlich. Sie enthielten bereits viel Gutes, das als Grundlage für die Einigung brauchbar war, aber auch noch manches Anfechtbare, Minderwertige oder Ungeeignete, worauf schon in meinem Buche[1]) ausführlich hingewiesen ist. Sie waren Stationen auf dem Wege zum Ziele, noch nicht das zu erreichende Ziel. Da sie überdies von manchen Melodien noch doppelte Formen und zahlreiche einzelne Varianten brachten, dazu auch untereinander noch etliche Verschiedenheiten aufwiesen, da ferner ihre Lesarten noch keineswegs in allen Landes- und Provinzialkirchen und -kirchlein Deutschlands eingeführt waren, und wo dies offiziell geschehen war, doch noch lange nicht alle zum wirklichen Eigentum der Gemeinden geworden waren, so durfte sich die Konferenz nicht einseitig an sie gebunden erachten, sondern mußte die kirchengesangliche Bewegung, die in ihnen zum Ausdruck kam, grundsätzlich klären, soweit nötig korrigieren und verständnisvoll weiterführen. Nur wenn ein wirklicher Fortschritt vorlag, konnte das Werk auf allgemeine Zustimmung und mit der Zeit auf allgemeine Annahme rechnen. Aber in der Hauptsache hat man sich darauf beschränkt, aus den Lesarten von M, F und A eine auszuwählen. Infolgedessen ist die Einheitlichkeit gegenüber den früheren Arbeiten erheblich größer. Was aber die Güte der Formen, insbesondere ihre Brauchbarkeit für den Gemeindegesang betrifft, so ist zwar einiges wirklich verbessert, teils in der Tonfolge, teils im Rhythmus; das soll gerne anerkannt werden. Anderes ist leider unverbessert geblieben oder gar wieder verschlechtert. An der Tonfolge ist nur noch Weniges, an dem Rhythmus und seiner Schreibweise erheblich mehr auszusetzen. So ist auch E nur eine weitere Station auf dem Wege zum Ziele geworden.

In Kunstfragen sind Kommissionsarbeiten, die meistens auf Kompromisse hinauslaufen, immer eine bedenkliche Sache. Das hat sich auch hier gezeigt. Innerhalb der Konferenz haben sich verschiedene Bestrebungen bekämpft. Durchführung klarer, bestimmter Prinzipien ist deshalb nicht zu erkennen. Das ursprüngliche, von den 5 Fachleuten aufgestellte Programm (s. Monatschr. 1919, S. 68 und 70) ist nicht innegehalten, obgleich es durchaus nicht einseitig war; es ist offenbar durchbrochen zugunsten einer rückwärts schauenden Richtung, die etwa in K ihr Ideal sieht.

Von diesem Büchlein sagte D. Gennrich in der Monatschr. 1915, S. 299, es sei trotz seiner anerkannten Vortrefflichkeit doch so gut wie ein Schlag ins Wasser gewesen. Das Hauptverdienst desselben bestand seiner Zeit darin, daß es mit dem gedehnten, rhythmisch oft nivellierten, nach jeder Zeile durch Fer-

[1]) Der Rhythmus der Melodien unserer Kirchenlieder. Nach den Erfordernissen des Gemeindegesanges von den musikalischen Grundlagen aus entwickelt. Breitkopf u. Härtel, Leipzig, 1918.

Digitized by Google

maten, Pausen und Zwischenspiele unterbrochenen Cantus firmus aufräumte, der zwar für Orgelvorspiele mit figuriert polyphonem Kontrapunkt und für kunstvolle Chöre mit belebender Gegenmelodie eine große, eindrucksvolle Kunstform war und ist, aber für den volkstümlichen Gesang, den meistens einstimmigen, unbegleiteten oder schlicht begleiteten Gemeinde- und Hausgesang nicht taugt. Denn in diesem wirkt er eintönig, langweilig, ermüdend. Das Verlangen der Zeit war aber auf lebendigen, ausdrucksvollen Gesang gerichtet, und diesem Verlangen kam das Büchlein entgegen. Auch das kann man ihm noch als Verdienst anrechnen, daß es die kraftvoll freudige Art des Reformationsjahrhunderts gegenüber der weicheren, gefühlvollen des Pietismus und der steiferen, pathetischen des Rationalismus, sowie den Gesangscharakter der Weisen des 16. und 17. Jahrhunderts gegenüber dem instrumentalen der späteren Zeit wieder mehr zu Ehren gebracht hat. Warum nun trotz dem allen fast ein Schlag ins Wasser? — Wohl nicht bloß deshalb, weil die von ihm wieder hervorgeholten Melodieformen im Laufe der Jahrhunderte ungebräuchlich geworden waren, sondern mehr noch deshalb, weil diese Formen — zwar durchaus nicht alle, aber doch zu einem erheblichen Teile — ebenso wenig volkstümlich waren, wie jener gestreckte Cantus firmus. Geschulte, nach Noten singende Chöre finden sich wohl mit einiger Mühe bald hinein, und sie mögen sich auch weiter an der eigenartigen Schönheit mancher der alten Tonsätze erfreuen, auch solcher, die für den Gemeindegesang zu künstlich sind. Unsere Gemeinden aber brauchen Melodien, die sich ihrem Gehör und Gefühl unschwer und unmittelbar faßlich machen und einprägen. Formen, die man nur mit langer Mühe oder nur mit Hilfe von Noten einpauken kann, soll man ihnen nicht zumuten. Der Volksgesang bedarf einer gewissen Gesetzmäßigkeit. Lebendig und ausdrucksvoll kann eine Melodie sein auch ohne die bei den alten Tonsetzern so beliebten Verschiebungen und sonstigen Unregelmäßigkeiten, die man (wie bei deutschen Gelehrten üblich) mit dem mehr verschleiernden als aufhellenden Nimbus eines griechischen Titels — polyrhythmisch — umgeben hat. Und deutscher Art muß der Rhythmus der Melodien wie der Texte sein, also in erster Linie auf den Akzenten, dem geordneten Wechsel von Hebungen und Senkungen, betonten und unbetonten Noten beruhen. Die Willkürlichkeiten der Meistersinger-Manier und die Nachahmungen antiker Verskunst — beide gleichgültig gegen die Akzente — mag unser deutsches Volk nicht mehr singen, es sei denn daß sie sich dem rhythmischen Gesetz der deutschen Dicht- und Tonkunst angepaßt haben. Sind die Weisen zu schwierig oder zu fremdartig, so werden sie entweder gar nicht gesungen oder, wenn der Pfarrer sie doch spielen läßt, von der Gemeinde nur mangelhaft und ungeschickt, jedenfalls ohne Lust und Liebe mitgesungen. Und dann ist doch das Ziel verfehlt. Allerlei in Kirchen und Schulen, in großen und kleinen Orten Nord- und Süddeutschlands, auch in der Hauptstadt Bayerns, in einer Auslandsgemeinde und selbst an Organisten gemachte Beobachtungen berechtigen zu diesem Urteil.

Bei den Weisen des 15.–17. Jahrhunderts müssen wir ebenso wie bei denen der späteren Perioden zwischen volksmäßigen und künstlichen Formen unterscheiden. Sie sind keineswegs alle „aus volksmäßigem Empfinden erwachsen". Die alten Tonkünstler haben manchmal wunderliche Sachen gemacht,

Digitized by Google

die Akzente so verschoben, daß kaum noch die Takte klar heraustreten, haben den Zeilenzusammenhang durch Dehnungen und Pausen unterbrochen, Formen angewandt, die nur aus dem mehrstimmigen Satz verständlich sind, in mehrstimmigen Sätzen ganze Zeilen hindurch die einzelnen Stimmen gegen einander verschoben, haben sich auch gar nicht gescheut, ursprünglich einfache Melodien zu verkünsteln. Beispiele sind zur Genüge in meinem Buche S. 8, 9, 40, 66, 105, 121 – 123, 134 – 138, 142 – 144, 150, 158, 160 und 164 angeführt. Das Recht dazu soll ihnen nicht bestritten werden, solange es sich um Tonsätze für geschulte Chöre handelt, ebensowenig wie man z. B. Bach darum tadeln könnte, daß er in seinen polyphonen Orgelstücken den Rh. der alten Melodien oft ganz frei verändert hat. Aber unsern Gemeinden dürfen wir das Singen der Kirchenlieder nicht durch unnötige Erschwerungen verleiden.

Diesen Unterschied haben die Herausgeber des K und des Bayerischen Gesangbuchs in der damals neu erwachten Begeisterung für das kirchliche Leben der Reformationszeit und seine mannigfaltigen Formen zu sehr übersehen. Und noch immer wird er in führenden Kreisen nicht genügend beachtet und berücksichtigt. Beweis dafür sind nicht bloß das 1910 bei A. Glaue erschienene „Allgemeine evang. Gsgb.", das uns gar zu einseitig zu den vor 3 – 400 Jahren üblichen Musikformen zurückführen möchte und obendrein mit seinen übervielen Melodien den Gemeinden Unmögliches zutraut, und das Auslandsgesangbuch von 1915, von dessen Melodienfassung D. Gennrich mit Recht bezweifelte, ob sie auch nur in den Auslandsgemeinden durchdringen werde, und Pfarrer Plath (Monatschr. 1919, S. 69) bezeugte, daß sie zum Teil scharfe Ablehnung erfahren hat, sondern auch der neue Entwurf der Einigungskonferenz. Mit Bedauern stelle ich das fest; denn soweit die Volkstümlichkeit fehlt, können die Gemeinden nicht mitgehen, sind also die vieljährigen Bemühungen um die Vereinheitlichung der Melodieformen vergeblich aufgewandt, und kann auch der andere in der Denkschrift ausgesprochene Wunsch sich nicht erfüllen, daß durch Wiederherstellung rhythmisch lebendiger Formen der Kirchenlieder die „meist unsäglich trivialen und musikalisch wertlosen Gemeinschafts- und Heiligungslieder" verdrängt werden. Das Programm der 5 Kirchenmusiker enthielt zwar auch den Satz: „Der ursprüngliche Rhythmus soll, soweit er sich als volksmäßig erweist, beibehalten werden." Und die Denkschrift erklärt: man habe nicht ausschließlich die Originale wählen dürfen, denn das Kirchenlied sei ein Volkslied und zum Eigentum der singenden Gemeinde geworden, daher dürften Änderungen, durch die es sich dem Volksempfinden mehr angepaßt habe, nicht ohne weiteres als Verschlechterungen betrachtet werden; das Original sei auch nicht immer mit Sicherheit festzustellen. Andererseits sei auch die Feststellung der Verbreitung schwierig; man habe daher wägen müssen, nicht nur zählen, da man der Minderheit nicht zumuten könne, daß sie eine unleugbar bessere Form für eine zur Zeit noch üblichere, aber schlechtere, entstellte aufgebe. Das sind sehr verständige Grundsätze. Aber bei der Ausführung ist die Rücksicht auf das, was den Gemeinden nottut, doch zu oft beiseite gedrängt durch das gelehrte historische Interesse oder die persönliche ästhetische Vorliebe für das Alte. Umgekehrt ist zuweilen

Digitized by Google

eine bessere ältere Form verdrängt durch eine weniger wertvolle oder weniger geeignete neueren Brauchs.

Das Befremdende und Künstliche an den alten Kirchenweisen kann man auch nicht mit der Behauptung rechtfertigen, das Kirchenlied sei sui generis, habe seine ganz besondere, eigenartige Form und dürfe deshalb nicht mit dem sonstigen deutschen Liede, dem weltlichen oder geistlichen Volks- und Kunstliede verglichen werden. Die musikalischen Formen sind in jeder Periode der Musikgeschichte für die weltlichen und die kirchlichen Kompositionen dieselben gewesen. Den Unterschied macht nur der Geist, der sie inspiriert. Insbesondere weisen im 15.—17. Jahrhundert die weltlichen Tonsätze dieselbe Art der Taktzählung, des Taktwechsels, der Verzierungen, der Schlußerweiterung, der Vorhalte, der Akzentverschiebungen, der willkürlichen Dehnung der Zeilenanfänge und -schlüsse und der Nachahmung antiker Rhythmen auf wie die kirchlichen.

Die Forderung der Volkstümlichkeit geradezu ins Lächerliche ziehend, schrieb Wilh. Herold in der Siona 1920, Heft 9—10: Nicht nur der Gassenhauer, die Operette, die Tingeltangelweise, sondern auch schon die 100 Jahre älteren Tanz- und Marschweisen hätten eine oberflächliche Popularität vieler Volksmelodien erzeugt, nach diesen Mustern dürften die alten ergreifenden Kirchenmelodien nicht zurechtgestutzt werden; die „willkürliche Zurechtmacherei" bedeute einen ästhetischen Verlust und damit zugleich einen Verlust an religiös erbaulicher Kraft usw. Wie kann man uns nur so mißverstehen? uns solche Torheit zutrauen? Es gibt doch andere, edlere Muster volkstümlicher Art, und zwar ebensowohl unter den kirchlichen und weltlichen Liederweisen des 15.—17., wie der späteren Jahrhunderte; z. B. im 2.2/4-Takt: Vom Himmel hoch da komm ich her — Nun freut euch, l. Chr. gmein — Lobt Gott, ihr Christen allzugleich — Was Gott tut, das ist wohlgetan — Der Mond ist aufgegangen — Alle Menschen müssen sterben — Straf mich nicht in deinem Zorn — Werde munter, mein Gemüte — Lobet den Herren, alle die ihn ehren —; im 2.3/4-Takt: Kommt und laßt uns Christum ehren (Den die Hirten lobten sehre) — Nun singet und seid froh — Es kommt ein Schiff geladen — Stabat mater dolorosa (von Nanini) — Macht hoch die Tür — Die Himmel rühmen (von Quanz) — Der Pilger aus der Ferne (J. G. Herzog); im 3.2/4-Takt: Kommt her zu mir — Ach Herre Gott, mich treibt die Not (urspr. Rh. 1595) — Nun danket all und bringet Ehr —, mit Taktwechsel zwischen 2.3/4 und 2.2/4: Es ist ein Schnitter, der heißt Tod (1637) — zwischen 2.3/4 und 3.2/4: O Christe Morgensterne (Es ist der Morgensterne, s. Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 109) — zwischen 3.2/4 und 2.2/4: Aus tiefer Not (Dur); mit Schlußerweiterung: Freu dich, du werte Christenheit (Böhme Nr. 561) — Herr, nun selbst den Wagen halt — Der am Kreuz ist meine Liebe (1738) — Stimmt an mit hellem, hohen Klang — Kennt ihr das Land so wunderschön (von Nägeli); mit Akzentverschiebung: Die güldne Sonne (im ersten Taktfuß der Zeilen) — Ich bete an die Macht der Liebe, Z. 2, 4, 6 (auch mit Schlußerweiterung) — Wie könnt ich ruhig schlafen, Z. 8, u. a. m. Sind das etwa Seichtheiten im Stile von Gassenhauern, Operetten, Tanz- und Tingeltangelweisen? — Was aber die geforderte Vereinfachung zu künstlicher Weisen betrifft, so bringen auch K und das Gsgb. Bayerns schon

Digitized by Google

bei einer Reihe von Melodien nicht die älteste Lesart, sondern eine spätere Umbildung, die meistens Vereinfachung, zuweilen auch das Gegenteil ist. Weiter darf man fragen, ob z. B. die zu einem weltlichen Texte erfundene Originalweise von „Herzlich tut mich verlangen" mit ihren Verschiebungen und Dehnungen mehr religiös erbauliche Kraft auslöse, als die Bachs Tonsätzen in der Matthäuspassion zugrunde liegende schlicht taktmäßige Form! Auch Joh. Crüger hat 1640 schon die Verschiebungen aufgegeben. Waren diese Vereinfachungen nun willkürliche Zurechtmacherei? hatten etwa Joh. Crüger und J. S. Bach und jene anderen Umbildner nicht mehr das rechte Gefühl für religiöse und ästhetische Werte? —

Vom Liede, insbesondere dem volkstümlichen Liede unzertrennlich ist die Taktmäßigkeit. Der freie Rhythmus der Rezitative, der Psalmweisen und des liturgischen Sprechgesangs kann auf den Taktbau verzichten. Die Kirchenlieder aber sind keine Rezitative oder Psalmen, ihrem an bestimmte Versfüße, Verszeilen, Zeilengruppen und Strophen gebundenen Aufbau des Textes entspricht der an bestimmte Takt-, Zeilen-, Gruppen- und Strophenmaße gebundene Rhythmus der Melodie. Zu einförmiger Schablone braucht das nicht zu werden; einzelne Abweichungen von der regelmäßigen Form, Taktwechsel, besonders motivierte Dehnungen, Verzögerungen, Schlußerweiterungen und einzelne Synkopen heben das Gesetz nicht auf. Daß sie auch bei volkstümlichen Liederweisen nicht ganz ausgeschlossen sind, ist schon durch die oben angeführten Beispiele angedeutet. Aber sie haben hier weit engere Grenzen als in der alten und neuen Kunstmusik. Deren große Freiheit bzw. Willkür kann auf den Gemeindegesang nicht übertragen werden; sie würde ihn zerstören.

Auch diese Forderung hat H. gänzlich mißverstanden, nennt sie sogar den Grundirrtum meines Buches und führt zur Belehrung aus Wieners Abhandlung (1847) die Worte an: „Rezitierend ist der Choral geblieben auch da er akzentuierend abgerundet, quantitierend mannigfaltig geworden ist ... In der Tonreihe des Chorals ist die Mannigfaltigkeit der Werte nicht innerhalb des engen Raumes eines einzelnen Taktes eingeklammert. Sie hat nicht Takte; ihre großen Glieder, die ganzen Teile eines Chorals, sind jedes wie ein Takt." Das sind nun völlig willkürliche Behauptungen. Die größeren Glieder, die Zeilen, setzen sich eben aus den kleineren Gliedern, den Takten, zusammen; und Takte sind auch den alten Chorälen vorgezeichnet, wenn auch nur die einfachen als temp. perf. und imperf. mit ihren Unterteilungen; die mehrstimmige Orgel- und Lautenmusik hatte sogar Taktstriche. Und daß die echt volkstümlichen Weisen sich auch in zusammengesetzte Takte vollständig einfügen, zeigen schon die obigen Beispiele. Wenn Wiener durch die vielen Unregelmäßigkeiten, welche die alten Tonkünstler sich gestatteten, zu der Meinung sich hat verleiten lassen, die alten Weisen der Kirchenlieder seien keine Liederweisen, sondern Rezitative, so kann man diese Behauptung, so allgemein gefaßt, überhaupt nicht ernst nehmen. Es wäre auch überflüssig gewesen, hier darauf einzugehen, wenn nicht auch in E noch die Wirkungen solcher Auffassung zu bemerken wären. Tongebilde aber, gleichviel ob aus älterer oder neuerer Zeit, in denen tatsächlich die Lieder nicht wie Lieder, also nicht nach ihrer Eigenart, sondern etwa nach Art eines Rezitativs, einer Motette oder

Digitized by Google

eines Kanons behandelt sind (auch das kommt ja vor), scheiden für den Gemeindegesang aus. Das sollte selbstverständlich sein.

Zur Darstellung der Taktmäßigkeit gehören nun die Taktstriche. Auch Pfarrer Plath hat das kräftig betont (Mon. 1919, S. 69): „Eine zusammenhängende Gruppe taktlos aneinander gereihter Noten ist ihr (der Gemeinde) unverständlich, unübersichtlich und wertlos." Das Fehlen der Takteinteilung erschwert eben den Einblick in den Aufbau der Mel. und ihre Betonung. Das Programm der 5 Fachleute hatte die taktliche Festlegung nebst Bezeichnung des Taktwechsels gefordert. Aber E bringt 29 Melodien ohne Taktstriche, während die übrigen 92 mit Taktstrichen versehen sind. Dadurch wird schon äußerlich die Einheitlichkeit im Bilde der Melodien gestört. Es bedeutet auch einen Rückschritt gegenüber A, das schon überall Taktstriche gesetzt hat, wenn auch zuweilen noch fehlerhaft. Die Denkschrift erklärt, es sei darauf verzichtet, die älteren Originalformen „in das neuere Taktschema, dem sie vielfach widerstreben, einzupressen". Abgesehen davon, daß einige dieser Formen nicht einmal die ältesten sind, so behauptet man doch hiermit, daß diese 29 Melodien keinen taktmäßigen Rhythmus, wie man ihn heutzutage fordern muß, also auch keinen volksmäßigen Liederrhythmus haben. Soweit das zutrifft, gehören sie nicht in ein Gemeindegesangbuch. Und es trifft bei einer Anzahl in der Tat zu, wenigstens wenn man volkstümliche Taktmäßigkeit verlangt; denn irgend ein Takt ist immer darin, sei es auch nur der 2/4 oder 2/2-Takt mit oder ohne Verschiebungen. Folgerichtig hätte man diese Formen ausschließen, sie umgestalten oder andere dafür wählen müssen. Handelte es sich nur um einzelne verkünstelte Zeilen, so konnte man diese vereinfachen und im übrigen den Rhythmus beibehalten. Ein anderer Teil dieser 29 Melodien widerstrebt aber gar nicht der neueren Takteinteilung. Die Schwierigkeit hat die Konferenz sich lediglich selbst bereitet, dadurch daß sie sich darauf versteift hat, nur eine beschränkte Zahl der üblichen Taktarten anzuerkennen und anzuwenden, und Taktwechsel, Schlußerweiterung und Synkopen überhaupt nicht zu bezeichnen, was doch in aller neueren Musik, auch in Volksliedern geschieht.

Diese Einseitigkeit hat die weitere üble Folge gehabt, daß in ungefähr zwei Dutzend Melodien, in denen Taktstriche gesetzt sind, diese im Widerspruch zu der Betonung, vor der unbetonten Silbe zu stehen kamen, ohne daß da Synkopen vorliegen[1]). Das wird manchmal noch verschlimmert, wird zu einem häßlichen Vortragsfehler, dadurch daß auf unbetonte Endsilben, weil der 4/4-Takt ausgefüllt werden mußte, ganze Noten gelegt sind, z. B. O Ewigkeit, du Donnerwort, Z. 3 und 6: „sonder En-deee . . . mich hinwen-dee"; Es sind doch selig alle die, Z. 3 und 6 (beim Text: Ich grüße dich): „Herzeeeen . . . Schmer-zeeeen".

E kennt nämlich nur 3/4-, C- und 𝄵-Takt. 𝄵 ist 29 Melodien vorgezeichnet, von denen 24 keine Taktstriche haben. Meistens sind es solche,

[1]) Bei der Einteilung in 3/4 und 2/4 kann das natürlich vorkommen, ohne ein Fehler zu sein, z. B. Auf, auf, mein Herz. mit Freuden, Z. 1; auch im zusammengesetzten Takt, wenn die vorhergehende betonte Silbe eine längere, den 4/4-Takt ausfüllende Note hat, z. B. Aus tiefer Not (Dur), Z. 7; ausnahmsweise auch im Anfang von Doppelzeilen, wo 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 für 𝄽 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 steht, z. B. Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen.

Digitized by Google

in denen viele halbe Noten vorkommen; es sind aber auch solche darunter, in denen die Viertel-Noten durchaus vorherrschen. Die Mehrzahl gestattet wohl ein lebhafteres Taktieren der Viertel. Zählt und taktiert man aber die halben, wie es das Zeichen eigentlich fordert, so dürfte sich mancher zu einem Tempo verführen lassen, bei dem die kirchliche Würde in die Brüche geht. Öfters ist bei zwei Melodien von ganz ähnlichem oder gleichem Bau das eine Mal ¢, das andere Mal C vorgezeichnet, so z. B. bei den Mel. „O Gott, du frommer Gott" in F-dur und in a-moll, bei den Mel. „Kommt her zu mir —" und „Ich dank dir schon"; bei „Machs mit mir, Gott —" und „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend"; bei „Wenn meine Sünd —" und „Wenn mein Stündlein —". Ein Grund dafür ist nicht ersichtlich. In den wenigen Fällen, in denen ¢ berechtigt wäre, sollte man um der Laien willen statt dieses mittelalterlichen Zeichens lieber 2/2 vorzeichnen.

Mit dem C meint man den 4/4-Takt. Warum schreibt man denn nicht 4/4 oder 2.2/4? Der Halbkreis, obendrein meist zu dem Buchstaben C entstellt, bedeutet ja ursprünglich gar nicht 4/4, sondern das tempus imperfectum, den einfachen zweiteiligen Takt, d. i. nach unserer Schreibweise 2/4, während der Vollkreis das tempus perfectum, den dreiteiligen Takt (3/4) bezeichnete. Erst durch die Unterteilung und den späteren Brauch, die Melodien in kleineren Notenwerten aufzuzeichnen, kam C zu der Bedeutung von 4/4.

Da man statt des 2/4-Taktfußes das zusammengesetzte 2.2/4-Taktmaß angenommen hat, so ist es ohne Berechtigung, daß man die anderen zusammengesetzten Taktmaße, den 3.2/4- und 2.3/4-Takt nicht hat schreiben wollen, was doch schon A getan hatte. Die aus den einfachen Taktfüßen zusammengesetzten Taktmaße stellen doch die höhere Stufe des Aufbaues dar, mit der sich in der Regel wieder die Zeile aufbaut. Die Zählung nach 3/4 und 2/4 ist deshalb nur bei solchen Melodien noch berechtigt, in denen die höhere Ordnung nicht durchgeführt ist (z. B. Auf, auf, mein Herz, mit Freuden) oder der erste Taktfuß die Akzentverschiebung hat (z. B. Die güldne Sonne) oder die Unterteilung in Achtel dem Rhythmus zugrunde liegt (z. B. Seelenbräutigam). Wie wir die alten eckigen Notenformen nicht mehr schreiben, so brauchen wir uns auch nicht mehr an die alten tempora und ihre Zeichen zu binden, wo dieses unzweckmäßig erscheint. (Fortsetzung folgt.)

Das christliche Begräbnis, besonders als Feier und Akt persönlicher Seelsorge.

Von Pfarrer Albert Hosenthien, Magdeburg-Westerhusen.

In der evangelischen Kirche darf es nach Luthers Auffassung keinerlei Agendenzwang geben, und auch die beste Agende kann immer nur Hilfs- und Anregungsmittel sein oder höchstens ein Gottesdienstbuch „für den einfältigen Pfarrherrn". Gewiß, jeder Pfarrer hat zunächst die Pflicht, sein Ich hinter die Gemeinde zurücktreten zu lassen und sich in die Agende als den möglichst vollkommenen Ausdruck des Normal-Christlichen im Gottesdienst (was sie sein soll) wirklich hineinzuleben. Aber dann muß er doch auch das Recht haben, die Agende zu benutzen nach seinem Gewissen, und nie darf der Pfarrer statt sein eigenes warmes Herz voll in die Worte hinein-

Digitized by Google

zulegen, nur das unpersönliche Sprachrohr für Dinge sein, die seiner am Worte Gottes gebildeten Überzeugung widersprechen und seinem Herzen fremd bleiben müssen. Sodann aber müssen wir Pfarrer danach streben, alles Liturgische, ohne eine Agende in der Hand zu haben, zu vollziehen. Ich kann mir den evangelischen Luther nur mit der Bibel, aber nicht mit einer Agende in der Hand vorstellen, und so darf im Sinne Luthers außer der Bibel kein anderes Buch zwischen dem Prediger und der Gemeinde stehen. Ob wir agendarische Formeln und Gebete benutzen oder ob wir Liturgien und Gebete selbst entwerfen, das alles müssen wir doch vor der Gemeinde frei sprechen können, nicht auswendig gelernt, sondern indem wir das Übernommene oder Selbstverfaßte aus dem Herzen nachschaffen. Dabei werden wir alle Bibelworte, soweit wir sie nicht vorlesen, natürlich wörtlich sagen müssen, was bei bekannteren Worten ja keine Mühe macht, und die liturgischen Stücke, die notwendig feste Form haben müssen, wird jeder nach einigen Wochen des Amtierens wohl ohne Weiteres so gut kennen, daß er sie auch frei sprechen kann.

Wenn so jedes liturgische Handeln bei aller Objektivität und Bindung an Form und Sitte doch auch ein persönliches Zeugnis sein muß, so gilt das besonders für das Handeln des Pfarrers bei Begräbnissen. Da empfiehlt es sich schon aus praktischen Gründen, zumal bei schlechtem Wetter, kein Buch mitzunehmen, und gerade hier, wo man suchen muß, ganz besonders tief in die Herzen einzudringen, muß alles Auge in Auge gesprochen werden, und auch den Text der Ansprache spricht man da am besten frei. So gilt es, gerade das Begräbnis, trotz des Objektiven, das auch hier nicht fehlen kann, doch vor allem als einen Akt persönlicher Seelsorge aufzufassen und zu gestalten. Da kann kein agendarisches Gebet verlesen werden, und wäre es noch so schön und christlich. Denn alle solche Gebete, auch die für besondere Fälle, für Kreuzträger, für Hochbetagte usw. müssen immer etwas Kühles behalten und können nie dem konkreten Leben voll gerecht werden. Am schlimmsten sind da die allgemein gehaltenen Gebete mit ihrer Häufung von biblischen Wendungen. Gerade beim Begräbnisgebet erfordert jeder Fall sein Besonderes, das man bei einiger Übung und Gewöhnung im Anschluß an die Ansprache, von ihren Gedanken voll erfüllt, am besten ganz frei aus dem unmittelbaren Gefühl und aus wirklich betendem Herzen erzeugen wird. Natürlich wird da dies Gebet am besten unmittelbar mit der Ansprache verbunden, ganz gleich ob dieselbe im Hause, am Grabe oder in der Kirche stattfindet, so daß dies beides als ganz persönliches Zeugnis immer zusammensteht, und natürlich wird man bei jeder Beerdigung nur ein derartiges Gebet sprechen können, wie man nur eine Ansprache halten kann.

Als Schlußgebet des rein liturgischen Aktes am Grabe wird dann nur noch das Vaterunser gesprochen, das nur hier seine Stelle hat, als Gemeindegebet und nicht als Gebet für den Toten, und da das Begräbnis seiner Art nach, auch bei geringer Beteiligung, viel mehr Akt der Gemeinde ist als Taufe und Trauung und das Objekt dieser Handlung nicht der Tote, sondern ebenfalls die Gemeinde, wenigstens die Gemeinde der Leidtragenden, ist, so hat das Vaterunser bei diesem Kasualakt noch am meisten Berechtigung, und die Gemeinde wird sich auch gerade beim Begräbnis das Vaterunser nicht nehmen lassen.

So wie es gilt, das Begräbnis als einen Akt persönlicher Seelsorge aufzufassen, so muß es nun auch als wirkliche Feier gestaltet werden. Dazu gehört unbedingt, daß gesungen wird. Man kann auch nicht besser die Leidtragenden zu der nötigen Sammlung und Erhebung bringen als durch ein gemeinsames Lied. Wenn die Leidtragenden singen „Was Gott tut, das ist wohl getan", so zwingt das Lied sie mit der ihm eigenen Kraft vielleicht ganz von selbst, das zu glauben, auch wenn der Todesfall dem Verstand zunächst gegen Gottes Liebe zu sprechen scheint, und wenn sie singen

Digitized by Google

„Jesus, meine Zuversicht", da kommt vielleicht trotz sonstiger Zweifel ganz von selbst der Ewigkeitsglaube, den wir erwecken wollen, in die Herzen.

Schön ist es, wenn das Begräbnis mit der Feier in einer Kapelle beginnt oder wenn die Trauergemeinde nach dem Akt am Grabe in die Kirche geht. Da kann reichlich zur Orgel gesungen werden, auch anderes als das Obengenannte, aus bereitliegenden Gesangbüchern. Aber wenn das nicht Sitte ist oder nicht möglich ist, muß trotzdem gesungen werden. Wo auf dem Dorfe noch der Kantor oder gar die Schule mitgeht, wird der Kantor anstimmen. Aber man lasse die genannten Lieder, die ja auch die meisten Erwachsenen noch einigermaßen auswendig können, nicht von den Kindern allein singen. Wenn kein Kantor mitgeht, muß der Pfarrer anstimmen. Das muß er einfach können und kann es auch, auch wenn er es sich zunächst nicht zutraut, wenn er nicht ganz unmusikalisch ist, was nur sehr selten vorkommt. — Sonst muß die Pfarrfrau mitgehen, wenn sie es kann. Aber gesungen muß werden, im Hause und am Grabe, — nicht auf dem Wege, auch nicht von Schulkindern allein. Da herrsche tiefes Schweigen, auch kein Geschwätz im Leichenzug.

Ein gemeinsames Singen bei Begräbnissen läßt sich auch in Großstadt- und Arbeitergemeinden erreichen, wenn man die Teilnehmer jedesmal vor der Feier darum bittet. Den letzten Vers von „Jesus, meine Zuversicht" wird man dann aber bei der Ankündigung vorsprechen.

Dagegen möchte ich, um das Begräbnis feierlich zu gestalten, nicht Chorgesängen und Musikstücken das Wort reden. Wo sie gewünscht werden, etwa bei Kriegern oder Gesangvereinsmitgliedern, werden wir das dulden und Unpassendes fernzuhalten suchen. Aber zur wirklichen inneren Tröstung und Erhebung trägt das selten bei, und für Ohrenschmäuse ist die Feier zu ernst. Höchstens etwa mitgehende Schulkinder oder junge Mädchen können ein schlichtes Lied singen, das der Pfarrer als zu der Feier passend aussucht. Sologesang, zumal am Grabe, ist ganz unmöglich.

Sodann noch dreierlei, was zur rechten Gestaltung der Begräbnisfeier unerläßlich ist.

Erstens, das Maß dessen, was der Pfarrer beim Begräbnis bietet, muß in allen Fällen das gleiche sein. So wie man nicht bei reichen Gemeindegliedern mehr bieten kann als bei armen, auch wenn dafür verschiedene Gebührensätze vorhanden sind (deren Wert oder Unwert hier nicht in Frage steht), so muß man auch dasselbe bieten, ganz gleich ob die Beerdigungsfeier in 2 oder 3 Akte zerfällt (im Hause, am Grabe und vielleicht noch in der Kirche). Wird Ansprache und freies Gebet im Hause oder in der Kirche gesprochen, so findet am Grabe nur das Objektiv-Liturgische statt. 2 Akte müssen es immer sein. Denn auch, wenn vom Hause aus beerdigt und die Ansprache am Grabe gehalten wird, so darf doch der Trauerzug auf keinen Fall sang- und klanglos aus dem Hause gehen. Das wäre eine Rohheit. Die Ansprache ist immer dann im Hause zu halten, wenn irgendwelche Angehörige infolge von Krankheit oder Gebrechlichkeit nicht mit zum Friedhof gehen können.

Was zweitens die Bibelworte beim Begräbnis betrifft, so dürfen da nie die Worte Joh. 11, 25 f. und 1. Kor. 15, 42 b – 44 a fehlen. Aber auch sonst gilt es, möglichst viel „Wort" zu bieten und immer vor der Ansprache und Textverkündigung erst einen passenden wirkungsvollen Bibelabschnitt oder Gesangbuchvers. Dabei kann man Texte wie Röm. 8, 28 – 39, Ps. 90, 1 – 12 und 1. Petr. 1, 3 – 9, wie unten angegeben, in verkürzter Form bieten, schon weil sie sonst zu lang sind. In dieser Form werden sich die Abschnitte auch leicht und sicher dem Gedächtnis einprägen.

Drittens bedürfen vor allem die Worte der „Einsegnung", die wenigstens in der preußischen Agende ganz von dem Gedanken an den Fleischesleib beherrscht sind, der zunächst zu Erde werden soll, damit er am jüngsten Tage von Christus auferweckt und

Digitized by Google

verklärt wird, dringend einer Fassung, bei der dies kraß Dogmatische fortfällt. Auch liegt nur beim Hineinwerfen der Erde in das Grab eine Berechtigung dazu vor, daß der Liturg sich an den Toten wendet, aber nicht wie in obengenannter Agende an dessen Leib, und es geht nicht mehr an, daß er zu dem Toten auch sagt: „Der Herr behüte deinen Ausgang ..." und „Der Herr segne dich ...". Sondern diese Worte gelten den Lebenden.

Und nun möchte ich zur Anregung den Entwurf einer Begräbnisfeier nach den ausgeführten Gedanken bieten:

1. Im Hause:

„Was Gott tut, das ist wohlgetan", v. 1.

Bibelspruch. Danach eventuell Ansprache und freies Gebet.

Nun laßt uns den Leib unseres lieben Bruders zu seiner letzten Ruhestätte begleiten. Und der Herr behüte unsern Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit.

Stilles Gebet.

2. Auf dem Friedhof nach der Einsenkung des Sarges:

„Jesus, meine Zuversicht", v. 1 und 2.

Falls nicht im Hause geschehen:

Im Namen des Vaters ...

Ps. 90, 1—4, 10, 12 oder:

Gelobt sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel euch, die ihr aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt werdet zur Seligkeit. In derselben werdet ihr euch freuen, die ihr jetzt eine kleine Zeit, wo es sein soll, traurig seid in mancherlei Anfechtungen, auf daß euer Glaube rechtschaffen und viel köstlicher erfunden werde, denn das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewährt wird, und werdet euch freuen mit unaussprechlicher und herrlicher Freude und das Ende eures Glaubens davonbringen, nämlich der Seelen Seligkeit.

Oder: Der Apostel Paulus spricht: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch irgend eine Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn.

Oder Ähnliches.

Ansprache.

Freies Gebet.

Wo dies im Hause stattgefunden hat, wird am Grabe wenigstens mit einem Bibelspruch begonnen.

Dann wendet sich der Pfarrer zum Grabe:

Nachdem es dem allmächtigen Gott gefallen hat, unseren Bruder aus diesem Leben abzurufen, befehlen wir seine Seele der Gnade Gottes und übergeben seinen Leib dem Staube.

Mit dreimaligem Hineinwerfen von Erde: Von Erde ist dein Leib genommen. Zu Erde soll er wieder werden. Deine Seele bewahre Gott der Herr zum ewigen Leben. Amen.

Laßt uns nun den Trost unseres christlichen Glaubens hören:

Unser Herr Christus spricht: Joh. 11, 25 f. bis „stürbe", und der Apostel Paulus spricht: 1. Kor. 15, 42b—44a. Leben wir, so leben wir dem Herrn. Sterben wir, so

Digitized by Google

sterben wir dem Herrn. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesus Christus.

Und nun laßt uns unsere Herzen von diesem Grabe zu Gott erheben und für uns und unsere Mitmenschen beten das Gebet unseres Herrn Jesus Christus:

Vaterunser.

Segen.

„Nur daß ihr den Geist erhebt."

Stilles Gebet.

3. Falls eine Feier in der Kirche folgt, folgt obigem liturgischem Akt „Nachdem es ..." bis Vaterunser der Segenswunsch „Und der Friede Gottes ...", und die kirchliche Feier beginnt mit „Gnade sei mit euch ..." und schließt nach öem freien Gebet mit dem aronitischen Segen.

Das Kirchenlied der Aufklärungszeit.

Von Julius Smend.

Über eines der merkwürdigsten Zeitalter unsrer christlichen Vergangenheit hat man sich in den weitesten Kreisen des evangelischen Volkes bisher ein zutreffendes und billiges Urteil nicht zu bilden vermocht. Aufklärung und Rationalismus kennen die meisten unsrer Glaubensgenossen durchgängig nur aus den parteiisch gefärbten Anekdotensammlungen späterer Tage, aus einer mit wohlfeilem und überheblichem Spott zusammengetragenen Blütenlese von Geschmacklosigkeiten und Entgleisungen, auf Grund deren man meint, jeder sachlichen und gerechten Prüfung der Dinge überhoben zu sein. Ja, Gelehrte von rühmlicher Weitherzigkeit wie Heinrich Adolf Köstlin oder Wilhelm Nelle, sind der Gefahr nicht entgangen, durch eine einseitige und voreingenommene, wesentlich auf Herabsetzung oder belustigende Unterhaltung eingerichtete Kritik ein ganzes Zeitalter lediglich unter den Gesichtspunkt einer allgemeinen und ausschließlichen, dazu ganz unbegreiflichen geistigen Verirrung zu stellen. Vor allem sind es Gottesdienst und kirchliche Handlung, Predigt, Gebet und Lied der Aufklärungszeit, die sich eine schlechthin wegwerfende Beurteilung gefallen lassen müssen. „Es fehlte nicht nur lebendiger Glaube und gebildeter Geschmack, sondern vor allem jede Spur von geschichtlichem Sinn." Merkwürdig, dies letztbezeichnete Manko wird jenen Geschlechtern damit heimgezahlt und vergolten, daß ihre unbarmherzigen Kritiker in den gleichen Fehler verfallen! (Röm. 2, 1). Denn sie gehen ihrerseits so zu Werke, als könne man irgend eine Geschichtsepoche aus ihren Zusammenhängen lösen, sie also rein für sich betrachten und abtun.

Für das Feld der kirchlichen Dichtung hat es der Verfasser einer soeben erschienenen Schrift[1]) unternommen, einer geschichtlich und sachlich gerechteren Würdigung des Aufklärungszeitalters die Wege zu bahnen. Der Versuch ist auch durchaus geglückt. Sturm verfügt über die notwendige wissenschaftliche Ausrüstung, die zu diesem Unternehmen gehört, und was mehr ist, auch über den Grad frommer christlich-kirchlicher Einfühlungsfähigkeit, der ihn in den Stand setzt, selbst das Fremdartige, Unzulängliche, Überlebte in seinem bedingten Daseinsrecht zu erkennen und zu werten.

Die Dichtung der Aufklärungszeit wird hier nicht gepriesen oder auch nur verteidigt, sie wird uns verständlich gemacht. Daß sie nur als ein Erzeugnis des damaligen Zeitgeistes gewürdigt werden kann, tritt ebenso deutlich hervor wie dies, daß man sie durchaus in Beziehung setzen muß zu dem, was ihr vorausging, und zu dem, was ihr folgte. Wie vieles der Pietismus seinem Erben übermacht hat, ist ja

[1]) Prof. lic. Paul Sturm, Das evang. Gesangbuch der Aufklärung. Ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. IV u. 76 S. — Barmen, Emil Müller 1923. Mk. 1,50.

Digitized by Google

längst erkannt worden. Auch im geistlichen Liede kommt dieser Zusammenhang ans Licht. Das Schwärmen in seligen Gefühlen und Entzückungen, daneben die so locker sitzenden, reichlich fließenden Tränen haben die Rationalisten von ihren Vorgängern bezogen. Erst recht verbindet beide Zeitalter die gemeinsame Losung: Nicht reine Lehre, sondern reines Leben! Und nicht zuletzt teilen die so ungleichen Brüder den Zug zur Gemeinschaftspflege, zur „sozialen Einstellung", die der Orthodoxie gebricht.

Freilich, der Gegensatz des Geistes bleibt dabei deutlich genug. Wenn irgendwo, so gilt hier der Satz: Wo zwei dasselbe sagen, ist es doch nicht dasselbe! Die innere Gegensätzlichkeit dem Pietismus gegenüber zeigt sich am stärksten in der vollbewußten Hervorhebung des ersten Artikels anstelle des zweiten und auch des dritten; Sohn und Geist treten zurück vor Gott dem Vater. Schon damit verschwindet die Möglichkeit frommer Tändeleien und Verstiegenheiten. Erst recht aber scheut das erleuchtete Zeitalter zurück vor aller Derbheit und Kraßheit in Vorstellung und Sprache. Die pessimistische Grundanschauung vergangener Tage wird durch selbstgewissen Optimismus, fröhliche Lebensbejahung und unbefangenen Genuß der Erdengüter ersetzt. Teufel und Hölle behalten keinen Raum mehr, die Menschenwürde wird anerkannt, ja auf den Thron erhoben.

Eigentümlich ist dieser Epoche der Hang zum allgemein Menschlichen, überhaupt zu großen Allgemeinheiten, denen das spezifisch Evangelische, Christliche, Religiöse weichen muß. Aber mit dieser Neigung ins Weite verbindet sich der Drang zur Befriedigung aller einzelnen Stände, zur Berücksichtigung aller möglichen Zustände und Gegenstände; die allerspeziellsten beruflichen und persönlichen Bedürfnisse sollen im Liede Aussprache und Kundgebung finden. Neben die allgemeine Menschenliebe tritt das Verlangen nach vaterländisch-deutscher Gemeinverständlichkeit; die Fremdwörter werden ausgemerzt, ein gewisser Purismus fordert sein strenges Recht.

Sturm macht übrigens darauf aufmerksam, daß sowohl in der Behandlung des Liedererbgutes der Kirche wie in den Neuschöpfungen der Zeit die Gesangbücher beträchtliche Verschiedenheiten aufweisen. Längst nicht überall treten Neuerungssucht und Unduldsamkeit gegenüber dem Alten in gleicher Stärke hervor. Also der Charakter einer Übergangszeit bleibt deutlich bemerkbar, auch innerhalb der einzelnen Liedersammlung, deren Bestandteile nicht selten innere Gegensätze und Widersprüche zu erkennen geben, die den Herausgebern nicht immer klar gewesen sein können.

Das Gesamtergebnis seiner Untersuchungen faßt Sturm übersichtlich und besonnen zusammen, indem er die Stärke und die Schwäche der Aufklärungsdichtung, ihr Recht und Unrecht gegeneinander abzuwägen sich bemüht. Und man wird hier in der Hauptsache gewiß nur zustimmen können. Im einzelnen ist freilich mancher begründete Einspruch möglich. Vieles könnte deutlicher, Manches müßte wohl auch vorsichtiger gefaßt werden. Allerlei Ergänzungen mögen willkommen sein. Nach allen diesen Seiten hin möchte ich das Wort nehmen.

Im ganzen scheint mir das Kirchenlied älterer Tage bei Sturm nicht voll zu seinem Rechte zu kommen. Seine sprachlichen Härten und Rauheiten hängen doch aufs engste mit seiner Kraft und Größe zusammen. Ja sogar seine Dunkelheiten, deren Berechtigung Sturm mit Goethe anerkennt —, dürfen nicht nur als Schwäche betrachtet werden. Mir sagte ein angesehener deutscher Katholik, er bedauere, daß seine Glaubensgenossen außerstande seien, ältere Wortformen in ihren Liedern zu ertragen; sie erschienen ihm den Evangelischen gegenüber, die sich ihrer vortrefflichen Gesangbücher erfreuten, in diesem Stück als halb- oder ungebildet. Es geht jedenfalls zu weit, wenn die Reste lateinischer Sprache im alten Liede als „Kauderwelsch" bezeichnet werden. Gewisse Derbheiten und Deutlichkeiten der Väter, krasse und abstoßende Bilder, etwa eines Rist, sind nicht als für die frühere Zeit kennzeichnend zu

Digitized by Google

betrachten. Will das Lied der Aufklärungszeit nicht an seinen tollsten Ausschreitungen gemessen werden, dann auch nicht seine Vorläufer. Hier muß jede Verallgemeinerung ausgeschlossen bleiben.

Auch inhaltlich tritt man leicht der kirchlichen Dichtung älterer Tage zu nahe. Sturm beginnt einen Satz: „Hatte man früher nur die Nachtseite des Lebens gesehen, . . ." Dem widerspricht nicht nur Paul Gerhardts Lied, sondern vor allem das unsres Luther und seiner dichterischen Zeitgenossen. Man erinnere sich nur an die Vorrede des Reformators „auf alle gute Gesangbücher"! Schwer begreiflich ist mir die Meinung: „Einer der Hauptgründe, warum das alte Gesangbuch den Ansprüchen der Zeit nicht mehr genügte, war sein Mangel an Liedern über die Sittenlehre." In Sperrdruck vertritt unser Gewährsmann die Ansicht: „Eigentliche Lieder der Sittenlehre hatte es im bisherigen Gesangbuch von seltenen Ausnahmen abgesehen nicht gegeben." Was damit gemeint sei, versteht nur der gutmütige Leser. Sturm will sagen, die sittliche Seite der christlichen Religion trete im lutherischen Liede der Vorzeit auffällig zurück. Darüber läßt sich reden. Noch ein J. S. Bach behandelt in dem großartigen Eingangschor der Kantate 77 (Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben) die Worte „und deinen Nächsten als dich selbst" wie ein nebensächliches, ja im Grunde entbehrliches Anhängsel. Doch fehlt das Heiligungslied dem 16. und beginnenden 17. Jahrhundert keineswegs, wenn auch — sehr bezeichnender Weise — der Protestantismus an kirchlichen Dichtungen, in denen zur Bruderliebe aufgerufen oder diese bezeugt wird, nicht viel aufzuweisen hat. Aber was in aller Welt hat irgend eine „Sittenlehre" mit dem Kirchengesangbuch zu schaffen oder umgekehrt? Und nun soll gar Mangel an Liedern über die Sittenlehre eine fühlbare Lücke bedeuten! — Auch die Dogmatik als solche liefert uns keine brauchbaren Maßstäbe, dem Kerne unsrer Liederdichtung gerecht zu werden, so wenig man natürlich leugnen kann, daß zu allen Zeiten theologische Reflexionen auf Sprache und Inhalt der Dichtung Einfluß ausgeübt haben. Aber mein Widerspruch richtet sich wohl mehr gegen die Form der Sturmschen These als gegen deren Sinn.

Andererseits wird dem Geschlechte der Aufklärung nachgerühmt, daß es durch verständige Rücksichtnahme auf den gemeinen Mann zur „Entdeckung des Gemeindegesangbuchs" gelangt sei. Auch dazu wird ein Fragezeichen erlaubt sein. Volkstümlichkeit und Gemeindemäßigkeit wollen unterschieden werden; für das Liederbuch der Kirche kommt Popularität im gewöhnlichen Sinne des Wortes doch nur mit starken Einschränkungen in Betracht. Eher wird man zu dem Zugeständnis bereit sein, daß jenes Zeitalter durch seine schonungslose Kritik am Herkömmlichen zur Begründung der Hymnologie als Wissenschaft wesentlich beigetragen, sich dann allerdings auch bald genug dieser Wissenschaft als willkommenes Objekt hat unterstellen müssen. Sicherlich hat ferner die Aufklärung den Menschen das Auge für die Einheitlichkeit und Schönheit des Weltganzen geöffnet, woraus sich dann mit Notwendigkeit eine neue und sympathische Beziehung zum Natur- und Menschenleben ergab. Allein es ist doch wohl recht viel behauptet, wenn Sturm, mit Rücksicht auf Leibniz u. A., sagt: „Man hatte einen Einblick in den tiefsten Zusammenhang aller Dinge gewonnen."

Mehr Anerkennung würde ich dagegen der Dichtung der Aufklärungszeit in anderer Beziehung gezollt haben. Wenn eines dieser Geistesströmung nachzurühmen ist, so die wahrhaft goldene Aufrichtigkeit, gerade auch in ihrer „dichterischen" Vertretung. Man gab im Durchschnitt nicht mehr, als man zu geben hatte. „Das Herz schlug damals den Leuten nicht anders", sagt Richard Rothe (Geschichte der Predigt, S. 433), und Heinrich Bassermann (Geistl. Beredsamkeit, S. 316f.) meint: „Was sie darboten, sie gaben es in dem guten Glauben, damit das echte Christentum, die reinste Wahrheit, die heilsamste Lehre, überhaupt das Höchste und Heiligste, was sie hatten, zu ver-

Digitized by Google

kündigen, in der zweckdienlichsten Form und so, wie es am meisten Segen stiften konnte. Ihre Zeit hat sie nicht verworfen, vielmehr in ihnen die berufenen Zeugen ihres eigenen Bewußtseins erkannt und zum Teil bewundert."

Interessant ist auch der innige Zusammenhang des Aufklärungsliedes mit der gleichzeitigen Predigt, auf den Sturm nur gelegentlich geführt wird. Es tritt nicht klar genug zutage, wie gerade hier sich die „Rache" der einst vergewaltigten Kanzelrede offenbart, die alle übrigen Bestandteile des Gottesdienstes entweder zu beseitigen oder doch sich anzugleichen bestrebt ist. Überhaupt wird man unserm Gegenstande nicht auf den Grund kommen, wenn man das Gesangbuchslied nicht auch unter liturgischem Gesichtspunkt anschaut, ja zunächst einmal so, woraus sich dann von selbst unsre kritische Stellung nach den verschiedensten Seiten hin ergeben würde. Sturm ersetzt in zu weitgehendem Maße die liturgischen Maßstäbe durch rein ästhetische.

Wohl zeigt er einen guten Blick für die mechanisch gleichmacherische Tendenz der Zeit, die es dahin bringt, die Vorstellung zu erwecken, als wäre Nikolaus Hermann 1780 geboren und nicht 1480, als hätte Luther in der Sprache Gellerts geredet, oder Paul Gerhardt wie Georg Joachim Zollikofer. Nur hätten wir in dieser Richtung gern eine klare Forderung vorgefunden, die uns heute als unveräußerlich gelten muß: Die schlechthinnige Rückkehr zu den Originalen ist nicht überall möglich; vor allem bleiben die Grundforderungen des jeweilig herrschenden geläuterten Geschmacks und das Gebot der Gemeinverständlichkeit immer in Kraft. Im übrigen aber kann darüber heute eine Meinungsverschiedenheit nicht mehr bestehen, daß auch im Kirchengesangbuch ein jedes Zeitalter unsrer Liedergeschichte das Recht haben muß, zu reden wie es geredet hat. Was mit diesem für uns selbstverständlich gewordenen Grundgesetz — ein Geist in Mannigfaltigkeit der Zungen — nicht zu vereinigen ist, muß, so wertvoll es dem Kenner auch sei, dahinfallen; aber umgemodelt werden soll es nicht.

Es versteht sich von selbst, daß der soeben ausgesprochene Kanon auch auf die musikalische Seite des Gesangbuchs bezogen werden muß. Sturm berücksichtigt diese überhaupt nicht. Daraus ergibt sich, daß der Titel seiner Schrift, als zu viel versprechend, abzuändern ist. In dem Schlußurteil über die Texte kann man, wie gesagt, dem Verfasser nur zustimmen. Es lautet in unsrer Sprache so: Die kirchliche Dichtung des Aufklärungszeitalters (wie dessen Arbeit an den überkommenen Liedern) hat ihre Zeit gehabt; sie mußte zwar schnell vergehen, aber sie hat nicht vergeblich gelebt; sie bleibt ein notwendiges Glied in unsrer Gesangbuchgeschichte.

Badische ev. Vereinigung für Kirchen- und Volkskunst.

Im Bereich alter pfälzischer Kurfürstenherrlichkeit zu Schwetzingen hielten wir heuer unter lebhafter Beteiligung der dortigen Gemeinde unsere 4. Landesversammlung ab. Ein feierlicher organisch gestalteter Gottesdienst in der schön geschmückten Stadtkirche, in welchem Stadtpfarrer Professor Dr. Frommel von Heidelberg im Anschluß an Ps. 45, 3 „Du, bist der Schönste unter den Menschenkindern" über das Bild Christi und seine Wirkung im Leben der Gemeinde und der Einzelnen sinnig und ernst predigte, bildete den Auftakt des Ganzen. Es folgte ein Jugendgottesdienst, in welchem der Unterzeichnete, anknüpfend an Hebr. 13, 8 drei große Lehrer der christlichen Kirche: Johannes Reuchlin, Philipp Melanchthon und Martin Luther in Erinnerung brachte und insbesondere Luthers Persönlichkeit an einem Kunstwerk, dem großen farbigen Bilde von Karl Bauer in München, würdigte. Nachmittags versammelte sich in der Aula der Realschule die konfirmierte Jugend, vertreten durch die beiden Jugendbünde des B.D.J., um selber durch Gesänge und Deklamationen sich künstlerisch zu betätigen, und Pfr. Kühner stellte unter Vorzeigung einer Reihe von Bildern religiösen und weltlichen Inhalts, besonders Landschaften, eine Parallele des jeweiligen Bildgehalts mit entsprechenden Dichtungen her. Den Höhe- und Schlußpunkt aber bildeten zwei Schwänke von Hans Sachs; sie wurden verständnisvoll und wirksam von einigen der Schüler des ev. Melanchthonheims-Heidelberg, die mit ihren frischen Gesichtern und

Digitized by Google

künstlerisch geschnittenen farbigen Wanderkitteln in großer Zahl herübergekommen waren, aufgeführt. Der Abend vereinigte die ganze Gemeinde Schwetzingen sowie eine ansehnliche Schar der Nachbargemeinde Plankstadt, zu einer von Liedkunst umrahmten Feier; hier hieß uns unter begeisterter Würdigung des hohen Wertes der christlichen und kirchlichen Kunst der Ortspfarrer Ludwig Walther willkommen, und der Vorsitzende zeigte in großen Zügen, was die badische Kirchen- und Volkskunst-Vereinigung erstrebt, nämlich eine Verbindung der ev. Kirche und wahrer, nach Form und Inhalt bester Kunst, eine Verbindung aber auch der jetzt lebenden, schaffenden Künstler mit dem Publikum, insbesondere unseren Gemeinden, und schließlich ein Brückenschlagen zwischen der Kunst und unserm ganzen deutschen Volk zur Mithilfe an dessen Erhebung, geistiger Stärkung und Wiedergesundung. Auch wies er hin auf mancherlei Aufgaben, die unsere Vereinigung bereits erfüllt hat oder in Angriff nimmt auf dem Gebiet der Krieger-Ehrungen, der Kirchenausschmückung, des Bildwandschmuckes und der Vorführung guter Lichtbilder, sowie durch Verbreitung guter Kenntnisse in Vorträgen, Kunstkursen, Konferenzen und Bilderausstellungen. Mit dem Bekenntnis: „Das wenige verschwindet leicht dem Blick, der vorwärts sieht, wieviel noch übrig bleibt" und mit einem aufrichtigen Dank an die Gemeinde, schloß er. Bald wurde der Saal verdunkelt, und es leuchteten nun auf der Leinwand die Lichtbilder, die Rudolf Schäfer zum Neuen Testament für die Sächsische Bibelgesellschaft geschaffen hat, über 50 an der Zahl, alle Titelbilder zu den 26 Schriften und die andern als Proben von den großen Einschaltbildern und den Initialen innerhalb der Evangelien und Briefe, eines schöner als das andere, die einen mehr die Lieblichkeit, die andern mehr die religiöse Tiefe und den Ewigkeitswert ihres Gegenstandes versinnlichend, alle aber herzerquickend, Freude am heiligen Evangelium weckend und lockend zu weiterer Versenkung in den gesamten Bilder- und Bibelschatz. Die Bilder machten einen tiefen Eindruck, wozu auch viel beitrug die sinnige Einführung und, wo es nötig war, Erklärung, die der Rektor des Heidelberger Friedrichstiftes, Pfr. Friedr. Kayser, gab. Daß die ganze Hörerschaft ergriffen von der heiligen Schönheit dieser Bilder das Lied: „Schönster Herr Jesu" anstimmte, war der geeignete Widerhall und Ausklang des einzigartigen Kunstwerks, das man in R. Schäfers Bildern empfangen und genossen hatte. —

Die Generalversammlung des nächsten Tages nahm außer dem Jahres- und Kassenbericht ein Referat des Vorsitzenden entgegen über die verschiedenen Vereine für kirchliche bzw. christliche Kunst in den Gliedstaaten des Deutschen Reiches, aus deren Organisation manches zu lernen sei, wie man's machen muß, aber manchmal auch, wie's nicht gemacht werden darf. Es wurde als Mindestbeitrag der Mitglieder 10 Mk. für 1922 und 15 Mk. für 1923 beschlossen, außerdem die Anschaffung neuer Lichtbilderserien, sowie eine Sammlung von guten biblischen und kirchengeschichtlichen Bildern in Heft oder Mappe angeregt und der Anschluß unserer Veranstaltungen (Jahresversammlung und Instruktionskursus) an die von anderer Seite geplante „evangelische Woche" für die Zukunft gutgeheißen. Die badische Kirchenbehörde bekundete durch ihren Vertreter, Herrn O.-K.-Rat Nutzinger, ihr lebhaftes Interesse an unseren Bestrebungen und stellte neue Möglichkeiten größerer und wirksamerer Organisation bzw. Zentralisation in Aussicht. — Am Morgen hatten sich Mitglieder und Gäste zusammengefunden zu einem Gang durch den herrlichen Schloßgarten und zu einer Führung durch das aus der Renaissance stammende und von Karl Theodor im Barock erweiterte alte Kurfürsten-Sommerschloß, dessen Bauweise und dessen reiche und unversehrte Innenausstattung in den Stilen vom Barock bis zum Biedermaier die Teilnehmer in hohem Maß überraschten und entzückten; ein Vortrag des Vorsitzenden in dem wundervollen Rokokosaal des Jagdhauses gab hierzu die willkommene Einführung. Wie der Schluß, so war auch der ganze Verlauf der Tagung ein beredtes Zeugnis dafür, wie großes Verlangen nach echter Kunst auch in kirchlichen Kreisen unseres Volkes vorhanden ist.

Waldkirch. Lic. K. Kühner.

Abendmahlsfeier mit Einzelkelch

am 2. Weihnachtstag nach dem Hauptgottesdienst (Hamm, Pauluskirche).

Gemeinde: Nr. 63 V. 1: Freuet euch, ihr Christen alle ... V. 2: Siehe, siehe, meine Seele, wie dein Heiland kommt zu dir.

Pfarrer: Eph. 1, 3. Gelobet sei Gott ...

Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen. Sehet dies Wunder, wie tief sich der Höchste hier beuget;

Digitized by Google

sehet die Liebe, die endlich als Liebe sich zeiget.
Gott wird ein Kind, hebet und träget die Sünd:
Alles anbetet und schweiget.
Gott ist im Fleische, wer kann dies Geheimnis verstehen?
Hier ist die Pforte des Himmels nun offen zu sehen.
Gehet hinein, macht euch dem Kinde gemein,
die ihr zum Vater wollt gehen.

Kurze Ansprache über Lc. 15 V. 18a: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. (Die Gedanken bewegten sich in der Linie von E. M. Arndts: „Der heilge Christ ist kommen", in dessen Schlußworte die Ansprache ausklang:

Er ruft so freundlich drein mit süßen Liebesworten:
Geöffnet sind die Pforten, ihr Kinder kommt herein!)

Gemeinde: Nr. 62 V. 6: Heut schleußt er wieder auf die Tür ...

Pfarrer: Bekenntnis (unter Verwendung von Lied 67 V. 6. 7 und 8).

(Ich aber, dein geringster Knecht ...
Der Will ist da, die Kraft ist klein ...)
Bin ich gleich Sünd und Schulden voll ...

Gnadenzusage: Lied 66 V. 3: Sehet, was uns Gott gegeben ... V. 4: Seine Seel ist uns gewogen ... V. 6. O gebenedeite Stunde ...

Gemeinde: Nr. 67 V. 9: So faß ich dich nun ohne Scheu ... V. 10: Du bist mein Haupt, hinwiederum ...

Pfarrer: Einsetzungsworte und Einladung: Kommt, es ist alles bereit. Lasset uns herzutreten als Jesu Tischgenossen, daß wir aus seiner Fülle nehmen Gnade um Gnade. Hier sind alle guten Gaben und das Gold, da ihr sollt euer Herz mit laben! —

Gemeinde: Nr. 60 V. 6: Des laßt uns alle fröhlich sein ...

Austeilung,

(während der gesungen wurde, von Orgelspiel unterbrochen, Nr. 59: Gelobet seist du, Jesu Christ!)

Pfarrer: Dank- und Schlußgebet. (Smend II S. 125 Nr. 9.) Segenswunsch.

Gemeinde: Nr. 63 V. 3: Jesu, wie soll ich dir danken? A. Torhorst.

Kirchenmusikalische Rundschau.

In H. Kretzschmars „Bach-Kolleg" (Vorlesungen über Johann Seb. Bach, gehalten an der Universität zu Berlin, 1922 bei Breitkopf & Härtel erschienen) begrüßen wir eine Veröffentlichung, die auf knappem Raume (90 S.) den gewaltigen Stoff an positiven Nachrichten, Untersuchungen, Urteilen usw. in überaus klarer Weise und trefflicher Sprache dem Leser übermittelt. Daß einige Teile der Darstellung (wie die Passionen u. a. Chorwerke) nicht ganz zu dem Ausmaße gelangten, das ihnen gebührt, ist nicht zu bestreiten, wiegt aber nicht viel. Hauptsache ist der treffliche Führer, an dessen Hand wir alles das betrachten lernen, was zum Verständnis der Bach-Zeit nötig ist; unübertrefflich der wegekundige Erklärer, der auf manches aufmerksam macht, was man sonst nicht hört. Persönlich gut gefallen hat mir die wohl absichtlich über den ihr aus der Gesamtdarstellung erwachsenden Raum hinaus gesponnene Darstellung des Bach'schen Einflusses auf die Nachwelt. Hier spricht jemand, der genau Bescheid weiß. Kretzschmars „Bach-Kolleg" wird in unseren Kreisen zweifellos ein begehrtes Buch werden. — Ein anderes Bach-Buch, Wilhelm Werkers „Studien über die Symmetrie im Bau der Fugen und die motivische Zusammengehörigkeit der Präludien und Fugen des „Wohltemperierten Klaviers" von J. S. Bach (in: Abhandlungen des Sächsischen Staatl. Forschungsinstituts für Musikwissenschaft, Heft 3, Leipzig 1922, Breitkopf & Härtel), hat in letzter Zeit ein gewisses Aufsehen erregt, nicht allein wegen der in ihm vertretenen Anschauungen, sondern auch wegen des Bienenfleißes, mit dem die angeblichen Beweisstücke zusammengetragen wurden. Um es kurz zu sagen: Werker meint, J. S. Bach habe seine Fugenthemen im „W. Klavier" über einer mathematischen Gleichung konstruiert, die Fuge selbst aber sei in aufbauender Berechnung bis in die kleinsten Einzelheiten hinein mathematisch entstanden. Das nimmt nicht Wunder bei einem Manne, der im Vor-

Digitized by Google

wort zu seinem Buche sagt: „Geboren wurde das Buch einerseits aus der erdrückenden Erkenntnis, daß alle Musikgestaltung nach Bach absteigend sei, andrerseits aus der Gewißheit, daß der Weg der Moderne über Bach einer hohen mathematisch wohlfundierten und phantasievollen Zukunftskunst entgegenführen muß." Ansichtssachen, über die man so schnell nicht einig wird, mögen auch noch so (zweifellos) bestechende „Beweise" herangeschleppt werden. Die Behauptung von der inneren Zusammengehörigkeit der Präludien und Fugen ist übrigens nichts Neues. Daß sie so weit gehen soll, wie Werker dies glauben machen möchte, wobei er zum Beweise seiner Thesen alle Mittelchen, einleuchtende und völlig unzulängliche, heranzieht, werden die wenigsten wohl zugeben. Die Spezialfachkritik hat sich mit diesen Bemühungen vielfach in recht scharfer Form abgefunden, sie hat sich gegen Werkers Konstruktionen, gegen die Unterstellung, als sei J. S. Bachs Wohltemp. Klavier nicht vom musikalischen, sondern vom mathem. analyt. Standpunkt aus zu betrachten, rücksichtslos ausgesprochen. Andere freilich wollen in Werkers Buch den sogenannten Geist der Zeit finden, der „im Gegensatz zu der im Kultus der Ich-Gefühle zersplitterten alten Welt überpersönlichen, allgemein-verbindenden Zielen zustrebt". Alles schön und gut. Indes spiele ich persönlich das W. Kl. mit höchstem Entzücken weiter und kümmere mich um das Mathematische nur insoweit, als es nötig erscheint. — Da gefällt mir die Beurteilung, die ein anderer unserer Großen nach Bach (!) durch einen seiner Kenner erfährt, weit besser: Walter Dahms' Einstellung zu Franz Schubert. Dies prächtige Buch („Schubert" von W. Dahms) ist jüngst in neuer Auflage herausgekommen (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin 1923) und verdient auch in unserem Leserkreise Beachtung. Schubert hat neben den vielen liturgischen Kompositionen, die seiner Feder entflossen, zahlreiche allgemeinere geistliche Werke geschrieben, die eine stärkere Bevorzugung in unserer kirchenmusikalischen Betätigung erfordern. Da ist, um nur einiges zu erwähnen, die ganz unkomplizierte, fast populäre „Deutsche Messe", die, nebenbei bemerkt, auch in einer Bearbeitung für drei Knabenstimmen und Orgel vorliegt, und der entzückende 23. Psalm für Frauenstimmen und Begleitung; da sind ferner: das aus wahrer Frömmigkeit geborene „Gebet" für 4 Singstimmen und Klavier, das feinsinnige Chorwerk „Gott in der Natur" für 2 Sopr. und 2 Alte mit Begl., „Mirjams Siegesgesang" mit seiner abgetönten Stimmungsmalerei u. m. a. Diese kleineren Werke sind aber um so verständlicher, je näher man dem Gesamtkunstwerk steht, je einsichtiger der Führer ist, an dessen Hand wir dieses überblicken. Interpretationskünste, wie etwa der Werker'sche. müssen dabei gänzlich scheitern. Hier hat der Mathematikus nichts zu suchen. Hier gilt es nur, dies Gottesgeschenk mit ehrfürchtig-offenem Herzen dankbar entgegenzunehmen und als das in uns wirken zu lassen, was es ist. W. Dahms Buch, das in diesem Sinne ein zuverlässiger Führer durch Schuberts Leben und Werke ist, erscheint mir hohen Lobes würdig. Es bietet auf Grund der Spezialforschung das Tatsächliche des Lebensganges, spiegelt in warmer Sprache das nicht immer gleichmäßige, aber in seinen Höhepunkten unerreichte Schaffen des Meisters und läßt uns diesen weniger als Künstler, denn als Sprachrohr göttlicher Liebe arbeitenden Genius von ganzem Herzen lieben.

Nicht ganz so groß und einzigartig als Fr. Schubert, immerhin aber noch den Größten beigesellt, erscheint ein anderer, der ebenfalls hier erwähnt werden muß: Peter Cornelius, der Komponist des Vaterunsers und der Weihnachtslieder, der Männerchöre „Ach, wie nichtig", „Nicht die Träne kann es sagen", „Mitten wir im Leben sind", der 6- und 8stimmigen Chorlieder (op. 18) zu Gedichten des Ang. Silesius, sowie der „drei Psalmenlieder" für gemischten Chor zu Tonstücken des Thomas-Kantors usw. Auch er hat, wie Schubert, einen Biographen und Erklärer gefunden, der mit Kopf und Herz ans Werk ging: Max Hasse in dem 1923 bei Breitkopf & Härtel

Digitized by Google

erschienenen Buche: „Der Dichtermusiker Peter Cornelius. Die eben genannte Chorlyrik wird in dem uns vorliegenden zweiten Bande des Werks behandelt. Dort stehen (S. 138) die schönen Worte: „Wie Bilder eines Totentanzes ziehen diese Tondichtungen vorüber, der im dritten („Mitten wir im Leben") eine Höhe erreicht, hinter der alles Weltliche zurücksinkt. Auf dem Andenken zweier Namen baut er sich auf: auf dem Bachs und Luthers. So groß war die Toleranz des Andersgläubigen, daß er in Bach und Luther eine künstlerische Einheit sah." Von demselben Chore hatte H. Kretzschmar einst schon (1884) gesagt: „Es ist wirklich ein kleines Wunder, dieses „Mitten wir im Leben sind", und eine — Schande, daß die Komposition so wenig gekannt ist. Bangen und Zagen, Bitten, Furcht und Todesangst bis zum Schrei der Verzweiflung — das folgt hier in 24 Takten eins aus dem andren, in einem grandiosen Legendenstile." —

Eine ausreichende Orientierung über die musikalischen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts gibt Karl Grunsky in seiner kleinen „Musikgeschichte seit Beginn des 19. Jahrhunderts", deren zweiter Teil 1923 in 4. Auflage erschien (Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co.). Sie behandelt insbesondere Wagner, Liszt, Bruckner, Brahms, H. Wolf und R. Strauß, überblickt aber auch die kleineren Meister und das Ausland. Ziemlich lückenlos sind die Komponisten dieser Zeit aufgezählt. Einige fehlende (darunter Fr. Mergner) mag die kommende Auflage nachholen. Recht gelungen erscheint der Überblick über die Leistungen der Musikwissenschaft, weniger gut der Schlußabschnitt über Musikpflege. — Vom Gesichtspunkt des Autobiographen behandelt das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts Siegfried Ochs' „Geschehenes und Gesehenes" (Grethlein & Co., Leipzig und Zürich). Der verdiente Chordirigent und Interpret Bach'scher Kantaten schrieb hier den interessanten Gang seines Lebens und Wirkens auf und fesselt den Leser durch allerlei Mitteilungen aus dem Treiben seiner Zeit so stark, daß dieser das Buch nicht hinlegt, ehe die letzte Seite gekommen ist. Ochs ist ein vortrefflicher Beobachter und ein feiner Schilderer. Er kennt das Berliner Musikleben in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aus eigener Erfahrung; seine Urteile sind objektiv, sich selbst gegenüber ist er mehr als bescheiden. Was sonst noch an allgemeineren Dingen fesselt, mag man bei der Lektüre selbst feststellen. — In das beginnende 19. Jahrhundert versetzt uns eine als Vorarbeit zu einer umfassenderen Monographie gedachte Studie über E. Th. A. Hoffmann von Erwin Kroll, auf die wenigstens hingewiesen sei (Breitkopf & Härtel, Leipzig 1923). Das Brahms'sche Lied untersucht eingehend Paul Mies in „Stilmomente und Ausdrucksformen im Brahms'schen Lied" (Breitkopf & Härtel, Leipzig 1923). —

Mit den „Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben unserer Kirchenmusik" beschäftigt sich ein Vortrag, den Arnold Schering beim Jahresfest des Ev. Kirchenmusikvereins für die Provinz Sachsen 1921 hielt (Kommissionsverlag von H. Hothan-Halle a. S.). Viel Anregendes ist in ihm enthalten; anderes ruft Widerspruch hervor. Aber der Hauptgedanke ist richtig, daß unsere Kirchenmusik erst dann einem Aufschwung entgegengehen wird, wenn eine neue kirchliche Gegenwartsdichtung in unseren evangelischen Gotteshäusern Eingang gefunden haben wird, und wenn andrerseits an der Hand dieser neuen religiösen Dichter auch die Kirchenmusiker die Pforte zu einem neuen Lande finden. Daß dabei die Allerbesten in erster Linie stehen müssen, ist Vorbedingung; ebenso wichtig aber ist es auch, daß sie mit ihren Werken nicht an verschlossene Türen kommen. Über das Wie? freilich kann man nicht viel sagen. Jedenfalls ist es nicht allein Sache der Dichter und Komponisten, einer Gegenwartsmusik großen Stiles Raum und Gelegenheit zu schaffen, einer Musik, die sich ihrer dienenden Stellung zwar bewußt bleibt, aber stolz und aufrichtig in ihrer Form und ihren Zungen so spricht, wie sie es dem Stande ihrer Entwickelung schuldig ist. — —

Digitized by Google

Von den anderen bei mir eingelieferten Schriften – Notenwerke laufen sehr dünn – nenne ich kurz noch folgende: Samuel Singer, Die Dichterschule von St. Gallen. Mit einem Beitrag von Peter Wagner: St. Gallen in der Musikgeschichte. H. Haessel Verlag, Leipzig 1922. Das sauber ausgestattete Büchlein orientiert literarisch und musikalisch über die großen Männer, die den Ruf St. Gallens für alle Zeiten begründeten, über Notker, Tutilo, Ratpert, sowie die Ekkehards. Im gleichen Verlag erschien ein Lebensbild Huldreich Zwinglis aus der Feder Walther Köhlers. Das Büchlein hat mir außerordentlich gefallen. – Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens des staatl. Akademischen Instituts für Kirchenmusik in Berlin 1822–1922. Herausgegeben von der Anstaltsleitung 1922. Nach kurzem Vorwort H. Kretzschmars schildert Max Kipke die Geschichte des Instituts und veröffentlicht den Katalog der Institutsbibliothek. Bei aller Anerkennung der Leistungen hat man das Gefühl, daß aus diesem „Institute" im Laufe von 100 Jahren etwas ganz anderes hätte gemacht werden können. Erst die allerneueste Zeit (Kretzschmar) brachte Verbesserungen von einschneidender Bedeutung. – Heinrich Schmidt, Die Orgel unserer Zeit in Wort und Bild. Ein Hand- und Lehrbuch der Orgelbaukunde. R. Oldenbourg, München und Berlin 1922. Ein sehr brauchbares Hilfsmittel für alle die, die mit Orgeln und Glocken (die in einem Anhang behandelt sind) zu tun haben. Eine künftige Auflage sollte etwas weniger einseitig bei der Besprechung der Systeme sein. – Ernst Rabich, Musikgeschichtliche Prüfungsaufgaben. Heft 1. Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1923. Die hier behandelten Aufgaben (Sonatenform, Volksweisen, Wort und Ton) mögen manchem Autodidakten die Art zeigen, in der man derartiges behandelt. – Ähnlich steht es mit H. von der Pfordten's „Der Musikfreund". Gemeinverständliche Einführung in die Musik. Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Die schwierige Aufgabe, eine Einführung in die Musik für jedermann zu geben, wird in anerkennenswerter Weise gelöst. – Richard Stapper, Grundriß der Liturgik. 3. und 4. Aufl. Münster i. W. 1922, Aschendorff'sche Verlagsbuchhandlung. Zunächst für Studierende der katholischen Theologie bestimmt, gibt das Buch jedem, der sich dafür interessiert, einen Überblick über die Liturgie der kath. Kirche. Größte Kürze mit hinreichender Klarheit sind seine besonderen Vorzüge. Karl Schmidt.

Kleine Mitteilungen.

Eine Ostermotette von Heinrich Spitta für vierstimmigen gemischten Chor soll in dem möglichst bald folgenden Doppelheft dieser Monatschrift zum Abdruck gelangen, kann aber als Nr. 197 der Sammlung geistlicher Musik schon jetzt bestellt und wird dann noch vor Ende Februar geliefert werden. Es ist ein sehr wirkungsvoller Tonsatz ohne besondre Schwierigkeiten (etwa 6 Seiten). – Die Notenbeigabe des vorliegenden Heftes ist als Nr. 196 der Sammlung zu beziehen. Als Goldmarkpreise gelten jetzt wieder die alten billigen Friedenspreise; vgl. die Anzeige.

In allen deutschen evang. Kirchen soll am diesjährigen Sonntag Kantate (18. Mai) ein Jubiläumsgottesdienst gehalten werden in dankbarer Erinnerung an die ersten evang. Gesangbücher (1524). Ein Entwurf von Prof. Spitta für die Festfeier kommt im nächsten Heft.

Das 13. Deutsche Bach-Fest wird vom 5. bis 7. Juli in Stuttgart gehalten werden. Dirigenten sind Prof. Leonhardt-Stuttgart, Otto Richter-Dresden, Musikdirektor Mezger-Stuttgart.

Am 2. März wird unser Mitarbeiter Fr. Jehle, Stadtpfarrer a. D. in Degerloch bei Stuttgart, seinen 80. Geburtstag feiern. Unser Blatt ist ihm verbunden durch viele gründliche, exakte hymnologische Forschungen, die von den Arbeitern auf diesem Gebiete noch lange nicht genug ausgeschöpft sind. Der alte Herr erfreut sich einer beneidenswerten Jugendkraft und Arbeitslust. Man schreibt mir: „er ist fast nie zu Haus, sondern hält überall Bibelkurse im Lande". Gott erhalte ihn seiner Kirche und uns allen noch lange.

Digitized by Google

Der Verein ev. Organisten und Chordirigenten in Hessen hielt seine Jahresversammlung am Mittwoch, den 2. Januar, im Predigerseminar zu Friedberg ab. Nach der Erstattung des Jahresberichts und der Rechnungsablage referierte der Vorsitzende, Musikdirektor Müller, über die Verhandlungen im letzten Landeskirchentag, durch welche neue Richtlinien für die Berechnung der Mindestgehalte der Organisten und Chordirigenten unter Anlehnung an die Lehrermindestgehalte festgelegt worden sind. Da diese Sätze noch nicht bekannt sind, soll das Landeskirchenamt ersucht werden, sie durch eine Verfügung im Verordnungsblatt den Kirchenvorständen mitzuteilen. Die Leitsätze zu dem vorjährigen Referat „Kirchenmusikalische Zeitfragen" sind vom Landeskirchenamt zustimmend aufgenommen worden und sollen in gemeinsamen Konferenzen von Pfarrern und Kirchenmusikern behandelt werden. Über die kirchenmusikalischen Verhältnisse im südlichen und besetzten Hessen werden die von dort erstatteten Berichte bekannt gegeben. Auf die Anfrage eines Pfarrers, ob der Verein von den Organisten einen Befähigungsnachweis verlange, soll geantwortet werden, daß dies nicht vom Verein, wohl aber von der Kirchenbehörde geschehen könne. Die Mitglieder werden ersucht, für die Erhaltung der Chorschulen in den Städten und die Bildung kirchlicher Schülerchöre auf dem Lande zu wirken. Auch für die Pflege und Erhaltung der Orgelwerke werden Anregungen gegeben. An Stelle des seitherigen durch Arbeit überlasteten Rechners tritt Lehrer Schäfer zu Reichelsheim i. d. W. Der Beitrag für das neue Vereinsjahr wird auf 2 Mk., für das verflossene auf 1 Mk. (soweit noch rückständig) festgesetzt. Mit Dankesworten an den anwesenden Direktor des Predigerseminars, Herrn Prof. D. Velte, für die Überlassung des Festsaals schloß der Vorsitzende die anregend verlaufene Versammlung.

Projektierte kirchliche Anlagen in Sachsen. In Ellefeld soll eine Kirche erbaut werden. — In Schnarrtanne ein Betsaal. — In Otzdorf b. Leisnig soll in der Kirche eine neue Orgel aufgestellt werden. — In Hallbach b. Freiberg ebenso. — Die Stadtkirche in Olsnitz, Erzgebg., soll ebenfalls mit neuem Orgelwerk ausgestattet werden. — Ein neues Glockengeläute für die Kirche will der Kirchenpatron in Merkwitz b. Oschatz anschaffen. — Ebensolches Geläute soll die Kirche in Großnaundorf b. Radeberg erhalten, ingleichen die Kirche in Burkhardsdorf b. Stollberg. — Die Vorhalle der Lutherkirche in Plauen, Vgtld., soll zu einer Gedächtnishalle für die gefallenen Krieger des Weltkrieges ausgebaut werden. — Der Friedhof in Pirna soll vergrößert werden, auch eine Sprechhalle erhalten und der Friedhof in Cossebaude b. Dresden soll gleichfalls vergrößert und durch ein Kriegerdenkmal verschönert werden. — Die Stadt Treuen soll einen neuen Friedhof erhalten, in dem auch ein Kriegerdenkmal erbaut wird. — Die Stadtkirche in Markneukirchen soll ein neues Glockengeläute erhalten. — Die Kirche in Rabenstein b. Chemnitz soll renoviert werden.

Bad. ev. Vereinigung f. Kirchen- und Volkskunst: Bericht über das Jahr 1921. 1921 brachte uns einen beträchtlichen Mitglieder-Zuwachs bis auf fast 300. Insbesondere waren Wertheim und Mosbach ergiebig. Der in Wertheim am 17. X. 21 gefaßte Beschluß, einen Instruktionskursus baldigst abzuhalten, konnte bei der Erhöhung insbes. der Reisekosten noch nicht ausgeführt werden. Wohl aber wurde von den beschlossenen kirchengeschichtlichen Lichtbilder-Serien eine angeschafft, das „Zeitalter der Reformation" zu ca. 800 Mk., ferner die Wandbilder-Wander-Ausstellung neu hergerichtet, nachdem sie 3 Jahre lang das badische Land durchlaufen und stark Not gelitten hatte. Auch der Anschluß unserer Ver. an den großen preußischen „Verein f. rel. Kunst in der ev. Kirche" in Berlin wurde vollzogen, der unsern Mitgliedern die Berechtigung gibt, die „Mon.-Schr. für rel. Kunst" von P. Röhrig für 12 Mk. (ohne Porti) zu bekommen. Wertvolle Stiftungen erhielt unsere Ver. 1) seitens des Ev. Oberkirchenrats: 500 Mk.; 2) seitens eines ungenannten Gebers durch d. Ev. Preßverband: 1000 Mk. Unsere Mitglieder, deren viele ihren Mindestbeitrag über 3 Mk. hinaus weit erhöhten, brachten 1078,50 Mk. Mit Zurechnung der Kollekten in Wertheim und Mosbach, sowie der eingegangenen Gebühren für Beratung in Kriegsgedenkzeichen und Kirchenschmuck und kirchl. Festen war die Gesamt-Einnahme: 2194 Mk. (ohne die 1000 Mk. des Ungenannten). Dem gegenüber stehen die Ausgaben für Kunstgaben an die Mitglieder (670 Mk.), Reiseauslagen (281 Mk.), Porto (200 Mk.) und Sonstiges: 1546 Mk. Kassenrest 648 Mk. Ein Bild, der „Luther" von K. Bauer, wurde von uns einer Diaspora-Gemeinde für ihren Betsaal geschenkt. — Wir müssen für 1922 unsern Mitgliedsbeitrag auf 8—10 Mk. erhöhen; auch Kirchengemeinden, hoffen wir, werden korporative Mitglieder und mehren unsere Betriebsmittel. Es ist noch viel zu tun, und viel Verlangen nach Besserem da.

Der Vorstand: Lic. K. Kühner i. Waldkirch i. B.

Digitized by Google

Bücherschau.

Badische Malerei. 1770—1920. Von Jos. Aug. Beringer. Mit 174 Abbildg. 2., im Text bedeutend erweiterte Aufl. 1922. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe. Preis 600 Mk. (1/2 Folio, 231 S.) Das auch in seiner äußeren Ausstattung prächtige Buch des Mannheimer Kunsthistorikers, Professor Beringer, bietet in konzentrierter und präziser Darstellung eine lehrreiche, auch für den Außerbadener wertvolle Übersicht über das Kunstschaffen des badischen Landes in den letzten 170 Jahren, es zeichnet die Entwicklungskurve, bei der sich jedoch am Schluß keine fertige Formel herausstellt; wohl aber zeigt sich eine Menge und hohe Qualität an Begabungen und Leistungen in der Mannigfaltigkeit der Gebiete und innerhalb dieser „eine gewisse Einheitlichkeit, die ein Bestes einzusetzen hat", und auf dem Wege ist zu echter Volkskunst. Das Gemeinsame des an Stoff, Technik und Qualität außerordentlich verschiedenen badischen Kunstschaffens ist nach des kundigen und weitherzigen Verfassers Meinung, daß es meist „mit der Zeit" gegangen ist, aber die Zeitausschreitungen wie etwa „Kubismus" und „Futurismus" nicht mitgemacht hat. Von 1800 an unterscheidet der Autor zwei Perioden, von denen die eine bis 1850 vornehmlich Individualisten der Kunst hervorbrachte, die andere von 1850—1900 unter dem Zeichen des Ringens zwischen Nord und Süd steht, etwas Großdeutsches bekommt und sich zur Volks- und Heimatkunst hinwendet. Auch die allerjüngste Zeit ist berücksichtigt, die Kunst, die unter den Nachwirkungen des Weltkriegs steht und in der „es noch wogt und quirlt". Daß bei der Herausarbeitung der Entwicklung und Gesamtcharakterisierung vielen einzelnen Meistern der bildenden Kunst eine ausführliche, treffende und nahezu erschöpfende Würdigung zuteil wird, ist ein Zeichen der haushälterischen und den Stoff meisternden Darstellungsweise, und daß 174 meist auch scharfe Abbildungen von charakteristischen Werken dem Text einverleibt wurden, ist eine glänzende Leistung des Verlags. Unter den 324 Künstlernamen, die in sachgemäßer Ordnung, geschickter Gruppierung und in interessanten Zusammenhängen mit der gesamten deutschen oder lokal-badischen Kultur vor uns auftauchen, sind auch viele, deren Licht weiter über die Landesgrenze hinausstrahlt, so K. F. Lessing, Schirmer, F. Kobell, Schönleber, Volkmann, H. Thoma, W. Trübner, Haueisen, H. Ad. Bühler u. a. Auch der Freund religiöser und kirchlicher Kunst wird wertvolles Gut hier finden. Außer Hans Thoma seien in dieser Hinsicht Adolf Bühler, Hans Schrödter, Schinnerer, Eichrodt, Haueisen genannt.

Bruder Tod. Ein Lied vom lebendigen Leben. Von Anna Schieber. Verlag von E. Salzer, Heilbronn.

Anna Schieber, die uns bisher ihre starken Empfindungen und ihre reiche vielseitige Weltanschauung und Lebensbeurteilung bald in Romanen, bald in unerschöpflicher Fülle von Erzählungen und Menschenbildern gegeben hat, bewegt sich hier meines Wissens zum ersten Mal im Gebiet der Dichtung, der lyrisch-didaktischen Dichtung, und die Schwingen der dichtenden Seele gehen hoch und erheben sich weit hinaus über Zeit und Raum. Es sind Lieder, einzelne in Oden-Art, die einen kurz und gebunden, die andern den ganzen Strom der Gefühle austrinkend; sie sind in der Form lose, doch innerlich, organisch vereinigt sind durch das Thema: Tod. Und dieses ist behandelt im Sinne des großen Franziskus: „Lob sei Gott durch unsern Bruder, den leiblichen Tod! Gepriesen seist du, Bruder Tod!" Sie gibt nicht eine verstandesmäßige Beantwortung all' der Rätsel, die das Todesproblem dem Menschengeist aufgibt, aber sie ergießt ein versöhnendes und verklärendes Licht über all' die Fragen und Kämpfe und Zweifel, die mit der Realität des Todes sich aufdrängen, mit Hilfe von Offenbarungen und Ahnungen, und die Kunst ist es, insbesondere die Musik, die es vermittelt, weit mehr als das menschliche Wort,

„Es kennt's kein menschlich Wort, in meiner Geige Klang
nur tönt's, lebt's und strömt es fort, selig und süß und bang."

Der Tod ist in diesem Lichte geschaut nicht Verneinung, sondern Bejahung, nicht Ende, sondern Erfüllung und Vollendung, und alles Erdenleben, bei gestärktem Willen und weiser Nutzung der Zeit, ist ein Heimgehen, ein Finden des Heimwegs „aus Hüllen der Nacht hinüber in der Erkenntnisse Land". „Geheimnis vor und hinter dir, drein tauchst du und ertrinkest schier, Geburt und Tod, — ein wechselnd Kleid, bist mitten in der Ewigkeit." So schmerzlich es auch sein mag, daß der Zeitstrom nicht wartet, wenn der Mensch im Gefühl der zerrissenen Jahre ruft:

„Zeit halt an, bis ich gestaltet,
Was noch tiefstes in mir waltet,"

so groß, so befreiend und beglückend ist es auch zu wissen, was der Tod wirklich ist:

Digitized by Google

„Heimholer bin ich, Führer in das Licht,
Gefängnisbrecher, Löser von dem Bann,
Den Fleisch und Blut um durstge Seelen flicht.

So grüßt mich auch ein Wandrer dann und wann,
Der mich erkennt und mein göttlich Tun.
Den trag ich dankbar lächelnd aus dem Streit."

Ich sing dir ein Lied vom Nachhausekommen,
Von Liebe, die dich in den Arm genommen,
Nun sing ich lauter Liebesnamen:
Mutter, Liebstes, Christus. Amen." (Schlummerlied.)

Todesüberwindung durch Todesbejahung! Licht das hinauf- und hinüberleuchtet über den Tod, und zurückwirkt in das Erdenleben! Ewigkeitsmelodien, hineinklingend in die Zeit, sehen und hören wir aus dieser neuzeitlichen Todes-Lebensdichtung. Man darf der Autorin zu dem Weg, den sie mutig beschritten, von der Erzählung zur Dichtung großen Stils Glück wünschen. K. Kühner.

„Das Geschichtenbuch" von Aug. Lämmle. Verl. v. E. Salzer, Heilbronn. 304 S. Geb. 200 Mk.

Daß Lämmle nicht bloß ein scharfer und humorvoller Beobachter des Lebens, sondern auch ein Dichter im Gestalten und ein Philosoph in den unvermerkt sich einspielenden Lebenswahrheiten ist, beweisen in gleicher Weise wie seine früheren, so auch die in diesem Bande gesammelten 34 Erzählungen oder „G'schichte"; gleich die erste „Von Bauern, die ihrem Pfarrer ein Faß Wein spendieren" ist eine köstliche, von echtem Humor gewürzte Studie aus der Kirchenkunde und Pastorallehre. Daß der Wein in dem Band eine so große Rolle spielt, entspricht ja wohl dem schwäbischen Volkscharakter und Gewerbe der „Wingerter", durfte aber aus erzieherischen Gründen doch mehr zurücktreten. Jedenfalls leistet Lämmle einen wertvollen Beitrag zur Volks- und Heimatkunst. K. Kühner.

Jahrbuch für Liturgiewissenschaft, in Verbindung mit A. Baumstark und R. Guardini herausg. von Dr. Odo Casel O S.B 2. Bd. Münster i. W. Aschendorff 1922. 188 S. Gz. 4.80 Mk., geb. 6,80 Mk.

Dieses Jahrbuch steht im Zusammenhang mit den liturgiewissenschaftlichen Unternehmungen der deutschen Benediktiner und kann sich auf einen Verein zur Pflege der Liturgiewissenschaft stützen, dessen Sitz sich in Maria Laach befindet. Es dient der katholischen Liturgiewissenschaft, die dank des neuen Anstoßes zu einem Glanzstück der gegenwärtigen katholischen Theologie zu werden verspricht. Der Schwerpunkt liegt auch in diesem zweiten Bande auf den geschichtlichen und bibliographischen Abteilungen, weniger auf dem systematischen Teil. Unter den geschichtlichen Aufsätzen sei außer auf die Quellenstücke von Dold, Unbekannte und bekannte Reichenauer Sakramentarfragmente aus dem 9. Jahrh. und von Wilmart, Une exposition de la messe ambrosienne besonders auf die Studien von Baumstark und Casel hingewiesen. Jener untersucht (S. 1—17) die Gesänge der Adoratio crucis auf morgenländischen Ursprung und kommt zu dem Ergebnis, daß die Improperien das Echo einer syrischen Kirchendichtung sind, über deren mittelbare oder unmittelbare Herübernahme aus dem Jerusalemer Ritus derzeit nicht entschieden werden kann. Nicht bezweifelt wird die Herkunft der Kreuzesverehrung selbst, wie sie die römische Kirche am Karfreitag übt, aus Jerusalem. Die Studie zeigt alle Vorzüge der Baumstarkschen Methodik. Der Herausgeber behandelt „Mysterium und Martyrium in den römischen Sakramentarien" (S. 18—38). Er stellt zunächst aus römischen Meßtexten Zeugnisse für die genuine Mysterienhandlung zusammen und legt dann dar, wie dem Christus-Mysterium ein Martyrermysterium zur Seite getreten ist. „Wie hinter der immer wiederholten Meßfeier eine ewige Gegenwart, das einmalige und immer dauernde Opfer Christi steht, so ist auch die häufige, jährlich wiederkehrende Feier der Martyrer die symbolische Hülle für die ewig feststehende, gleichsam aus der Zeit entrückte Leidenstat der Blutzeugen Gottes" (S. 25). Aber das Verhältnis ist noch enger zu bestimmen. — „Das Martyrermysterium ist Frucht und Teil des Christus-Mysteriums, es fließt mit jenem zusammen und ist im Grunde eins mit ihm" (S. 29). Daher wird nach der älteren Auffassung das Meßopfer für die Apostel, Märtyrer und andere Heilige dargebracht, sie unterscheiden sich darin nicht von den anderen Verstorbenen. Für alle Christen ist die Liturgie der Weg zur ewigen Herrlichkeit mit Christus bei Gott (ein unüberbietbares Zeugnis bei Jakob von Sarug, Bibl. d. Kirchenv. 1912 V, 90ff). Dies sind Ergebnisse, die in einen größeren Zusammenhang einzustellen sind, wenn erst, was noch nicht

Digitized by Google

geschehen, das Jahrbuch mit Wetters „Altchristlichen Liturgien" sich auseinandersetzt. Die systematischen Aufsätze betreffen „Tag und Nacht in den Ferialhymnen" und „Officium und Messe der heiligen Jungfrauen". Die dritte Abteilung enthält eine Reihe interessanter Miscellen, die vierte den Literaturbericht 1921—22. Hier werden nicht nur selbständige Schriften und Aufsätze liturgischen Inhalts aus den verschiedenen Sprachgebieten mit knapper Inhaltsangabe verzeichnet, sondern auch allgemeinere Werke, wenn sie das liturgische Gebiet berühren, beigezogen und wird der Ertrag aus allen Zeitperioden in übersichtlicher Anordnung vorgelegt. Wenn man dazu einen Wunsch äußern soll, so sei es der, daß die katholische Liturgiewissenschaft es nicht verschmähen möge, auch die religions- und volkskundlich wichtigen nichtliturgischen Volksandachten, für die es noch an Einzelstudien und an einem Gesamtüberblick fehlt, und das deutsche Kirchenlied, in dessen Erforschung die katholische Theologie so manches nachzuholen hat, zu berücksichtigen. Schließlich sei der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß es der Leitung gelingen möge, das Jahrbuch, das sich dem Forscher unentbehrlich machen wird, trotz der Schwierigkeiten der Zeit ungestört und unvermindert weiterzuführen.

Marburg. Rudolf Günther.

Carl Locher, Die Orgel-Register und ihre Klangfarben. 5. Auflage. Bern, Ernst Kuhn. Stuttgart, Chr. Belser A. G. Das in 9 Sprachen und Blindenschrift verbreitete, beliebte Werk liegt in Neubearbeitung von Josef Dobler vor, den die vierte Auflage schon mehrfach zitiert. Der Vergleich beider Auflagen weist in der fünften Kürzungen nicht wesentlicher Art auf und Bereicherungen, auf welche das Vorwort hinweist. Der unvergeßliche Locher konnte auf seiner letzten Reise nach Deutschland nicht eingehende Kenntnis erhalten von der allgemeinen Verfeinerung in der Behandlung von Aliquoten und Mixturen. Darum heißt es noch S. ... Sesquialtera zum vollen Werk, statt mit Flöte 8 oder 4', wie man auch jetzt sagen darf $2^2/_3$, $1^3/_5$, $1^1/_3$, $1^1/_7$ zu Flöte 8', entsprechend im Pedal $5^1/_3$, $3^1/_5$ zu Subbaß und Violon 16'. Als weiteren Teilton empfiehlt Dobler die None, welche unter „Cornettin" in Auflage 4 bereits ein, wie es scheint, unerwünschtes Dasein fristete. Da wird es Zeit, die Septime allgemeiner einzuführen und sich ihren Zauber in der Harmonia aetherea nicht entgehen zu lassen. Der akustische 32' ($16 + 10^2/_3$) des sechzehnten Jahrhunderts kann heute beinahe als einzige Erinnerung an Abt Vogler gelten, der ihn wiederbelebte. Aber auch mit der gedachten Aliquot-Intonation bewegt sich der feinfühlige Orgelbauer wieder in den Bahnen Voglers. S. 1 vermerkt eine Akzentkoppel in der Berliner Philharmonie. Hier liegt eine Verwechselung vor mit St. Marien im Zustand vor 1908. Die neue Philharmonie-Orgel (Walcker) ist bemerkenswert durch eine Disposition ohne Quintaton und Gemshorn nach Vorbild der beiden Andreas Silbermann. S. 43 zitiert noch Aufschriften von Gemshorn 8. 4 „mit Silbermann-Mensur", die es also nie gab. Riemanns Anregung, die Unterduodezime als Füllstimme zu bauen, vermerkt S. 86. Sie ist, soweit bekannt, einmal zur Tat geworden, aber gleichfalls gegenstandslos, da Riemann seinen Glauben an die objektive Existenz der Untertöne im Mollsinne aufgeben mußte. Wenn unser Elend den Bezug von geräuschlos arbeitenden Meidinger-Gebläsen aus Basel nicht mehr zuläßt, so würde uns mit Nachweis entsprechender Firmen in Deutschland gedient sein. Mir selbst begegneten die Gebläse von Laukhuff-Weikersheim als vollkommen zweckentsprechend. — Die Erweiterungen des Buches halten sich im Sinne Lochers bis auf einen Punkt. Locher hatte sich von der Veredelung des Labialtones durch Herabsetzung des Winddrucks bei reichem Zustrom überzeugt. Dobler stellt die Notwendigkeit einer Differenzierung des Drucks überhaupt in Frage und meint, daß Weichheit auch bei starkem Druck und geringem Zufluß erreicht werde. Dies ist zwar bis zu einem gewissen Grade zutreffend, jedoch nicht mit dem Effekt an Tonfülle. — Es kann der 5. Auflage nicht an Absatz fehlen, der eine 6. notwendig macht. Wie dankbar würden wir sein, dann von den Fortschritten im Auslande zu hören.

Briefkasten.

Auf Nachfragen wegen des S. 180 erwähnten Smendschen Entwurfs einer Liederfeier antwortet der Verfasser: „Meine im vorigen Jahre für den D. E. K. A. verfaßte Liederfeier ist, weil für Sept. 23 berechnet, völlig erledigt. Von einem Druck ist mir nichts bekannt geworden." — Vgl. die Fußnote auf Seite 1 und die Kleinen Mitteilungen S. 38, 2. Absatz. Auch die „Liederfeier zum Reformationsfestjubiläum", Nr. 18 der Liturgischen Andachten von Fr. Spitta (12 Pfg., von 15 Stück an je 8 Pfg.) kann immer weiter Verwendung finden. — **Hosenthien**, Magdeburg-Westerhausen. Eine Umstellung Ihrer Aufsätze war nicht gut möglich. — **Gennrich**, Königsberg. Dank! Wird bald benutzt werden.

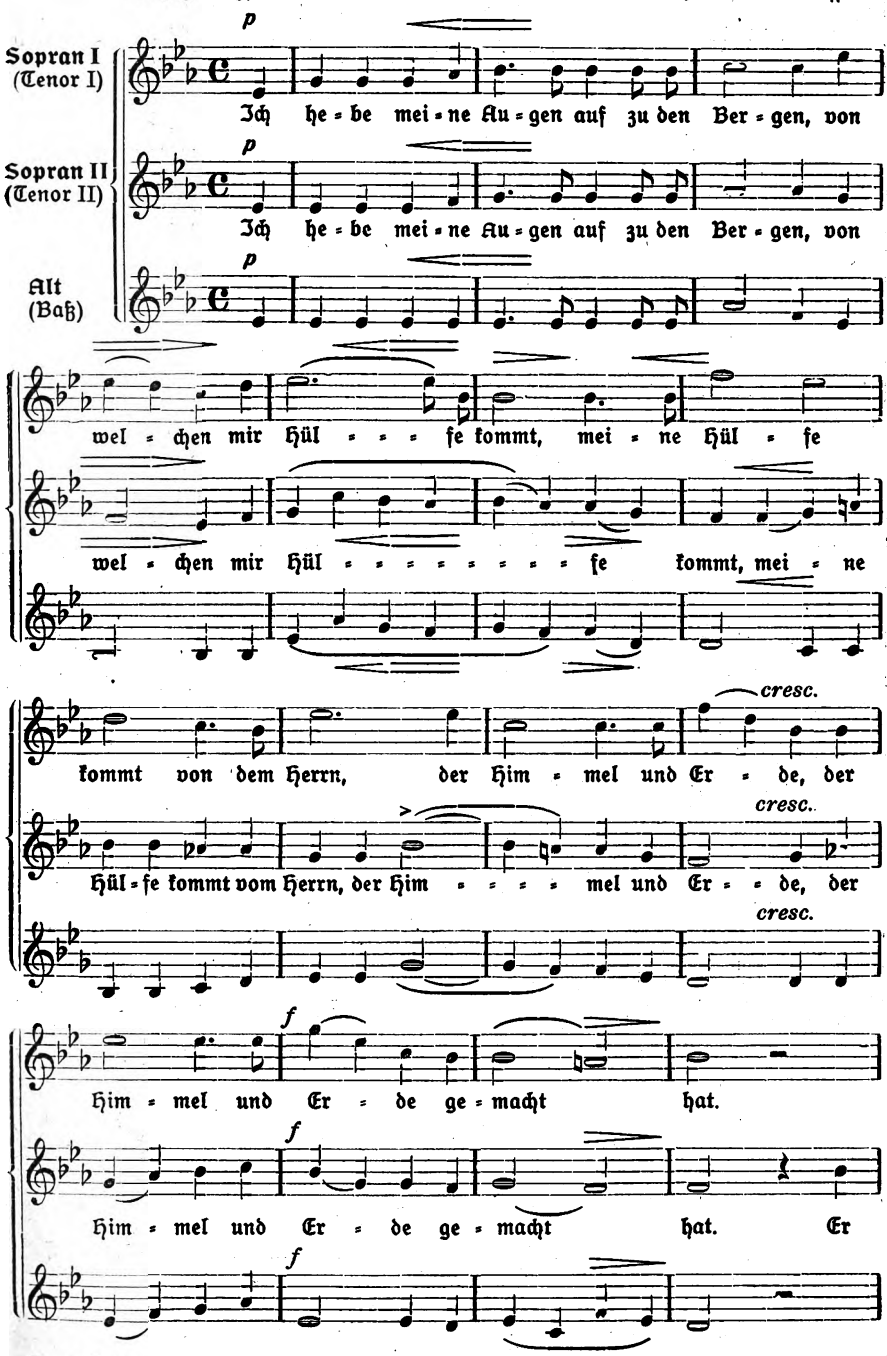
Digitized by Google

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

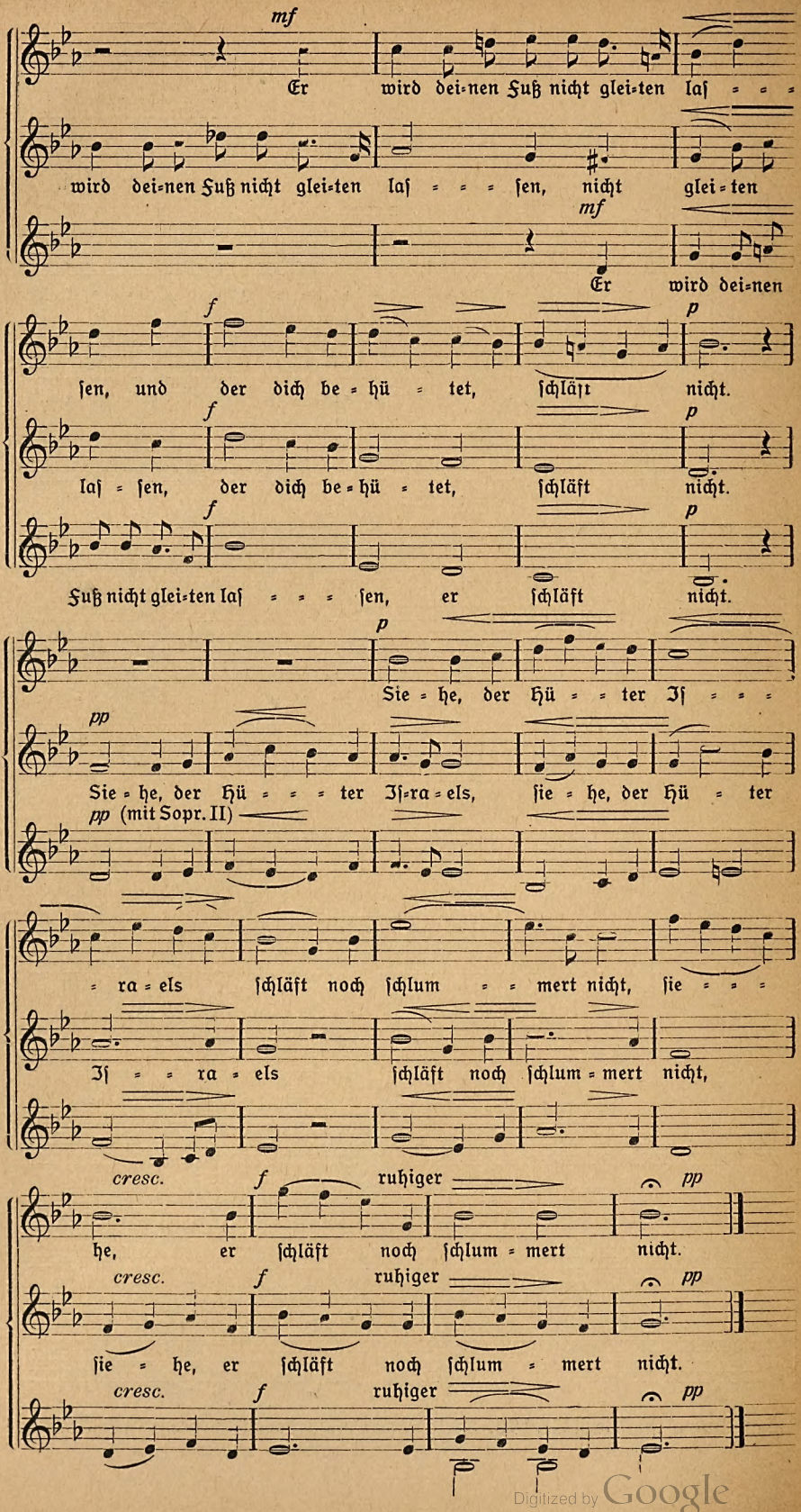
Ich hebe meine Augen auf . . .

Mäßig langsam

Ferdinand Saffe.



Digitized by Google



Digitized by Google

Feier des vierhundertjährigen Jubiläums des evangelischen Gesangbuchs.

Von **Friedrich Spitta.**

Im Jahre 1524 kamen die ersten evangelischen Gesangbücher heraus, kleine Sammlungen von 8 bis 32 Liedern. Sie sind der Keim gewesen für eine unübersehbare, bis in unsre Tage hineinblühende Literatur, der unsere Kirche nächst der Bibel das meiste an geistlicher Nahrung verdankt. Dessen freudig zu gedenken, haben wir allen Anlaß, und so sollen Feiern veranstaltet werden, durch welche den Gemeinden die Bedeutung der Entstehung ihres Gesangbuches, sowie dessen älteste Gestalt und Zweck deutlich und eindringlich gemacht. Neben Reden und katechetischer Unterweisung können liturgische Veranstaltungen diese Aufgabe erfüllen; dazu möchte die Monatschrift Handreichung leisten. Wie mag das geschehen?

Das Nächstliegende scheint zu sein, die Lieder zu singen, die in jenen ältesten Gesangbüchern, sowie in anderen aus der Reformationszeit gestanden haben. Diesen Weg ist u. a. der als Pfleger der Kirchenmusik unsern Lesern wohlbekannte und verdiente Pfarrer Plath in Essen gegangen, der zehn Ratschläge zur kirchenmusikalischen Ausgestaltung des 400. Jubiläumsjahres des Evangelischen Gesangbuches gegeben hat. Zur Feier sollen die Lieder aus den ersten Lutherschen Liederbüchern vom Jahre 1524 für Gemeinde und Chor, bzw. im Wechsel zwischen beiden oder je zu einer kleinen liturgischen Einheit bearbeitet gesungen werden. Über diesen Rahmen geht es hinaus, wenn er auch „historische Feiern" empfiehlt, in denen die Lieder je eines Dichters oder der Dichter einer Periode bis auf die Gegenwart gesungen werden sollen. Aber das historische Moment, das einzig im Stande wäre, die Gemeinde vor das reformatorische Gesangbuch hinzustellen, wird — man möchte fast sagen: mit besonderem Geschick umgangen. Denn damit, daß wir Lieder aus jenen Gesangbüchern singen, die seither zum festen Bestand unserer Gottesdienste gehört haben, wird der Gemeinde nicht die Eigenart des reformatorischen Gesangbuches und seine Bedeutung für uns deutlich gemacht. Im Jahrgang 1917 der Monatschrift S. 195—198, 326 f. habe ich zudem das Programm einer Liederfeier dieser Art mitgeteilt, auf die ich zur Verwendung in diesem Jahre aufmerksam mache, wenn man neben den eigentlichen Jubiläumsfeiern auch sonst die Pflege des Kirchenliedes, speziell des reformatorischen, sich will angelegen sein lassen. Das Material für eine liturgische Feier zum Gesangbuchsjubiläum muß in anderer Richtung gesucht werden. Über Art und Zweck der reformatorischen Gesangbücher haben sich deren Verfasser ausgesprochen in Vorreden, die von unsern Gemeinden viel zu wenig gekannt sind, obwohl sie einen besonders kostbaren Teil der Dokumente der Reformationskirche bilden. Die Mitteilung derselben sollte den Kern einer liturgischen Jubiläumsfeier bilden. Ihren Vortrag könnte man ähnlich gestalten wie den der Lutherworte in meiner Feier zum Wormser Reformationsjubiläum. Vgl. Monatschrift XXVI, S. 9 f. Der Pfarrer hätte wie die Einleitung des Ganzen, so auch die zu den einzelnen Seiten des reformatorischen Gesangbuchs vorzutragen, und dann würden

Digitized by Google

die Äußerungen der Reformatoren wörtlich zitiert werden, am besten durch Mitglieder der Gemeinde, an geeigneter Stelle, und besonders wo es sich um gebundene Rede handelt, auch durch Kinder. Das Ganze wäre einzurahmen durch passende Lieder der Gemeinde und Gesänge des Chores. Dabei kann man davon absehen, nur Gesänge aus den alten Liederbüchern auszuwählen; denn hier handelt es sich um den Ausdruck der Empfindungen der Gemeinde der Gegenwart, anläßlich der Gesangbücher der Reformatoren, nicht um Wiederholung des Inhalts jener Gesangbücher.

Im folgenden teile ich die wörtlich vorzulesenden Stücke aus den Vorreden der Gesangbücher und die Gedanken zur Einleitung derselben mit. Letztere sind als Stoff gedacht, den ein jeder Prediger frei gestalten kann, kürzen und ausdehnen, je nachdem es ihm wünschenswert erscheint. Den Leiter der Feier, welcher den verbindenden Text zu sprechen hat, bezeichne ich einfach mit „Pfarrer", die Personen, welche die geschichtlichen Aktenstücke zu lesen haben, mit „Leser", wobei es dem Ermessen des Leiters überlassen bleibt, wem und wie vielen er diese Stücke übertragen will. In der Kirche wird der Pfarrer am besten an einem Pulte oder auf der Kanzel stehen, die Leser unten, bzw. zu seinen Seiten. Zum Schlusse werde ich die Musikstücke namhaft machen, welche das gesprochene Wort umrahmen, einleiten und abschließen können.

Pfarrer: Im Jahre 1524, nachdem Luther von seinem gesegneten Aufenthalt auf der Wartburg zurückgekehrt war und seiner Gemeinde das Geschenk der deutschen Bibelübersetzung dargebracht hatte, übergab er ihr ein Büchlein, dessen Wert für den praktischen Gebrauch gar nicht hoch genug anzuschlagen ist, das evangelische Gesangbuch, dessen 400jähriges Jubiläum wir in diesem Jahre begehen, und dessen Bedeutung wir in dieser Stunde uns lebendig machen wollen. In einem der kleinen Büchlein, deren längstes nur etwas mehr als 30 Lieder umfaßt, hat er sich über seinen Plan so ausgelassen[1]):

Leser: „Daß geistliche Lieder singen gut und Gott angenehm sei, acht ich, sei keinem Christen verborgen, dieweil jedermann nicht allein das Exempel der Propheten und Könige im alten Testament (die mit Singen und Klingen, mit Dichten und allerlei Saitenspiel Gott gelobt haben), sondern auch solcher Brauch, sonderlich mit Psalmen gemeiner Christenheit von Anfang kund ist. Ja, auch Sankt Paulus solches 1. Kor. 14 einsetzt und zu den Kolossern gebeut, von Herzen dem Herrn singen geistliche Lieder und Psalmen, auf daß dadurch Gottes Wort und christliche Lehre auf allerlei Weise getrieben und geübt werden. Demnach habe ich auch samt etlichen andern zum guten Anfang und Ursach zu geben denen, die es besser vermögen, etliche geistliche Lieder zusammengebracht, das heilige Evangelium, so jetzt von Gottes Gnaden wieder aufgegangen ist, zu treiben und in Schwang zu bringen, daß wir auch uns möchten rühmen, wie Moses in seinem Gesang tut Ex. 15, daß

---

[1]) Geystliche gesangk Buchlein, Witenberg 1524. Vorrhede Martini Luther. Abgedruckt bei Ph. Wackernagel, Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes, S. 543.

Digitized by Google

Christus unser Lob und Gesang sei, und nichts wissen sollen zu singen und zu sagen, denn Jesum Christum, unsern Heiland."

Pfarrer: Mit dieser Sammlung von Liedern hat nun aber Luther kein Gesetz aufrichten wollen und keine Bücher geschaffen, nach denen man sich überall zu richten habe, sondern hat mit Freuden begrüßt, daß sich auch andere Dichter in den Dienst der Gemeinde stellten. Nur darauf hat er geachtet, daß die Lieder nicht, wie das in späterer Zeit so übermäßig geschehen ist, verändert würden nach Form und Inhalt und unter der Flagge des Wittenbergischen Gesangbuches wertlose und schlechte Lieder verbreitet würden. Demgemäß hat er sich dann 5 Jahre nach der ersten Herausgabe des Gesangbuches so vernehmen lassen[2]).

Leser: „Nun haben sich etliche wohl beweiset und die Lieder gemehret also, daß sie mich weit übertreffen und in dem wohl meine Meister sind. Aber daneben auch die andern wenig Guts dazu getan. Und weil ich sehe, daß des täglichen Zutuns, ohne allen Unterschied, wie einem jeglichen gutdünkt, will keine Maße werden, überdas, daß auch die ersten unserer Lieder je länger je falscher gedruckt werden, hab ich Sorge, es werde diesem Büchlein die Länge gehn, wie es alle Zeit guten Büchern gegangen ist, daß sie durch ungeschickter Köpfe Zusetzen so gar überschüttet und verwüstet sind, daß man das Gute darunter verloren und allein das Unnütze im Brauch behalten hat. — Damit nun das, so viel wir vermögen, verhütet werde, hab ich dies Büchlein wiederum aufs Neue übersehen und der Unseren Lieder zusammen nacheinander mit ausgedrucktem Namen gesetzt, welches ich zuvor um Ruhmes willen vermieden, aber nun aus Not tun muß, damit nicht unter unserm Namen fremde untüchtige Gesänge verkauft würden. Danach die andern hinnach gesetzt, so wir die besten und nütze achten. Bitte und vermahne alle, die das reine Wort lieb haben, wollten solches unser Büchlein hinfort ohne unser Wissen und Willen nicht mehr bessern oder mehren. Kann doch ein jeglicher wohl selbst ein eigen Büchlein voll Lieder zusammenbringen und das unsere für sich allein lassen ungemehret bleiben."

Pfarrer: Der erste Zweck des Gesangbuches der Reformatoren war, der Gemeinde ein Mittel zum Lobe Gottes in die Hand zu geben. Das hat Luther in unvergleichlicher Weise in der Vorrede des Gesangbuchs zum Ausdruck gebracht, das Valentin Bapst in schöner künstlerischer Ausstattung auf den Büchermarkt gebracht hat[3])

Leser: „Der 96. Psalm spricht: Singet dem Herrn, ein neues Lied, singet dem Herrn alle Welt. Es war im Alten Testament unter dem Gesetz Mose der Gottesdienst fast schwer und mühselig, da sie so viel und mancherlei Opfer tun mußten, von allem, das sie hatten, beide zu Hause und zu Felde. Welches das Volk, so da faul und geizig war, gar ungern tat

[2]) Geistliche Lieder auffs new gebessert zu Wittemberg, D. Mar. Luther 1529. Eine newe Vorrede Martins Luthers. — Wackernagel, Bibliographie S. 547.

[3]) Geystliche Lieder. Mit einer newen vorrhede D. Mart. Luthers. Gedruckt zu Leipzig durch Valentin Bapst in der Ritterstrassen. 1545. — Wackernagel, a. a. O. S. 583.

Digitized by Google

oder alles um zeitliches Genießes willen tat. Wie der Prophet Maleachi am 1. sagt: Wer ist unter euch der umsonst eine Tür zuschließe oder ein Licht auf meinem Altar anzünde? Wo aber ein solch faul, unwilliges Herze ist, da kann garnichts oder nichts Gutes gesungen werden. Fröhlich und lustig muß Herz und Mut sein, wo man singen soll. Darum hat Gott solchen faulen und unwilligen Gottesdienst fahren lassen, wie er daselbst weiter spricht: Ich habe keine Lust zu euch, spricht der Herr Zebaoth, und eure Speisopfer gefallen mir nicht von euren Händen. Denn vom Anfang der Sonne bis zu ihrem Niedergang ist mein Name herrlich unter den Heiden, und an allen Orten wird meinem Namen Rauchwerk geopfert. Denn groß ist mein Name unter den Heiden, spricht der Herr Zebaoth. Also ist nun im Neuen Testament ein besser Gottesdienst, davon hie der Psalm sagt: Singet dem Herrn ein neues Lied, singet dem Herrn alle Welt. Denn Gott hat unser Herz und Mut fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Erlösung von Sünden, Tod und Teufel. Wer solches mit Ernst gläubet, der kann es nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es andre auch hören und herzu kommen. Wer aber nicht davon singen und sagen will, das ist ein Zeichen, daß ers nicht gläubet und nicht in das neu fröhliche Testament, sondern unter das alte, faule, unlustige Testament gehört. Darum tun die Drucker sehr wohl daran, daß sie gute Lieder fleißig drucken und mit allerlei Zierde den Leuten angenehm machen, damit sie zu solcher Freude des Glaubens gereizt werden und gerne singen. Wie denn dieser Druck Valentin Bapsts sehr lustig zugerichtet ist. Gott gebe, daß damit dem Römischen Bapst, der nichts denn Heulen, Trauern und Leid in aller Welt hat angericht, durch seine verdammte, unträgliche und leidige Gesetze großer Abbruch und Schaden geschehe. Amen."

Pfarrer: Noch ehe Luther und seine Genossen die Lieder in Büchlein zusammengebracht hatten, flogen sie als Einzeldrucke durchs Land, wie Feuerfunken, die einen großen Brand anzündeten. Man hat geurteilt, durch diese Lieder seien mehr für das Evangelium gewonnen als durch die Predigt. Die Wirkung dieser Lieder verdoppelte sich, als sie in den Gesangbüchern zusammengefaßt waren. Diese bekamen nach und nach die Bedeutung von christlichen Lehrbüchern für den gemeinen Mann; aus ihnen sang man sich das neu entdeckte Evangelium in Herz und Leben hinein. So kam es denn auch, daß diese Bücher mehr und mehr das ganze evangelische Christentum in sich zusammenfaßten, ein Evangelienbuch in Reimen wurden, das die Menschen mit in Leben und Beruf hineinnahmen und so sich allezeit die heilige göttliche Wahrheit gegenwärtig halten konnten. Zuerst trat das am schönsten zu Tage in einem Gesangbuch, das der Prediger der Böhmischen Brüder Michael Weiße für seine Gemeinden in Landskron und Fullneck im Jahre 1531 verfaßte. Den Zweck seines Buches hat er selbst kurz in folgende Zeilen zusammengefaßt[4]):

[4]) Ein New Gesangbuchlen, 1531. Wackernagel, Bibliographie S. 549.

Digitized by Google

Gott allein zu Lob und Ehr
und sein Auserwählten zur Lehr
ist dies Büchlein wohl bedacht
aus Grund der Schrift zusammenbracht.
Sucht jemand der Schrift Verstand,
der mach sich darinnen bekannt;
es zeiget ihm Christum wohl
und wie er sein genießen soll.
Verstehts aber einer nicht,
der frag, so wird er unterricht.

Pfarrer: Weit über den Kreis der Böhmischen Brüder wirkte diese Sammlung hinaus, und ein Lied aus ihr, den ergreifenden Begräbnisgesang „Nun laßt uns den Leib begraben", hat man lange Luther zugeschrieben, der dann diese Ehre abgewiesen hat, nicht ohne dem wirklichen Dichter alle Anerkennung zu erweisen. Wie dieses Gesangbuch als eine Bibel der Laien wert gehalten wurde, hat besonders eindrücklich die Straßburger Pfarrfrau Katharina Zell gezeigt, welche das große Buch so hat nachdrucken lassen, daß es, in kleine Teile auseinandergenommen, für ein Geringes von dem einfachen Mann gekauft werden konnte[5]). Sie schreibt:

Leser: „Mir ist ein Gesangbuch aus besonderer Lieb und Freundschaft gegeben worden, ich soll es lesen, welches in Böhmen gedruckt und frommen Leuten zu Landskron und Fullneck zugeschickt ist, von einem gottesfürchtigen, ja gottbekannten Mann, sein Name Michael Weiß, welchen ich leiblicher Person halb nicht kenne, aber wie der Herr sagt: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Also da ich dies Buch gelesen, hab ich müssen urteilen (so viel ich der Schrift Verstand habe), daß dieser Mann die ganze Bibel offen in seinem Herzen habe, ja derselben eine Kundschaft und Erfahrung wie die lieben zween Männer, Josua und Kaleb, des gelobten Landes, da sie es treulich besucht und durchwandelt hatten auf Befehl des Herrn durch Mosen; ich hab solchen Verstand der Werke Gottes in diesem Gesangbuch funden, daß ich wünsche, daß es alle Menschen verstünden. Ja, ich muß es viel mehr ein Lehr-, Gebet- und Dankbuch denn ein Gesangbuch heißen, wiewohl das Wörtlein Gesang recht und wohl geredet ist, denn das größte Lob Gottes im Gesang ausgesprochen ist worden."

Pfarrer: Zu einer solchen Laienbibel sind dann überhaupt die Gesangbücher von Jahr zu Jahr mehr geworden, und wie man derselben gebrauchen solle, das hat dieselbe originelle Pfarrfrau in ganz köstlicher Weise ausgeführt, sodaß wir daraus für uns eine Anleitung nehmen können.

Leser: „Darum lieber Christ, wer du seist, laß doch dein Kind und Gesind göttliche Lieder singen, darin sie ermahnt werden, Erkenntnis ihres Heils zu suchen, und lehr sie, daß sie wissen, daß sie nicht den Menschen sondern Gott dienen, so sie treulich im Glauben Haus halten, gehorsamen, kochen, Schüsseln waschen, Kinder wischen und warten und dergleichen Werk, so zum menschlichen Leben dienen, und sich in denselben Werken mögen zu Gott kehren, auch mit der Stimme des Gesanges, daß sie darinnen Gott viel besser gefallen, denn irgend ein Pfaff, Mönch oder Klosterfrau in ihrem unverständigen Chorgesang. Eine arme Mutter, so gern schlief, nun aber zu Mitternacht muß das weinende Kindel wiegen und ihm also ein Lied von göttlichen Dingen singt, das heißet und ist das rechte Kindelwiegen,

[5]) Vorrede der Katherinen Zellin zu ihrem Gesangbüchlein von Christo Jesu unserem säligmacher. Straßburg 1534. — Wackernagel, Bibliographie S. 553.

Digitized by Google

so es geschieht im Glauben, das gefällt Gott. Der Handwerksgesell ob seiner Arbeit, die Dienstmagd ob ihrem Schüsselwaschen, der Acker- und Rebmann auf seinem Acker, und die Mutter dem weinenden Kind in der Wiegen solche Lob-, Gebet- und Lehrgesänge braucht, Psalmen oder ihres Gleichen, so es alles geschieht im Glauben und Erkenntnis Christi, und ihr ganz Leben gottselig anrichten in aller Treu und Geduld gegen jedermann, solche werden auch Gott mit und in Christo, dem ewigen Priester, mit seinen Engeln ewiglich loben vor seinem Stuhl."

Pfarrer: Den Gebrauch des Gesangbuches als eines Mittels zu christlicher Erziehung durch die Leiter der Gemeinde hat besonders eindrücklich Martin Bucer von Straßburg dargestellt[6]).

Leser: „Der Herr wolle geben, daß alle Verseher und Diener der Kirchen, samt allen Christen, ihres besten Vermögens daran seien, daß bei der Jugend und aller Gemeinde Gottes, solche schöne christliche Gesänge in Brauch und Übung kommen, damit, wo man zusammen kommt oder auch die Leute für sich selbst singen, daß man sich bei solchen Psalmen und Liedern belustige, durch welche denn unsre Gemüter zu Gott unserm Schöpfer und Christo Jesu unserm Heiland und also zu aller Zucht, Ehrbarkeit, christlicher Lieb und Freundschaft durch einander gelehrt, unterwiesen, gereizet und gezogen werden."

Pfarrer: Ganz besonders aber hatten die Reformatoren bei der Abfassung der Gesangbücher die Jugend im Auge, damit sie dadurch, daß ihr reine und fromme Lieder zugeführt würden, von den schändlichen Buhliedern, von denen damals alle Welt voll war, befreit werden möchte. Immer wieder schlägt bei den Auseinandersetzungen über die Gesangbücher dieser Gesichtspunkt durch. So mahnt z. B. in besonders eindringlicher Weise der elsässische Reformator Martin Bucer:

Leser: „Darum wolle Vater und Mutter sich wohl erinnern, wem sie ihre Kinder in der Taufe ergeben und aufgeopfert haben, und mit nichten an derselben ewigen Verderben, die jetzund nicht allein ihr Blut und Fleisch, sondern Gottes Kinder sind, ihm durch das Blut seines Sohns zu aller Heiligkeit verkauft, schuldig werden. Und die, so die Kinder lehren, gedenken, was teurer Schatz ihnen vertraut sei, nämlich eitel liebe Söhne und Töchter des aller Obersten, denen die lieben Engel im Himmel dienen. Und da dies Alter ohnedas zum Gesange geneigt und mit lustigen Mitteln zum Guten geführt sein will, Fleiß ankehren, daß sie die Kinder solche heilige göttliche Lieder getreulich lehren, auch dieselbigen zum Singen anhalten, und alle leichtfertige, weltliche, buhlerische Lieder ihnen weder zu hören noch zu singen in einigem Wege gestatten."

Pfarrer: In einer Anrede an das junge Volk setzt Michael Weiße und der Reformator von Schwaben, Ambrosius Blaurer, diese wichtige Aufgabe der Gesangbücher in Reimen auseinander, die wir jetzt aus dem Munde

---

[6]) Ein New Auserlesen Gesangbüchlin. Straßburg 1545. — Wackernagel, Bibliographie S. 585.

Digitized by Google

der Jugend uns vortragen lassen wollen. So ermahnt M. Weiße seine Leute[7]):

Leser:

Lobet Gott in deutscher Zungen,
preiset ihn, ihr Alten und Jungen,
glaubet an ihn aus Herzensgrund
und bekennet ihn mit dem Mund.
Singet ihm ein geistlich Gesang
und opfert ihm Lob und Dank.
Dienet dem Herrn von Herzen rein
und rühmet euch in ihm allein.
Gehet aufrichtig Christi Bahn,
So stehet euch das Rühmen wohl an.
Denn der Heuchler Ruhm, Lob und Dank
ist vor Gott ein greulich Gestank.
Darum ists sehr fein, löblich und gut,
wenn man bei der Jugend Fleiß tut,
lehret sie Christi Joch tragen
und davon singen und sagen;
wo das geschieht, da zeiget sich Frucht,
heilige Lieb und geistliche Zucht.

Pfarrer: Recht im naiven Ton des Jugendlehrers weiß Ambrosius Blaurer den Kindern eindrücklich zu machen, wie wichtig und segensreich es ist, wenn sie geistliche Lieder lernen[8]).

Leser:

Wohlauf, du junges fröhlichs Blut,
in Gott lern haben Lust und Mut;
mit Leib und Seel ergib dich ihm,
lob ihn mit Leben, Herz und Stimm,
mit Psalmen und geistlichem Sang,
so hast du Freud dein Leben lang.

Anfechtung, Beschwerd und Unmut viel
nimmt hin Gesang und Musikspiel:
David, der königlich Harfensinger,
dem b'sessnen Saul den Mut macht g'ringer.
Elisa, sollt er prophetieren,
mußt ihm der Spielmann vor hofieren.

Musik macht Angst und Sorgen frei,
wohnt luftgen Gemütern allweg bei.
Drum hörst du, wie das G'flügel singt,
daß Wald, auch Berg und Tal erklingt,
welch lieblich Gab von Gott nicht hat
schwer Vieh und was im Wasser gaht.

Allein des Himmels Vögelin
so fliegen in der Luft dahin,
sitzen ganz früh auf Baum und Zweig,
du hörest nicht, daß eines schweig;
keins hat von ihnen schlecht Mensur,
und ist ihr Musik süß und pur.

Mit hundert Stimmen klingts zusammen,
lob'n ihres Gotts und Schöpfers Namen,
der sie bekleid't und gibt ihn'n Speis.
Darum gedenk und merk mit Fleiß,
Gesang ein himmlisch Übung ist,
gut Arzenei, wo Mut gebrist.

Hab allweg lieb christlichen Sang,
bleib fern üppiger Lieder Klang,
so wirst mit wenig Müh gelehrt,
mit Lust und Freud zu Gott bekehrt;
und wächst in dir wahr'r Glaub und Lieb,
den Schatz dir dann entführt kein Dieb!

Wirst dein Vertrauen nicht verlieren,
bis dich dein Stündlein heim wird führen,
wo gar zu End ist alles Leid
und du mit Herzenslust und Freud
wirst's himmlisch Halleluja singen
dem, der Alls ist in allen Dingen."

Pfarrer: Aber nicht bloß um die Jugend im Evangelium zu unterweisen war den Reformatoren die Herstellung von Gesangbüchern von Wichtigkeit, sondern um sie zur Kunst anzuleiten. Es waren eben ihre Bücher wirkliche Gesangbücher, mit Noten versehen, keine Gedichtsammlungen. Und so haben sie auch die Aufgabe erfüllt, eine kunstfreudige Gemeinde heranzubilden. Hierfür sehen wir Luther an erster Stelle tätig; er hat dafür Worte geschrieben, die die Bedeutung eines Programmes für die Stellung der evangelischen Kirche zur Kunst bekommen haben[9]):

Leser: „Die Lieder sind dazu auch in vier Stimmen gebracht, nicht aus anderer Ursache, denn daß ich gern wollte, die Jugend, die doch sonst

[7]) Wackernagel, Bibliographie S. 566.
[8]) Vermanung an die Christlichen Jugent zum gesang. Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, S. 596.
[9]) Geystliche gesangk Buchleyn, Wittemberg 1524. — Wackernagel, Bibliographie S. 543.

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY
Digitized by Google

soll und muß in der Musika und anderen rechten Künsten erzogen werden, etwas hätte, damit sie der Buhllieder und fleischlichen Gesänge los werde und an derselben Statt etwas Heilsames lernte und also das Gute mit Lust, wie den Jungen gebührt, einging. Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche fürgeben, sondern ich wollt alle Künste, sonderlich die Musika gern sehn im Dienst des, der sie gegeben und geschaffen hat. Bitte derhalben, ein jeglicher frommer Christ wollts solches ihm lassen gefallen oder wo ihm Gott mehr oder desgleichen verleihet, helfen fördern. Es ist sonst leider alle Welt allzu laß und zu vergessen, die arme Jugend zu ziehen und zu lehren, daß man nicht allererst darf auch Ursach dazu geben."

Pfarrer: Ganz anders sah in der Schweiz der Reformator Ulrich Zwingli die Sache an, der Gesang und Orgelklang aus der Kirche forthaben wollte und dafür eine Menge von Gründen beibrachte, die um so stärkeren Eindruck machen mußten, als in der katholischen Kirche ein großer Unfug mit der Musik getrieben war. Ihm trat entgegen ein benachbarter, ihm befreundeter Mann, Johannes Zwick von Konstanz, der das schöne, inhaltreiche von ihm herausgegebene Gesangbuch mit einer „Vorrede zur Beschirmung und Erhaltung des ordentlichen Kirchengesanges" einleitete, deren scharfsinniger und gründlicher Beweisführung, in der uns das liebliche Wort begegnet „Sollte denn Vogelgesang Gottes Lob sein mögen und nicht der Christen Gesang" [10]), keiner zu widerstehen vermochte. Wir wollen hier seine gründliche Beweisführung nicht wiederholen, zumal da in der Heimat von Zwingli dessen radikale Befehdung des Kirchengesangs sich nicht gehalten hat und man heutzutage auch in Zürich längst nicht mehr in den Gottesdiensten schweigt, sondern die Lieder gar vierstimmig singt. So ist denn in der evangelischen Kirche die Frau Musika eine Schutzpatronin geblieben, und wo man in dieser Zeit in hohem Chore singt, wollen wir es unsern Reformatoren danken, daß sie einem solchen Geiste bei uns die Stätte bereitet haben. Am schönsten können wir uns das vergegenwärtigen, wenn wir Luthers Vorrede auf alle guten Gesangbücher mitteilen, in der er die „Frau Musika" mit solcher Rede auftreten läßt [11]).

Leser:

Für allen Freuden auf Erden
kann niemand kein feiner werden,
denn die ich geb mit meinem Singen
und mit manchem süßen Klingen.
Hie kann nicht sein ein böser Mut,
wo da singen Gesellen gut.
Hier bleibt kein Zorn, Zank, Haß, noch Neid,
weichen muß alles Herzeleid.
Geiz, Sorg und was sonst hart anleit,
fährt hin mit aller Traurigkeit.
Auch ist ein jeder deß wohl frei,
daß solche Freud kein Sünde sei,
sondern auch Gott viel baß gefällt,
denn alle Freud der ganzen Welt.
Dem Teufel sie sein Werk zerstört
und verhindert viel bösen Mord.
Das zeugt Davids des Königs Tat,
der dem Saul oft gewehret hat,
mit gutem süßen Harfenspiel,
daß er in großen Mord nicht fiel.
Zum göttlichen Wort und Wahrheit
macht sie das Herz still und bereit;
solchs hat Eliseus bekannt,
da er den Geist durchs Harfen fand.

[10]) New gsangbüchle. Zürich 1540. Wackernagel, Bibliographie S. 555.
[11]) Wackernagel, Kirchenlied III, S. 29.

Digitized by Google

Die beste Zeit im Jahr ist mein,
da singen alle Vögelein,
Himmel und Erde ist der voll,
viel gut Gesang da lautet wohl.
Voran die liebe Nachtigall
macht alles fröhlich überall
mit ihrem lieblichen Gesang,
des muß sie haben immer Dank.

Vielmehr der liebe Herre Gott,
der sie also geschaffen hat,
zu sein die rechte Sängerin,
der Musicen ein' Meisterin.
Dem singt und springt sie Tag und Nacht,
seins Lobes sie nichts müde macht.
Den ehrt und lobt auch mein Gesang
und sagt ihm einen ewgen Dank.

Pfarrer: Und noch einen letzten Dienst hat das reformatorische Gesangbuch der Kirche geleistet: es hat ihr die Taten Gottes in der evangelischen Gemeinde im Bild dargeboten, hat sie dieselben ins Herz sich hinein singen lassen. Das erste Beispiel dafür haben wir schon in den ältesten Gesangbüchern des Jahres 1524. Dort[12]) finden wir das wunderbare Lied Luthers auf den Tod der ersten evangelischen Märtyrer, die am 1. Juli 1523 zu Brüssel verbrannt wurden. Dieses Lied, gleich hinreißend im Wortlaut wie in dem Schwung seiner Melodie, hat die Gemeinde lange gesungen, bis es in Vergessenheit geraten ist; doch es soll auch heute wieder in unsrer Mitte laut werden[13]).

Auch die Schicksale anderer für die evangelische Gemeinde bedeutungsvollen Persönlichkeiten sind in mächtigen Liedern in den alten Gesangbüchern der Gemeinde vor Augen gehalten worden, so das der Königin Maria von Ungarn und der beiden brandenburgischen Kurfürsten Casimir und Georg[14]). Außerdem aber setzte man, nachdem die Lieder zuerst namenlos erschienen waren, unter dieselben die Namen ihrer Verfasser und erinnerte dadurch an die Bedeutung dieser Männer und an das, was sie für das Evangelium getan und gelitten hatten. Dieser Brauch ist später in Abgang gekommen, sodaß die Lieder lediglich als zeitloser Ausdruck der Frömmigkeit dastanden ohne jeden Hinweis auf die Geschichte, der sie entsprossen waren und in die sich zu versenken für die Gemeinde von großer Bedeutung ist. Letzthin ist der alte Brauch wiederhergestellt worden, und man verbindet wohl gar mit dem Gesangbuch eine Geschichte der Worte und Weisen der Lieder: eine Anregung, dieses Gebiet des christlichen Lebens im Unterricht der Jugend und in der Gemeinde zu pflegen. Unsere Feier möge uns mit dem Eindruck entlassen, daß wir in unserm Gesangbuch ein Zeugnis vom Glauben der christlichen Gemeinde in allen ihren Zeiten haben, ein heiliges Geschichts- und Bekenntnisbuch, durch das wir mit den Zeugen der Wahrheit aus allen Jahrrhunderten singend in Gemeinschaft treten können: eine heilige, allgemeine christliche Kirche!

Wie werden wir nun das Gegebene mit Musik einrahmen? Der Abschluß des Ganzen mit dem Blick auf die Geschichte der Kirche kann durch nichts besser und natürlicher gegeben werden als durch Luthers Tedeum „Herr Gott, dich loben wir", wo sich die Gemeinde zuerst mit den himmlischen Heerscharen im Preise Gottes vereinigt, und dann der ganzen werten Christenheit

---

[12]) Wackernagel, Kirchenlied III, S. 3.
[13]) Gesang von einigen Strophen aus „Ein neues Lied wir heben an"; vgl. "Sammlung geistlicher Musik" Nr. 199; M.-Schr. 1923, S. 185.
[14]) Wackernagel, Kirchenlied III, S. 116ff.

Digitized by Google

mit den Aposteln, Propheten und Märtyrern gedenkt. Nach Zeile 20 („rühmt dich auf Erden allezeit") kann man gleich zur Schlußstrophe übergehen (Zeile 43 „Täglich, Herr Gott, wir loben dich"). — An den Anfang kann man ein Lied stellen, wie es sich für die Vereinigung der Gemeinde zum Gottesdienst eignet; besonders passend wären die 2. und 3. Strophe aus „Gott ist gegenwärtig".

An die ersten Lutherworte über die Herstellung und Bewahrung des Gesangbuches würde ich aus seinem „Komm, heiliger Geist, Herre Gott" die zweite Strophe schließen „Du heiliges Licht edler Hort". — Nach Luthers Wort über das Loben Gottes als den Zweck des Gesangbuches könnte aus „Nun lob mein Seel, den Herren" die erste und vierte Strophe stehen, oder die beiden Schlußstrophen aus „O daß ich tausend Zungen hätte". — Hinter der Ausführung über das Gesangbuch als Bibel der Laien könnten gesungen werden die beiden Strophen von „Herr, dein Wort, die edle Gabe". — Hinter dem Abschnitt über das Gesangbuch als Buch der Jugend könnte man anstimmen aus „Ach bleib mit deiner Gnade", Str. 2—4: „Ach bleib mit deinem Worte, Glanze, Segen". — Endlich könnte das Wort über das Gesangbuch in seiner Bedeutung für die Kunst, besonders die Musik, bestätigt werden durch die unveränderte Anfangs- und Schlußstrophe von „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren".

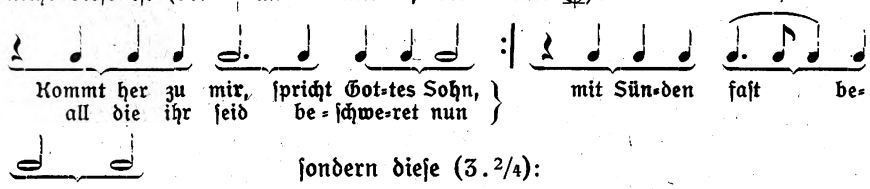
Nach Belieben sind diese Sätze von der Gemeinde oder dem Chor zu singen, das Tedeum im Wechsel von Chor und Gemeinde. Dazwischen können Chöre eingeschoben werden, die zu den vorgeschlagenen Chorälen passen: am Anfang ein Lobpsalm, wie der 100ste von F. Mendelssohn-Bartholdy. Im Anschluß an den Abschnitt über das Gesangbuch als Mittel zum Lobe Gottes könnte das Kleine geistliche Konzert von Schütz „Ich will den Herren loben allzeit" (Verlag von Breitkopf u. Härtel) gesungen werden, bzw. andre Loblieder und Arien, z. B. „O hätt ich Jubals Harf" aus dem Josua von Händel, mit leichter Änderung des Schlusses. Im folgenden Abschnitt könnte neben „Herr, dein Wort, die edle Gabe" eintreten „Wach auf, meins Herzens Schöne" im Satz von Oechsler, Monatsschrift 1917 S. 241, Sammlung geistlicher Musik Nr. 169. In dem Abschnitt über das Gesangbuch als Erziehungsmittel für die Jugend eines unsrer vielen Kinderlieder, die natürlich auch von Kinderstimmen vorgetragen werden müßten; z. B. „Lobt froh den Herrn, ihr jugendlichen Chöre". Zu der Ausführung über das Gesangbuch als Unterweisung zur Kunst der schöne Chor von M. Bruch „Du bist ein Gottesgabe, du edler Musikklang", op. 71,3 (Heinrichshofen, Magdebg.), der in der Feier zum Gedächtnis von Luther in Worms so vortrefflich gewirkt hat; vgl. Monatschrift 1917 S. 16. — Endlich könnte im Schlußabschnitt das Märtyrerlied Luthers (Sammlg. geistl. Musik, Nr. 195) nicht bloß erwähnt sein, sondern auch gesungen werden in der Art, wie es im vorigen Jahrgang S. 185 ff. vorgeschlagen worden ist. Übrigens werden sich in jeder Liedersammlung unserer Kirchenchöre genug Stücke finden, die in die Jubiläumsfeier aufgenommen werden können. Man sei dabei nicht zu ängstlich.

Digitized by Google

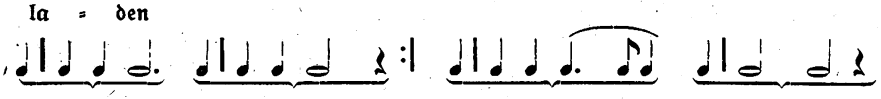
Der Melodienentwurf der Einigungskonferenz.

Von Joh. Plaß. (Fortsetzung.)

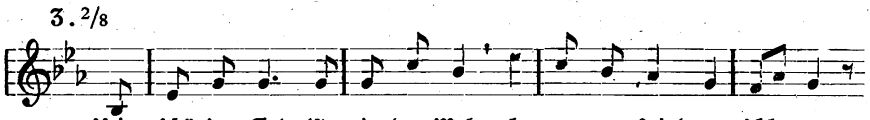
Ein Gemeinde-Gesangbuch der Gegenwart kann nicht die Aufgabe haben, die mittelalterliche, oft recht mechanische, auch oft akzentwidrige und deshalb längst überholte Art der Taktzählung zu verewigen; vielmehr soll unsern Sängern durch die Takteinteilung die wirkliche Gliederung und Betonung der Melodie veranschaulicht werden. Von den im Widerspruch mit dem Aufbau und der Betonung eingesetzten Taktstrichen — aber nur von *solchen* Taktstrichen — würde gelten, was die Vorrede des vierstimmigen Melodienbuches zu K behauptet: Daß sie den eigentlichen Rhythmus mancher Melodien „auf eine die Auffassung desselben erschwerende Weise zerschneiden würden". Nun ist aber sonnenklar, daß die wirkliche Gliederung z. B. bei folgender Mel. nicht diese ist (bei K und A mit C, bei E mit ¢):



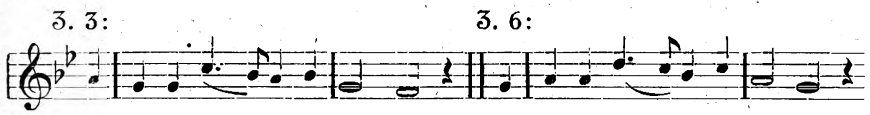
sondern diese (3. 2/4):



Dem entspricht in halb so großen Noten z. B. die neuere Weise:



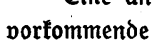
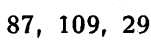
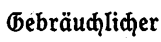
Es würde gewiß keinem Musiker mehr einfallen, diese Melodie in 4/8 einzuteilen. Auch würde man bei dem 3. 2/8-Takt hier den Taktstrich nicht erst vor die 4. Note setzen (etwa weil diese die längere ist), denn dann käme er in der 2. Zeile vor der unbetonten Endsilbe zu stehen. Warum soll denn in der Kirche gerade das Rückständige und Sinnwidrige ein Privilegium haben? — Tonfolge und Rhythmus bei E, aus K und A ohne die hier störende Anfangsdehnung entnommen, sind besser als die bei M. Nur sollte der Anfang der 6. Zeile, eine Verkürzung der vermutlich nur auf einem Druckfehler beruhenden Lesart von 1545 (s. Böhme, Nr. 636) geändert werden im Anschluß an die bessere Lesart von 1534, natürlich ebenfalls mit Beseitigung der überschüssigen Taktteile, sodaß 3. 3 und 6 einander entsprechen, beide mit dem Sprung auf die Quarte:



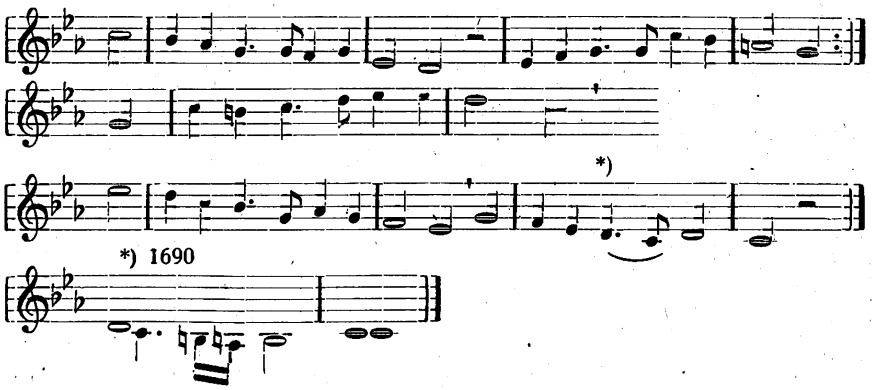
Bei der Tonfolge g fis g 3. 6 besteht die Neigung, wie 3. 3 auf c zu springen statt auf d.

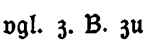
Digitized by Google

Ganz denselben Bau hat ursprünglich die Mel. „Ich dank dir schon“ oder „Ach Herre Gott, mich treibt die Not“, nur daß hier Z. 2 und 4 statt auftritt. Der Wechsel mit 2.3/4 in Z. 3 ist eine ganz unmotivierte, lediglich erschwerende Änderung von M. Prätorius, die E nicht hätte mitmachen dürfen. Z. 3 muß mit Z. 1 den gleichen Rh. haben. Die in Z. 2—4 veränderte Tonfolge des Prätorius mag beibehalten werden, nicht bloß weil sie gebräuchlicher ist, sondern auch weil der Klageton des Originals, die zu Anfang jeder Zeile wiederholten drei gleichen Töne, zu dem Lied „Mein erst Gefühl sei Preis —“ nicht gut paßt.

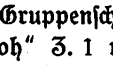
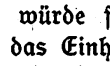
Eine andere, einst sehr volkstümliche, im Wechsel mit anderen Taktarten vorkommende Gestalt des Z. 2/4-Rh.:  (vgl. bei Böhme Nr. 86, 87, 109, 296, 357, 644) zeigt noch „Was mein Gott will“ Z. 1 und 3. Gebräuchlicher sind noch folgende Gestalten mit 2/4-Auftakt:  und  , so in den meisten Zeilen von „Aus tiefer Not (Dur-Mel.) — O Ewigkeit, du D. — An Wasserflüssen“ — und in allen Zeilen von „Nun danket all und bringet Ehr“. Die Zählung nach 4/4 oder 2/2 widerstreitet auch bei diesen Formen der wirklichen Gliederung und zugleich der Betonung. Vgl. die Volksweisen in halb so großen Noten, im Z. 2/8-Takt: „Das Leben welkt wie Gras — Laßt mich gehn — Bleibe bei uns, o Herr Jesu —“ u. a., die man auch nicht in 4/8 oder 2/4 einteilen kann.

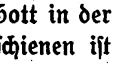
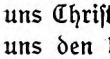
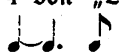
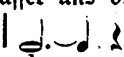
Wieder anders gebaut, dem Versmaß entsprechend, ist „Gib dich zufrieden“. Zur Erleichterung für die Gemeinde sollte hier der Rh. in allen Zeilen wie in Z. 1 geschrieben werden (die 3/8 immer an derselben Stelle) und Z. 2 und 4 die für Natursänger immer schwierige Tonfolge g a b c durch die fließendere und ebenfalls originale von 1690, durch das Gütersloher Hauschoralbuch verbreitete und noch in mehreren Gegenden übliche ersetzt werden:



Dem 2.2/4-Takt entspricht mit größeren Notenwerten der 2.3/4-Takt; vgl. z. B. zu 2 Hebungen im Text  oder und oder ; schreibt man also den 1. Teil von „Eins ist not“ nicht

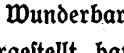
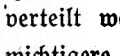
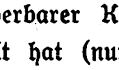
Digitized by Google

in 2/4, sondern in 4/4, so muß man folgerichtig den 2. Teil in 6/4 statt in 3/4 schreiben. Die Mehrzahl der bei E in 3/4 eingeteilten Melodien wird übersichtlicher im 2. 3/4-Takt (vgl. A); insbesondere werden so die langen Noten am Ende etlicher Zeilen überhaupt erst verständlich. Z. B. Macht hoch die Tür — Nun lob, mein Seel, den Herren — Aus meines Herzens Grunde (Z. 5, wo kein Gruppenschluß ist, würde figürliche Ausfüllung, wie „Nun singet und seid froh" Z. 1 und 2, das Einhalten des Taktmaßes erleichtern, also bei F-dur  statt ); dsgl. Kommt und laßt uns Christum ehren — Allein Gott in der Höh — Gott des Himmels — Lasset uns den Herren preisen — Erschienen ist der herrlich Tag (Schluß der 2. Zl. entsprechend den anderen Zeilenschlüssen und dem Original besser mit Punktierung der viertletzten Note). Die Verkürzung des Anfangs der beiden letzten Melodien ist als hier ganz vereinzelte nur störend und deshalb schon früh von anderen beseitigt; sie erschwert das Einsetzen der Gemeinde. Auf die zweite, neuere Form von „Gott des Himmels" im 4/4-Takt verzichte man doch lieber ganz; die erste, nach Layriz gegebene ist vorzuziehen; nur erfordert vom künstlerischen Standpunkt die Symmetrie mit der letzten Zeile die Wiederherstellung des Originals in der vorletzten Zeile.

Die bei den alten Tonmeistern häufige Umkehrung  statt  kann zwar, besonders in langen Melodien, eine willkommene Abwechselung sein, widerstrebt aber dem Wort- und Versakzent, ist deshalb wie ein Anstoß empfunden und manchmal durch die gewöhnliche Form ersetzt, so z. B. Nun lob, mein Seel, den Herren, Z. 5. Die Umgehung braucht aber nicht immer auf diese gleichförmige Weise zu geschehen. Z. 6 und 10 derselben Mel., ebenso Z. 2 und 4 von „Lasset uns d. H. preisen" kann mit Notenteilung geholfen werden:  und 

auf einfachere Weise „Herr, nun selbst den Wagen halt" Z. 1:

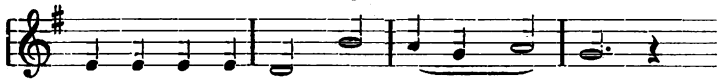
In der Schlußerweiterung Z. 4 ist die Umkehrung annehmbarer, weil auf die vorhergehende betonte Silbe eine längere Figur fällt.

Textzeilen von 2 Hebungen können in einem 4/4-Takt vertont werden (z. B. Straf mich nicht in deinem Zorn, Z. 5 und 6), aber auch auf 2 Takte verteilt werden, z. B. Wunderbarer König, Z. 7 und 8, wo E das gewichtigere Original hergestellt hat (nur wäre  besser als ). Vgl.: Wie könnt ich ruhig schlafen, Z. 2, 4, 6: 

So schreibe man auch die beiden ersten Zeilen von „O Traurigkeit"; denn bei der von E nach K und A gewählten Tonfolge (c as f g – e f f e) wirkt die Notierung in lauter Vierteln (so A) zu matt, und die Schlußdehnungen, die E dazu bringt, passen nicht in den 4/4-Rhythmus. Auch im Tonsatz von Seb. Knüpfer bei Vopelius 1682 (s. Gütersl. Hausch.) sind die beiden ersten Zeilen und nur diese erweitert. Die dort und in K über die 2 Takte hin-

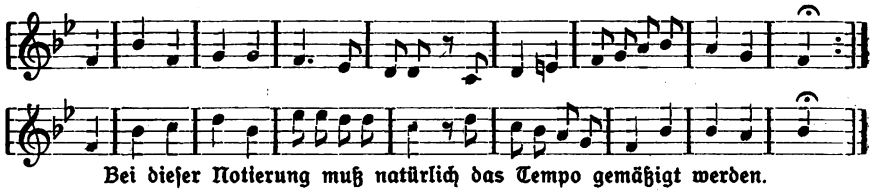
Digitized by Google

ausgehenden Dehnungen und Pausen der 1. und 2. Zl., sowie die auch nicht ursprüngliche Dehnung der 3. Zl. in K sind als zu künstlich mit Recht abgelehnt. — Zu bedauern ist, daß E nicht auch in der 3. und 6. Z. von „Wunderbarer König" die vollere Form des Originals hergestellt hat; die Verkürzung durch Kühnau ist ja eine Verstümmelung des majestätischen Motivs, das bei Neander im ganzen ersten Teil durchgeführt ist. Man hat offenbar die langen Noten auf den beiden letzten Silben vermeiden wollen, sie aber gerade auf der unbetonten letzten beibehalten. Die das Original lieben und gewohnt sind, werden gewiß damit einverstanden sein, wenn der vorletzte Takt in folgender Weise belebt wird:



Vier Takte sind sonst im Volks- und Kirchenlied üblich bei Verszeilen mit 5 Hebungen, s. den Nachweis in meinem Buche S. 24—25 und 62—63. Dort ist S. 66—67 auch gezeigt, wie willkürlich und verschieden vom 16. Jahrhundert an bis heute die sehr alte Mel. „Nun bitten wir den h. Geist" behandelt und mißhandelt ist, und wie nun die Lesart von K und A mit geringen, z. T. früher oder jetzt schon üblichen Änderungen die volksmäßige Form erhalten kann, und so der Schwierigkeiten und Anstöße ledig wird, die sie bisher bei den Gemeinden so wenig beliebt gemacht haben. E bringt die Lesart des Bayerischen Gsb., konserviert damit Z. 1 und 2 die gleichförmige Dehnung der Noten und die dadurch herbeigeführte schwerfällige Erweiterung der Zeilen auf 5 Takte, Z. 3 die Verkürzung auf 3½ Takt, die in dieser und der folgenden Zeile die unbetonte Endsilbe auf den betontesten Taktteil schiebt, endlich auch die Verstümmelung des Kyrie, eleison (Straßburg 1525 schon die gute Form!) — abgesehen von den melodie- und verswidrigen Betonungen des Textes.

In 5 Hebungen hat auch „Dir, dir, Jehovah" Z. 2 und 4, 5 und 6. Freylinghausen hat die C-dur-Mel. „Wer nur den l. G. — " ziemlich mechanisch so erweitert, daß auch die Silbenzahl unseres Liedes darin aufgeht. Lahriz erst hat dieser Weise den rechten Schwung gegeben. Die alten Schlußdehnungen, die er noch hat stehen lassen, sind am Ende der Vorderzeilen zu beseitigen, am Ende der Zeilengruppen durch ein Ruhezeichen zu ersetzen. So wird das volkstümliche Maß von vier 4/8- oder zwei 4/4-Takten hergestellt:

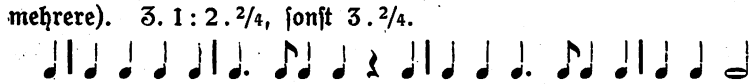


Bei dieser Notierung muß natürlich das Tempo gemäßigt werden.

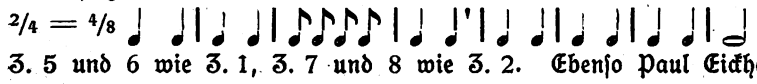
E hat diese Form verschmäht; aber die zahlreichen Gemeinden, die sie mit geringen Abweichungen bereits singen, werden sie sich schwerlich wieder nehmen lassen. Das d am Ende der 1. Z. statt b vermindert den reichlich großen Tonumfang, fügt sich außerdem leichter in den Rhythmus. Die Tonfolge Z. 5 ist die von Freyl. und Lahriz und noch gebräuchlich; die von E auf-

Digitized by Google

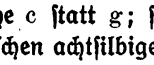
genommene (es d c b c) und andere Varianten wollen den hohen Ton möglichst vermeiden, was aber bei der Lage in B-dur unnötig ist. — Will man durchaus bei der unbelebteren Form beharren, so beseitige man wenigstens die vereinzelte ganze Note Z. 2 durch bessere Takteinteilung, und unterbreche die Einförmigkeit der langen Zeilen durch eine punktierte Note (Freyl. hat deren mehrere). Z. 1 : 2. 2/4, sonst Z. 2/4.



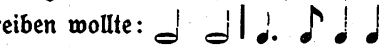
Z. 5 und 6 wie Z. 2. Auch vier Zeilen von „Herr und Ältster —" haben je 5 Hebungen. E wie M, F und A bringen diese Zeilen in 3 Takten, die anderen Zeilen in 2 Takten. So pflegt der Volksgesang sich nicht zu gestalten. Die längeren Zeilen lassen die Geschlossenheit vermissen, ihre gedehnten Schlüsse (nicht so bei Gregor) empfindet man wie willkürliche Fermaten. Volksmäßig wäre folgender Bau:

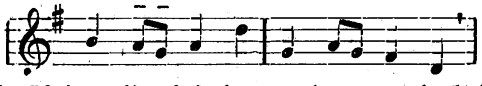
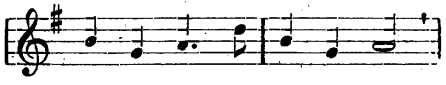


usw. Z. 5 und 6 wie Z. 1, Z. 7 und 8 wie Z. 2. Ebenso Paul Eickhoff in der von ihm umgearbeiteten 11. Aufl. des Gütersl. Hauschoralb., nur in doppelt so großen Noten.

Ein sehr einfaches, aber wirksames Mittel zur Belebung ist die Schattierung , an rechter Stelle angebracht. Auch E hat von ihr bei einer Anzahl von Melodien Gebrauch gemacht, hätte es aber gerne noch mehr tun können, zunächst in Melodien, in denen sie original ist: Was Gott tut, das ist wohlgetan, Z. 1 und 3 auf der drittletzten Note, dem dynamischen Höhepunkte der Zeilen — Morgenglanz, Zl. 1 und 3, an derselben Stelle — Meinen Jesum laß ich nicht, Z. 6 auf der 3. Note, ebenso in der gleichlautenden 4. Zl. von „Fahre fort" (hier statt der anderweitigen Verzierungen des Originals) — Von Gott will ich nicht lassen, auf der 2. Note von Z. 1, 3, 6, 7, den Zeilen mit klingendem Reim (vgl. die Volksweise bei Böhme Nr. 641; dazu auf der 5. Note Z. 1 und 3 besser das ursprüngliche und noch gebräuchliche c statt g; sonst klingt die Mel. zu schwerfällig und düster). In den trochäischen achtsilbigen Zeilen mit klingendem Reim entlastet die Punktierung auf der 1. Note des 2. Taktes zugleich die kurze Schlußnote der Zeile und wehrt somit der Neigung zu ungehörigen Fermaten. Recht tat also E, in der C-dur-Mel. „Alle Menschen müssen st." die ursprünglichen Punktierungen sämtlich wiederherzustellen (aber Z. 1 und 3 müssen hier mit e schließen, wie in K nach dem 1690 verbesserten Original, statt mit c, mit dem die 2. und 4. Z. schließen; 4 Mal hintereinander Zeilenschluß mit demselben Ton ist unschön). An gleicher Stelle sollte die Schattierung nicht fehlen in den Mel.: Alles ist an Gottes Segen, Z. 1, 2, 4, 5 (die sonst auch zu einförmig sind) — Ach was soll ich Sünder machen, Z. 1 und 4 — Ringe recht, Z. 1 und 3 (wo durch die Form  zugleich die taktwidrige Dehnung der beiden letzten Noten und die Verschiebung der Taktstriche in Z. 2 und 3 beseitigt würde) — Fahre fort, Z. 3 und 5. Bei dieser Mel. ist dann noch die Taktüberschreitung in der vorletzten Zeile zu vermeiden durch Kürzung der mittleren Noten:

Digitized by Google

Taktwidrige Dehnung, sowie Stellung unbetonter Silben hinter den Taktstrich, gar mit ganzer Note auf der unbetonten Silbe, läßt sich vermeiden: Fröhlich soll mein Herze springen, Z. 1 (vgl. die anders gebaute 5. Zeile!) und: Warum sollt ich mich denn grämen, Z. 1 und 5, wenn man statt schreiben wollte: 

Neben- und Durchgangstöne und langsame Vorschläge, maßvoll und an rechter Stelle angewandt, sind in manchen Melodien zu sehr mit ihrem Charakter und der übrigen Tonfolge verknüpft, als daß man sie durchweg ausmerzen dürfte. Auch E hat das nicht getan, hätte sie aber noch an einigen weiteren Stellen beibehalten können, z. B. Komm, o komm, du Geist — Z. 1 und 3 im 1. Takt den langsamen Vorschlag und im 2. Takt die Durchgangsnote:  Z. 5, Takt 1, ebenso wie hier; die übrigen Vereinfachungen des zu arienhaften Originals sind zu billigen. Aber ohne jene originalen Besonderheiten der 1., 3. und 5. Z. wäre der Anfang der Mel. dem von „Liebster Jesu, wir sind hier" gleich. Bei letzterer Mel., die ja im Original überhaupt nicht verwendet, auch nicht verwendbar ist, wäre dagegen Z. 1 und 3 der Verzicht auf die weniger sangbare Form von K und näherer Anschluß an die sonst gebräuchliche einfache Tonfolge erwünscht: 

Bei der teilweisen Vereinfachung von „O Durchbrecher —" haben A und E wohl im ganzen das Rechte getroffen; nur Z. 2 und 4 ist die Lesart des Bayer. Gsb., die sich an die 4. Ausg. Freylinghausens anschließt, mit ihrem fühlbarer zur 5. Note hinstrebenden cresc. bei aller Einfachheit lebendiger und fließender als die von A, die sich an die 1. Ausg. von F. anschließt, aber die belebende Schattierung und Vorausnahme im 2. Takt unterläßt. — „O du Liebe —" (Dur-Mel.), Z. 5 ist die von E gewählte Lesart (= M), eine spätere Nivellierung, entschieden minderwertiger als die ursprüngliche und auch sonst noch gebräuchliche von A mit dem langsamen Vorschlag auf der 6. Note; auch hier gibt das deutlicher zum Anfang des 2. Taktes hinstrebende cresc. der Zeile größeren Schwung.

Eine besondere Bedeutung hat die bis heute auch in Volksliedern übliche Verwandlung der Viertelnote in am Anfang mancher Zeilen: sie soll Raum schaffen zum Atmen, wo die letzte Note der vorhergehenden Zeile eine betonte viertel auf betonter Silbe, die erste Note der neuen Zeile dagegen eine unbetonte viertel auf unbetonter Silbe ist, weil diese die Kürzung leichter verträgt als jene. Sonst wird ja, wenn keine Pause vorhanden ist, die letzte Note der vorhergehenden Zeile um den Atemzug verkürzt. Unnötig ist demnach die Kürzung der Anfangsnote beim Beginn der Mel. und nach Ruhepunkten. Da darf sie, vielmehr muß sie unterbleiben, weil sie das Miteinsetzen der Gemeinde erschwert. So verfährt z. B. schon K und das Bayer. Gsb. bei der Mel. „In dich hab ich gehoffet —", das Gsb. für Hessen-Darmstadt bei den Mel. „Vom Himmel hoch" und „Sei Lob und Ehr —", das

Digitized by Google

Gsb. für Kassel bei „Vom Himmel hoch — Nun freut euch, lieben Christen — In dich hab ich —". Das sollte aber als Regel gelten. E verfährt darin regellos oder nach einem zufälligen Brauch, schreibt die Kürzung auch am Anfang von Melodien, unterläßt sie dagegen manchmal, wo sie nötig wäre, z. B. Herzlich lieb hab ich dich — Was Gott tut — Lobt Gott, ihr Chr. allzugleich. (Schluß folgt.)

Vom neuen Kirchbau.

Otto Bartnings Versuch der „Sternkirche".

Von Pfarrer Lic. Dr. **Horn, Berlin.**

Ohne jedes Zutun stand nach dem Vortrage des Baumeisters Otto Bartning auf der Tagung des Vereins für religiöse Kunst in Berlin die „Sternkirche" im Mittelpunkt der Diskussion. Der Redner hatte sie nicht mit einem Worte erwähnt, sie absichtlich ganz außerhalb seiner Ausführungen über das evangelische Kultgebäude gelassen. Prof. Ficker ging zu Beginn der Diskussion sogleich auf sie ein, indem er sie als „die Kirche von gestern" ablehnte. In schlichter, bescheidener Widerlegung gewann aber Bartning die Versammlung so vollständig für sich, daß die kultische These „Sternkirche" das beherrschende Moment der Tagung wurde, und es zeigte sich, daß sie keineswegs die Kirche von gestern ist, über die man bereits hinweg ist. Das ernste, gewissenhafte Ringen des Künstlers um die kultische Raumgestaltung hat die Herzen gewonnen. Daß die „Sternkirche" nicht das letzte Wort über das Kirchenbauproblem ist, weiß niemand besser als Bartning. Ihm liegt gewiß vollständig ein Urteil fern, wie es Scheffler in der „Vossischen Zeitung" ausgesprochen hat, daß die Sternkirche seit langem die einzige Lösung sei. Alle Verdienste um den evangelischen Kirchbau, die Elsässer, Fischer, Marck Pützer sich erworben haben, bleiben unangetastet. Aber in dem Bartningschen Versuch ist das Problem so prinzipiell angelegt wie in keinem andern. Er baut nicht nur für unseren heutigen Zustand des Kultus, sondern er geht vom Kultusproblem aus. Die Sternkirche ist, wie ihr Planer klar ausdrückte, eine rein prinzipielle Lösung. Sie würde ganz anders aussehen, wenn eine praktisch bedingte Aufgabe vorgelegen hätte. Vielleicht ist sie aber grade deswegen so stark, weil sie in ihrer Losgelöstheit keine der in der Praxis notwendigen Konzessionen zu machen brauchte. Von einer eigenen Auffassung des Kultusproblems aus geht B. an das Gestalten. In seinem Büchlein „Vom neuen Kirchbau" bricht er mit seinem eigenen bisherigen Schaffen, wie er es in den Kirchen der Los-von-Rom-Bewegung Österreichs geleistet hat. Kanzelaltar, Kompromisse zwischen Langhaus und Zentralkirche, Gruppenbauten — alles recht beachtenswerte Leistungen, und doch befriedigen sie ihn nicht. Vielleicht hat er grade in der Los-von-Rom-Bewegung eingesehen, daß der protestantische Kultbau doch mehr geben muß als eine Predigtstätte. Die Klage durchzieht sein Büchlein: wir Evangelischen haben das Sakrale verloren. Der Katholik hat es in der Hostie, deren materielle Gegenwart den Kirchenraum sakral macht. Durch die einseitige Betonung der Predigt ist der protestantische Kirchenbau Zweckbau für das gute Hören geworden, Profanbau. Soll er

Digitized by Google

Sakralbau werden, soll er selbst ein kultischer Ausdruck sein, so muß das Sakrale wiedergewonnen werden. Das liegt in der Gebetsgemeinschaft der Feiernden. Nicht nur „Gehäuse der Sonntagsversammlung, sondern sakraler Ort der Gemeinschaft" ist ihm das Kirchengebäude. So wird für ihn das Bauen eine fromme Gebärde. In Erklärungen zu der Sternkirche führt er aus: „Auch das Läuten der Glocken, deren Seile in der Kirche enden, könnte von Gemeindegliedern sichtbar ausgeführt eine Gebärde des gemeinschaftlichen Gebetes werden. Man unterschätze nicht zu sehr den Sinn der Gebärden des Kniens und Beugens, des Hinschreitens und Stufensteigens. In der Gebärde wird der Leib eins mit der Seele, und daraus quillt die reine Gebärde des Singens, des Malens, des Meißelns, des Bauens."

Die starke innerlich-religiöse Einstellung des Meisters hat die starke Wirkung auf der Tagung erzielt. Er hat selbst am allerwenigsten einen „Erfolg" erwartet oder bezweckt. Dem Nein bin ich dankbarer noch als dem Ja, hat er mehrfach geäußert, wenn es nur Funken gibt, wenn nur die Frage, die uns allen auf der Seele brennt, zur Flamme wird.

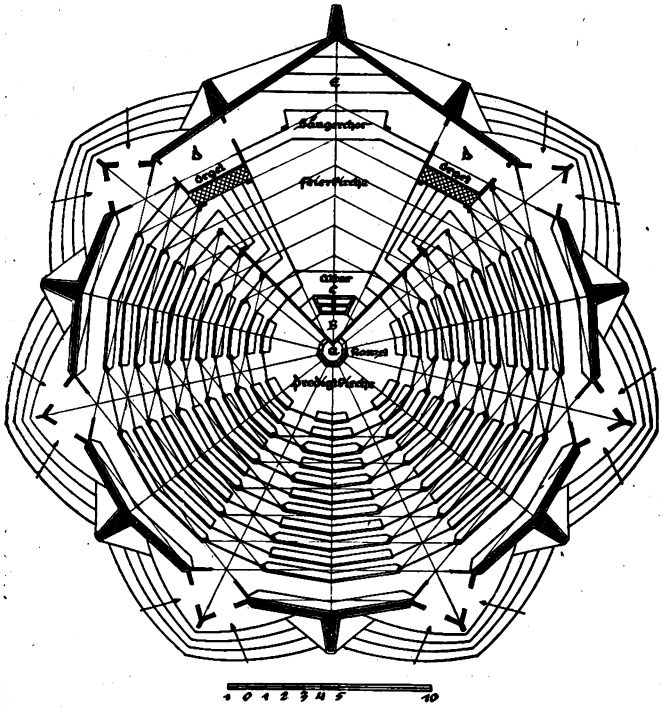
Aus der geschilderten kultischen Einstellung heraus ist Bartning zu dem Modell seiner Sternkirche gekommen. Wir geben nur den Grundriß, keine Abbildung, weil diese nicht räumlich wirken kann und die Vorstellung nur zerstört. Sie hat a. a. O. nur verwirrend gewirkt. Durch den Plan geht die Absicht, eine Zusammenfassung der kultischen Stätten zu schaffen. In der Diskussion brachte Prof. Ficker zum Ausdruck, daß die Duplizität der Stellung von Altar und Kanzel eben etwas vom Wesen des Protestantismus ausdrücke. Aber hat man nicht grade in der Blütezeit des evgl. Kirchbaus eine Konzentrierung der kultischen Stätten, ja des ganzen Kultraumes erstrebt? In dem feinen Vortrag, den Ficker auf dem ostschweizerischen Diasporapfarrertag in Zug gehalten hat, sieht er in dem Hause das Urbild des Kirchenbaus: „Der Kirchbau wächst aus dem Hause heraus und führt wieder ins Haus zurück" (S. 22). Die Basilika schwebt ihm als Kirchenraum vor. Nun hat aber seit den ältesten christlichen Zeiten immer wieder das Ideal des künstlerisch einheitlicheren Zentralbaus die Baumeister bewegt. War der antike Tempelbau für die christlichen Gemeinden nicht zu verwenden, oder mußte in dem einzigen Falle der Verwendung eines heidnischen Tempels für eine christliche Kirche, bei dem Pantheon in Rom, der bauliche Mittelpunkt des Altars verschoben und damit der Baugedanke zerstört werden — man hat ihn doch nicht vergessen können und wenigstens in den Baptisterien und Grabeskirchen das Ideal zu verwirklichen gesucht. Die romanische und gotische Meßkirche braucht die Basilika oder Hallenkirche; der Zentralbau ist der einfachste Ausdruck der evangelischen Gemeinschaft. In der klassischen Zeit des evangelischen Kirchbaus hat man zum Zentralbau gedrängt: so hat Bähr im 1. Entwurf der Frauenkirche in Dresden möglichst ins Zentrum wenigstens die Kanzel zu schieben gesucht. So sucht Furtenbach die Konzentrierung der kultischen Stätten und will keine Duplizität; so sind die Sturmschen Entwürfe vom Quadrat bis zum Winkelhaken zentrale Lösungsversuche (Fritsch S. 78). Ob Hirschbergs Gnadenkirche (griech. Kreuz) oder Posens Kreuzkirche (Oval in der Querschiffanlage), ob Hamburgs Michaeliskirche (Langoval) oder Hanaus reformierte Kirche

Digitized by Google

(Doppelkreis) — sie sind alle auf den Zentralgedanken eingestellt. Mir scheint auch die sogen. Saalkirche als Zentralbau, nicht als basilikaler Hallenbau gedacht.

In der Sternkirche ist nun ein neuer Versuch der Konzentrierung der kultischen Stätten gemacht. Die Kanzel steht in der geistigen und architektonischen Mitte des Raumes, im Schnittpunkt aller Sehlinien und aller architektonischen Axen. Der Altar steht ebenfalls im Mittelraum des Gebäudes über der Kanzel als der geistige und bauliche Höhepunkt des Raumes. Der zur Mitte vorspringende Altarplatz mit geschmiedetem Geländer und Bibelpult ist der Standort des Liturgen. Das Gestühl umgibt die Kanzel in ansteigendem Halbkreis. Es soll nicht als Zutat die Raumwirkung stören, sondern

Die Sternkirche von Otto Bartning



als Bestandteil des Baugedankens sie verstärken. Zu den sakramentalen Feiern und Benediktionshandlungen zieht die Feiergemeinde über die beiderseitigen breiten Stufen in die „Feierkirche" (das Segment hinter dem Altar) und wendet sich dem Altar und damit der Gebäudemitte wieder zu. Dieser Teil ist erhöht, dadurch zu sakralem Ausdruck gesteigert. Zu beiden Seiten der Feierkirche steht das geteilte Orgelwerk mit sichtbaren vierkantigen Holzpfeifen, auf den Stufen im Hintergrund ist der Raum für Sängerchor und Orchester; unser Oratorien- und Kantatenschatz soll nicht zu Kirchenkonzerten ästhetisiert, sondern zu Kulthandlungen verdichtet werden.

Weder die Stellung der Kanzel vor dem Altar noch der Gedanke der Feierkirche ist etwas Neues. Die Kanzelstellung hat der 1. Bährsche Entwurf,

Digitized by Google

praktisch ausgeführt ist sie in der Kirche zu Ludwigslust. Vor Bartning hat sie das Dibelius'sche Bauschema empfohlen, und die Zionskirche in Dresden von Schilling und Gräbner hat sie verwendet. Nur ist in der Sternkirche die zentrale Stellung der Altarkanzel neu. Auch die Feierkirche ist in Wolfenbüttel gebaut. Aber hier sind es zwei Räume, die der vorgelegte Lettner zertrennt, während sie mit der Predigtkirche in unserm Falle zu einem einheiligen Raume zusammengefaßt ist, dessen Mittelpunkt die Kanzel, dessen Höhepunkt der Altar ist.

Die künstlerische Form ist die der modernen Kunst. Will man ein Schlagwort haben, so ist die Form „expressionistisch". Ein Turm fehlt, den spätere reichere Zeiten bauen sollen. Die Kirche ist als Notkirche gedacht; die akustischen Voraussetzungen des Raumes sind bei der reichlichen Verwendung von Holz und bei der schallbrechenden Gliederung günstig. Eine neue technische Konstruktion wird angewandt. Der Bau wächst von den Eingängen und dem äußeren Umgang her, der die Eingänge verbindet, zum Scheitel der Kirche über Kanzel und Altar empor. Das ganze Dachgewölbe wird getragen von den sich flechtenden und über Kreuz sich aussteifenden Bogenstellungen, die mit dem Raume steigen und zugleich die Gänge und Schiffe bilden. Alle statischen Schubwirkungen sind in den Erdboden geleitet. Der ganze Aufbau ist in Holz konstruiert. In den die Schiffe überspannenden Gitterbögen ergeben sich die Fenster, die in bunter Verglasung den Rhythmus des Raumes ringsum erklingen und nach der Feierkirche hin zum starken Farbklang anschwellen lassen. Das Modell ist als Bekrönung einer Anhöhe gedacht. Wie bei jeder streng zentralen Gestühlanordnung ergibt sich, daß die Gemeinde z. T. gegenüber sitzt. Man kann darin eine Stärkung des Gemeindebewußtseins sehen. Mir scheint darin eine Gefährdung der inneren Versenkung zu liegen. An der Gestühlanordnung wird vielleicht am schärfsten die Kritik einsetzen. In dem Projekt einer neuen Kirche in Konstanz, das der Künstler vom Prinzip der Sternkirche aus nun für einen bestimmten Bauplatz und besondere Verhältnisse im Modell bearbeitet hat, ist diese Gegenüberstellung vermieden. Ebenso darf man gespannt sein, zu welcher Lösung er das Problem der halbzentralen Kirche führen wird, die ihn augenblicklich beschäftigt. In seiner zur baldigen Ausführung bestimmten Kirche der dänischen Gemeinde in Berlin wird der Langhausbau durch die primären Mittel des Raumes und des Lichtes zu einfachster, schlichtester Wirkung gebracht werden.

Zeiten der Not haben immer Großes geschaffen — das gilt auch in der Geschichte des evangelischen Kirchbaus. Bartnings Sternkirche ist auch ein Beweis dafür. Es scheint die Zeit zu kommen, die er in seinem Büchlein ersehnte: da er die Feder aus der Hand legen und wieder zu Griffel und Kelle greifen darf.

Digitized by Google

Linderholms Neues Evangelienbuch.

Von Lic. Gustav Mensching.

Linderholms Neues Evangelienbuch[1]) gehört einerseits in eine Reihe mit verschiedenen älteren Kirchenbüchern[2]), die im Gegensatz zu den landeskirchlichen Agenden der großen Idee der Einheit des Gottesdienstes dienen wollen. Andererseits aber bedeutet dies Buch in verschiedener Richtung etwas völlig Neues. Davon soll im folgenden die Rede sein.

1. Die Idee des Kirchenjahres.

Über das Problem des Perikopenzwanges ist oft geschrieben, und fast allgemein ist man der Ansicht, daß eine strenge Verpflichtung auf die traditionellen Perikopen sowohl hinsichtlich der persönlichen Bindung des Kultusleiters, als auch vor allen Dingen im Hinblick auf den mangelnden Sinnzusammenhang der einzelnen Perikopen desselben Tages und der Sonntage im ganzen zu überwinden sei[3]). Linderholm weist in seinem Vorwort besonders darauf hin, daß Geist und Prinzipien der Textwahl, wie sie in den traditionellen Perikopen vorliegen, der Eigenart des evangelischen Glaubens fremd sind. „Unser Evangelienbuch", schreibt er, „ist so wie wenn im Leben der Kirche seit den Tagen Karl des Großen nichts geschehen wäre, wie wenn es keine Reformation, keinen evangelischen Glauben und keine evangelische Theologie gegeben hätte." Dem Kirchenjahr und dementsprechend dem Evangelienbuche fehlt „ein leitender und beherrschender religiöser Grundgedanke, der allen verschiedenen Zeiten und Tagen des Kirchenjahres in Texten und Gebeten einen festen inneren Zusammenhang und einen klaren Sinn geben könnte"[4]).

Diesem, wie gesagt, auch sonst empfundenen Mangel begegnete man nun nicht etwa durch eine neue geniale Gesamtkonzeption, sondern dadurch, daß man jeden einzelnen oder mehrere Sonntage unter willkürlich gewählte Leitgedanken stellte[5]). Das aber ist der entscheidende Vorzug dieses Werkes, daß hier versucht wird, den Perikopenzwang zu überwinden, indem man zugleich das wichtigere Problem des Kirchenjahres löst. Es kam darauf an, eine große Idee zu finden, die den ganzen Komplex christlichen Glaubenslebens zu gestalten imstande wäre. Dieser Gedanke ist in der Reich-Gottes-Idee gefunden.

Das Kirchenjahr soll die Darstellung des großen christlichen Dromenons bilden, und eben das Reich Gottes ist selber dieses Dromenon. „Das Dromenon des Christentums ist das Reich Gottes, seine Vorbereitung und Grundlegung im Offenbarungswirken Christi, sein überschwängliches Wesen, sein Kommen in der Erfüllung der Zeit, sein geheimnisvolles Schongegenwärtigsein in Wort und Gemeinde, sein Sichgestalten in der Gesamtheit und im Gemüte des Einzelnen, seine zeitliche und ewige Vollendung[6])."

[1]) Emanuel Linderholm, Neues Evangelienbuch. Gebete und Bibellesungen für den öffentlichen Gottesdienst, für Schul- und Einzelandacht. Deutsch von Th. Reissinger. Mit Geleitwort von Rudolf Otto. Gotha-Stuttgart (Perthes). 1924. 112 S. 8°.

[2]) Z. B. J. Smend, Ev. Kirchenbuch, 1908 und 1910. E. Kölln und U. Altmann, Erhebet eure Herzen. Ein neues Kirchenbuch, 1919. Altmann und Blümel, Stille zu Gott. Ein Buch von der schweigenden Andacht. 1921. Arper und Zillessen, Ev. Kirchenbuch, 1921.

[3]) Achelis, Prakt. Theologie I. S. 356 f. — Schian, Pr. Theol. 1921. S. 132 ff.

[4]) Linderholm, Vorwort, S. V.

[5]) Z. B. Altmann. [6]) Otto, Geleitwort, S. X.

Digitized by Google

Unter diesen Gesichtspunkten unternimmt nun Linderholm die Gestaltung des Kirchenjahres, dessen Teilung in zwei Halbjahre natürlich beibehalten wird. Das erste festliche Halbjahr steht unter der Idee der „Offenbarung des Reiches Gottes", die Dreifaltigkeitszeit unter der der „Ordnung und Vollendung des Reiches Gottes".

Die bisher gar nicht klar bestimmte Adventszeit, in der ohne deutlich spürbaren Fortschritt immer nur der eine Gedanke „der Herr ist nahe" variiert wurde, hat nun die Aufgabe, „Gottes Offenbarung und Christi Ankündigung" zur Darstellung zu bringen. So spricht der erste Sonntag des Kirchenjahres von Gottes Weltschöpfung und Weltregierung. „Wie das Kirchenjahr mit der Weltvollendung und dem ewigen Leben als dem Ende der Wege Gottes schließt, so beginnt es mit Gottes Schöpfung und Weltregierung als den letzten Voraussetzungen des Reiches Gottes. So schließt sich der heilige Ring des rel. Gedankens. Zwischen Schöpfung und Weltvollendung liegt die Geschichte des Reiches Gottes in der Zeitlichkeit[1])."

Die Zeit von Weihnachten bis Ostern „Jesu Leben und Werk" gewidmet, teilt sich sinngemäß in zwei Festkreise: den Weihnachtskreis mit der Fastenzeit und in die Osterzeit. Die Darstellung von „Jesu Evangelium von Gott und Gottes Reich" hat in der Weihnachts- und Fastenzeit ihre Stelle. Hier nun kommt unter einer Fülle aufeinander abgestimmter Gedanken der ganze dem traditionellen Schema zufolge meist unausgeschöpft bleibende Gehalt des Evangeliums Jesu zu Bewußtsein. Dagegen ist es der Zeit nach Ostern vorbehalten, das „Apostolische Evangelium von Jesus als dem Christus" darzustellen.

Der dritte große Festkreis um Pfingsten redet von „des Geistes Werk zur Gründung der Kirche". —

Wir begnügen uns mit diesen kurzen Andeutungen. Ohne Frage ist auch unter der beherrschenden Idee der „Ordnung und Vollendung des Reiches Gottes" das Problem der Eintönigkeit der Dreifaltigkeitszeit vortrefflich gelöst, zumal die einzelnen Sonntage nicht willkürlicher Entschließung, sondern dem Zwange der Idee ihren Gehalt verdanken.

2. Die Idee der Einheit des Gottesdienstes.

Jeder einzelne Gottesdienst bekommt seine notwendige Aufgabe in dem Organismus des Kirchenjahres, ist aber doch zugleich in sich ein geschlossenes Ganze. Für die in Linderholms Evangelienbuche angebahnte einheitliche Gestaltung des Gottesdienstes kommen folgende Sondermomente in Betracht.

Das für jeden Sonntag angegebene Kollektengebet steht in ausdrücklichem Gegensatz zu den traditionellen Kollekten unserer Agenden. So unklar wie ihr Name, war zumeist auch ihr Gehalt, sie waren „durch ihre allgemeinen Redensarten immer mehr nichtssagende schablonenmäßige dogmatische Formeln geworden"[2]). Demgegenüber werden hier Gebete gegeben, die in deutlicher Beziehung zu der Idee des Tages sich frei halten von den Ausdrücken der abgegriffenen Kirchensprache.

Der Einheit dient weiterhin die reiche Fülle der Lesungen. Neben der

[1]) Linderholm, Leitende Grundsätze des Verf. S. XXIV. [2]) S. XXII.

Digitized by Google

Epistel und dem Evangelium stehen noch Prophetie und Psalm. Alle Stücke gruppiert um den großen keineswegs eng gefaßten Vorstellungskomplex des Tages. Außerdem sind für Epistel und Evangelium drei Jahrgänge vorgesehen. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, „das Wesentliche und Bleibende der ganzen Schrift" darzubieten, und das zu übergehen, was nur von zeitgeschichtlicher Bedeutung ist.

Die Einheit des Gottesdienstes nun ist keineswegs darin zu suchen, daß alle Momente allein auf den Sinngehalt der Predigt als auf den Höhepunkt der ganzen Feier abzielen[1]). Vielmehr kommt es an auf eine innere Harmonie aller Teile, wobei der Höhepunkt nicht in der Predigt, sondern in dem von Linderholm reich und schön ausgestalteten Gebetsteil nach der Predigt liegt. In diesem Zusammenhang sei sogleich auf den von Otto angefügten (gelegentlichen) „Schweigenden Dienst" hingewiesen, der nun deutlich unter starker Betonung der irrationalen Momente des Glaubenslebens den Höhepunkt in die schweigende Anbetung verlegt.

Eine entscheidende Aufgabe, die die Idee der Einheit stellt, ist weiterhin die des steten, lebendigen und unmittelbaren Schaffens aus der Fülle. Die Einheit darf nicht eine äußerliche ein für alle Male feststehende Kombination von Elementen sein, sondern es gilt, immer aufs neue das innere Gleichgewicht der Kräfte zu schaffen. Die auch sonst schon erhobene Forderung, daß nicht immer dieselben Stücke vorzukommen brauchen, und daß auch eine regelrechte Vorbereitung der Liturgie für den Gottesdienst von seiten des Kultusleiters nötig sei, wird sich im Rahmen dieses Evangelienbuches ohne Mühe erfüllen lassen[2]). Auf diese Weise und dadurch, daß versucht wird, die gedruckten Gebete immer mehr nur als Anleitung zu eigener Gestaltung anzusehen, wird ohne Frage die Einheit des Gottesdienstes vor Erstarrung in unpersönlichem Formalismus bewahrt bleiben.

3. Kritische Bemerkungen.

Zum Schluß seien etliche Mängel in Kürze angedeutet. Es sollte nachgerade allgemein als Forderung gelten, zu arbeiten an einer neuen religiösen Sprache. Die alten traditionellen Ausdrücke sind, so wenig ihr Gehalt je veralten kann, abgegriffen und somit zu bloßen Rechenmünzen geworden, deren Prägung unkenntlich geworden ist. Darum gilt die Forderung, sich zu besinnen auf das, was diese alten Worte eigentlich sagen wollen und sie nicht so ohne weiteres ihrem Sinne nach als bekannt vorauszusetzen. Es gilt ihren Sinn zu klären. Diese Aufgabe nun ist, wie es scheint, in Linderholms Buche vortrefflich zu lösen begonnen. Man begegnet nirgend religiösen Ausdrücken, die noch eines besonderen Kommentars bedürften. Die Sprache ist also verständlich. Jedoch findet man selten wirkliche sprachliche Eigenbildungen, deren religiöser Sinn unmittelbar einleuchtete. Anders ist das in den beigefügten Gebeten am Ende des Buches, hier waltet wirkliche religiöse Schöpferkraft, gerade auch hinsichtlich der Sprache.

Die religiöse Ausdruckswelt sollte etwas vom Wesen des Dichterischen an sich tragen: allzeit waren Prophetie und Dichtertum enge verwandt. Linder-

[1]) Vgl. Schian, Pr. Theol. 129 — Anton, Angewandte Liturgik 63.
[2]) Otto, Geleitwort S. XI.

Digitized by Google

holm selbst fordert „eine Kollekte solle der religiösen Dichtung nahe stehen" (S. XXII). Hier aber liegt m. E. ein Mangel vor. Denn den Kollekten fehlt zumeist dieser Klang des Dichterischen. Das liegt einerseits an der stark rationalen Färbung seiner Gebete, von der gleich noch die Rede sein soll, andererseits an dem entsprechenden Mangel an bildhafter Anschaulichkeit. So fehlt auch oft das Moment des Feierlichen. Wenn es z. B. in einem Adventsgebet (S. 57) heißt: ... „wir feiern nun bald wieder die erste Erfüllung der prophetischen Hoffnung" ..., so meine ich fehlt in dieser nüchternen kalendermäßigen Feststellung etwas, das uns unmittelbar berührt und uns selbst mit dem Gebet verbindet.

Ein Kultgebet sollte ferner einen gewissen feinen Rhythmus haben. Es handelt sich dabei natürlich nicht um irgendein Versmaß, sondern um eine sprachliche Ebenmäßigkeit. Um anzudeuten, was gemeint ist, seien hier zwei Gebete aus Linderholms Buche nebeneinander gestellt, von denen das erste rhythmische im Anhang sich findet und also nicht von Linderholm stammt und das zweite aus den Gebeten der Weihnachtszeit genommen ist. ... „Für deinen Ratschluß ohne Wanken, für deine Langmut in aller Zeit, für dein beständig Gesetz, für dein treuliches Tragen, für deiner Gnade Herrlichkeit, o ewige Treue, o höchster Gott, wir preisen und bekennen dich" (S. 85). Dagegen Linderholm: „Du hast ehedem immer wieder zu deinem alten Bundesvolke Israel durch die Propheten geredet ... Du hast als die Zeit gekommen war, den Täufer wie einen neuen Elias Sinnesänderung predigen und zur Vergebung der Sünden taufen lassen. Dazu ließest du ihn die unmittelbar bevorstehende Ankunft des Messias verkündigen". . (9).

Endlich noch ein Wort über das Vorwalten des Rationalen in den Gebeten. Es giebt viele Gebete, die gewissermaßen ein kulturphilosophisches Gespräch mit Gott führen. Auch klingt das finale „damit" in Menschenmund, wenn von Gottes Absichten die Rede ist, leicht etwas anmaßend. Ferner hängt damit eine gelegentliche zu große Vertraulichkeit Gott gegenüber zusammen. Mit anderen Worten, in Linderholms Gebeten kommen die irrationalen Momente des Numinosen nicht genügend zu ihrem Rechte. Dieser Mangel allerdings wird ausgeglichen durch den Anhang, der nun vorwiegend „numinose" Gebete der Anbetung enthält.

Es ist zu wünschen, daß man aus diesen Ausführungen den Eindruck gewonnen hat, daß es sich hier um ein Werk handelt, das unsere Bemühungen um den Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit nicht unwesentlich fördern wird.

Linderholms Schwedisches Kirchenbuch und seine Verwendbarkeit in unsern Gottesdiensten[1]).

1.

In Nr. 18/19 der „Christlichen Welt" v. J. hat Professor D. R. Otto auf das „Neue Evangelienbuch" des Professors für Neues Testament und Kirchengeschichte

[1]) Die Wichtigkeit des Linderholmschen Kirchenbuchs für die Reformbestrebungen auf liturgischem Gebiet hat mich veranlaßt, der Schrift eine zweimalige Besprechung zuteil werden zu lassen. F. Spitta.

Digitized by Google

an der Universität Uppsala, D. Emanuel Linderholm, hingewiesen, der „ein Radikalissimus in der Kritik", sich zugleich als eine Art Kirchenvater in der Praktischen Theologie bewähre. In der gleichen Nummer hat Pfarrer Theodor Reissinger in Dinkelsbühl dies Werk, „das bei der großen Reformbedürftigkeit auch unsres gottesdienstlichen Lebens die Aufmerksamkeit deutsch-evangelischer Kreise in hohem Maße verdiene", näher besprochen. Nunmehr ist im Verlag von F. A. Perthes in Gotha das Buch, mit einem Geleitwort von Otto und mit Beilagen von Reissinger versehen und von diesem übersetzt, in deutscher Ausgabe erschienen (112 S., Format 12:18, in schlichtem biegsamen Halbleinenband, 4 Goldmark). Wollen wir uns über die Verwendbarkeit des Linderholmschen Kirchenbuches in unsern deutschen Gottesdiensten klar werden, so müssen wir zwischen Linderholms eigner Arbeit und den Beigaben unterscheiden, durch die Otto und Reissinger das Werk ihren besonderen liturgischen Theorien dienstbar zu machen suchen.

Linderholm bietet nicht mehr und nicht weniger als eine ganz neue, ungemein reiche Perikopenreihe mit einleitendem Kollekten-Gebet. Es sind Evangelien und Episteln für drei Jahrgänge (der 2. und 3. Jahrgang fehlt in der Woche von Palmsonnabend bis Karsamstag, am 1. Tag der drei großen Feste, Sylvester, Neujahr, Reformationstag, Johannistag, Danksagungstag und 5. n. Tr.), sowie für jeden Sonntag eine „Prophetie" (Stücke aus den Propheten und Geschichtsbüchern, aber auch andern Büchern des A. T.) und ein „Psalm". Als das Zentrale ist jedesmal das Evangelium des ersten Jahrgangs gedacht, das von Prophetie und Psalm vorbereitet und von der Epistel weiter unterstrichen und entfaltet wird. Das Ganze steht unter der leitenden Idee des Reiches Gottes — jedenfalls ein glücklich gewählter Gesichtspunkt, von dem aus viel umspannt werden kann, wenn auch nur eine Lösung und leicht ins allzu Theologische verführend. Das erste Halbjahr von Advent bis Pfingsten entwickelt die Offenbarung des Reiches Gottes. Die Adventszeit steht unter dem Gedanken: Gottes Offenbarung und Christi Ankündigung, die Zeit von Weihnachten bis Ostern bietet Jesu Leben und Werk, die Osterzeit: das apostolische Evangelium von Jesus als dem Christus, der Pfingstkreis: des Geistes Werk zur Gründung der Kirche (der Verf. schiebt den Trinitatissonntag hinaus, so daß er 6 Sonntage nach Pfingsten und den Johannistag gewinnt). Das zweite Halbjahr (Trinitatiszeit, 22 Sonntage) entwickelt die Ordnung und Vollendung des Reiches Gottes (Kirche, die geistlichen Schätze und Ämter der Gemeinde, Mission, Buße, Vergebung, Bekehrung, Heiligung, Leiden, Geduld usw., das christliche Haus, Volk und Reich, Gericht, ewiges Leben u. a.).

Die Schriftabschnitte — in einzelnen Fällen ist auch nur ein großes, inhaltschweres Wort geboten — sind mit wenig Ausnahmen ganz vortrefflich gewählt und, wo es erforderlich war, mit sehr feinem Empfinden bearbeitet bzw. zusammengestellt. Sie sind das eigentlich Wertvolle an dem Buch und für unsre Gottesdienste ohne weiteres brauchbar da, wo sein und unser Sonntagsgedanke sich zusammenfinden. (Ein paar Ausstellungen: Als ein Mißgriff erscheint der Gedanke des 2. Weihnachtstages: Jesu Kindheit, des 2. Ostertages: Leide wie Jesus!, die Verwendung von Ps. 126 auf Pfingsten, seltsam Ps. 121 bei „Hausstand", Ps. 130 zu „Heimverlangen"; die Zusammenstellung aus der Leidensgeschichte für Karfreitag ist zu lang und bunt: es gilt, sich auf die einfachen, großen Züge beschränken und namentlich das schwerverständliche und unfeierliche johanneische Hin und Her vermeiden.) Linderholm hat hier in jahrelanger Arbeit eine Schriftauswahl geschaffen, für die ihm die evangelische Kirche — wie und in welchem Maße sie sie auch verwende — höchsten Dank schuldig ist. Daß ihn bei seiner Auswahl auch der Gedanke geleitet hat, daß womöglich alle Stücke homiletisch anwendbar, „von direktem religiösen Wirklichkeitswert für den Laien", und daß sie sprachlich ausdrucksvoll sein sollen, ist besonders zu begrüßen: die ganze Herrlichkeit der Bibel nach Inhalt und Form, die

Digitized by Google

in unsern alten Perikopen weithin nur in Knechtsgestalt auftrat, kommt so zu viel vollerer Erscheinung.

2.

Den Schriftabschnitten hat L. neue Kollekten vorangestellt. Nach einer scharfen, aber in vielem zutreffenden Kritik der altkirchlichen Kollekten bezeichnet er als die Aufgabe der Kollekten: Sie sollen „den Geistlichen und die Gemeinde in den Stoff des Tages einführen. Die Schwierigkeit besteht darin, die alte klassische Form und den inneren Gang, sowie die alte Kirchensprache, die nicht allzu altertümlich werden darf, mit lebendiger Innerlichkeit und dem heutigen Bedürfnis nach Gefühl, Stimmung und dichterischer Anforderung zu vereinigen; denn eine Kollekte soll der religiösen Dichtung nahestehen. Sie darf auch nicht zu kurz sein, sonst würde man nicht Zeit finden, den Sinn zu wirklicher Andacht zu sammeln und sie würde nur eine inhaltlose Begriffsformel werden".

Linderholms Kollekten sind allerdings vielfach reichlich lang geworden. Das hängt mit der m. E. in dieser Zuspitzung unrichtigen Abzweckung zusammen, daß sie „in den Stoff des Tages einführen sollen". Selbst wo etwa Linderholms neues Perikopensystem ganz eingeführt und jedes Sonntags „Überschrift" der Gemeinde vertraut geworden wäre, bliebe bei sehr vielen Kollekten der unangenehme Eindruck, daß sie mit der Tür ins Haus fallen und voraus nehmen, was erst allmählich hervortreten soll. Nicht nur die Perikope, sondern die Predigt wirft ihren Schatten allzustark voraus. Darin ist aber ein Zweites begründet, was den Hauptfehler dieser aus frommer Seele und ernstem Willen quellenden Gebete ausmacht: sie predigen nicht nur, sondern sie bieten weithin Theologie, sie handeln in Gebetsform Glaubens- und Lebensgrundsätze ab. Ganz gewiß ist es verkehrt, im Gebet nur Bitte und Dank gelten lassen zu wollen. Die Aussprache des Herzens vor Gott hat im Gebet ihr volles Recht — man denke nur an die Psalmen-Gebete. Es ist auch keineswegs richtig, daß erst die imperativische oder konjunktivische Bittform das Gebet zum wirklichen Gebet mache. Die einfache Aussprache der Anliegen kann in vollem Sinn Bitte und Dank sein. Aber die Reflexion muß auf das einfachste beschränkt sein; Auseinandersetzung ist unerträglich. Wer Gottesdienste als spezielle Einheiten entwirft, ist dieser Gefahr bei den Gebeten leicht ausgesetzt. Bei Linderholm kommt nun noch sehr häufig eine mit jenem theologisierenden Zug zusammenhängende Schwerfälligkeit und Verwickeltheit des Satzbaus hinzu; es wird ein Nebensatz an den andern gehängt und so richtige Kettensätze gebildet. Wenn dann noch, wie sehr oft, die adverbialen und andern Bestimmungen zwischen Subjekt und Prädikat treten, wenn das Verbum am Schlusse nachhinkt, kommt ein im Gebet unerträgliches Gebilde heraus. Endlich die Sprache. Sie sollte, ohne „Sprache Kanaans" zu sein, stete Fühlung halten mit der Sprache der Bibel — für uns Deutsche mit Luthers Sprache; sie sollte sicher nicht Tagesstil haben, auch nicht wissenschaftliche oder Weltanschauungs-Schlagwörter zulassen. Leider ist das mehr der Fall, als besonders im Kollekten- oder Eingangsgebet erträglich ist, und leider ist es dem Übersetzer in diesen Stücken nicht gelungen, was er sich zum Ziel gesetzt: „möglichst wortgetreu zu verfahren und zugleich unserm deutschen liturgischen Sprachempfinden gerecht zu werden."

Ich gebe einige Beispiele: „Nun kann der einfache, aber ernste Weg des Heils und seine einfache, aber ernste Bedingung wieder allen offenbar werden" (S. 41). „Lehre uns bedenken, daß nur die lebendige, von deinem Geist beherrschte Persönlichkeit Träger deiner Offenbarung und dein wirksames Gnadenmittel war und ist" (S. 43). „Wir glauben, daß, wie sein Geist nicht vom Tode gefaßt werden konnte, sondern lebte und zu dir ging und nun bei dir lebt, so werden auch wir, wenngleich der Leib ein Raub des Todes wird, dem Geiste nach leben und zu dir kommen, um mit Christus in deinem himmlischen Reiche vollendet zu werden" (S. 36). „Gib

Digitized by Google

uns Gnade, daß wir uns besinnen, auf wievielerlei Weise wir bei unsern Mitmenschen in Schuld stehen und uns täglich gegen dein heiliges Liebesgebot versündigen, aber gleichwohl so hart und unversöhnlich, so unbarmherzig und schnell in unserm Urteil sind über die, welche gegen uns sich verfehlen" (S. 72). „Von dir stammt ewiglich dein Reich und damit die geistige Wirklichkeit, wo in allem dein Wille geschieht" (S. 26f.). „... indem du aus unserm Geschlecht den hast lassen geboren werden, der einen Menschen nach deinem Sinn und deinen Diener vor allen andern darstellt" (am 1. Weihnachtstag! S. 6). Ein Beispiel dafür, wie die Perikope in der Kollekte vorweggenommen wird: „Laß unser Herz und Haus sein wie das der Martha und Maria, wo er, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, auf seiner letzten Wanderung liebevolle Aufnahme und Schutz fand; o laß uns deren gesegnetes Tun niemals vergessen" (Palmsonnabend; S. 27). Es fehlt in hohem Maße die monumentale Schlichtheit der Gedanken und Worte. Die Gebete sind zu sehr aufs Lehrhafte, intellektualistisch-moralistisch eingestellt, der Ausdruck oft dogmatisch ergrübelt und durch allzu gewagte Prägnanz schwer verständlich, oft unnötig gründlich und umständlich.

Inhaltlich unbefriedigend sind mehrfach die Festgebete. Die „unaussprechliche Gabe" Gottes in Jesus Christus wird hier doch nicht voll erfaßt, und nirgend stört das Moralisieren mehr als hier. Auf Weihnachten ist schon hingewiesen. Karfreitag wird die Sünde der Welt bekannt, die Jesus ans Kreuz brachte, um Vergebung gebeten, auf Jesu Vollendung durch Leiden und Tod hingewiesen und dann fortgefahren: „Erwecke nun in uns das Verständnis dafür, wieviel du von uns fordern kannst, damit dein guter Wille geschehe und dein Reich komme. Wir danken dir, daß du ihm Kraft gabst, auszuhalten und im äußersten seinen Geist in deine Hände zu befehlen. Hilf uns nun, daß wir uns in Kraft des Kreuzes Christi mit dem Leiden und dem Gedanken an den Tod aussöhnen und lieber alles erleiden, als von dir zu lassen" usw. Wo ist der zentrale Karfreitagsgedanke? Das Gebet am Ostersonntag dankt für die Gewißheit, daß unser Geist von Gott stammt und so der Tod keine Macht über ihn hat, und geht dann weiter: „Wir wissen nun, daß wir, wie der Anfänger und Vollender unsres Glaubens .. unserm Körper noch das Grab sehen werden (das wissen wir auch abgesehen von Jesus!), aber wir glauben auch, daß, wie sein Geist" usw. (s. o.). Am 2. Ostertag ist die Bitte: „Du wollest uns in unserm Innern von Jesu Bild ergriffen und von seinem Geist erfaßt werden lassen (diese schwerfällige Konstruktion mit „werden lassen" wird sehr oft gebraucht). So werden wir denn willig und geschickt, unser Leben in seiner Liebe zu dir und zu den Brüdern zu führen." Im Gründonnerstaggebet fehlt ebenfalls die eigentliche Hauptsache, die nicht mit der Bitte ausgesprochen ist: „Laß uns in unsern Herzen von seinem aufopferungsvollen Sinn ergriffen und so von unsrer alten Art erlöst werden, um ihm zu gleichen. Mache uns auch darin ihm gleich, daß wir in aller Not, insonderheit in der letzten, unsre Herzen zu stillen vermögen und in dir Frieden haben." Auf pazifistische Einstellung scheint der für unsre Ohren etwas seltsam klingende Satz in „Volk und Reich" zu deuten: „Wir preisen dich für das herrliche Land, das du in unvordenklichen Zeiten unsern Vätern durch friedliche Fahrten gegeben .. hast."

Zusammenfassend ist zu sagen, daß Linderholms Kollekten, um für unsere Gottesdienste brauchbar zu sein, noch eine viel kräftigere Bearbeitung nötig haben, als ihnen der Herausgeber, der wesentlich Übersetzer sein wollte, hat geben können und wollen. Es ist wirklich schade, daß der Übersetzer, dessen liebevolles Bemühen um die Wiedergabe man überall spürt, sich nicht die Freiheit genommen hat, wenigstens die genannten stilistischen Mängel zu beseitigen und die Schachtel- und Kettensätze zu zerlegen. Das hätte freilich eine ganz neue, große Arbeit erfordert. Es ist aber ebenso bedauerlich, daß seine Übersetzung an vielen Stellen nicht ordentlich deutsch ist. „Er-

Digitized by Google

kenntnis hierüber" (S. 21) ist ebenso unerlaubt wie „Empfindung darüber" (S. 31) und „Gewißheit um" (S. 44. 60. 64) oder „daß du dich um uns Undankbare angenommen" (S. 29). „Unsre Unwilligkeit zum Dienen" (S. 30) geht ebenso wenig an wie „die Größe und Verantwortung deines Rufes an sie" (S. 50) oder der „Beschluß von Jesu Tod" (S. 29). Man sagt nicht „du walteste über alles" (S. 30) oder „über die ganze Welt (S. 40), sondern: über allem, über der ganzen Welt", nicht: „laß unsre Heime (auch ein undeutscher Plural) zu Bethäusern werden", sondern: zu Häusern des Gebets. „Fest des Lebensglaubens" (S. 36) ist keine klassische Bildung. „Unsern Hang beugen" (S. 30) können wir nicht sagen, auch nicht „mit eingekehrtem Sinn" (S. 42). „Laß es nicht ein toter oder tötender Buchstabe sein" — „wenn wir vor Unruhe und Angst, besonders auf zuletzt, nicht wissen" (S. 41) — „geborgen werden zu dem Frieden" (S. 66) — „mit Furcht und Schauer" (S. 67) — „du hast das Dasein der Welten und das Leben unsres Geschlechts in Teilnahme an deinem Wesen gewollt" (S. 80) — „von dir stammt ewiglich dein Reich" (S. 26) — „auf diesem Weg deiner Seligkeit" (S. 39): all solche Verfehlungen gegen die Gesetze und den Geist unsrer Sprache dürften am wenigsten in einem Buche vorkommen, das zum feierlichen Vortrag vor der Gemeinde bestimmt ist. Dem Übersetzer zur Last fallen auch zum Teil die Ausdrücke aus dem Tagesstil und der Weltanschauungsliteratur: die geistige Wirklichkeit (S. 26); Gegenstände deiner Liebe (S. 30); das Körperliche in unserm Dasein (S. 34); unsres geselligen Lebens müde (S. 52); die uns befähigt (S. 66); das innerlichste Verhältnis unsres Lebens (S. 73); „auch im besten Fall" (S. 77); „laß uns unsterseits in die Ruhe und Arbeit der Ewigkeit eingehen zur ewigen Vervollkommnung mit Christus und allen Heiligen" (S. 77); „daß deine Liebesabsicht mit uns ihren Fortgang nehme und zur Erfüllung komme" (S. 79); die partipizialen Wendungen wie: dein berufendes Wort (S. 61), deine aufrichtende Vergebung (S. 62), mit gebietender Macht (S. 64) u. o.

3.

Wir haben noch von den Beigaben zu reden. Der Übersetzer bietet im Anhang neben Hauptgebeten für die Festzeiten noch eine Vaterlandsfeier und eine Liturgie für einen „Arbeitsdanktag" (mit einer „Litanei der Arbeit" nach dem Englischen; auch das „Dankopfer für Gottes Reich" für die Adventszeit ist aus dem Englischen übersetzt; beide Stücke hat die Chr. W. 1923 gebracht), eine „Litanei um Licht und Wahrheit" (14. n. Tr.), eine „Große Danksagung" für Frühlings-, Sommer-, Erntefest oder gewöhnliche Sonntage, zum Reformationsfest eine „Litanei um Erneuerung von Kirche und Menschheit", und einige Bekenntnisse. Auf letztere gehe ich hier nicht ein, bemerke nur, daß das „Biblikum" nicht, wie angegeben, von mir stammt. „In der Hoffnung, daß andre es viel besser machen werden", hat er die Hauptgebete beigefügt. Sie sind ungeheuer lang, meist dreiteilig, jeder Teil antiphonisch abschließend. Ich muß leider sagen: so innig diese Gebete empfunden und so herzlich sie gemeint sind, so manch glückliche Wendung sie enthalten, so groß sind die Bedenken, die sie erwecken. Aus dem Abhandeln bei Linderholm wird hier ein breites Geplauder mit Gott über die Heilstatsachen, über unsern Zustand und unsre Wünsche (in der „Vaterlandsfeier" heißt es einmal: Du hast uns in Gnaden bis hierher gebracht, und wenn auch noch vieles zu wünschen übrig bleibt ... so wollen wir ..!). Und die andern genannten Fehler kehren, oft erheblich gesteigert, wieder. Vor allem die Litaneien sind in ihrer Ausdrucksweise vielfach bis zum Unerträglichen geschraubt und verstoßen gegen den deutschen Sprachgebrauch. Allerlei darin ist überhaupt nur dem gebildeten Angehörigen unsrer lebens- und kirchenreformerisch gestimmten Kreise zugänglich. In der „Litanei um(!) Licht und Wahrheit" kontrastiert die altertümliche, zehnmal wiederholte Bitte: Behüt uns, lieber Herre Gott seltsam

Digitized by Google

mit Ausdrücken wie: Rührsal(!), Einstimmung (zu dem, was häßlich und gemein ist), Scheingebärde, Phrasenwerk, Dumpfheit, Aufgeblasenheit, Ungeziemendheit(!), Schlappheit, „vor falscher Frommheit, die nicht lachen kann", „vor der Untreue gegen dich, satt und zufrieden zu sein mit den Dingen, wie sie sind, in der Kirche wie in der Welt, vor der Trägheit, tapfer zu streiten gegen das, was dir mißfällt". Die Bitten sind oft geradezu lebensfremd und phantastisch. Es wird zwar nicht nur für die Völker, sondern auch für die Staaten gebetet, aber sofort hinzugefügt: „Wehre aller rohen Gewalt und hilf uns, daß wir nur mit den Waffen des Geistes und der Liebe unsere Kämpfe ausfechten" (Karfreitag, S. 90), oder: „Steure den Kriegen in aller Welt und laß an die Stelle der rohen Gewalt immer mehr den Geist der Versöhnlichkeit und des gegenseitigen Verstehenwollens treten" (Vaterlandsfeier, S. 102f.). Ich wünsche dem Verfasser einmal vierzehn Tage Sonderbündlerherrschaft unter der bekannten wohlwollenden Duldung zu erleben oder auch nur einige Wochen unter Ententegewalt und „unsichtbarer Besatzung" zu stehen: ob er sich dann nicht doch überlegen würde, uns heute die Bitte zuzumuten: „Bewahre uns vor nationalem Dünkel, vor eitler Selbstüberhebung und vor rachsüchtigen Gedanken gegen andre Völker" (ebenda S. 102). Ist es nicht fast frivol, im Zeitalter der zweiten Gegenreformation und des Vernichtungskampfes gegen alles, was deutsch und evangelisch heißt, zu der Bitte aufzufordern (sie gilt freilich allen christlichen Kirchen auf Erden): „Suche sie (die Kirchen) lieber mit Verfolgung heim, als daß sie sich dieser Welt gleichstellen und ihrem hohen Berufe untreu werden" (Karfreitag, S. 90)? Die Litanei der Arbeit, in der undeutsche Worte stören, wie „aufsehen" (= Aufsicht üben), „Ausruhe" (wohl nach dem seit dem Krieg so beliebten „Ausmaß" gebildet), in der von „weiblichen Arbeiterinnen" die Rede ist (gibt es auch männliche?), bringt es in unsern Tagen fertig, zu beten für die, „die zu träge sind, Arbeit zu suchen"!

Es ist schon erwähnt, daß die Gebete und namentlich die Litaneien antiphonisch unterbrochen sind. Das führt uns auf die im Geleitwort entwickelten liturgischen Vorschläge von Otto, die auch von Reissinger vorausgesetzt werden. Ich gehe nur auf die Hauptpunkte ein. Otto — der übrigens die nur sekundäre Bedeutung all dieser Dinge in seinem Geleitwort von vornherein sehr stark betont und sehr energisch für den evangelischen Charakter des Gottesdienstes eintritt — will die Gemeinde aktiver auch am Gebetsdienst beteiligen. Er denkt sich — wenigstens an Feiertagen und in gehobenen Gottesdiensten (etwa an jedem ersten des Monats) — nicht nur den Pfarrer am Altar tätig, sondern zwei Personen, deren eine natürlich der Pfarrer (von Otto „Presbyter" genannt) sein muß, der den Gottesdienst leitet. Die zweite, der „Diakon", sollte womöglich ein Mitglied des Kirchenrates oder der Gemeinde sein (etwa ein Lehrer), dem eine liturgische Schulung zu geben wäre. Zusammen mit einer gleichfalls liturgisch zu schulenden Gruppe der Gemeinde, dem „Chor", hätte der Diakon als deren Führer die Antworten in der Liturgie zu geben. Während der Diakon mit dem Presbyter am Altar steht, steht der Chor hinter diesem oder ist unter der Gemeinde verteilt. Bis man genügend geschulte „Laien"-Diakonen hat, muß ein zweiter Pfarrer den Dienst des Diakonen tun. Die Kollekten denkt Otto gesungen beginnend und schließend, dazwischen gesprochen. Er gibt den ausführlichen Aufriß eines solchen Gottesdienstes, der in die Teile 1. Wortverkündigung (darin die Predigt), 2. Pause (mit den Abkündigungen), 3. Anbetung (darin Glaubensbekenntnis, „schweigender Dienst", vor beiden feierliches Kerzenanzünden) zerfällt. In den Beigaben Reissingers kann man sehen, wie die Anbetung bzw. die Hauptgebete und Litaneien gedacht sind. Man vermag sich des Kopfschüttelns nicht zu erwehren, wenn man überdenkt, wie in der „Anbetung für die Adventssonntage" (auch aus dem Englischen) sechsmal die Antwort zwischeneintritt: „Wir preisen und bekennen dich", im „Dankopfer für Gottes Reich" siebenmal: „Wir benedeien seinen herrlichen Namen",

Digitized by Google

in der „Litanei um Erneuerung von Kirche und Menschheit“ zehnmal: „Herr, erhöre“, in der „Litanei der Arbeit“ zwölfmal „Führe uns, Herr“, dann siebenmal: „Herr, wir bitten dich“ (gut deutsch wäre: Bitten wir dich, Herr!). Ist hier der Eindruck des Gekünstelten, ist Eintönigkeit, ist die fatale Erinnerung an katholische gottesdienstliche Übung zu vermeiden? Wie künstlich sind in Reissingers Hauptgebeten vielfach die Antiphonien eingefügt! Ich kann mir von diesem ganzen Wesen die erwartete Belebung unsres Gottesdienstes nicht versprechen. Das ganze Bedürfnis nach „Handlung“ in diesem Sinn scheint mir dem Zuge einer Zeit entsprungen, die nicht mehr die Ruhe zu einfacher Sammlung hat und nun ihre Unruhe und Spielsucht, die sie draußen auf zahllosen Gebieten betätigt, auch noch in den Gottesdienst tragen möchte. Seine Schlichtheit und Echtheit wird ohne Frage schwer darunter leiden. Er wird ferner eine Länge erreichen, die selbst an Festtagen — vielleicht gerade an diesen — schwer erträglich ist. Und endlich — und das ist ein wesentlicher Punkt: dieser Aufriß hat doch im Grunde großstädtische, sicher städtische Gemeinden im Auge. Wo bleiben wir mit diesem ganzen — man verzeihe den Ausdruck — Zauber in der Masse unsrer kleinen Landkirchen, in unsrer Diaspora? Ich vermag in diesen, übrigens wesentlich von den Voraussetzungen des lutherischen Gottesdienstes ausgehenden Vorschlägen keine Förderung zu sehen. Auf diese Weise wird das, was nach „Messe“ aussieht, m. E. nicht überwunden, sondern vielmehr gerade gefördert. Unser Westen mit seinem reformierten Einschlag würde aus einem m. E. sehr gesunden Empfinden es sehr energisch ablehnen, solche Wege zu gehen. Die Frage, ob sich überhaupt „Laien“ für diesen Dienst gewinnen und bilden ließen und sich bewähren würden, will ich ganz offen lassen. Wenn nicht, so brauchte das noch keineswegs ein Armutszeugnis für unsre Kirche bzw. unsre Gemeinden zu bedeuten.

Es ist sehr schade, daß die Not der Zeit dazu gezwungen hat, allein diejenigen Lektionen auszudrucken, die aus mehreren Stellen zusammengesetzt sind, von den andern nur die Stelle anzugeben. Unnütz und für die Übersicht störend ist, daß in den Bibelstücken die alte Doppelheit Herr und HErr wieder aufgenommen und in den Gebeten alle auf Gott bezüglichen Personalia und Possessiva mit großen Anfangsbuchstaben gedruckt sind. Aufs höchste aber ist zu beklagen, daß das ganze Buch in Antiqua gesetzt ist, zumal es sich um eine Handausgabe, fast eine Miniaturausgabe handelt. Wenn, namentlich in dämmrigen Kirchen und an trüben Tagen, schon eine in mittlerer Fraktur gedruckte Agende nicht leicht zu lesen ist, was für Schwierigkeiten wird die kleine Antiqua dieses Büchleins (Colonel) auch dem nicht kurzsichtigen Liturgen bereiten! Und endlich: wenn dies Buch des Auslandes verdeutscht und für unsre deutsche Kirche fruchtbar gemacht werden soll — warum wird es uns dann nicht auch in unsrer deutschen Schrift geschenkt? In Tagen, wo alles Deutsche in aller Welt unter dem Bann einer nie dagewesenen, unerhörten Verlästerung steht, wo gar eine große Zahl unsrer eignen Volksgenossen deutschen Besitz aufs schmählichste mißachtet, verunehrt, ja verrät, sollte ein Kirchenbuch dies wichtige und edle Kleinod deutschen Besitzes vor andern pflegen und hochhalten. Unsre Brüder im unbesetzten Gebiet sind uns auch in diesem Stück, das nicht nur ein Imponderabile ist, ganze Treue schuldig.

Erwähnt sei noch, daß Linderholm sein Buch nicht nur für den Gottesdienst, sondern auch für Schul- und Einzelandacht gedacht hat. In der Tat würden nicht nur die vortrefflich gewählten Schriftabschnitte auch hier höchst eindrucksvoll sein, sondern auch die Kollekten mit ihrem manchmal „stundenmäßigen“ Charakter noch am ersten ertragen werden können.

Aachen. Alfred Zillessen.

Digitized by Google

Kultus und Kunst.

Bericht über die Tagung des Vereins für religiöse Kunst in Berlin vom 29. Januar bis 1. Februar 1924.

Von Pastor **Theodor Voß** in **Kiel.**

Mit einem Seufzer legte ich die Zeitung hin, in der ich zuerst von der geplanten Tagung des „Vereins für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche, Ortsgruppe Berlin" las: ich beneidete die Berliner Kollegen, daß ihnen so Schönes geboten werden sollte. Als mir dann durch die Großzügigkeit der Leitung der Tagung die Teilnahme ermöglicht wurde, bin ich gern nach Berlin gereist und habe mit viel Freude neue Eindrücke in mich aufgenommen und viel Stoff zum weiteren inneren Durchdenken heimgebracht.

Und nun soll ich über diese Eindrücke, soll über den Verlauf berichten. Nur mit einem gewissen Widerstreben tue ich es; denn die Aufforderung zu diesem Bericht erhielt ich erst nach meiner Heimkehr, Notizen habe ich mir aber fast gar nicht gemacht; so werden manche Einzelheiten fehlen, manches wird vielleicht auch etwas schief gesehen sein: Ergänzungen von näher beteiligter Seite werden also wohl nicht ausbleiben und können uns bei der großen Bedeutung der Probleme nur willkommen sein.

Der erste starke Eindruck war die große Beteiligung von so vielen Seiten und das lebhafte Interesse bei allen Darbietungen. Was für ein Hunger nach Klärung in den Fragen des Gottesdienstes und der kirchlichen Kunst lebt doch heute in unserer evangelischen Kirche! Wir sind ein armes Volk geworden, und die Träger der Arbeit kirchlicher Kunst sind wahrlich nicht begütert; aber wie glänzend sind heute alle die Tagungen besucht, die uns auf diesem Gebiet vorwärts bringen wollen! Das konnte man auf dem allgemeinen Kirchenmusiker-Kongreß April 1923 in Berlin beobachten; dasselbe trat jetzt wieder in die Erscheinung. Wenn etwa 500—600 Teilnehmer da waren und fast keine Gegend Deutschlands unvertreten blieb, wenn Ostpreußen 8 Vertreter senden konnte und das abgetrennte Posen nicht fehlte, wenn Nord und Süd sich zu gemeinsamer ernster Beratung zusammenfand, so konnte allein diese Tatsache mit lebhaftester Freude und froher Hoffnung erfüllen. Ein Hauptverdienst an diesem äußeren Erfolg ist den Berlinern zuzuschreiben. Zunächst der Ortsgruppe; sie hatte mit peinlicher Genauigkeit alles vorbereitet, und alles klappte vorzüglich; sie hatte Einladungen nach allen Seiten ergehen lassen und den Ferneren nicht unerhebliche Beihilfen zur Reise gewährt. Ihr ist es vielleicht auch zu danken, daß kirchliche und staatliche Behörden mit so lebhaftem Interesse teilnahmen. Wir durften in dem schönen, für die Zwecke des Kongresses wundervoll geeigneten Hörsaal des Kunstgewerbemuseums tagen; der Leiter dieses Museums, Geheimrat Jessen, nahm teil und zeigte uns noch außerhalb des Programms Lichtbilder; der Reichskunstwart Dr. Redslob war fast immer anwesend. Generalsuperintendent D. Burghart leitete mit ruhiger Sicherheit, feinstem Takt und oft überlegenen Humor alle Veranstaltungen, selbst der Präsident des Oberkirchenrats D. Möller, der in jenen Tagen höchst wichtige kirchenpolitische Besprechungen hatte, nahm teil, so oft er konnte. Und die Art, *wie* diese führenden Herren die kirchliche Kunst werteten, war für alle Freunde kirchlicher Kunst eine wahre Freude.

Nach einer Führung durch das Kronprinzenpalais durch Geheimrat Dr. Justi (Ausstellung modernster kirchlicher Malerei), an der ich leider noch nicht teilnehmen konnte, sammelten sich Hunderte in einem Wandelgang der Staatsbibliothek, um einem Vortrag von Prof. Dr. Wolf über die Entwickelung des evangelischen Gesangbuchs zu lauschen: bei der Fülle der Teilnehmer und der Kleinheit des Raumes ging manches

Digitized by Google

vom Vortrag verloren; aber beim Besuch der Ausstellung der Gesangbücher von 1524 bis 1924 zerstreute sich die Menge schon etwas, und wir konnten alle die vielen Bücher sehen, die den Hymnologen unter uns aus der Geschichte des Gesangbuchs bekannt waren. Die Bibliothek hat sich wieder einmal ein rechtes Verdienst erworben, dadurch, daß sie in dieser Sonderausstellung allen Interessierten ein klares Bild der Entwicklung gab.

Am folgenden Morgen setzten denn nun die Vorträge ein. Im Laufe der Tagung sprachen Lic. Dr. Horn-Berlin, der rührige „Innenleiter" der ganzen Veranstaltung, über das evangelische Kultusproblem, Architekt Bartning über das evangelische Kultgebäude, Reichskunstwart Dr. Redslob über Kultus und bildende Kunst, Prof. Seeck über den Friedhof als kultische Stätte, Prof. D. Dr. Stuhlfauth über die Entwickelungsstufen des abendländischen Kultusgebäudes mit besonderer Berücksichtigung des Kultischen, Professor Dr. Wolf über Kultusmusik; den Abschluß bildeten, ein besonders dankenswertes Stück des Ganzen, Ausländer: Pastor Brenk-Kopenhagen, Oberpfarrer Lysander und Pfarrer Herrlin-Malmö, Pfarrer Goldschmidt-Zürich, engl. Pfarrer Pocok-Berlin. Eine Fahrt nach Treptow in die Glasmalerei und Mosaik-Werkstätten von Puhl und Wagner, Gottfr. Heinersdorff, die ich leider nicht mehr mitmachen konnte, mit einem Vortrag von Dr. Hoff über Kultische Glasmalerei schloß die ganze Tagung, wir mir erzählt ist, höchst wirkungsvoll ab.

Die Absicht der Kursusleitung war, das Problem des Kultus nach der Seite der kultischen Kunst in den Mittelpunkt zu stellen und zwar in erster Linie eben das Problematische, alle die vielen uns immer wieder beengenden Fragen zu erörtern, die auf Schritt und Tritt eine Beantwortung verlangen, sobald man anfängt, praktisch zu arbeiten. So begegneten denn auch die Vorträge, die grundsätzlich und unmittelbar praktisch eingestellt waren, dem größten Interesse. Vielleicht am stärksten galt das von den Ausführungen des Reichskunstwarts Dr. Redslob, der, in dankbarer Erinnerung an kirchliche Gewöhnung in seiner Vaterstadt Weimar, in warmherzigster Weise von der Wesensnotwendigkeit der Kunst für den evangelischen Kultus sprach. Es tut mir sehr leid, über seine Ausführungen nicht breiter berichten zu können; eine Niederschrift war leider von ihm nicht zu bekommen[1]). Unmittelbar in die Praxis führte uns Prof. Seeck mit einer Fülle von trefflichen Lichtbildern über alte und neue Friedhofskunst und -Afterkunst, und ein Musterbeispiel der Entwickelung der Probleme aus der Wirklichkeit der Geschichte war Bartnings Vortrag über das evangelische Kultgebäude. Viel zu ausführlich geriet nach meinem Empfinden Prof. Stuhlfauths Geschichte des abendländischen Kultusgebäudes, und Prof. Wolf gab leider nur eine Geschichte der Kultusmusik; sie war sehr interessant und klar disponiert; aber an das heutige Problem Kultus und Musik kamen wir überhaupt nicht heran, weil die Debatte gerade hier sehr beschränkt werden mußte.

Zu einer wirklichen Klärung aller kultischen Probleme können wir natürlich erst dann kommen, wenn das Hauptproblem gelöst ist, nämlich die Frage nach dem Wesen des evangelischen Gottesdienstes. Es ist für uns Liturgiker, die wir seit Jahrzehnten fast vergeblich versucht haben, die Pastorenschaft und die Künstlerschaft von der alle sonstige pastorale Arbeit überragenden Bedeutung des Gottesdienstes zu überzeugen, eine wahre Freude, mit welchem Ernst die Frage nach dem Wesen des evangelischen Kultus jetzt aufgenommen wird. Wir kommen jetzt vorwärts! Und wenn Horns Vortrag uns natürlich noch keine endgültige Lösung brachte, wenn er auch im Geschichtlichen mancherlei Anfechtbares sagte, so war doch sein energisches Abrücken von jeder pädagogischen Zweckeinstellung des Kultus sehr erfreulich und fördernd. „Unser

[1]) Auf der Tagung wurde eine Drucklegung der Vorträge in Aussicht genommen; wenn der Druck vorliegt, wird eine genauere Besprechung möglich und nötig sein.

Digitized by Google

kultisches Handeln ist Gottesdienst, nicht Menschendienst; wir wollen die Menschen auf Gott hin konzentrieren; wir sollen und wollen Gott gewinnen; Kultus ist Anbetung Gottes durch die Gemeinde; die Predigt soll Gebetsstimmung schaffen": das sind einige Sätze, die ich mir notiert habe; sie mögen einseitig sein, sie weisen aber auf ein richtiges Ziel und sie zeigen die traurige Schwäche so vieler tatsächlicher Gottesdienste.

Wie schwer und wie ungelöst noch das Problem des Gottesdienstes ist, zeigte der in die Tagung eingefügte praktische Versuch einer Neugestaltung des Kultus unter freier Benutzung der durch die Geschichte gegebenen Formen. Wenn eine gottesdienstliche Feier in einen Kongreß gelegt wird, der sich ausschließlich mit kultischen Fragen beschäftigt, wenn immer und immer wieder auf die Bedeutung eben des Kultischen hingewiesen wird, dann sind die Teilnehmer an solcher Feier naturgemäß doppelt anspruchsvoll. Nun bot der Gottesdienst zweifellos viel Schönes, viel Inniges und Warmes; er war in dem liturgisch doch stark gebundenen Berlin, dargestellt durch eine überwiegend reformiert orientierte Gemeinde (Zwingli), von erstaunlichem liturgischen Reichtum und erstaunlich freier Form; er machte ganz entschlossen ernst mit der Forderung des Kongreßredners Pfarrer Horn, daß der Höhepunkt der Feier der Gebetsdienst am Schluß sein solle; aber das Ideal eines evangelischen Gottesdienstes war er nicht. Woran lag das? Schon an mancherlei Äußerlichem. Es war viel zu unruhig vor Beginn der Feier; das gilt für Liturgen, Gemeinde, Chor und Orchester; es war geradezu unerträglich hell: Andacht verlangt eine gedämpfte Beleuchtung; für die Zusammensetzung dieser Gemeinde war die musikalische Ausführung nicht hinreichend einwandfrei: die Leistung des aus schlichten Gemeindegliedern bestehenden Chores, der uns Bachs Kantate „Gott der Herr ist Sonne und Schild" sang, war aller Ehren wert; bei diesem Kongreß mußte Erstklassiges geboten werden; gegen drei Liturgen habe ich an sich nichts einzuwenden; aber ihr Wirken muß schon in der Form der Sprache, besonders aber im Inhalt von geschlossener Einheit sein, und das war es nach meinem Empfinden nicht. Aber auch im Aufbau lag wohl manches Anfechtbare. Schriftverlesung und Worte der Väter unmittelbar nebeneinander zu stellen, halte ich nicht für richtig; und der Hauptteil der Feier, eben das Gebet litt unter einem Mangel an Konzentration und einem Zuviel an verschiedenen Stücken; daß aber der Versuch gemacht wurde, einen wirklichen Gebetshöhepunkt zu schaffen, sei sehr dankbar anerkannt. Der größte, für mich schlechterdings unbegreifliche Mangel aber war die fast völlige Ausschaltung der Gemeinde. Im ganzen Schlußteil singt die Gemeinde nur das Sanctus, nicht einmal unmittelbar nach der Predigt darf sie aktiv sein; vorher singt sie dreimal je einen einzigen, wenn auch ziemlich langen Vers! Das geht wirklich nicht!

Es mag kleinlich erscheinen, den Gottesdienst so kritisch zu beleuchten; ich meine aber, daß unsere Monatschr. Recht und Pflicht zu solcher Kritik hat, wahrlich nicht aus Freude am Kritisieren, sondern in dem aufrichtigen Bestreben, daß wir uns gegenseitig helfen, zu einer Form zu kommen, die dem Wesen unseres evangelischen Glaubens möglichst adäquat ist.

Was ist denn nun das Ergebnis der Tagung?

1. Die Erkenntnis, von welch' großer Bedeutung die kirchliche Kunst für den Kultus und damit für unser ganzes evangelisches Leben ist! Stärker als je wird der Kultus zum Brennpunkt des gesamten evangelisch-kirchlichen Lebens werden; er wird seine große zusammenfassende und Kraft gebende Arbeit nicht leisten können ohne Hilfe aller Künste und aller Künstler.

2. Die Erkenntnis, daß das Verhältnis der schaffenden Künstler zur Kirche und das Verhältnis der Kirche zu den Künstlern ein ganz anderes, ein viel innigeres, tieferes, verständnisvolleres werden muß. Zum Ergreifendsten der Tagung gehörte

Digitized by Google

für mein Empfinden, daß immer wieder betont wurde: „Nur der religiöse Künstler kann religiös wertvolle Werke schaffen"; und zwar wurde das am stärksten aus den Kreisen der Künstler bekannt, vielleicht am eindrucksvollsten von Geheimrat Jessen, dessen Vorführung der Bilder des dänischen Meisters eigentlich in diesem Bekenntnis gipfelte. Das bedeutet eine ernste Mahnung an die Kirche, sich ganz anders um die Künstler von heute zu kümmern, sie in ihrem innersten Wollen zu verstehen, auch in ungewohnten Formen das religiös Treibende zu erkennen, und ihnen durch Aufträge, wenn auch vorläufig nur in kleinem Maßstabe, die Möglichkeit kirchlicher Arbeit zu geben. Keine Dutzendware! Kein Kitsch! Den Meister ehren!

3. Die Erkenntnis, daß nur eine hingebende Arbeit aller uns vorwärts bringen kann. Zwischen den Vorträgen lagen allerlei Arbeitskonferenzen; die entscheidende war die erste im Anschluß an die Gesangbuch-Ausstellung. Im Grundsatz wurde beschlossen: 1. Es sollen unbeschadet ihrer Eigenart und Sonderarbeit alle auf die Pflege religiöser und kirchlicher Kunst gerichteten Vereine in Nord und Süd, Ost und West sich zu einem großen deutschen Verband zusammenschließen; es soll versucht werden, die Arbeit möglichst überall hinzutragen. 2. Es soll ein Organ dieses Verbandes unter dem Titel: „Kunst und Kirche" unter Mitwirkung namhafter Gelehrter und Praktiker herausgegeben werden, dessen Schriftleiter Pastor Röhrig in Potsdam und Pfarrer Lic. Kühner in Waldkirch (Baden) sind. Dieses Organ soll vorläufig in kleinerem Umfang erscheinen (etwa 16seitig in jedem Vierteljahr), es soll jedem Mitglied zugestellt werden und nach Möglichkeit wissenschaftlich auf der Höhe und volkstümlich zugleich sein.

Was dürfen wir von der Zukunft erhoffen?

1. Einen neuen Anfang fröhlicher Arbeit. Die Monatschr. f. G. u. k. K. begrüßt diesen neuen Anfang mit herzlicher Freude und hofft auf treue Bundesgenossenschaft im Streben nach gleichen Zielen. Sie darf daran erinnern, daß sie seit 3 Jahrzehnten in eben dieser Arbeit steht, daß es ihr vergönnt gewesen ist, trotz schwerster Zeiten diese Arbeit in ununterbrochener Folge zu leisten. Ein Weg zu gemeinsamer Arbeit bezw. zu einer im Dienste der Sache stehenden Arbeitsteilung wird sich bei gutem Willen leicht finden lassen; die Monatschr. bekennt sich gern zu diesem guten Willen.

2. Eine Wiederholung des Kongresses im nächsten Jahr. Sie ist nötig, um zu sehen, wie viel man weiter gekommen, und um da anzuknüpfen, wo man diesmal stehen blieb. Das gilt besonders von der Kultusmusik, die zu knapp behandelt wurde; das gilt im ganzen von der ungeheuren Bedeutung der Frage nach der Grenze der Kunst im Kultus: kann eine Bach-Kantate heute noch religiös wirken? hat ein Kirchenvorstand das Recht, in das Gotteshaus nach seiner Überzeugung wertvollen Bildschmuck zu bringen, der von der Mehrheit der Gemeinde abgelehnt, vielleicht als ärgerlich empfunden wird? Kunst — Kultus — Seelsorge — ein gar wichtiges Kapitel, über das in Berlin zwischendurch in kleinerem Kreise viel gesprochen wurde. Und gerade ein so vielseitig zusammengesetzter Kreis, wie der des Vereins für religiöse Kunst ist der gegebene zur Erörterung dieser letzten grundsätzlichen Themen.

Alles in allem: es war eine überaus gelungene Tagung, und wir Teilnehmer sagen den Veranstaltern herzlich Dank für alles, was uns gegeben ist.

Digitized by Google

Liturgischer Kurs in Tübingen.

Daß bei den „unliturgischen Schwaben" ein „liturgisch-kirchenmusikalischer Kurs" so viel Teilnahme finde, hatte man nicht einmal im Land selbst erwartet. Vom 30. Juli bis 2. August zählte man 370 Teilnehmer, meist Pfarrer, dazu noch 100 Studenten, meist aus dem „Stift". Sechs Mitglieder des Konsistoriums nahmen ständig daran teil. Stadtpfarrer Julius Abel, der in diesen Tagen seinen 90. Geburtstag feierte, durfte so von einer reichen Frucht seiner Lebensarbeit hören. Das jüngere Pfarrersgeschlecht, das besonders zahlreich vertreten war, verdankt die grundlegende liturgische Wegweisung dem so früh abgerufenen Professor D. Wurster; um sein Grab versammelte man sich am letzten Abend. — Kennzeichnend für die schwäbische Art war der einheitliche Geist, der durch alle Vorträge und Besprechungen ging. Der Präsident des Konsistoriums, D. von Zeller, wie der neue Professor der praktischen Theologie, D. Faber, und der Vorsitzende des Evangelischen Kirchengesangvereins für Württemberg und zugleich Leiter dieses Kurses, Dekan Werner, wünschten, es möchte ein rein evangelischer, gemeindemäßiger Gottesdienst aufwachsen, in dem zwar die Predigt nach wie vor den Mittelpunkt bildet, aber in dem der Prediger mit seinem Wort nicht mehr allein und der Gemeinde als Lehrer gegenübersteht, sondern in Gebet und Gesang der Gemeinde eine lebendige und lebenschaffende Antwort findet.

Geheimrat D. Flöring-Darmstadt, der Vorsitzende des Evang. Kirchengesangvereins für Deutschland, brachte in seinem Vortrag „Neuere und neueste liturgische Bestrebungen und Erscheinungen innerhalb der evang. Kirche Deutschlands" eine Fülle von Stoff, der den Lesern dieser Monatschrift großenteils bekannt, aber der Mehrzahl von uns Schwaben völlig neu gewesen sein dürfte. Besondere Beachtung verdient seine Mahnung, nicht wie Professor Otto-Marburg mit dem schweigenden Dienst über die Grenzen des Gemeindegottesdienstes hinauszugehen, sondern zunächst einmal das Stillgebet, unser württembergisches Sondergut, den Gemeinden recht nahe zu bringen, und sein Wort von der Schlichtheit der württembergischen Gottesdienstform: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen drin!" Unabhängig vom Aufbau der lutherischen Messe kämen wir in Württemberg wohl eher zu einer Liturgie am Schluß, nämlich nach dem Vorschlag von H. A. Köstlin, Pezold und Günther zu einer Dreiteilung der Gebetshandlung durch Zwischengesänge von Gemeinde oder Chor: Dank, Bitte, Fürbitte, die im Vaterunser ihren Höhepunkt erreichen. Dies sei, meint Pezold, wichtiger als die Hinzufügung einer Schriftverlesung am Anfang; Choralverse seien die eigentlichen evangelischen Responsorien; das Neue sei nicht festzulegen, sondern es bedarf nur der Richtlinien, daß etwas organisch wachsen kann, was dann auch bleibt.

Pfarrer Heyde aus Bad Boll, früher Prediger der Gemeine Königsfeld, zeichnete Bilder „aus der Liturgik der Brüdergemeine". Diese könne uns lehren: was organisch gewachsen ist, ist auch stets der Veränderung fähig. Nur wenn Bewegungsfreiheit gegeben ist, gibt der Gottesdienst ein wahrheitsgetreues Bild von der Gegenwartsgemeinde. Seine äußere Gestaltung ist wichtig, aber sie ist nur der Ausdruck eines lebendigen Gemeindelebens. — Daß die Vorträge von Stadtpfarrer D. Ernst-Stuttgart, früher in Straßburg, über den Hauptgottesdienst wegen Erkrankung und von Universitäts-Musikdirektor Hasse über die evang. Kirchenmusiker des 17. Jahrhdts. wegen einer Reise ausfallen mußten, wurde sehr bedauert, kam aber wegen des großen Reichtums der Referate dem Ganzen des Kurses zugut.

Stiftsorganist Strebel-Stuttgart wies in seinen Ausführungen über die musikalische Seite unserer Hauptgottesdienste darauf hin, daß im Gegensatz zur Reformationszeit sich die Kirchenmusiker heute anderswo als in ihrem kirchlichen Amt ihre Lebensstellung suchen müssen. Jedes Vorspiel bedarf sorgfältiger Vorbereitung; auch dem Nachspiel wäre eine andächtige Gemeinde zu wünschen. Die Sorge für Hilfsorganistenkurse hat in den Gemeinden wenigstens den Sinn geweckt für den Dienst der Orgel. Die Organisten haben gebeten, daß die reichere Gottesdienstform mehr in Gebrauch genommen werde. Der langjährige Organist der Paulus-Kirche in Stuttgart, Musikdirektor Mezger, bat, an die Organisten nicht bloß bei diesem Satz des Kirchengebets zu denken: „Wissenschaft und Kunst lehr du selbst deine Wege gehen", sondern auch bei dem andern: „Laß alle redliche Arbeit, im Schweiß ihres Angesichts getan, ihren Lohn finden unverkürzt." Die Besprechung galt vor allem der Bekämpfung des englischen Lieds.

Stiftsmusikdirektor Gölz-Tübingen tritt in seinem Vortrag über liturgische Andachten und musikalische Feiern besonders für die allmähliche Wiederbelebung der Betstunde am Mittwoch Morgen ein, die am vielen Dozieren zugrunde gegangen sei. Die Form des Kirchenkonzerts hat sich überlebt, weil sie ohne Zusammenhang mit

Digitized by Google

dem kirchlichen Leben der Gemeinde ist; an seine Stelle trete die musikalische Feier mit Einheit des Texts und Stils und wenigstens einem Gesang der Gemeinde.

Prälat D. Schöll berichtet über den Plan, einen wöchentlichen „Schülergottesdienst" zunächst im Sommerhalbjahr einzuführen als Ersatz für die weggefallene Wochenkinderlehre. Das Schulwesen braucht eine solche religiöse Weihe; die Jugend muß heimisch werden im Kirchenraum; neben dem lehrhaften Unterricht soll es zu einer Erhebung des Gemüts kommen. Die feierliche Morgenstunde ist in den meisten Fällen wohl die günstigste; man beginne eine halbe Stunde vor Beginn der Schule; höchstens 5 von den 20 Minuten darf die Ansprache oder Erzählung dauern. Wie den Konfirmierten der Besuch der Christenlehre, so soll der Besuch des Schülergottesdienstes dem 5.—8. Schuljahr, mindestens aber den zwei Konfirmandenjahrgängen zur Pflicht gemacht werden.

Der Abendmahlsfeier wünscht Dekan Gros-Stuttgart die Loslösung vom Hauptgottesdienst, klare Scheidung von Beichte und Kommunion, mehr eucharistische Art und mehr Gemeinschaftscharakter, Berücksichtigung der Kirchenjahrszeit.

Der Vortrag von Geheimrat D. Holl-Berlin, aus äußeren Gründen der letzte, führte auf den Höhepunkt des Kurses. Der Festsaal der Aula war voll besetzt. „Was können wir für die Gestaltung unserer Gottesdienste von Luther lernen? Nicht ein Restaurieren seines zwitterhaften Notbaus, wie vor 100 Jahren: selbst für Bayern ist zu bezweifeln, ob diese Liturgie im Volk Wurzel geschlagen hat — abgesehen von der Macht der Gewöhnung. Die Predigt muß in ihrer vollen Bedeutung bleiben, da sie Antwort gibt auf die Wahrheitsfrage, die heute im Vordergrund steht. Sie sei nicht persönliches Glaubenszeugnis, sondern Gottes Botschaft, über der man den Boten, der redet, völlig sollte vergessen können. Es gibt für Luther kein Lobopfer ohne den Empfang einer Gabe, keine Erhebung des Gemüts ohne eine Wirkung auf den Willen. An die Stelle nach der Predigt gehören nicht die Verkündigungen, sondern Gesänge wie das große Gloria, Sanktus und Benediktus. Der Schlußgesang nehme Bezug auf das Hinaustreten ins Leben. Vier Jahrhunderte lang sind wir stehen geblieben; wir müssen endlich einmal etwas tun und uns nicht darauf vertrösten, daß einmal einer käme, der es könne. Dieser Eine kommt jedenfalls nie, wenn nicht wir bescheiden anfangen.

Prälat D. Schöll betont im Schlußwort, daß man sich beim Kurs darüber einig gewesen sei: die Gottesdienstfrage ist nicht eine ästhetische, sondern eine religiöse Frage. Niemand in Württemberg versucht evangelisches Leben in fremden katholischen Formen zu pflegen. Wir wollen nicht weither holen, sondern auf dem Bodenständigen weiterbauen. Aber lernen wollen wir von allen.

Musikdirektor Hölz hatte mit seinen Chören und Instrumentalisten die große Arbeit auf sich genommen, einen zweistündigen Heinrich Schütz-Abend in der Stiftskirche zu bieten. Eine Abendfeier und die Morgenandachten bewiesen, daß dieser erste Kurs seine Fortsetzung finden sollte in praktischen Beispielen und Übungen innerhalb eines kleineren Kreises. So kämen wir wohl aus dem Stadium der Erörterung heraus. Wenn auch auf der Hochschule und in den Fortbildungskursen der unständigen Geistlichen noch mehr als bisher dafür getan werden kann — am fruchtbarsten werden solche Übungen stets sein, wenn Gemeindepfarrer aus der Erfahrung heraus konkrete Aufgaben miteinander zu lösen versuchen. Da und dort halten die Pfarrer eines Bezirks Lehrproben in religionspädagogischer Arbeitsgemeinschaft. Könnten nicht unsere Bezirkszusammenkünfte auch mit einer liturgischen Feier verbunden werden? Das wäre Arbeitsgemeinschaft im wahren Sinn des Worts und ein Weg, ein Zurückbleiben wie ein Übereilen einzelner zu vermeiden durch ein Schritthalten im Zeitmaß und in der Richtung der Gesamtheit.

Bietigheim Pfarrverweser Faißt.

Bronze oder Stahl?

Der Leserkreis einer Zeitschrift von der führenden Bedeutung der Monatschrift darf wohl verlangen, daß Fragen von Wichtigkeit, wie sie das Glockenwesen für die Kirche und besonders in der Zeit des Wiederaufbaues darstellt, mit Sachkenntnis erörtert und nicht Laienhänden überlassen werden. Es kann daher der Artikel in Nr. 10/12 1923 nicht unwidersprochen und ohne Berichtigung bleiben.

Zunächst ist auffällig die Heranziehung ausschließlich katholischer Urteile, die sich lediglich auf die in Österreich hergestellten Stahlglocken beziehen und für diese vielleicht zutreffend sind, nicht aber auf reichsdeutsche. In Deutschland gibt es nur zwei Werke, die wirklich Stahlglocken herstellen: der Bochumer Verein und das Stahlwerk

Digitized by Google

Torgau. Die übrigen Erzeugnisse, wie die von Ulrich und von Weule in Apolda und Bockenem, sind nur Eisenguß, werden aber als Stahlglocken verkauft. Dieser Unterschied zwischen Eisen und Stahl ist bisher wenig beachtet worden; es wird aber notwendig, die kirchlichen Kreise darauf aufmerksam zu machen. Im übrigen bezieht sich der Verfasser Stuhlfauth auf einen einzigen Fall eigener Beobachtung an zwei in demselben Orte angeschafften Geläuten von Stahl und von Bronze, ohne jedoch die näheren Vergleichsumstände anzuführen. Das wäre aber vor der großen Öffentlichkeit von Wichtigkeit gewesen, da sich Beispiele in großer Zahl nennen lassen, wo die Gleichwertigkeit der Stahlglocken gegenüber den Bronzeglocken rückhaltlos anerkannt worden ist. Daher ist es in der Tat bedenklich, einen einzigen Fall zu verallgemeinern, oder, wie es auch geschah, Erfahrungen im Auslande mit dortigen Erzeugnissen ohne weiteres auf das Inland zu übertragen. Zweifellos ist erst durch die Einführung der Stahlglocken in der akustischen Vollkommenheit, wie sie heute gewährleistet werden kann, vielen Gemeinden die Ergänzung ihrer Geläuterreste wirtschaftlich ermöglicht und somit eine Wohltat erwiesen worden. Es gibt in Deutschland und wohl in der ganzen Welt nur ein einziges Unternehmen, das reine Stahlglocken und zugleich auch Bronzeglocken gießt. Es ist die Aktiengesellschaft Linke-Hoffmann-Lauchhammer, die naturgemäß vorwiegend Bronzeglocken liefern möchte, aber die Erfahrung machte, daß die Stahlglocken vorgezogen werden, weil sie nicht einen „Notbehelf", sondern einen vollwertigen Ersatz darstellen.

Soweit nun die österreichischen Urteile eine Verallgemeinerung zulassen könnten, möchte auf die einzelnen Punkte in der acta curiae näher eingegangen werden. Punkt 1 zeugt von einer völligen Unklarheit in akustischen Dingen, trotz der wissenschaftlichen Verbrämung und Berufung auf Helmholtz. Punkt 2 ist Unsinn, darum undiskutabel. Zu Punkt 3 sei auf die Schrift „Vergleichende Bewertung der Bronze- und Stahlglocken" hingewiesen, in welcher der Verfasser Biehle davon berichtet, daß eine der ältesten Glocken des Bochumer Vereines trotz völliger Verwahrlosung nach 60 Jahren keine klanglichen Nachteile zeigte, sodaß voraussichtlich eine vor Regen und Schnee und vielleicht auch noch durch Anstrich geschützte Glocke nicht unter 500 Jahren eine dem Ohre erkennbare Veränderung des Klangbildes aufweisen wird und eine Brauchbarkeit von 1000 Jahren verspricht, während die Bronzeglocken erfahrungsgemäß alle 300 Jahre umgegossen werden müssen. Punkt 4 im Verein mit Punkt 5 läßt erneut die oberflächliche Behandlung der Frage erkennen, weil bei einem Vergleich von Glocken untereinander, insbesondere zwischen Bronze und Stahl, die sogen. „Mensur" eine ausschlaggebende Rolle spielt. Hier gelangen wir allerdings in den Bereich der Wissenschaft, die heute nicht mehr ausgeschaltet werden kann, der aber Stuhlfauth nach seinem einleitenden Satze nicht folgen will. Zu Punkt 6 sei bemerkt, daß Glocken wegen eines künstlerischen Wertes nicht geschaffen werden sollen, sondern liturgische Instrumente sind. Wenn aber an diese musikalische Ansprüche gestellt werden, so muß einmal mit allem Nachdruck auf die bedauerliche Tatsache hingewiesen werden, daß unmusikalische Bronzegeläute zu Tausenden in die Welt gesetzt wurden, ohne daß der Musiker es gemerkt hat.

Henkel, verpflichteter Glockenberater des Konsistoriums der Prov. Sachsen.

Nachwort.

Henkel hat ganz recht: ich bin nur Laie auf dem Gebiete der Glockenfabrikation und werde es auch voraussichtlich niemals zur Fachmannschaft auf diesem Gebiete bringen. Aber der Laie, jeder Laie ist abhängig von dem Urteil des Sachverständigen. Kein Sachverständiger aber hat ein Recht, sich darüber zu beschweren, wenn der Laie ihm nicht blindlings folgt, so lange der andere Auch-Sachverständige in der nämlichen Sache zum gegenteiligen Urteil gelangt. Mir kommt es und kam es an sich weder auf die Stahlglocken noch auf die Bronzeglocken an, sondern ausschließlich auf unsere Gemeinden. Ihnen, also uns als Laien, soll gegenüber der Propaganda für die Stahlglocke an unparteiischer Stelle der Hinweis darauf nicht vorenthalten werden, daß es auch Fachleute gibt, die gegen die Stahlglocke sind bezw. aus ihrer Erfahrung heraus von recht ernst zu nehmenden Nachteilen und Mängeln derselben zu sagen haben. Also: Fachurteil gegen Fachurteil! Die Aufklärung sind wir unseren Gemeinden schuldig, um sie beizeiten vor etwaigen Enttäuschungen zu bewahren. Wenn Henkel es als auffällig bezeichnet, daß von mir nur katholische Urteile herangezogen seien, die sich lediglich auf in Österreich hergestellte Stahlglocken beziehen, will er damit etwa sagen, daß es auch in unserem Falle auf die Konfession des Urteils ankomme!? Im übrigen werden wir deutschen Laien uns nur freuen, wenn die Tatsachen es bezeugen, daß auf deutscher Seite nicht

Digitized by Google

bloß das bessere Sachverständnis, sondern vor allem auch die bessere Leistung ist. Wir sind gerne bereit, uns belehren zu lassen und zu empfehlen, was zu empfehlen ist.

Berlin Georg Stuhlfauth.

Kleine Mitteilungen.

Der Rheinisch-Westfälische Kongreß für Kirchenmusik in Essen wird aus Anlaß des 400jährigen Jubiläums des Ev. Gesangbuches von den beiden Kirchengesangvereinen für Rheinland und von Westfalen veranstaltet. Sie laden ihre Mitglieder hierzu ein, dazu alle Pfarrer, Chorleiter, Organisten, Lehrer, Chormitglieder sowie alle interessierten Gemeindeglieder. Anmeldungen werden baldigst, spätestens jedoch bis zum 5. April d. J., an Herrn Buchdruckereibesitzer A. zur Nieden in Essen, Hofterbergstr. 2, erbeten. Teilnehmer aus dem unbesetzten Gebiet müssen ebendort einen mit Lichtbild versehenen Personalausweis und außerdem 2 Lichtbilder und zu den Kosten des Einreisescheines 5 Goldmark einsenden. Ferner ist mitzuteilen, an welcher Stelle die Einreise geschehen soll. Drei von den folgenden Orten dürfen dazu vorgeschlagen werden: Dortmund, Dohwinkel, Hattingen, Neviges, Aplerbeck, Brakel, Dorsten, Sinsen, Spellen. Die Einreiseerlaubnis wird rechtzeitig zugestellt. Alle Auskünfte in dieser Angelegenheit erteilt Herr zur Nieden. — Die Teilnahme am Kongreß kostet 6 Goldmark. Diese bitten wir bei der Anmeldung mit einzusenden. Postscheckkonto A. zur Nieden, Essen, Postscheckamt Essen Nr. 20675. In dieser Summe sind alle Kosten für Drucksachen, Eintritt zum Kirchenkonzert und Teilnahme am Stimmbildungs-Kursus enthalten. — Wir hoffen, trotz der schwierigen Verhältnisse Freiquartiere zur Verfügung stellen zu können. Für gemeinsame Beköstigung zu Mittag und Abend ist gesorgt. Es wird gebeten, bei der Anmeldung mitzuteilen, ob solche gewünscht wird. — Bei den Provinzial-Schulkollegien und den Regierungen ist der Antrag gestellt worden, den Lehrern und Kirchenmusikern, die in einem Schulamt stehen, auf ihren Antrag Urlaub zum Kongreß zu erteilen. Alle Teilnehmer werden gebeten, ihr Gesangbuch mitzubringen. — Eine Auskunftsstelle ist am Dienstag, den 22. April, bis 2 Uhr im Reisebüro van Eupen am Hauptbahnhof in der Schillerstraße. Von 2 Uhr ab in der Kaupenhöhe. Alle weiteren, den Kongreß betreffenden Anfragen sind zu richten an den Vorsitzenden des Ev. Kirchengesangvereins für Rheinland, Pfarrer Plath in Essen, 1. Weberstraße 18, Fernruf 3627. — Aus dem Programm sei mitgeteilt: Dienstag, den 22. April, um 3 Uhr Eröffnung, um 4 Stimmbildungs-Kursus von Frankenberger, um 6 Gottesdienst mit Chorgesang (Bachs Kantate: Christ lag in Todesbanden. Mittwoch, den 23. April, um 9 Vortrag von Smend, Die weltgeschichtliche Bedeutung der dichterischen und musikalischen Lebenstat Luthers, um 11 erster Gesangbuch-Vortrag von Glebe, Die Texte unseres Gesangbuches, um 4 Stimmbildungs-Kursus, um 6 Musikalische Feierstunde. Donnerstag, den 24. April, um 9 Vortrag von Plath, Organische Eingliederung des Chorgesangs in den Hauptgottesdienst, um 11 zweiter Gesangbuch-Vortrag von Rosenkranz, Die Melodien unseres Gesangbuches, um 4 Stimmbildungs-Kursus, um 6 Kirchenkonzert. Freitag, den 25. April, um 9 Vortrag von Moser, Welche Gesichtspunkte sind maßgebend für die Auswahl von kirchlicher Musik im Gottesdienst?, um 11 dritter Gesangbuch-Vortrag von Klingemann, Liturgische Verwendung unseres Gesangbuches, um 4 Stimmbildungs-Kursus, um 6 Vespergottesdienst. Samstag, den 26. April, um 9 Stimmbildungs-Kursus, um 11 Schluß des Kongresses. —

Am 2. und 3. Oktober 1923 fand auf Veranlassung des Kreissynodalvorstandes unter Vorsitz des Superintendenten Dr. Bronisch eine Kirchenchor- und Kirchenmusiktagung der Diözese Züllichau-Schwiebus in Züllichau statt, die von Geistlichen, Kantoren, Organisten und Freunden der Kirchenmusik zahlreich besucht war. Professor Biehle-Berlin sprach über „Die liturgische Gleichung“ und über „Praktische Fragen zur musikalischen Agende der preußischen Landeskirche“ und führte die technische und wissenschaftliche Entstehung der Glocke in einem Film vor. Kgl. Musikdirektor Riedel-Forst (Lausitz) behandelte in einem Vortrage das Thema: „Der Dienst des evangelischen Kirchenmusikers im Gottesdienst und an der Gemeinde.“ Ein liturgischer Gottesdienst in der Stadtpfarrkirche und eine „Geistliche Musikaufführung“ vervollständigten die reichhaltige Tagesordnung. —

Künstlerische Glasfenster. Auf der Münchner Gewerbeschau 1922 sah man in der Abteilung für kirchliche Kunst sehr schöne bunte Glasfenster einer Künstlerin, die in kirchlichen Kreisen noch nicht genügend bekannt ist: Frau Ina Hoßfeld-Naumburg a. Saale. Neuerdings sind dieselben Kunstwerke in Stuttgart ausgestellt. Was sie besonders auszeichnet, ist gerade das Moment, was viele moderne reli-

Digitized by Google

giöse Künstler vermissen lassen: Naivität. Nicht etwa jene erkünstelte Naivität, die eben keine ist, sondern wirkliche, aus den Tiefen einer gottbegnadeten Künstler- und Gotteskind-Seele quellende Ursprünglichkeit, — das Wort nicht in irgend welchem abgeblaßten Sinn gemeint, sondern im Vollsinn, wie es etwa Johannes Müller verwendet. Dabei sind Ina Hoßfelds Kunstwerke nicht teurer als die bekannten glatten, platten, unkünstlerischen Fabrikerzeugnisse, mit denen so viele Kirchen für immer verhunzt sind. Bekanntlich kommt es bei der Glasmalerei noch mehr wie sonst in der Kunst auf die richtige, materialgemäße Technik an. Sie beherrscht J. H. und vor allem die Technik der alten Glasmaler, die durch den Fabrikbetrieb in Vergessenheit geraten war. Daher stimmt bei ihren Schöpfungen Inhalt und Form meisterhaft zusammen. Während die meisten, fabrikmäßig hergestellten Glasfenster bestenfalls wie kolorierte Federzeichnungen wirken, denen jede Plastik fehlt, zeigen ihre Glasfenster eine Plastik, eine Tiefe, wie man sie nur von den besten alten Glasfenstern kennt. Wer einmal photographische Diapositive ausgemalt, weiß, daß man auf keinem andern Stoff so leuchtende, lebende Farbtöne erreichen kann wie auf Glas. J. H.s Glasfenster können das in unsre Kirchen, Kapellen, Gemeindesäle, Jugendheime u. dergl. bringen, was man dort so oft schmerzlich vermißt: Stimmung. Wie viele Räume, die jetzt öde und zerrissen sind, ohne ein beherrschendes Motiv, was die Einzelheiten erst zum Raum zusammenschließt, wie viele solcher Räume ließen sich durch solche Glasfenster — oft schon durch ein einziges! — in ein wahres Heiligtum verwandeln! Wer nicht nach Stuttgart kommt, kann Schöpfungen der Naumburger Künstlerin in der neuen Kirche von Tabarz i. Thüringen schauen. So wahr es leider ist, daß heute viele Gemeinden an so etwas nicht denken können, weil sie kaum oder nicht einmal das Existenzminimum haben, so ist es doch ebenso Tatsache, daß es heute mehr als sonst Privatpersonen gibt, die sehr gut in der Lage sind, solches Kunstwerk zu stiften. Man muß es nur verstehen, ihnen klar zu machen, was für eine wundervolle Gelegenheit das ist, sich „Freunde mit dem ungerechten Mammon" zu machen.

Pfaffroda i. Erzgebirge Pfarrer Sigfrid Meier.

Wann und wo wurde Friedr. Konrad Hiller geboren? Hiller, von dem die 3 Lieder Ich lobe Dich, O Jerusalem, du schöne, Ruhet wohl, ihr Totenbeine nicht bloß im württbg. Gesangbuch sich finden, wurde nach gewöhnlicher Annahme im Jahre 1662 in Unteröwisheim (damals württembergisch, jetzt badisch) geboren. So Koch, Geschichte des Kirchenlieds, 1. Aufl. von 1847, I 286ff. (mit Druckfehlern); 2. Aufl. 1868, V 186; 3. Aufl. V 59ff. Während Eitner, Biographisch-Bibliographisches Quellenlexikon der Musik 1901, V 142 ganz dürftig ist, nehmen andere die Angaben von Koch in gutem Glauben an, so Bode, Quellennachweis S. 90, nur daß der sonst so genaue Mann gerade bei Hiller unglaubliche Druckfehler stehen ließ. Auch Dr. Mosapp folgt in Hauck, Theologische Realenzyklopädie, 3. Aufl. 8, 76, den Angaben von Koch. Mit diesen stimmt aber nicht, daß in Faber, Die württembergischen Familienstiftungen, bei den Stipendien Bocer, Broll und Fickler angegeben ist, Hiller sei am 3. Aug. 1655 geboren. Die Nachforschungen in Unteröwisheim waren erfolglos. In den vielen Kriegswirren seien in der Pfalz und in Baden viele Urkunden verloren gegangen. Eingetragen findet sich der dort ansässige Württemb. Maulbronner Pfleger Joh. Phil. Hiller, Vater des Friedr. Konrad, von seinen zwei Söhnen aber nur der jüngste: Joh. Jakob, geb. 31. Okt. 1663, Vater des bekannteren Liederdichters Phil. Friedr. Hiller, der, wie es scheint, seinen dichtenden Oheim nie erwähnt. Da Knapp im Liederschatz bemerkt, nach anderen Angaben sei Hiller in Stuttgart geboren, wurde das dortige Taufbuch durchforscht, aber keine Spur gefunden. Im dortigen Ehebuch ist die Trauung von Hiller unter dem 8. Nov. 1681 eingetragen — es war eine Doppelhochzeit —, aber über Geburtszeit und -ort findet sich nichts. So wurde auch auf Bibliotheken und Archiven vergeblich nach einer Leichenpredigt gefahndet, auch das württemb. Dienerbuch vergeblich zu Rat gezogen. Nun sollte man denken, die Angabe im Stammbaum bei Faber müsse zuverlässig sein. Das ist aber (wie auch sonst zuweilen) nicht der Fall, denn nach dem Eintrag im Stuttgarter Totenbuch ist Hiller am 23. Januar 1726 in einem Alter von 74 Jahren, 4 Monaten und 14 Tagen gestorben und am 27. Januar beerdigt worden. Damit stimmt die Angabe in Joh. Jak. Mosers Schwäbischen Merckwürdigkeiten I, 668, daß Hiller 1726 im 74sten Jahr gestorben sei. Moser (1701 geboren) hat als Stuttgarter den langjährigen Stuttgarter Kanzleiadvokaten Hiller jedenfalls persönlich gekannt. Somit ist Hiller im Jahre 1651 geboren, etwa am 9. Juni. Damit stimmt auch, daß in der Tübinger jur. Matrikel (nicht in der allgemeinen Univ.-Matrikel) am 12. Sept. 1671 erscheint Friedrich Konrad Hiller aus Unteröwisheim, während Koch und ihm nach andere angaben, Hiller habe vom Jahr 1680 an (hat 1681 geheiratet!) im Contubernium in Tübingen die Rechts-

Digitized by Google

wissenschaft studiert. In der allgemeinen Matrikel erscheint am 16. Aug. 1669 Joh. Phil. Hiller, Stuttgardianus, wohl der ältere Bruder (der Vater war früher Hofgerichtsadvokat in Stuttgart), und am 20. April 1682 der oben erwähnte jüngere Bruder Joh. Jak. Hiller, Unterewisheimensis (Alumnus Maulbronnensis). Koch schreibt, von den Liedern Hillers seien 19 mit arienmäßigen Weisen geschmückt, welche der damalige Hofkapellmeister und Stifts-Organist Joh. Georg Störl gefertigt habe; es sind aber von den 172 Liedern des Buchs „Denck-Mahl der Erkentniß, Liebe und Lob Gottes" 20 mit Melodien von Störl versehen, darunter: O Jerusalem, du schöne, und: Ruhet wohl, ihr Totenbeine. Und zwar befinden sich diese beiden Choral-Melodien nicht in Störls Choralbuch 1710 (wie früher im Artikel Störl angegeben), sondern das erste Mal eben in Hillers geistlichen Liedern 1711. Woher Koch und Faber ihre unrichtigen Angaben haben, habe ich nicht herausgefunden.

Degerloch b. Stuttgart Fr. Jehle.

Wir haben Weihnachten 1923 das Weihnachts-Oratorium von Herzogenberg dreimal bei ausverkaufter Universitätskirche aufgeführt. Am 15. und 16. März habe ich zweimal angesetzt das Passions-Oratorium I. Teil, Gründonnerstag.

Oberstudienrat Prof. Hans Hoffmann, Leipzig-Oetzsch.

Wegen des Raumes, den die Feier für das Gesangbuchjubiläum beanspruchte, mußte das zweite Stück der kritischen Bemerkungen über unsre Kirchenlieder für das nächste Heft zurückgelegt werden. Sp.

Bücherschau.

H. J. Moser, Musikalisches Wörterbuch. Teubner 1923. Mit diesem handlichen Buche ist die bekannte Sammlung der „kleinen Fachwörterbücher" um ein wertvolles Nachschlagewerk bereichert. Professor Moser, der bekannte Verfasser der „Geschichte der deutschen Musik", bietet hier in knapper Form Erschöpfendes über alle Fragen, die der praktische Musiker wie Musikfreund zu stellen hat. Neben einem Lexikon der Künstler und Gelehrten ist besonders Wert auf kurze aber gründliche Erläuterung der Harmonie- und Formenlehre, des Kontrapunktes, der allgemeinen Musiklehre usw. gelegt, und hier bietet Moser viel Neues und Interessantes; ohne Zweifel liegt darin ein Hauptwert des Buches. Eine Zeittafel, ein Entwurf einer musikalischen Hausbücherei und Bemerkungen über Aussprache von Fremdwörtern schließen das Buch, das überall nur dringend empfohlen werden kann. — Beim flüchtigen Durchblick fielen einige Versehen auf: S. 13 Berlioz, fehlt Ouverture „König Lear". — S. 72 fehlt Luther. — S. 76 A. Mendelssohn, Kantate „Sagen und Zuversicht", nicht „Trauer und Trost" (s. Cornelius). — S. 110 Schütz, ein 2. Teil der Cantiones sacrae ist nicht angezeigt gewesen. — S. 110 fehlt A. Schweitzer. — S. 142 Schütz, Geistliche Chormusik für die Thomaner. H. Spitta.

Bilderbücher im Verlag von Jos. Scholz in Mainz: 1) Weihnachten, Nr. 98, gez. von W. Stockmann, 2) Unsere Haustiere, Nr. 169, gez. von A. Hosse, 3) Rapunzel, Nr. 17 (Großfolio) und 4) Rübezahl und das ungetreue Schneiderlein (Kleinfolio), Nr. 327, beide gezeichnet von Ernst Liebermann. Bei den zwei letzten merkt man sofort in den farbensatten, monumentalen und plastischen Vollbildern den echten Künstler, der dem Sinn der Erzählung intuitiv nachgeht und ihm eine neue originelle Gestalt gibt. Auch der Text ist gut gefaßt in geschickter moderner Umgestaltung für Kinder. — Hosse's prächtige, großzügig und kindertümlich gestaltete Haustiere samt den Beigaben von häuslichen und menschlichen Dingen sowie den wenigen hübschen Versen sind wohlgelungen. — Auch das Weihnachtsbuch in seinem großen Format und in seiner lieben, feinen weihnachtlichen Ausstattung enthält realistisch gestaltete, gute und zum Sinnen reizende bunte und einfarbige Bilder, doch scheint mir der Dachauer Maler Stockmann in seinem Naturalismus darin zu weit gegangen zu sein; denn einige seiner Gestalten der heiligen Geschichte, vor allem wiederholt die Hirten und Joseph, beleidigen in ihrer Roheit das Auge der Kinder wie der Erwachsenen. Doch ist der Text in seiner Breite kindlich und würdig. — Die Bemühungen des Verlags um das „künstlerische Bilderbuch" verdienen Anerkennung. K. Kühner.

Briefkasten.

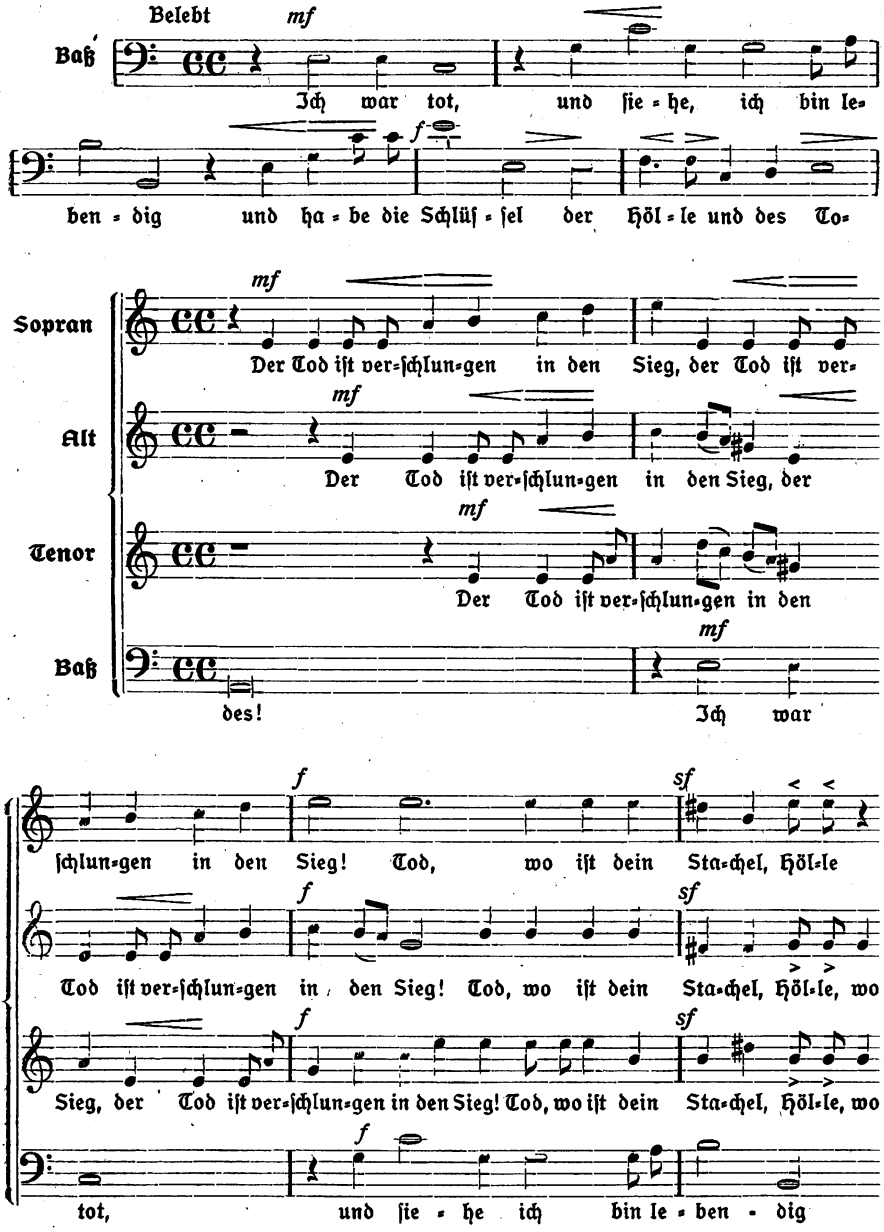
Werner, Bitterfeld. Herzlichen Dank. Der Aufsatz wird im Maiheft erscheinen.

Digitized by Google

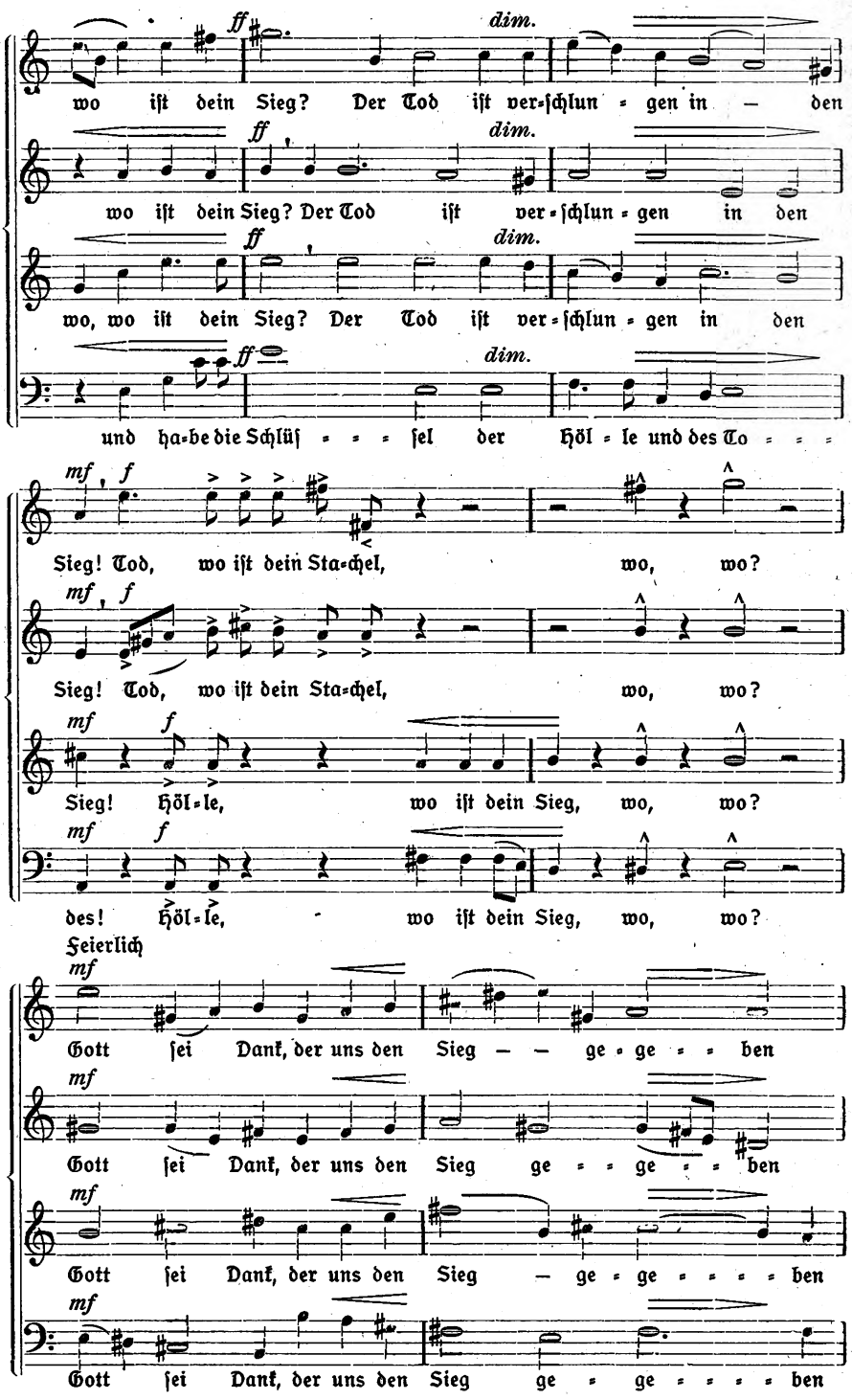
Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

Ostermotette.

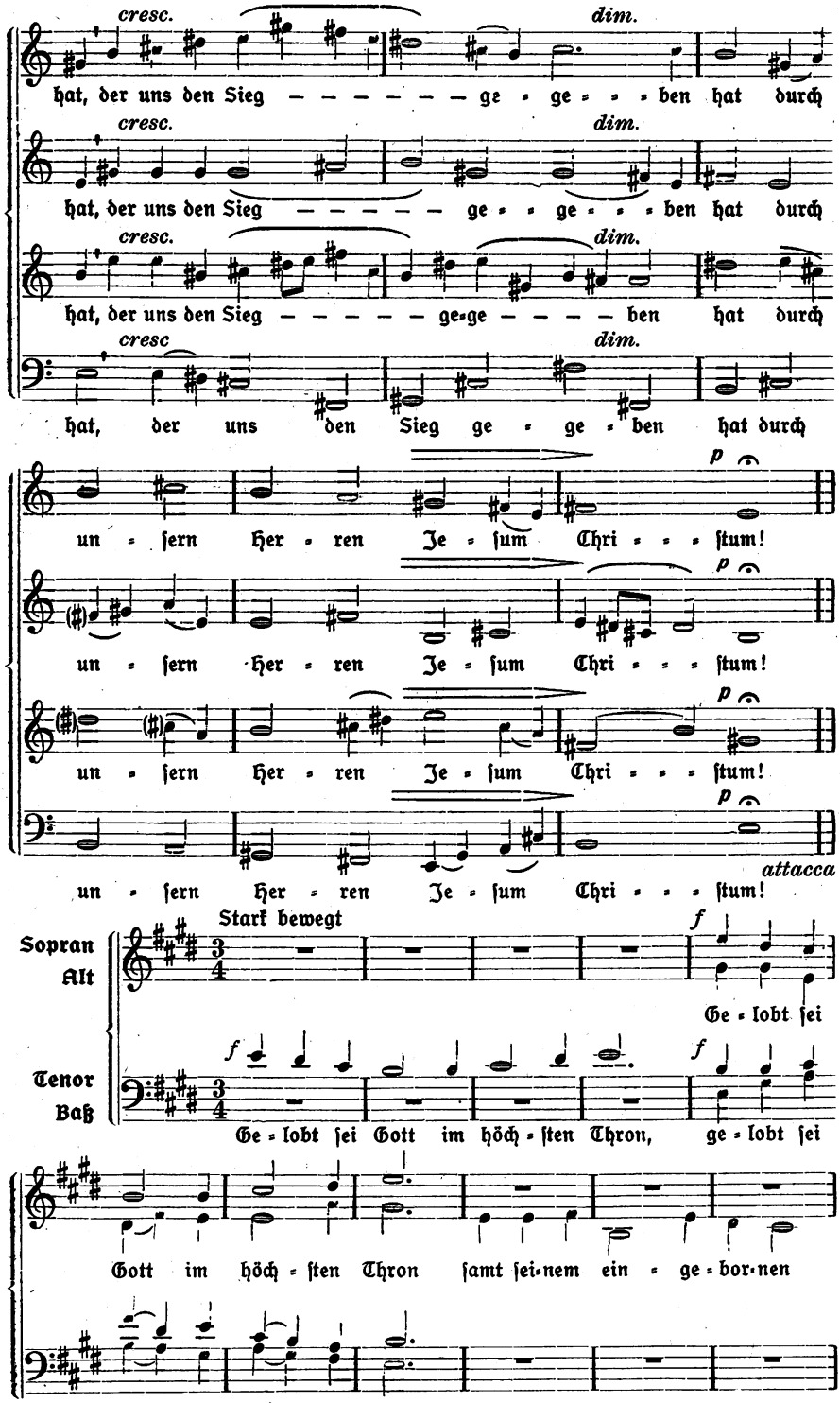
Heinrich Spitta.



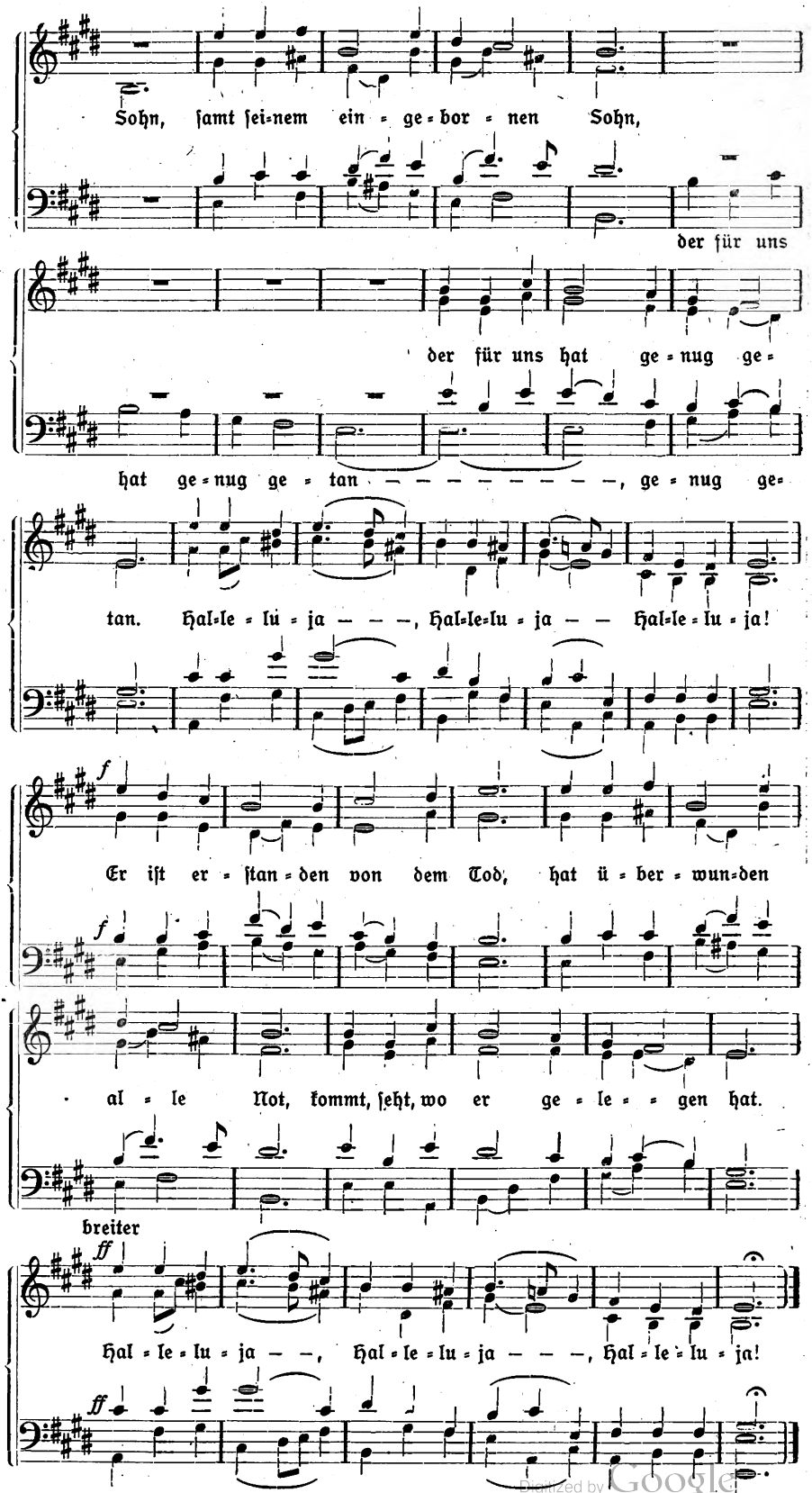
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Kritische Bemerkungen zu unsern Kirchenliedern II[1]).

Von Friedrich Spitta.

Die Weihnachtslieder Paul Gerhardts.

Fröhlich soll mein Herze springen.

Den Vertretern des „Wir" als Kennzeichen des gottesdienstlichen Charakters eines geistlichen Liedes im Unterschiede von den individuellen „Ich-Liedern" ist mit diesem 1653 erschienenen Liede P. Gerhardts ein böses Problem gegeben. Im Unterschied von „Wir singen dir Immanuel", das mit dem „Wir" beginnt und dann ohne Rettung dem „Ich" verfällt, setzt unser Lied ein mit der Beziehung auf das eigene Herz, wendet sich dann dem weiten Kreise aller derer zu, denen die Erlösung zuteil werden soll. Gegen Schluß aber (Str. 12 „Süßes Heil, laß dich umfangen"), wo nach allseitigem Urteil das Lied auf die Höhe der Empfindung kommt, setzt das „Ich" ein, das bis zum Schluß durchgeführt wird. Mit jener liturgischen Schablone kann man also bei unserm Liede nichts anfangen. Der Wert des Liedes für den Gottesdienst wird sich nach diesen Gesichtspunkten nicht bestimmen lassen; dafür muß man seinen Inhalt ins Auge fassen. Str. 1 beginnt mit der Engelverkündigung der Geburt Jesu. Anstatt daß sich daran, wie im Weihnachts-Evangelium, das Eilen zur Krippe anschlösse, wird in Str. 2—7 die dogmatische Bedeutung der Geburt Jesu auseinandergesetzt, was sich als Text zu einem Festgesang nicht eignet und deshalb in den Gesangbüchern mannigfache Verkürzungen erhalten hat. Gründlich wirkt nur, wenn man diesen ganzen Abschnitt ausschaltet und an die erste Strophe sofort die achte anreiht: „Ei, so kommt und laßt uns laufen." Die in Str. 9—11 folgenden Aufforderungen an die Leidenden, von Sünde Bedrückten, Armen und Elenden, sich vom Kinde helfen zu lassen, sind von schönster Unmittelbarkeit und werden am besten von einzelnen Gruppen der Gemeinde — Kinder, Männer und Frauen — gesungen; dann bricht — trotz des Ich! — in überströmender Innigkeit die ganze Gemeinde in Str. 12 aus „Süßes Heil, laß dich umfangen". Die beiden folgenden Strophen („Meine Schuld kann mich nicht drücken", „Ich bin rein um deinetwillen") sollte man nicht streichen, sondern wieder von Gruppen der Gemeinde singen lassen, vielleicht von den Kindern, um dann mit Str. 15 den Gesang mit ganzer Gemeinde zu beschließen. So verwandt hätten wir ein Lied, das sich vortrefflich zum Festgesang eignete, wenn man nur eine passende Melodie dazu hätte. Die Crügersche Originalmelodie (Zahn 6481) ist zu wenig festlich; mehr die meist gesungene Ebelingsche zu „Warum sollt ich mich denn grämen" (Zahn 6456). Zwei ganz herrliche Weisen hat Mergner in seinen Gerhardt-Liedern gegeben, Nr. 4a und b. Besonders die zweite würde sich zur Einführung in den Gemeindegesang eignen und unsern Weihnachtsfeiern ein sehr wertvolles Moment hinzufügen, das der Ausnützung des schönen Gerhardtschen Liedes den besten Dienst leisten würde.

[1]) Vgl. S. 1—5.

Digitized by Google

Wir singen dir, Immanuel.

Dieses Lied P. Gerhardts ist zuerst mit 16 Strophen erschienen, später sind ihm noch 4 andere hinzugefügt: hinter Str. 3 („Von Anfang an") eine („Vor andern hat dein hoch begehrt"), hinter Str. 6 („Du kehrst in fremder Hausung ein") zwei („Du hast dem Meer sein Ziel gesteckt", „Du bist der Ursprung aller Freud"), hinter Str. 13 („Bin ich gleich Sünd und Laster voll") eine („Hätt ich nicht auf mir Sünderschuld"). Dadurch ist das ohnehin schon breite Lied für den Gottesdienst noch schwerer verwendbar geworden. Man hat deshalb auch an dem ursprünglichen Umfang noch weitere Streichungen vorgenommen, die im wesentlichen dasselbe Resultat gehabt haben, so daß durchschnittlich 11 Strophen zurückblieben. Nach dem verheißungsvollen Anfang der beiden ersten Strophen (die zweite, „Wir singen dir mit deinem Heer", durch Bachs Bearbeitung unsterblich geworden) versinkt der Dichter in breite, nicht sowohl zum Singen als zum Lesen geeignete Reflexionen über die alttestamentliche Vorbereitung der Erscheinung Christi, deren Niedrigkeit und deren Bedeutung für den Dichter. Dann hebt sich der Ton, und die Dichtung kehrt zu ihrem Anfang zurück. Trotz sympathischer Züge in allen Strophen ist daran nicht zu denken, daß dieses Lied der Gemeinde als Gesang in ihren Weihnachtsgottesdiensten je vertraut werden könne. Die zwei ersten Strophen als Eingang zu einer liturgischen Feier, die letzten als Nachklang einer entsprechenden Predigt: mehr ist von dieser Weihnachtsdichtung des beliebtesten evangelischen Dichters nicht zu erwarten. Als Hauptlied in einem festlichen Hauptgottesdienst ist es nicht zu verwenden. Das Halleluja, das am Ende jeder Strophe gesungen werden soll und dort oft wie die Faust aufs Auge paßt, hebt auch den Charakter des Liedes nicht, veranlaßt vielmehr im Gegenteil, das Lied zu der hier gänzlich unpassenden Ostermelodie „Erschienen ist der herrlich Tag" zu singen. Besser ist's, man streicht das Halleluja und gebraucht die Weihnachtsmelodie „Vom Himmel hoch". Eine neue Melodie von hervorragender Kraft und Schönheit hat Friedrich Mergner (Paulus Gerhardts Geistliche Lieder. 2. Aufl., Leipzig 1918, Nr. 11) geschaffen, die durch den Gebrauch im Kindergottesdienst leicht auch in den der Gemeinde übergeführt werden kann, wie das von vielen Mergnerschen Melodien gilt, auf die bei anderer Gelegenheit hingewiesen werden wird.

Ich steh an deiner Krippen hier.

Mit diesem 1653 erschienenen Liede P. Gerhardts von 15 Strophen ist den Gesangbuchverfertigern ein Problem gegeben, das sie nicht alle gelöst haben. Seine Eigentümlichkeit hat Nelle gewiß nicht richtig umschrieben, wenn er es „ein klassisches Lied für den zweiten Weihnachtstag" genannt hat. Dazu wird es vielleicht, wenn man wie das Württembergische Gesangbuch die Strophen 2 („Du hast mit deiner Lieb erfüllt"), 6 („Vergönne mir, o Jesulein"), 8 („Wer ist der Meister, der allhier"), 9 („Wo nehm ich Weisheit und Verstand"), 10 („O daß doch so ein lieber Stern"), 11 („Nehmt weg das Stroh, nehmt weg das Heu"), 12 („Zur Seiten will ich hier und dar") streicht und aus dem „O Jesulein" Str. 1 und „Mein Brüderlein" Str. 7 macht „O Jesu du" und „O Bruder mein". Was übrig bleibt, ist eine korrekte Weihnachtsdogmatik, wie sie in andern Liedern zur Genüge entfaltet ist. Der eigenartige

Digitized by Google

poetische Zauber dieses Liedes ist beseitigt. Der beruht auf dem rührend anmutigen Spielen mit dem Jesulein, das vom Anfang bis zum Schluß durch das Lied geht. Daß die 5 ersten Strophen einen andern Ton angeben, ist nicht richtig. Natürlich, wenn man „O Jesulein" Str. 1 in „O Jesu mein" und „Mein Herzelein" in „Du Herze mein" umändert, so bekommen diese Strophen einen ehrbareren Klang; immerhin ist zuzugeben, daß Str. 3 „Da ich noch nicht geboren war" und 4 „Ich lag in tiefster Todesnacht" den Ton einer feierlichen Erhabenheit anschlagen, der zu den umgebenden spielenden Strophen nicht recht paßt. Durch die Schlußzeile von Str. 4 „Wie schön sind deine Strahlen" wird ein etwas künstlicher Übergang geschaffen zu dem, was der Dichter mit Entzücken an dem Kindlein in der Krippe sieht. Da die Tendenz des Liedes nach Str. 1 und 2 offenbar auf das Spielen mit dem Kind in der Krippe abzielt, so machen die Strophen 3 und 4 fast den Eindruck einer der bekannten späteren Einschiebungen des Dichters. Die Einheit des Liedes gewinnt bei ihrer Streichung. Auch die Schlußstrophe „Zwar sollt ich denken" dürfte mit manchen Gesangbüchern zu streichen sein, da sie nachschleppt. Nach dem Gesagten ist wohl nicht zu bezweifeln, daß das Lied nicht anders als in Kinderfeiern benutzt werden kann, wo die kosenden Reden mit dem Kinde im Wechsel von Knaben und Mädchen, auch von Einzelstimmen gesungen werden können. Mit Recht hat man deshalb das Lied in einigen Gesangbüchern unter die Kinderlieder gesetzt. Als Melodie ist „Nun freut euch, lieben Christen gmein" (Zahn 4429) angegeben, deren fünfstimmiger Satz von J. Eccard gern zu dem Text von Str. 4 („Ich lag in tiefster Todesnacht") gesungen wird. Die beiden sehr schönen Melodien Mergners entsprechen dem tändelnden Charakter des Liedes nicht und würden in eine Kinderfeier nicht passen.

Kommt und laßt uns Christum ehren.

Nach der fröhlichen Melodie Quem pastores laudavere (Zahn 1380) feiert dieses Lied in 8 kurzen Strophen das Heil der Weihnacht. Wie es offenbar durch das lateinische Lied entstanden ist, das im Wechselgesang mit Nunc angelorum gloria den sogen. Quempas bildete, so ist es am besten in gleicher Weise zu verwenden, indem seine Str. 1. 3. 5. 8 im Wechsel mit den 4 Strophen von „Nun singet und seid froh" angestimmt werden. Man mag es dem Kinderchor übertragen, der, an vier Orten der Kirche aufgestellt, je eine der vier Zeilen der Strophe singt, worauf dann die volle Gemeinde mit dem Gesang von „Nun singet und seid froh" antwortet. So ist es z. B. im Gesangbuch für Elsaß-Lothringen zur Ausführung gekommen, wo diese Kombination der beiden Melodien keine Schwierigkeit bereitet. Auf diese Weise wird dem Gerhardtschen Liede ein Platz in den Weihnachtsfeiern gesichert, den es verdient, den aber zu verlieren es bereits in Gefahr stand. Seine knappe Form ist gegenüber den gedehnten Betrachtungen der Hauptlieder sehr wohltuend.

O Jesu Christ, dein Kripplein ist.

Dieses 1653 erschienene Lied P. Gerhardts, das in 15 sechszeiligen Strophen über den Text „Das Wort ward Fleisch" predigt, mit Gedanken, die aus

Digitized by Google

seinen anderen Liedern bekannt sind, findet sich, trotz schöner Einzelheiten, nur noch in wenigen Gesangbüchern. Wenn es ein Mittel gibt, es der Gemeinde bekannt zu machen und zu erhalten, so sind es die drei hervorragend schönen Melodien, die Mergner dazu geschaffen hat, und die, von Einzelstimme oder vierstimmigem Chor gesungen, in den Weihnachtsfeiern verwendet werden können.

Schaut, schaut, was ist für Wunder dar.

Hätten wir nicht für unsere Christmetten und Kinder-Weihnachtsfeiern eine Überfülle passender Gesänge, so wäre es verwunderlich, daß dieses biblische „Christnacht-Liedlein. Von der Erscheinung des Engels" von P. Gerhardt so ziemlich aus dem Gebrauch verschwunden ist. Es ist ja freilich mit seinen 18 Strophen von einer Breite, die an sich schon seinen Gebrauch hindert. Einzelne Strophen in Mergners herzerquickender Weise von einstimmigem Kinderchor oder einer Stimme gesungen (1. 2. 8. 16), sind geeignet, in den genannten Feiern aufs glücklichste zu wirken. Die vorgeschriebene Melodie „Vom Himmel hoch" würde ich als schon zu viel gebraucht vermeiden. —

Das „Christwiegen-Liedlein" Gerhardts ist für den Gesang der Gemeinde nicht zu gebrauchen.

Der Melodienentwurf der Einigungskonferenz.

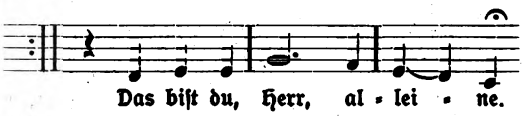
Von Joh. Plaß. (Schluß.)

Wo E die Taktstriche weggelassen hat, sind die Zeileneinschnitte durch einen doppelten Beistrich bezeichnet. Wo aber Taktstriche stehen, fehlt jede Bezeichnung. Wozu wieder diese Verschiedenheit? — Warum hat man nicht das übliche einfache Komma für den Zeileneinschnitt verwendet? Die Sänger, die ungeschulten voran, bedürfen dessen — zum mindesten wo keine Pausen stehen — zur Erinnerung an das Atmen und zum schnellen Erkennen der Gliederung der Mel., auch zur richtigen Verteilung des Textes, besonders bei den nicht unter den Noten stehenden Strophen. Das Doppelkomma bleibt dann zur Bezeichnung des Gruppenschlusses, wo es nicht durch das Wiederholungszeichen ersetzt wird. Auch das dient zur leichteren Erfassung des Aufbaues der Melodie, was für den Vortrag nicht ohne Belang ist. Und nicht bloß die singende Gemeinde, sondern auch manche ihrer Führer werden für solche Hilfen dankbar sein.

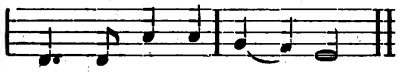
Mit Recht ist das Ruhezeichen nicht mehr zur Bezeichnung des gewöhnlichen Zeilenschlusses verwendet. Aber daß man nun ins andere Extrem fällt und es ganz in Acht und Bann tut, muß als unkünstlerisch, als theoretische Pedanterie erscheinen. Wie sinnlos ist es z. B., wenn am Ende der 4. Z. von „Komm, heiliger Geist, Herre Gott" im Taktmarsch mit zur folgenden Zeile weiter geeilt wird! Sowohl das Ende des großen Melodieabschnittes als auch der starke Einschnitt des Textes verlangen ein Anhalten; hier ist also zu schreiben. Einen ebenso deutlichen Einschnitt fordert im

Digitized by Google

Liede „Mitten wir im Leben sind" das Ende der 5. Z., die hier den 1. Hauptteil abschließt. Sinnvolle Betonung der Worte möchte auch die 1. Note dieser Zl. nicht gekürzt sehen; deshalb wäre folgende Erweiterung erwünscht:



Sehr ungeschickt ist in A u. E das Kyrie, eleison vertont, besser schon in M, noch besser im Gütersloher Hauschoralbuch:

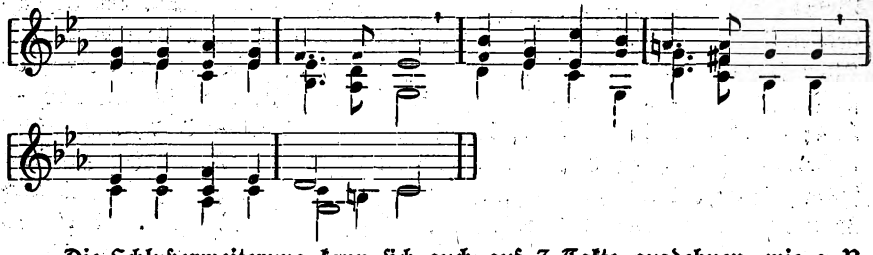


Am Ende einer größeren Zeilengruppe und mehr noch am Ende der Melodie macht sich öfters das Verlangen nach einem das Ausklingen bezeichnenden Ruhepunkte geltend, wenn am Schlusse nur eine kurze Note steht. Die Alten schrieben in solchen Fällen eine längere Note, unbekümmert darum, ob sie das sonstige Takt- und Zeilenmaß überschritt, z. B. Vom Himmel hoch — Z. 4; Gelobet seist du — Z. 5; Nun freut euch, l. Chr. — Z. 7; Auf meinen l. Gott — Z. 4 u. 6; O Gott, du frommer Gott — Z. 2 u. 4 (die zur Ausfüllung des 4/4-Taktes hinzugefügten Pausen sind nicht ursprünglich, sind auch überflüssig, wenn man hier Schlußerweiterung annimmt). Solche Verlängerungen sind nichts anderes als Fermaten, nur eben bestimmt gemessene. Unsere gefühlsmäßig frei gemessene, mit 𝄐 oder rit. bezeichnete, hat den Vorzug, daß sie das Taktbild nicht so stört wie jene, und daß sie je nach Bedarf ein kürzeres oder längeres Anhalten ermöglicht. Oft wird dieses nur ein etwas verlangsamtes Zählen sein, wie meist innerhalb der Mel. bei Gruppenschlüssen, größer und mit folgender Pause am Ende der Melodie. E hat entweder gar keinen Ruhepunkt angegeben oder die gemessene Fermate vorgezogen und schreibt diese (wie M) in den neueren Formen von „Was mein Gott will — Machs mit mir Gott" in allen Zeilen; „Ein feste Burg" Z. 1—4; „Wie schön leuchtet" Z. 1, 2, 4, 5; also nicht bloß am Schluß der Gruppen, sondern auch der Vorderzeilen, wo die Fermaten am wenigsten berechtigt sind. Dagegen hat E die falschen Dehnungen von M und F beseitigt in den Mel.: „Es ist das Heil — Nun freut euch, l. Chr. — Vom Himmel hoch — Was Gott tut —."

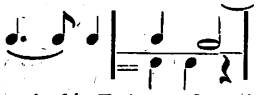
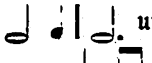
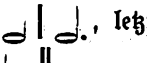
Die berechtigte Schlußdehnung erstreckt sich öfters auch auf mehrere Silben, z. B. „Nun preiset alle — Herr, nun selbst den Wagen halt" in den Schlußzeilen. Werden diese Melodien, wie gewöhnlich, im einfachen 3/4-Taktfuß aufgezeichnet, so geht auch die Schlußerweiterung im Takte auf. Teilt man aber eine Mel. in 6/4 oder 4/4 ein und beträgt die Erweiterung nur 3/4 bezw. 2/4, so entsteht ein Überschuß, ein neues Maß, z. B. wird in der letzten Zeile der Melodien „Wenn mein Stündlein" und „Herr Christ, der einig Gottssohn" durch die Erweiterung um 2/4 der vorletzte Takt aus einem 2.2/4- zu einem 3.2/4-Takt und ist also auch so einzuteilen. — Bei den Schlußdehnungen in der 2. u. 4. Z. von „Jesus, meine Zuversicht — Liebster Jesu, wir sind hier — Meinen Jesum laß ich nicht — Morgenglanz —" hat man

Digitized by Google

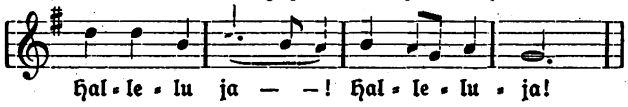
einen dritten 4/4-Takt mechanisch hergestellt durch eine ganze Note auf der unbetonten Endsilbe — ein bereits erwähnter Vortragsfehler. Am zweckmäßigsten würde hier die Erweiterung durch den früher üblichen punktierten Taktstrich angegeben: — In derselben Weise könnte man die Taktüberschreitung der vorletzten Zeile von „Jesu, meine Freude" schreiben und dadurch zugleich die akzentwidrige Verschiebung der Taktstriche in der letzten Zeile und die ganze Note auf der unbetonten Endsilbe vermeiden, wenn man nicht durch eine Umbildung die in der Vorderzeile ungewöhnliche Erweiterung beseitigen will. Die Konferenz ist bei dieser Mel. zwiespältig geblieben, besonders bezüglich der 2., 5. u. 8. Zeile. Vielleicht gelingt ein Ausgleich auf dem Wege, daß man Z. 8 eine an die spätere Lesart sich anschließende Umbildung wählt, sonst aber bei der älteren Form bleibt, die in allen übrigen Zeilen keinen Anlaß zu Änderungen gibt. Z. 7—9 lauten dann:



Die Schlußerweiterung kann sich auch auf 3 Takte ausdehnen, wie z. B. im Amen von „Christe, du Lamm Gottes" — E = A. Aber 7 Noten auf einer Silbe ist doch zu viel für Natursänger; man verteile die Zeile lieber auf zweimaliges Amen:

Ganz willkürlich und weder ursprünglich noch allgemein gebräuchlich ist die Dehnung der Vorderzeilen, wie in „Ringe recht" Z. 1 u. 3 (s. oben), so auch in „Lobe den Herren, o meine Seele" Z. 1 u. 3 (E nach K, M u. F). A schließt richtiger schwungvoller noch das Original  Denn das Zeilenmaß dieser Mel. ist vier 3/4- gleich zwei 6/4-Takte. Am Schluß der 2. u. 4. Z. schwankt der Brauch zwischen  und  , letzteres kommt dem Original näher, sangbarer wäre

Zum Halleluja sind mindestens 5 recht verschiedene Formen verbreitet — ein Beweis, daß eine wirklich befriedigende Form nicht gefunden war. Die von E und A gewählte hat die schlechteste Wortbetonung. Dem Charakter des Liedes, das Ernst und Freudigkeit verbindet, möchte folgende, in unserer Auslandsgemeinde einst gerne angenommene Weise am besten gerecht werden, die in der Kadenz zur 2. Z. zurückkehrt:



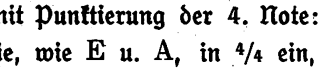
Digitized by Google

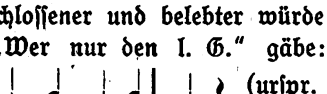
Taktwechsel zwischen dem tempus perfectum und imperf. (3/4 u. 2/4) wurde auch in der alten Notenschrift bezeichnet (durch Wechsel des Vorzeichens oder durch Vertauschung der ungefüllten mit gefüllten Noten). Bei dem Wechsel zwischen 2.2/4 u. 3.2/4 war dort die Bezeichnung überflüssig, weil eben das tempus das gleiche blieb. Teilen wir aber nach den zusammengesetzten Takten ein, so muß selbstverständlich der Wechsel beachtet werden, und darf man nicht (wie E tut) mechanisch 4/4 oder 2/2 durchzählen. Und gerade dieser Wechsel ist in den alten Weisen recht häufig. Insbesondere tritt er in dreizeiligen Gruppen gerne bei der Nachzeile, der 3. Zeile ein: z. B. Aus tiefer Not (Dur-Mel.) Z. 1—4 und 5—6: 3.2/4, Z. 7: 2.2/4 (zugleich mit Erweiterung der ganzen Schlußzeile); O Ewigkeit, du Donnerwort — Z. 1—2, 4—5: 3.2/4, Z. 3 u. 6: 2.2/4; hiermit fallen Z. 3 u. 6 die ganzen Noten auf den unbetonten Endsilben von selbst fort. Auch Z. 7 hat Crüger zuerst (1653) 4/4 Rh.; das hat ihm aber selbst nicht genügt, denn von 1657 an hat er 3/4 Rh. eingesetzt; dieser neue Wechsel ist nun des bunten zu viel, das natürlichste ist, Z. 7 u. 8 beide wie Z. 1 zu gestalten und nur Z. 3 u. 6 den Wechsel mit 4/4 beizubehalten. — Auch die Mel. „An Wasserflüssen Babylon", in der sonst der 3.2/4-Rh. herrscht, hat in Z. 7 u. 10, den Nachzeilen der dreizeiligen Gruppen, die künstlerisch wohlberechtigte Abwechselung mit 2.2/4-Rh. Verfehlt ist deshalb der Versuch des neuen Hamburger Gsb., diese Zeilen nach dem Schema der anderen umzuändern. Wohlgetan hat es dagegen, die im Original der 8. u. 9. Zl. angehängten, ganz aus dem Takt- und Zeilenmaß herausfallenden Schwänze zu beseitigen unter Anschluß an die jetzt verbreitetste Tonfolge (vgl. S. 111 meines Buches). Den vielen Gemeinden, die bisher die neuere Weise sangen, sollte man die Schwänze opfern; denn diese bilden für sie den Anstoß, während der übrige Rh. keine Schwierigkeit macht. Die figürliche Erweiterung in Z. 10 erinnert an Leonh. Schröters Weihnachtslied „Freut euch, ihr lieben Christen" und dürfte dort angemessener sein als in einem Passions- und Abendmahlslied; eine der üblichen Vereinfachungen wäre deshalb vorzuziehen (vgl. auch M).

„Zeuch ein zu deinen Toren" in E mit 𝔈, sonst ganz wie in K, auch ohne Taktstriche; der Betonung und den Notenlängen gemäß eingeteilt in G. Weimars Geistl. Liederbuch: Z. 1, 3 u. 8: 3.2/4, sonst 2.2/4; in dieser Originalform hätte man auch die Durchgangssechzehntel Z. 5 u. 7 stehen lassen können.

„Wachet auf, ruft uns die Stimme" in E wie im Bayer. Gsb., nur mit 𝔈 statt 𝔈 und im Anfang der letzten Zeile 𝅗𝅥 statt 𝅘𝅥𝅯 𝅗𝅥 (eine Verschlechterung, da diese Zl. sonst mit der 3. u. 6. gleich ist). In A wechselt die Takteinteilung dem Rhythmus gemäß zwischen 2.2/4 und 3.2/4. Z. 1 u. 3 erhalten da einen 4/4- und zwei 3/2-Takte; dieser nicht eben künstlerische Wechsel innerhalb derselben Zeile ist verschuldet durch die Kürzung des Schlusses. Das Original (s. K) besteht aus vier 4/4-Takten mit zwei dynamischen Höhepunkten (auf der 1. Note des 2. u. 4. Taktes), und ist jedenfalls die rhythmisch vollkommenere Form, auch nicht zu schwierig für die Gemeinde, wie Drömann bestätigt. — Über die neuere vereinfachte Form der Mel. s. S. 113 meines Buches. — Statt „zu der Hochzeit" lese man „zur Freudenzeit" oder „im Feierkleid".

Digitized by Google

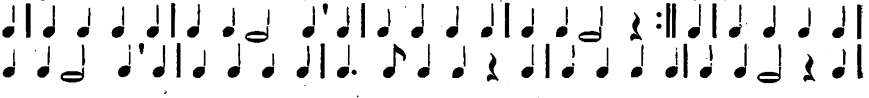
„Es ist genug“: E wie A, gibt aber der Pause am Anfang die bessere Stellung am Ende des 1. Teils und setzt am Ende der Mel. eine Dreiviertel-Note. Takt: 2 . 2/4, aber in der neunsilbigen 7. u. 8. Zl. 3 . 2/4, am besten mit Punktierung der 4. Note:  Teilt man sie, wie E u. A, in 4/4 ein, so kommen die unbetonten Endsilben auf den 1. Taktteil.

„Die Tugend wird durchs Kreuz geübet“ hat ursprünglich 4/4 Rh., und die 9. Silbe ist dadurch untergebracht, daß im Zeilenübergang zwei Achtel stehen, zwischen denen aber nicht Raum genug zum Atmen ist. E hat, wie A und M, für die zwei Achtel gesetzt und am Schluß jeder 2. Z. eine Dreiviertel-Note, trotzdem aber die Einteilung in 4/4 beibehalten, infolgedessen sich nun die Taktstriche Zeile um Zeile verschieben. In Wirklichkeit ist durch die Erweiterung ein Wechsel zwischen 2 . 2/4 und 3 . 2/4 entstanden, demgemäß man auch die Taktstriche setzen muß. Die Dehnungen unterbrechen aber doch den ursprünglichen Rh. kaum anders als sonst Fermaten es tun. In sich geschlossener und belebter würde die Mel. wieder, wenn man ihr den Rh. von „Wer nur den l. G.“ gäbe:  (urspr. 3/4-Taktfuß mit Verschiebung am Anfang der Zeilen, der Betonung nach auch als Wechsel zwischen 2 . 3/4 u. 3 . 2/4 aufzufassen). So ist im Anhang zum Gsb. f. Elsaß-Lothr. auch Knechts Mel. „Wie groß ist des Allmächtgen Güte“ gestaltet, in 3/4-Takte eingeteilt. — Auch die Mel. „O daß ich tausend Zungen hätte“ würde in diesem Rh. gewinnen.

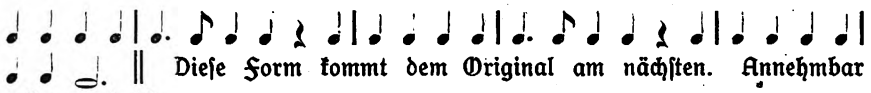
„Wer weiß, wie nahe —“: E wie A (nur in den Zeilenschlüssen statt); bei der Einteilung in 4/4 kommt die unbetonte Endsilbe Z. 1 u. 3 auf den 1. Taktteil, und verschieben sich in der 2. Z. die Taktstriche. Der wirklichen Gliederung entspricht Z. 1 — 4 die Einteilung in 2 . 2/4 + 3 . 2/4 mit 1/4 Auftakt. Auf die Viertelnote am Ende der Mel. gehört ein Ruhezeichen.

Dieselben Maße empfehlen sich für „Ich will dich lieben —.“ Die Dehnungen an den Schlüssen der ersten 4 Zeilen und in A und E sind zwar ursprünglich, unterbrechen aber die Zeilen zu sehr und werden doch nie ausgehalten.

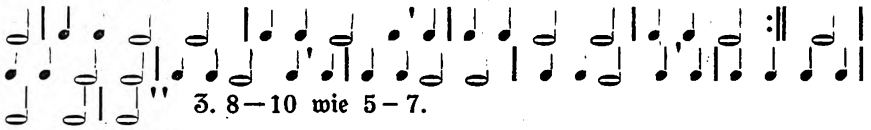
„Wie wohl ist mir —“: E verbessert die Tonfolge erfreulicherweise nach dem Bayer. Gsb., gibt aber den Rh. nach M u. A mit denselben unzweckmäßigen Dehnungen wie in der vorigen Mel.; die finden sich zwar auch bei Freylinghausen 1708, aber nur in den ersten Zeilen (auch dort schon 1714 z. T. wieder beseitigt), und 1704 bringt er sie gar nicht. Mit Ausnahme einer Verkürzung (zwischen Z. 6 u. 7) und der Schlußerweiterung haben 1704 alle Zeilen das Maß von 2 . 2/4 + 3 . 2/4. Auf die arienhaften Verzierungen des Originals müssen wir verzichten, aber wohlangebracht sind in den Kadenzen von Z. 6, 8, 9 die punktierten Noten. So ergibt sich folgende Form:



Digitized by Google

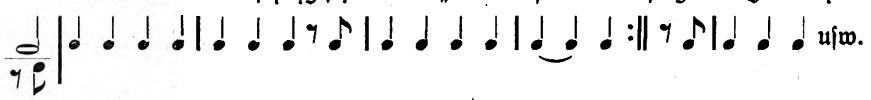


Diese Form kommt dem Original am nächsten. Annehmbar wäre auch die Umbildung von Layriz, aber ohne dessen Dehnungen in den Zeilenübergängen. Taktart: Z. 2/4, Z. 7 u. 10: 2.2/4.



Z. 8—10 wie 5—7.

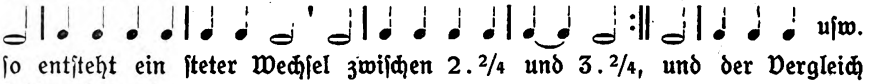
Wenn 1524 die phrygische Mel. „Aus tiefer Not" folgende Form hat:



usw.

also nur der 1. Ton der 1. Z. statt der viertel eine halbe Note hat, so ist das ein willkürliches Herausfallen aus dem Takt- und Zeilenmaß und nur aus der alten Zählung nach 2/4 und aus der damaligen Vorliebe für Beginn mit vollem Taktfuß erklärlich. Ebenso ist als überflüssig und störend abzulehnen die einzelne Halbe im Anfang von „Valet will ich — Z. 1 u. 3; Mit Fried und Freud — Z. 1; Herzlich lieb hab ich dich — Z. 1 u. 2, 4 u. 5; Christus der ist mein Leben — Z. 1" (die Tonfolge dieser Mel. betreffend hätte E, da er in allen andern Zeilen das Original hergestellt hat, dies auch Z. 3 tun sollen; die neuere Tonfolge kommt noch in mehreren andern Melodien vor, hat also hier nichts Eigenartiges, ist vielmehr schon ziemlich abgenutzt).

Wenn aber in Zeilen von zwei 4/4-Takten das erste und letzte Viertel regelmäßig in Halbe verwandelt werden, z. B. die vorhin genannte Mel. „Aus tiefer Not" folgende Fassung erhält:



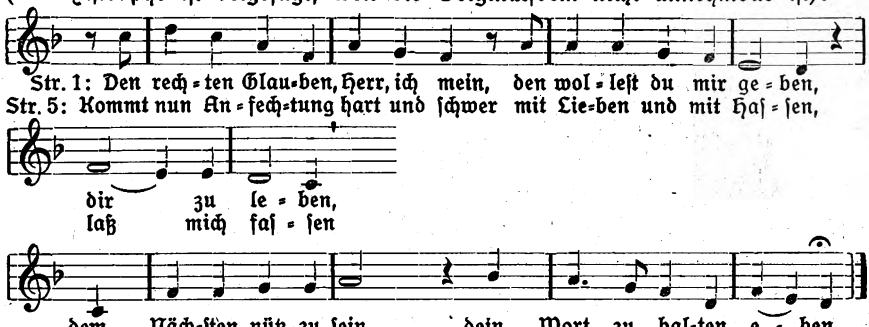
usw.

so entsteht ein steter Wechsel zwischen 2.2/4 und 3.2/4, und der Vergleich beider Formen zeigt klar, daß bei der zweiten die mechanische Abzählung nach 4/4, wie in A u. E, unmöglich ist: sie verkennt die wirkliche Gliederung der Zeilen, bringt die Taktstriche in Widerspruch mit der Betonung und teilt jede 2. Zeile anders ein als die vorhergehende, weil dann die Zeile nicht 2, sondern 2 1/2 Takt hat, also nicht mit den Takten aufgeht. Bei dreizeiligen Gruppen fällt dabei manchmal, weil der letzte Takt ausgefüllt werden muß, auf die unbetonte Endsilbe auch noch eine ganze Note, z. B. Aus tiefer Not Z. 7, Es sind doch selig Z. 3 u. 6.

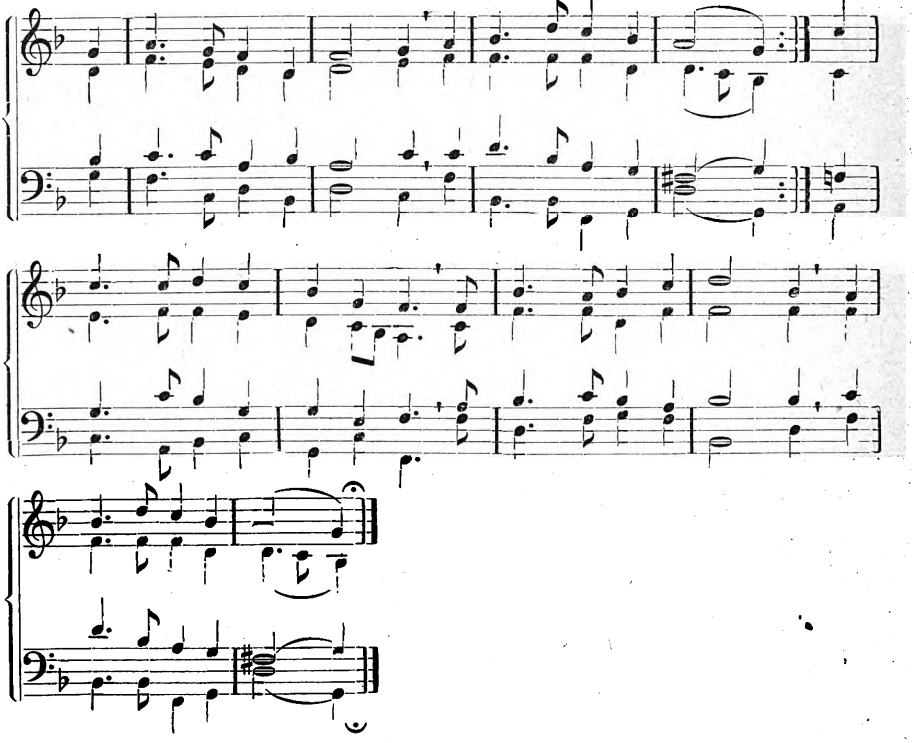
Diese Anfangs- und Schlußdehnungen sind nichts besseres als gemessene Fermaten. Die Gemeinde kann sich daran gewöhnen, wenn sie gleichmäßig in allen Zeilen eintreten, wie in E in den beiden genannten Melodien und in „Erhalt uns, Herr — Vater unser — Wenn mein Stündlein —". Treten sie aber nur vereinzelt auf oder wechselt willkürlich im Anfang der Zeilen mit , so ist das eine weitere, sehr überflüssige Erschwerung, und singen wir da lieber die Mel. „Es ist gewißlich —" und „Nun laßt uns den Leib begraben" in gleichem Rh. wie „Es ist das Heil —, In Dich hab ich gehoffet —, Vom Himmel hoch" u. a.; ferner „Ach Gott und Herr" entweder

Digitized by Google

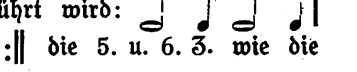
ganz im 2.2/4- oder ganz im 3.2/4-Rh., s. S. 51 meines Buches; desgl. „Ich ruf zu dir —" lieber ganz im 4/4-Rh., wie ohnehin die beiden letzten Zeilen schon ursprünglich und in A u. E; die ersten 4 Zeilen also nach Analogie von „Es ist das Heil —", die übrigen ihrem andersartigen Versbau gemäß (5. Textstrophe ist beigefügt, weil die Originalform nicht annehmbar ist):



Auch „Wenn meine Sünd mich kr. (Hilf Gott, daß mirs gel.)" singen wir lieber ganz im 2.2/4-Rh., wie sogar Glaues Allg. Evg. Gsb., auch A 3. 1–4 u. 7 und E 3. 4 u. 7, beleben ihn aber durch Punktierung der 2. Note aller Zeilen (statt der älteren Verschiebungen oder statt des z. B. von Bach durchgeführten 3/4- bzw. 6/4-Rh.), sähen auch gerne die zu äußerlich verkürzte Tonfolge von 3. 2, 4, 7 und die der letzten 3. zu ähnliche Tonfolge der vorletzten 3. wieder mehr zu der älteren zurückgeführt, bei der sich auch in der Harmonie das es vermeiden läßt, der nicht äolischen, sondern versetzt dorischen Tonart entsprechend:



Digitized by Google

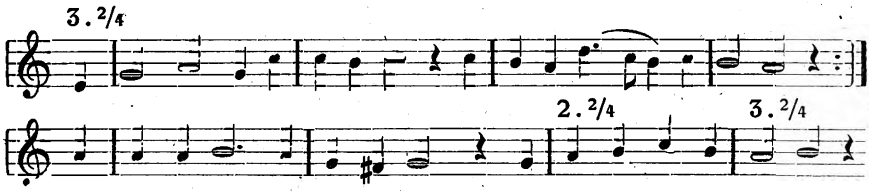
Das schwierigste Kapitel sind die Verschiebungen der Betonung. Leicht noch ist die im 3/4-Taktfuß: „O Jesu Christ, meines Lebens Licht — Wer nur den l. Gott —“ besonders weil sie hier mit Regelmäßigkeit auftritt — desgl. „Die güldne Sonne“ —, mit dem Text wechselnd — „Auf, auf, mein Herz —“ Z. 1, 3, 5, 6 — in E alle wie in A (nur statt ein paar Mal). Nicht allzu schwer wird auch die Verschiebung „Schmücke dich, o l. Seele“ Z. 5 u. 6 erfaßt (die man auch als Wechsel zwischen 2.3/4 u. 3.2/4 ansehen kann), desgl. „Wie nach einer Wasserquelle“ in allen Zeilen, aber nur wenn der Rh. gleichmäßig durchgeführt wird:  die 5. u. 6. Z. wie die zweite. E notiert wie K, nur mit 𝔼 statt C. Erschwerend ist da die Dehnung der zweit- und drittletzten Note der 2. u. 4. Z. und die Verkürzung des Schlusses der 5. u. 6. Z.; daran braucht man ebensowenig festzuhalten wie an den bereits beseitigten Pausen der ältesten Aufzeichnungen. — Denselben Rh., nur mit Auftakt, hat „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“: — so in A eingeteilt, in E mit C ohne Taktstriche, was offenbar der wirklichen Gliederung hier ebensowenig entspricht wie bei der vorigen Melodie. Statt Verschiebung im 3.2/4-Takt kann man auch hier Wechsel mit 2.3/4 annehmen bei folgender Notierung: Die gleichartige Tonfolge in der Kadenz der 2., 3. u. 4 Z. ist reichlich eintönig, deshalb finden sich schon bald und oft Varianten in der 2. Z., von denen die des G. Vopelius 1682 (Schöberleins Schatz III, S. 673) am besten in den Rh. paßt: a a g f. — Schwieriger ist schon die prächtige Mel. „Machs mit mir Gott —“ (in E mit 𝔼 ohne Taktstriche, sonst wie A), weil sie außer dem Rh. der vorigen Mel. noch Schlußerweiterung in der letzten Z. hat: und Wechsel mit 4/4-Takt in der 2. u. 4. Zeile. Die Konferenz ist deshalb nicht einig geworden und gibt als zweite die spätere ausgeglichene Form (wie M, 1. Form). Auch diese ist nicht unlebendig, wenn man die gemessenen Fermaten beseitigt, Z. 1, 3, 5, 6 die 4. Note punktiert und Z. 1 u. 3 die ursprüngliche Tonfolge einsetzt statt der neueren, die zu diesem Rh. schlecht paßt und mit der Tonfolge der 2. Z. von „O Ewigkeit, du Donnerwort“ gleich ist. Vgl. S. 136 meines Buches.

Noch viel schwieriger, für die meisten Gemeinden gewiß zu schwierig, ist die innige Mel. „Zion klagt —“ (E mit 𝔼 ohne Taktstriche, sonst wie A); denn außer Wechsel wie „Schmücke dich —“ im 1. Teil bringt sie im 2. Teil viermal den betonten Einsatz der Zeile auf dem unbetonten Taktteil. Diese Verschiebung hat Scheins Mel. nicht, von der die Crügersche eine Umbildung ist. Leichter wäre der Rh., wenn die 5. u. 6. Z. nach dem Muster der 1. u. 3. Z., die 7. u. 8. nach dem Muster der 2. u. 4. umgebildet würden, noch leichter und deshalb am geeignetsten, wenn man der ganzen Mel. den Bau von „Wie nach einer Wasserquelle“ gäbe. — Auf dem unbetonten Taktteil setzt auch das Halleluja von „Christ ist erstanden“ ein (E wie K). S. 90 bis 91 meines Buches ist gezeigt, wie das im Anschluß an andre alte Lesarten am besten zu umgehen ist.

Digitized by Google

Zu „Wenn wir in höchsten Nöten sein" (E wie A, aber mit 𝔼 und ohne Taktstriche) und „O daß doch bald dein Feuer brennte" s. Mon. 1922, Heft 8/9, S. 245.

Über „Was mein Gott will" hat sich die Konferenz nicht einigen können. Vermutlich ist der einen Partei die ältere Form (E mit 𝔼 ohne Taktstriche, sonst wie A) mit den Verschiebungen, Vorhalten und Erweiterungen zu schwierig erschienen, der anderen Partei die neuere ausgeglichene Form mit den gemessenen Fermaten (nach M) zu unlebendig. Sie hatten beide recht, hätten sich aber doch wohl über eine Form verständigen können, die den Anstößen der beiden aufgenommenen Formen abhilft, wie die folgende:



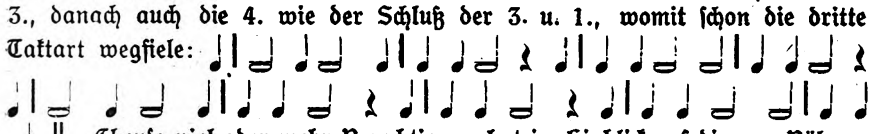
usw. die letzten Zeilen wie die ersten. Die Tonfolge der 2. u. 4. Z. kommt auch in Bachs Choralgesängen ein paar Mal vor; zu ihrem Rh. vgl. „Kommt her zu mir" Z. 3 u. 6.

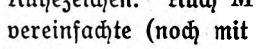
Häufig erscheint die Form 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥, nach der alten Taktzählung als 2/2 mit Verschiebung gemeint. Da sie aber für 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 𝅗𝅥 steht, so ist sachgemäß 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 𝅗𝅥 zu gliedern, d. i. 3. 2/4 mit Verschiebung. Das sieht aus wie eine antike jambische Verszeile mit der üblichen Dehnung der ersten und letzten Silbe: ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ [1]). Entscheidend für die Ablehnung ist die Erfahrung, daß sie unsern deutschen Kindern und Gemeinden zu schwer eingeht. E hat sie beibehalten in den älteren Formen von „Herzlich tut mich verlangen" und „O Welt, ich muß dich lassen", ohne 2. Form in „Nun laßt uns Gott, dem Herren" und „Herr Christ, der einig Gottssohn" (hier nur Z. 6) — alle nach K, aber mit 𝔼 statt C und ohne Ruhezeichen, in der 2. Mel. am Schluß eine halbe statt der ganzen Note. Die Ablehnung hätte der Konferenz um so leichter fallen müssen, als sie sich genötigt sah, den beiden ersten Melodien noch die vereinfachte Form hinzuzufügen, M u. F von der ersten Mel. nur die einfache haben, die ältere außerdem weltlichen Ursprungs ist, andrerseits die zu der 2. Mel. gebotene ältere Form nicht die älteste ist, endlich die älteste Form von „Herr Christ, der einig —", die Volksweise, Z. 6 die schlichte Form hat: 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 𝅗𝅥 (s. Böhme Nr. 128). Man kann diese Zeile durch Punktierung der 2. Note beleben, auch (wie schon bemerkt) den 3. 2/4-Takt in Z. 2, 4 u. 7 als Schlußerweiterung anerkennen, aber die Verschiebungen und die das 4/4-Maß überschreitenden und doch nicht überall durchgeführten Dehnungen in den Zeilenübergängen sind überflüssige Erschwerungen. — „Nun laßt uns Gott, dem Herren" hatte auch längst seinen volksmäßigen Rh. gefunden: im 2. 3/4-Taktmaß. So steht sie auch in M (1908), in den Bachschen Choralgesängen und in den neueren Gesangbüchern für Schleswig-

[1]) Siehe die Anm. hierzu u. zu S. 103 u. 107 auf S. 132 unter Kleine Mitteilgen.

Digitized by Google

Holstein, Hamburg, Bremen, Hannover, Elsaß-Lothringen, Ägypten. Das ist für diese Mel. in der Tat die sangbarste Form, wenn auch E sie „falsch" nennt, seinen einseitig historischen Standpunkt verratend.

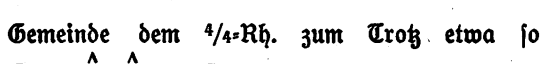
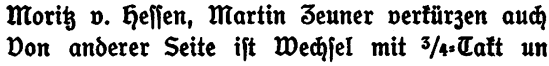
Zwischen dreierlei Rhythmus: 2.3/4, 3.2/4 u. 2.2/4 schwankend, kann die Mel. „Ich hab mein Sach G. heimgestellt" in der Form von E (mit 𝄵 ohne Taktstr., sonst wie A u. K) keinen Anspruch auf volksmäßige Liedform machen. Zum mindesten müßten die einander entsprechenden Zeilen gleich gebaut sein, also nicht bloß die 2. wie die 5., sondern auch die 1. wie die 3., danach auch die 4. wie der Schluß der 3. u. 1., womit schon die dritte Taktart wegfiele:  Ebenso viel oder mehr Berechtigung hat im Hinblick auf die von Böhme, Nr. 266, mitgeteilte, wahrscheinlich ursprüngliche Volksweise der einfache 4/4-Rh.: usw. mit der üblichen Tonfolge.

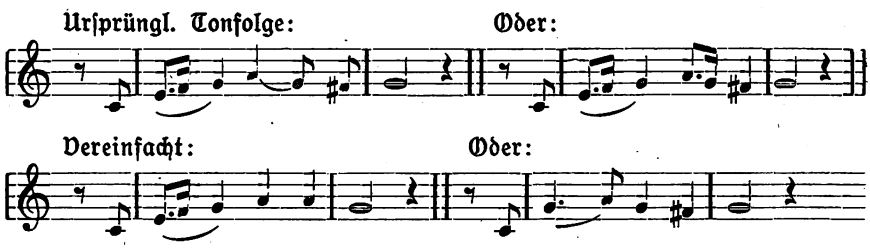
Allzu unregelmäßig ist auch „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" — E wie K, nur mit 𝄵 und am Schluß ohne das auf der ganzen Note überflüssige Ruhezeichen. Auch M brachte 1894 diese Form, 1908 aber als erste eine vereinfachte (noch mit gemessenen Fermaten), gewiß aus Erkenntnis oder Erfahrung der Schwierigkeit der anderen, die überdies nicht einmal die ursprüngliche ist. Näheres s. S. 143—145 meines Buches. Dort ist auch eine volkstümlich taktmäßige Form vorgeschlagen; deren vorletzte Zeile kann auch auf 2 Takte erweitert werden:  vgl.: Wie könnt ich ruhig schlafen, Z. 8.

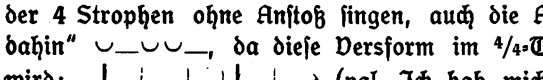
Uneinig ist die Konferenz wieder über „Wie schön leuchtet —" geblieben, bringt die ältere Weise nach K (aber mit 𝄵 und ohne Ruhezeichen) und die neuere nach der 1. Form von M (mit unwesentlichen Verbesserungen der Zeilenschlüsse). Bei letzterer sind die gemessenen Fermaten am Ende v. Z. 1, 2, 4, 5 beibehalten; warum sie hier, in den Vorderzeilen, nicht mindestens ebenso überflüssig sein sollen, wie in den Nachzeilen 3 u. 6, ist unerfindlich. Der eine Teil der Konferenz hat jedenfalls an dieser wenig bewegten Form keine Freude gehabt. Der andere Teil hat sich zu der älteren nicht entschließen können, die allerdings sehr unregelmäßig ist; insbesondere stößt die Gemeinde sich Z. 1 u. 4. an den unvermuteten zwei kurzen Noten nach den fünf langen, Z. 3 u. 6 an den Verschiebungen, in der vorletzten Z. an den kurzen Schlußtönen, da dieselben Töne in der 3., 6. u. letzten Z. lang sind. S. 114 meines Buches ist gezeigt, wie man mit geringen Änderungen die alte Weise volksmäßig gestalten kann, ohne sie einförmig zu machen.

Von „Ein feste Burg" haben M, F und A nur eine Form, eine freilich schlimm vereinfachte. E bringt diese nach F, dazu die ursprüngliche nach K (nur 𝄵 statt C). Daß diese die eindrucksvollste ist, darüber ist wohl kein Streit. Aber nur wenige Gemeinden werden sich das Original aneignen können. Deshalb einige man sich lieber auf eine vereinfachte Form, aber eine bessere als E sie bringt. Diese verlängert im 1. Teil die Zeilen um je 2 Viertel

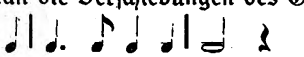
Digitized by Google

(gemessene Fermaten), was auch dem Original zuwider ist, statt sie taktgemäß wie z. B. „Es ist das Heil —" u. a. zu schreiben. Die 5.—7. Z. gestaltet sie so, als ob Luther Trochäen hätte dichten wollen, obgleich das zu einer ganz sinnlosen Betonung führt: „Dér alt — mit Ernst — ér heißt — dér Herr — dér Fürst — wie saur — láß fahrén." Oder nimmt man an, daß die Gemeinde dem 4/4-Rh. zum Trotz etwa so betont:  ? Solch hartes Stoßen kann man von ihr nicht erwarten, auch nicht verlangen; eher noch könnte man ihr die Synkopen der 1. u. 2. Z. des Originals zumuten. Vor allem verbietet auch der kurze Auftakt von Z. 5 der ursprünglichen Weise die Annahme trochäischer Betonung; Joh. Eccard, Moritz v. Hessen, Martin Zeuner verkürzen auch die 1. Note der 6. u. 7. Z. Von anderer Seite ist Wechsel mit 3/4-Takt und daktylische Betonung vorgeschlagen. Wäre das beabsichtigt, so müßte die Silbe „bö-" 1, 5 unbetont sein, sie ist aber nach der Originalweise die allerbetonteste, durch die doppelte Synkope herausgehoben; die alte Notierung gibt hier auch keinen Taktwechsel an. Luther hat also weder Trochäen noch Daktylen schreiben wollen. Er dichtete ja zumeist nach der damaligen Art der Silbenzähler, woraus sich die Unregelmäßigkeiten der Wortbetonung erklären. Entscheidend für die Auffassung muß daher die ursprüngliche Mel. sein. Aus den lauter gleich langen Noten der 6. u. 7. Z., in denen sich die Akzente verschieben lassen, kann man zwar nichts Bestimmtes entnehmen; desto deutlicher spricht die scharfe Ausprägung der 5. Zeile: ⏑ — — ⏑ —. Wenn also Luther überhaupt an eine bestimmte Versart gedacht hat, so kann es nur diese sein, die in der antiken Poesie der Dochmius heißt. Einfachste Form der Vertonung im nicht synkopierten 4/4-Takt:  . So gestaltet findet sich die 6. Z. schon 1547 bei Caspar Othmayer und seit 1755 bei Kühnau und fast überall, wie Dr. Zelle bezeugt. Warum will man diese einfachste und gebräuchlichste, musikalisch unanfechtbare und am meisten textgemäße Lösung nicht annehmen bzw. beibehalten? — Auf die urspr. Tonfolge von Z. 7 läßt sie sich ohne weiteres übertragen, auch ohne Synkopen auf die urspr. Tonfolge der 5. Z., die das Grollen und Drohen des bösen Feindes malt, und auf deren übliche Varianten:

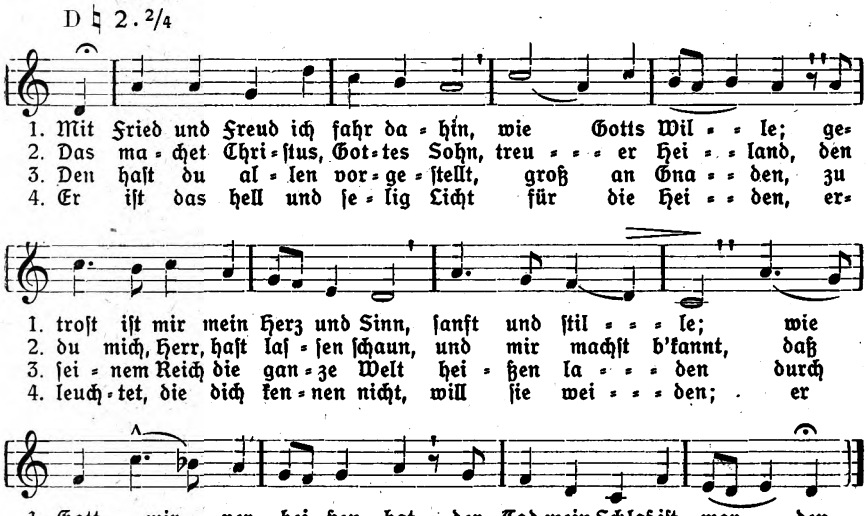


Nach dieser Betonung lassen sich nun Z. 5—7 fast alle zugehörigen Verszeilen der 4 Strophen ohne Anstoß singen, auch die Ausnahme 4, 7: „Laß fahren dahin" ⏑ — ⏑ ⏑ —, da diese Versform im 4/4-Takt auf dieselbe Art vertont wird:  (vgl. Ich hab mich ergeben — Ihr Kinderlein

Digitized by Google

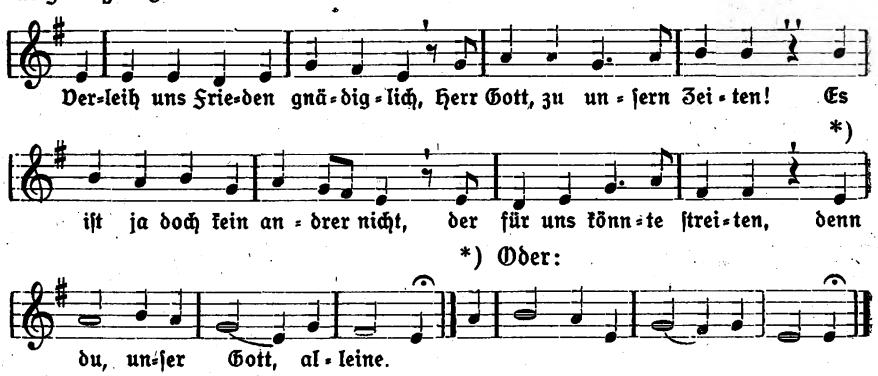
kommet — Christe, du Beistand). Trochäischen Tonfall haben nur 2, 5; 4, 5 u. 3, 7. Die letzte kann man davon noch streichen, denn statt „tút er úns doch nicht" erscheint die Betonung: „tut ér úns doch nicht" mit Hervorhebung von „er" (als der schon von Gott gerichtete und deshalb für uns ohnmächtige) ebenso berechtigt. Somit bleiben nur 2, 5 u. 4, 5 als ungefügig übrig. Da sich die Gelehrten nun einmal nicht dazu herbei lassen, um der Gemeinden willen der 5. Z. in allen Str. durch Einfügung einer Silbe gleichen Tonfall zu geben („Der alte — Und fragst du — Der Fürste — Und nehmen sie"), obgleich das schon üblich war, so muß man sich damit helfen, daß man 2, 5 u. 4, 5 die Auftaktnote durch eine Pause ersetzt und den Bindebogen der folgenden Noten aufhebt, was ja auch volkstümliche Art des Ausgleichs ist. — Z. 8 ersetzt man die Verschiebungen des Originals am besten durch Punktierung der 2. Note: 

„Mit Fried und Freud ich fahr dahin" schreibt E ohne Taktstriche, sonst wie A. Der 1. Taktstr. gehört nicht vor die 4., sondern vor die 2. Note, wie der Schluß der 2. Z. beweist[2]). Statt der halben Note am Anfang und der ganzen am Ende der Mel. sind Viertelnoten zu setzen, mit Ruhezeichen. Verschiebungen haben dann nur die 4. u. 5. Zeile: die verkürzte 4. eine Vertauschung des Haupt- und Nebenakzents, die infolgedessen verlängerte 5. Z. eine Synkope auf der 3. Silbe. Sie sind nicht überschwer und haben schönen Fluß, auch in ihnen liegt der Ausdruck friedevoller Ergebung. Im übrigen ist die Mel. ganz taktmäßig. Wenn der Wortton einiger Zeilen mit ihr nicht übereinkommt, so ist das nicht Schuld der Mel., sondern der damaligen Ungenauigkeit der Dichtung in der Betonung. Nicht die Mel., sondern der Text ist deshalb, soweit nötig, zu ändern, wobei zu beachten ist, daß die 2. u. 4. Zl. einander entsprechen.



Digitized by Google

Der Wortbetonung nicht angepaßt ist die letzte Zeile von „Verleih uns Frieden" (E wie A nach Wolder 1598), so daß man singen müßte: „Dénn du, únser . . ." Diesmal ist es die Mel., die sich dem Text anpassen muß. Nicht schön ist ferner, daß Z. 1, 3, 4, 5 alle vier im Grundton schließen. In dem Hymnus Veni redemptor gentium schließt zwar auch die 4. Z. im Grundton, aber dort ist sie die letzte, fehlt die 5. Z. und schließt z. B. bei J. H. Schein die 3. Z. auf der 2. Stufe. Die 4. Z. würde im Rh. am besten der 2. gleichen, auf welche sie sich reimt. Daß E die taktwidrigen Dehnungen von K u. A am Anfang und Ende der Zeilen beseitigt hat, ist eine Verbesserung. In Anlehnung an andere ältere Lesarten hat sich folgende Fassung als text- und taktgemäß ergeben:

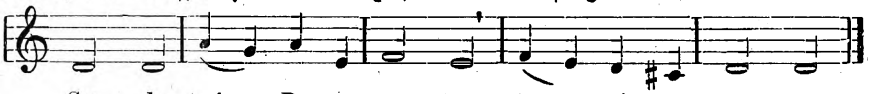


Sehr schlecht stimmen Text und Melodie zusammen in Luthers „Komm, heiliger Geist, Herre Gott", wo die Wortbetonung ganz regellos, auch sogar in den Reimen, dem Vers- und Melodiebau widerstreitet; schlecht auch in „Herr Gott, dich loben wir", wo die Silben nicht der Betonung gemäß auf die Noten verteilt sind und außerdem die Zeilenanfänge und -schlüsse willkürlich und unregelmäßig gedehnt sind — beide in E wie in A. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß in den Gemeinden so wenig Begeisterung für diese Lieder ist. Wie den Übelständen abzuhelfen und volksmäßige Gestalt zu gewinnen ist, wird eine vollständige Bearbeitung zeigen, die in unserer Monatschrift erscheinen soll.

Auch „Wir glauben all an Einen Gott" — in E mit ¢ u. ohne Taktstriche, sonst wie A — hat einige schlechte Wortbetonungen. Sie können hier nur durch Textänderung beseitigt werden: 1, 10: denn alles steht (statt: es stéht allés); 2, 10: erstanden wiederum (statt: wiedér auférstandén); 3, 5: der die Christenheit (statt: die ganz Chr.); 3, 8: neue Herzen solln uns leben (statt: das Fleisch sóll); 3, 10: ein Leben uns (statt: uns ein Lebén). Die Mel. darf um dieser Textmängel willen nicht verdorben werden. Beides, Mel. und Text, verderben aber E, A u. K, wenn sie (wie bei Babst 1545, nicht so Wittenberg 1524) die letzte Melodiezeile einen Ton zu früh beginnen lassen und dann die viert- und fünftletzte Note binden. Das bessert nichts, ergibt vielmehr auch noch falsche Betonung: „és steht álles in seiner Mácht" und 5 Hebungen statt der 4 in den entsprechenden anderen Zeilen, widerstreitet außerdem ganz dem sonstigen Bau des Liedes, in welchem die Verszeilen mit

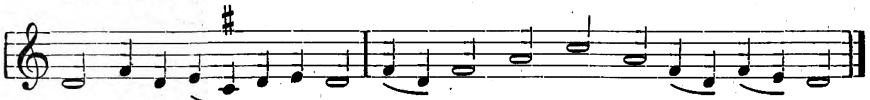
Digitized by Google

stumpfem Reim jambischen Tonfall haben und nur die mit klingendem Reim trochäischen Tonfall. — Übel sind ferner die ganzen Noten auf den unbetonten Endsilben von Z. 4, 6, 7. Wie die trochäischen Zeilen taktgemäß zu gestalten sind, zeigt die Form von 1417 in Z. 1, 2, 5, die von 1524 in Z. 2, 5, 8. — Wunderlich erscheint es sodann, daß die erste und vorletzte Verszeile auf je 2 Melodiezeilen verteilt sind. Es erklärt sich freilich aus dem Credo von 1417; dort entsprach es dem Texte, wenn man sang:



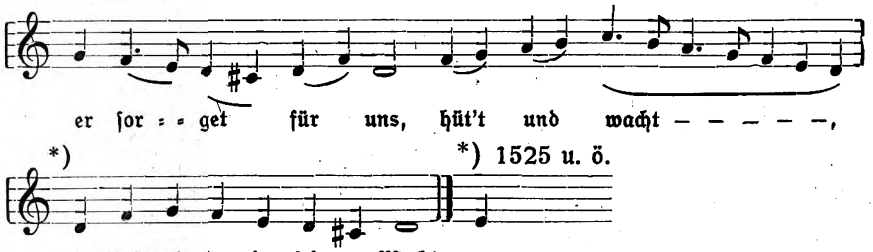
Das ist nicht eine einzelne Zeile, sondern eine zweizeilige, in sich abgeschlossene Gruppe, auch dem Texte nach, denn die Fortsetzung lautet: credo et in filium. In Luthers Lied aber gehört die 1. Z. nach Sinn und Form als Vorderzeile zu der folgenden zweiten: „Schöpfer Himmels . . .", wie die dritte zur vierten. Demnach sind die schon im Zwickauer Gsbchl. von 1525 und allgemeiner in der neueren Zeit gemachten Versuche, auch die erste und ebenso die vorletzte Melodiezeile auf das Maß einer Einzelzeile zu beschränken, ganz berechtigt, sind nur nicht immer geschickt ausgeführt. Schließt unsere 1. Z. nicht die Gruppe ab, so braucht sie nicht auf dem Grundton zu endigen; wichtiger ist, daß wir das Hauptmotiv, das aus der Form v. 1417 ersichtlich ist, an richtiger Stelle, nach dem zweiten e, abschließen, vgl. Z. 3, 6, 8 die gleiche Kadenz und Z. 5 die freiere Nachahmung in höherer Lage. Der Rest darf dann wegfallen; die 2. Z. schließt sich auch so recht gut an, und die 3. wird der 1. parallel, in der Kadenz der Mel. wie im Reim des Textes. Ebenso schließt das Zwickauer Gsb. die 1. Z. ab, nur daß dieses unnötigerweise auch die beiden folgenden Melodiezeilen ausmerzt und damit der 2. Verszeile „Schöpfer Himmels . . ." den für sie besonders ausdrucksvollen Melodieaufschwung nimmt.

Die beiden letzten Zeilen lauten 1417:



Die größere Ausdehnung dieser letzten Zeile erklärt sich als Schlußerweiterung.

Die Umbildung von 1524 lautet:

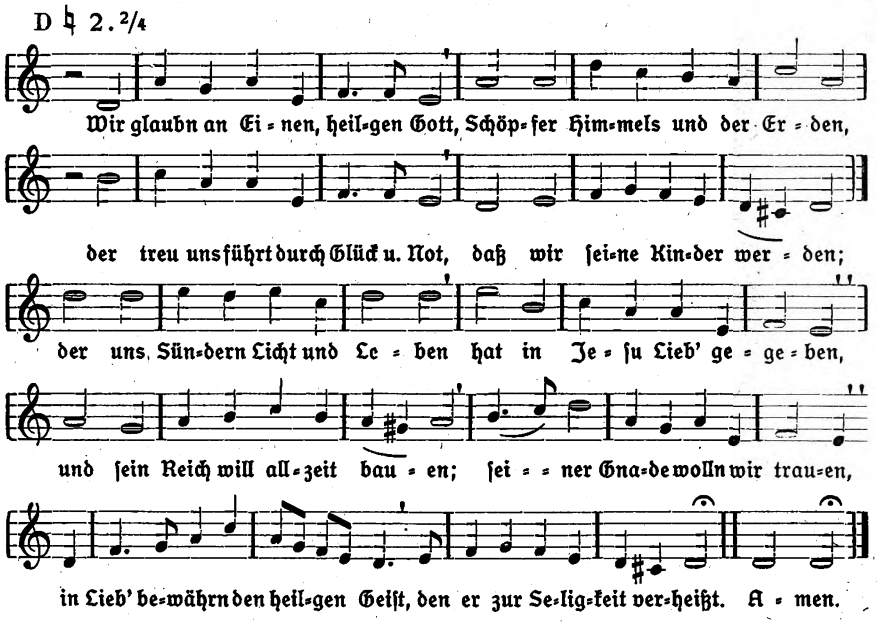


Das sind in Wirklichkeit 3 Melodiezeilen für 2 Verszeilen. Wir dürfen sie auf 2 zurückführen. Da die ursprünglich letzte hier zur vorletzten geworden

Digitized by Google

ist, muß auch die Erweiterung fallen. Das hinter der 1. u. 8. Z. ausfallende Stück der Tonfolge von 1524 kommt noch in der 4. u. 10. Z. vor; dort in den Schlußzeilen des ersten und letzten Hauptteils stellt es bei seinem abschließenden Charakter am passendsten sich ein, passender als in den Vorderzeilen 1 u. 9.

Nach alledem wird folgende, einen früheren Vorschlag (Monatschr. 1911, S. 319) etwas abändernde Weise verständlich sein:



In diesem vereinfachten, der Liedform des deutschen Textes angemessenen, taktmäßigen Aufbau dürfte die alte dorische, alle neueren Vertonungen an Kraft und Schwung überragende Weise nicht mehr zu schwierig erscheinen und sich leichter Freunde erwerben als in der Form von 1545 oder in der späteren schwerfälligen Umbildung in düsteres Moll. Auch die Harmonie ist von großem Belang für den Charakter der Melodie; besondere Beachtung verdient der Tonsatz von J. Jeep (1629), der sich vor allem Z. 5 zu hoher Freudigkeit erhebt (s. Schöberleins Schatz I, S. 274 und dessen Musica sacra für höhere Schulen S. 90).

Bemerkenswert sind in E noch einige Abweichungen der Tonfolge von der in A: Schluß der Mel. „Vom Himmel hoch": fis g e d (statt a g fis e d) wohl zur stärkeren Unterscheidung von „Ein feste Burg" Z. 2; „Es ist das Heil" Z. 6 wie M: a d a h (statt a d cis h) — als die üblichere und auch der ältesten näher kommende Lesart. Die neben der Dur-Mel. von „O du Liebe" aufgenommene Moll-Mel. ist Z. 1, 3, 7, 8 nach dem Original etwas verbessert. „Jesu, meines Lebens Leben" ist nicht mit der ursprünglichen Tonfolge, die A hat, sondern mit der neueren von M, aber mit dem besseren Rh. von A aufgenommen.

Digitized by Google

Die nicht besprochenen Melodien: Alle Menschen müssen st. (G-Dur) — Herzliebster Jesu — In dir ist Freude — Jerusalem, du hochg. — Nun komm der Heiden Heiland — Unser Herrscher, unser K. — Seelenbräutigam — Straf mich nicht in Deinem Zorn — gibt E ganz wie A; desgleichen (nur öfters ♩ 𝄽 statt 𝅗𝅥. am Zeilenschluß) Auf, auf, mein Herz — Befiehl du deine Wege — Lobe den Herren, den mächtigen — Nun danket alle Gott. Bei der letzten wäre ein Ruhezeichen am Ende der 4. Z. sinngemäß. Sonst bleibt bei allen diesen Melodien nichts zu wünschen übrig, außer daß die Zeileneinschnitte durch ein Komma bezeichnet werden möchten, wenigstens wo keine Pause steht.

Hiermit soll unsere Untersuchung schließen. Sie hat leider nur eine beschränkte Zustimmung zu den Ergebnissen der Einigungskonferenz bringen können[3]). Über Einzelheiten unserer Kritik und unserer Vorschläge mögen die Meinungen auseinander gehen. Wer bessere Lösungen zu geben hat, teile sie mit! — Unsere grundsätzlichen Forderungen können wir nicht aufgeben. Solange sie nicht erfüllt sind, können alle Bemühungen um Hebung, Belebung und Vereinheitlichung des kirchlichen Gemeindegesangs keinen vollen Erfolg haben.

Zur Geschichte des evangelischen Choralgesanges.

Von Studienrat Professor **Arno Werner** in Bitterfeld.

Den nachstehenden Ausführungen ist folgendes vorauszuschicken. Die Entwicklungsperioden sind zwar durch feste Jahreszahlen abgegrenzt, die bestimmt wurden durch das Erscheinen grundlegender Werke oder andere wichtige Tatsachen; da die Grenzen aber fließend sind, hätte man mit demselben Recht eine benachbarte Jahreszahl setzen können. Zweitens: Die Begleitungsformen des Gemeindegesanges sind natürlich nur typisch für Städte und solche Landgemeinden, die über einen Chor und eine Orgel verfügten, jedoch nicht für Orte, wo eins davon oder auch beides fehlte.

1. Der Choralgesang der alten Kirche.

Wenn von evangelischer Seite behauptet wird, Luther sei der Schöpfer des kirchlichen Gemeindegesanges, so ist das im besonderen Sinne aufzufassen. Wie der als zuverlässig geltende katholische Forscher Bäumker in seinem Werke „Das katholische deutsche Kirchenlied" nachweist, gab es schon vor der Reformation eine große Zahl deutscher geistlicher Gesänge, die das Volk nicht nur bei Prozessionen und Wallfahrten, sondern auch in den zahlreichen Nebengottesdiensten singen durfte. Aber die Teilnahme der Gemeinde am Gottesdienste war doch nur eine gelegentliche und von ihr erzwungene und für die Messe grundsätzlich ausgeschlossen. Zur Begleitung angedeuteter Gesänge wurden die Orgeln, die es damals schon in den meisten Stadtkirchen gab, nicht benutzt, wie Rietschel[1]) glaubwürdig berichtet. Auch bürgerliche Sängerchöre, die sich an die Kaland-Brüderschaften anlehnten, gab es schon in katholischer Zeit; daß aber diese außer den Responsorien und Kunstgesängen auch deutsche Hymnen und Lieder sangen, dafür hat sich ein Beweis nicht finden lassen

[1]) Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienste bis ins 18. Jahrhundert, 1892.

Digitized by Google

2. Der unbegleitete rhythmische Choralgesang der Reformationszeit, 1524—1570.

Die Stellung der Reformatoren zum Choralgesange ist eine völlig andre als die der alten Kirche. Das vorher nur geduldete deutsche Kirchenlied erhielt jetzt, da die Gemeinde nicht mehr als Objekt behandelt wurde, volles Bürgerrecht im Gottesdienste. Es ist bekannt, daß Luther das alte Liedergut, soweit es evangelischen Anschauungen nicht widerspricht, nach Text und Melodie in die neuen Verhältnisse hinübernimmt, wie er selbst der Gemeinde einen Schatz kraftvoller Lieder schenkt und geeignete Männer zum Dichten und Komponieren anregt. Bescheiden in seinem Umfange ist das erste evangelische Gesangbuch, das „Achtliederbuch", das 1524 unter Luthers Augen in Wittenberg erschien als „Etlich Christlich lider Lobgesang und Psalm dem rainen Wort Gottes gemeß", darin sich zwei Kraftlieder finden, die Jahrhunderten trotzten: „Nun freut euch, lieben Christen gmein" und „Es ist das Heil uns kommen her". Von Jahr zu Jahr wächst nun rasch die Zahl der Lieder und der Gesangbücher, die zu Wittenberg, Erfurt, Leipzig, Nürnberg, Zwickau und anderen Orten erscheinen. Allerdings sind diese Sammlungen und Lieder weniger für den Gottesdienst gedacht, als für das tägliche Singen in der Schule, in den häuslichen Andachten, bei der Arbeit und auf der Straße; doch hat von Anfang an der „deutsche Gesang" oder „deutsche Psalm" sein Heimatrecht in den gottesdienstlichen Feiern. Die Anteilnahme der Gemeinde ist allerdings geringer, als wir heute anzunehmen pflegen, und auch in reich liturgischen Gottesdiensten von Wittenberg und Eisenach im Jahre 1536 kommt die Gemeinde kaum mehr als zweimal zu Worte. Ein Gesangbuch in die Kirche mitzubringen war überflüssig; die Lieder lebten im Volke und brauchten bloß vom Vorsänger oder vom Kantor angestimmt zu werden. Die Gemeinde singt ohne Orgelbegleitung, nicht einmal zum Einüben wird ein Instrument benutzt. Man höre die Vorrede zu Zinkeisens Gesangbuch von 1584: „In Saxonia . . ., das wir rühmen müssen, kompt das junge Volck auff die Feiernachmittage, da man sonsten allerley Spiel, Leichtfertigkeit un täntz gestattet, in die Kirchen und singen die Vorsänger, ehe die Schulmeister mit den ihren und das andere gemeyne Volck zusammenkommen, dem jungen Volck nach Gelegenheit eine halbe Stund, länger oder kürtzer, etliche geistliche Lieder für, damit es dieselbigen lernen und begreiffen und hernacher daheymen in den Häusern oder auff dem Felde, bei ihrer Arbeit anstatt der schnöden, leichtfertigen und ärgerlichen Bul- und Bubenlieder nachsingen möge." Aus der Tatsache, daß die Orgel die Gesänge nicht begleitet und nur sozusagen ein Luxusinstrument im Gottesdienste ist, erklärt sich die gleichgültige Stellung Luthers zum Orgelspiel; deswegen erwähnen die Kirchenordnungen kaum die Orgel, und die Visitatoren behandeln sie als letzte Nebensache.

Wie nun Luther überall, wo ein Schulchor sich bildet, den lateinischen Liturgiegesang fordert, so tritt er in diesen Fällen und auch da, wo bürgerliche Chöre zusammentreten, für kunstvolle mehrstimmige Ausführung des Choralgesanges ein. Darum veranlaßt er gleichfalls im Jahre 1524 die Herausgabe eines Gesangbuches (Geystliches gesangk Buchleyn), für das der Torgauer

Digitized by Google

Kantor Johann Walther 38 Choräle fünfstimmig bearbeitet. Daß sich die Gemeinde diesen kontrapunktisch gesetzten Chorälen, die noch dazu die Melodie im Tenor brachten, singend anschloß, ist nicht wohl anzunehmen, obgleich man bei der Abfassung vielleicht daran gedacht hatte. Wohl berichten Stadt- und Kantoreirechnungen im Heimatlande der Reformation, daß man die „Wittenbergischen Gesänge" angekauft habe, aber der Absatz ist doch unbedeutend; denn erst 1537 und 1544 machen sich neue Auflagen nötig.

Zusammenfassend ist festzustellen: Die Gemeinde singt im Reformationszeitalter in bescheidenem Ausmaße ihre Kirchenlieder und Psalmen deutsch, ohne Gesangbuch und Orgelbegleitung. Der figurale Choralgesang durch die Gymnasialchöre und bürgerlichen Sängervereinigungen ist von Anfang an in steigendem Maße in Übung, bis er schließlich den Gemeindegesang überwuchert und fast ganz in Führung nimmt.

3. Der Gemeindegesang unter wesentlicher Führung des Chorgesanges, 1570—1690.

a) Vorherrschen des figuralen Choralgesanges, 1570—1624.

Die Wittenberger Universität ist bis ins 17. Jahrhundert hinein eine Art Hochschule für Kirchenmusik und versorgt die Lateinschulen und Kirchen namentlich Sachsen-Thüringens vielfach mit Kantoren. Das Aufblühen der Lateinschulen mit ihrer intensiven Musikpflege beginnt nach einigen Jahrzehnten reife Früchte zu tragen. Von etwa 1570 an steigt darum die Zahl der jährlich erscheinenden mehrstimmigen Choralsammlungen ganz bedeutend. Die bisherigen Adjuvanten des Kantors schließen sich zu festen Verbänden, zu Kantoreien und Adjuvantenchören zusammen; die Städte richten Stadtpfeiferstellen ein, und es hebt in unseren sächsisch-thüringischen Landen ein Singen und Klingen an, an dem sich alle Stände in friedlichem Wettbewerb beteiligen. Der mehrstimmige figurale Chor zieht auch den Gemeindegesang ganz in seinen Bann. Die einstimmigen Gesangbücher verschwinden in demselben Verhältnis, wie die mehrstimmigen zunehmen. Der Gemeindegesang gerät unter die Führung des Chorgesanges, d. h. die Gemeinde schließt sich mitsingend dem Chore an und gibt ihre Selbständigkeit auf. Um den Gemeindegesang, den man bezeichnenderweise einmal das fünfte Rad am Musikwagen nennt, zu erleichtern, legt man von 1586 an die Melodie nicht mehr in den Tenor, sondern vorwiegend in den Sopran oder Diskant. Einzelne lassen wieder die Stimmen nicht mehr in lebhafter Bewegung umherschweifen, sondern setzen einfach Note gegen Note, „daß man den Text deutlich vernehmen und ein jeglicher Christ den Choral durchaus mitsingen kann" (Straßburg 1604); ein dritter setzt die Kirchenlieder so, „daß die Choral-Melodey von der Gemeine mit der Knaben Stimme oben und auch mit der Mann Stimme in der Octava unten ohne einige dissonantz und Verletzung der Harmoney wohl mitgesungen werden mag". Der große Michael Praetorius aber läßt die deutschen Liedverse, die mit den Strophen des Magnifikats abwechseln, von der Gemeinde einstimmig anfangen und von der zweiten Verszeile an vom Chore mehrstimmig weiter musizieren. Die Ursache ist, „damit man also das gemeine Volk mit dem Anfange des Chorals gleichsam zum Singen anlocke und incitiere,

Digitized by Google

sonsten sie vermeinen, es wäre alles figural und derowegen ganz und gar stille schweigen und nicht mitsingen möchten". Als dann — von etwa 1570 ab — auch in unseren kleinen Städten Stadtpfeifer angestellt werden, die sich von rein städtischen Beamten bald zu kirchlichen wandeln, werden die Stimmen des Chors durch Instrumente verstärkt, und auch die Orgel, für die von etwa 1610 ab die Generalbaßstimme geschrieben wird, gesellt sich ihnen zu. Ferner werden die Begleitstimmen des gemeinsamen Choralgesanges ohne die Singstimmen, also von Instrumenten und der Orgel allein ausgeführt. Auf diese Weise legt Michael Altenburg aus Tröchtelborn bei Erfurt 1620 seine „Intraden" an, von denen er auf dem Titelblatte sagt, daß sie „zu förderst auf Geigen, Lauteninstrumenten und Orgelwerk gerichtet sind, darein zugleich eine Choralstimme aus dem Gesangbuch des Herrn D. Martini Lutheri ganz zierlich, deutlich und vernehmlich von Jedermann kann mit gesungen werden, oder also, daß wenn fünf Personen solche geigen, unter denselben einer, bevoraus der Bassist, die Choralstimme singen kann". Wenn in der Folge auch die Instrumente wegfallen, dann bleibt nur die Choralstimme mit der Orgelbegleitung übrig. So wird über die Kunstmusik die Orgelbegleitung dem Gemeindegesange zugeführt.

b) Der schlichte vierstimmige Satz als Führer des Choralgesanges, 1624—1680.

Mit dem Jahre 1624 wird die Not des Krieges nach Sachsen und Thüringen getragen. Die Stadtpfeifereien, bisher mit 4—6 Musikern besetzt, gehen in der Zahl zurück oder werden ganz aufgelöst, und die Kantoreien trifft das gleiche Schicksal. Diese Tatsachen zwingen zu einer Vereinfachung der Kirchenmusik. Die Zahl der figuralen Werke ebbt schnell ab; dagegen bieten die bedeutenderen Gesangbücher, wie die von Schein (1627), Schütz (1628) und Crüger (1648), den Choral im schlichten vierstimmigen Satze. In dieser Weise werden die Choräle in den Hofkirchen zu Dresden, Zeitz, Merseburg und Halle und in vielen Stadtkirchen gesungen und zwar mit Orgelbegleitung, die seit etwa 1610 als für die Kunstmusik unentbehrlich gilt. Nach dem Kriege (1663) hören wir, daß sich die Berufssänger an den Höfen zu gut dünken für die Ausführung des schlichten vierstimmigen Choralgesanges, und Heinrich Schütz schließt sich dieser Auffassung an. Aus diesem Grunde wird in Zeitz der vierstimmige „deutsche Gesang" auf den Schulchor abgeschoben. Dabei verkümmert natürlich der Gemeindegesang, zumal es noch nicht üblich ist, ein Gesangbuch mitzubringen, und die Kirchgänger von den etwa tausend Liedern doch nur einen winzigen Bruchteil auswendig singen können. Die Gemeinde aber will sich das Recht auf den Choralgesang doch nicht ganz entwinden lassen. Das erfahren wir aus einem Schreiben, das Schütz 1663 an den Herzog von Zeitz richtet: „Dieweil es die Erfahrung zu Dresden, Merseburg und Halle gegeben, daß die Zuhörer jedesmal nach Exemplarien des bloßen Texts solcher Psalmen getrachtet haben, daraus sie ersehen können, was gesungen worden und daneben endlich auch mitsingen können, so habe ich hierbei deren auch 2 Exempl., so in der lüneburgischen Druckerei gedruckt, auch mit einschicken wollen, um anzusehen, ob dieselbigen etwa zum Gebrauch

Digitized by Google

für einen und den andern Zuhörer, edel oder unedel zu Hofe, tüchtig befunden werden möchten." Lange bleibt indes der Gemeindegesang nicht mehr in der unwürdigen Stellung. Schon vor 1680 ist das Band zwischen ihm und dem Chorgesang zerrissen; mehrstimmige Gesangbücher werden kaum mehr gedruckt, ein Zeichen, daß der Gemeinde endlich ihr Recht unverkümmert zurückgegeben ist.

Von 1570 anhebend kommt also der Choralgesang bald unter die Herrschaft des vorwiegend figuralen Chorgesanges mit Instrumenten und Orgel. Mit dem fortschreitenden Dreißigjährigen Kriege übernimmt mehr der schlichte vierstimmige Chor mit Orgel die Leitung, bis schließlich der gesamte Kunstgesang seine eignen Wege geht und das Gemeindelied sich selbst oder der Führung der Orgel überläßt.

4. Allmähliche Einführung der Orgelbegleitung und Weiterentwicklung des Choralgesanges bis zur völlig ausgeglichenen Form (1650), 1680–1790.

Als das erste Choralbuch im engern Sinne, das nicht für Chor und Orgel, sondern nur für die Orgel geschrieben ist, gilt Samuel Scheidts „Tabulaturbuch" von 1650. Der Umstand, daß das Buch nicht wieder aufgelegt wird und ein ähnliches erst nach mehr als 70 Jahren erscheint, spricht schon dafür, daß von einer allgemeinen Einführung der Orgelbegleitung des Chorals um 1650 und in den Jahrzehnten darauf nicht die Rede sein kann. Selbst in der Stadtkirche in Halle, wo doch der Verfasser selbst als Hofkapellmeister wirkt, hören wir erst 1662 von der Begleitung des Gemeindegesanges. Es ist eine Neuerung, die der Chronist Olearius besonders verzeichnet: „Den 8. Dez. ist wegen des A 1554 an diesem Tage vollendeten Kirchengebäudes zu L. Frauen die Orgel zu den deutschen Liedern mit eingeschlagen worden." Ferner: Alle Orgel-Einweihungspredigten bis 1650 verteidigen geradezu krampfhaft das Orgelspiel im Gottesdienste gegen die orgelfeindlichen Anschauungen der Calvinisten und anderen „Musikverächter". Sie weisen an Jubal und Tubalkain, an David und den Kirchenvätern die Berechtigung des Instrumentenspiels im Gottesdienste nach. Hätte zu dieser Zeit die Orgel den einstimmigen Choral schon gestützt und geführt, so würde ein Hinweis auf diese Tatsache genügt haben, alle Einwände zu entkräften. In den Jahrzehnten nach 1650 fällt in den Orgelpredigten dieser Berechtigungsnachweis fort, dagegen wird auf den begleiteten Gemeindegesang deutlich hingewiesen. Wenn trotzdem Scheidts Choralbuch von 1650 lange Zeit keinen Nachfolger findet so liegt das daran, daß viele Dörfer noch keine Orgel haben, die Orgelbegleitung nicht überall und nicht in vollem Umfange eingeführt ist und endlich die für Chor und Gemeinde geschriebenen Choralbücher sich allmählich umstellen und nur die Melodien mit beziffertem Baß zum Gebrauch für die Organisten bringen. Um 1680 war die Orgelbegleitung für bestimmte Fälle Gebrauch; in Buß- und Trauerzeiten jedoch, also an den Bußtagen, in der Advents- und Passionszeit, bei Landestrauer und in den Vespern und zahlreichen Wochengottesdiensten singt die Gemeinde ohne Orgel.

Digitized by Google

Zwei religiöse Bewegungen, Pietismus und Rationalismus, geben in der Folge nicht nur der kirchlichen Dichtung das Gepräge, sondern wirken auch auf die Komposition und Ausführung des Choralgesanges ein. Wie mit dem Erstarken der pietistischen Richtung das Kirchenlied an Glätte der Form, an Gemütstiefe und Wärme gewinnt, so treten neben und an die Stelle des alten, zwar kräftigen, doch oft harten Chorals „angenehme, liebliche Melodeyen" in modernen Tonarten, und die „Hallischen Liederchen" von Freylinghausens „Geistreichem Gesangbuche" werden von 1704 an das Muster für viele andere. Bach hebt 1736 im Gesangbuche des Zeitzer Schloßorganisten Schemelli — sein Vater nannte sich noch Schemel — den arienhaften Choral auf besondere künstlerische Höhe, findet aber bei den Geistlichen und ihren Gemeinden wenig Gegenliebe; denn der kleinen Auflage folgt kein Neudruck. Der Pietismus mit seiner kunstfeindlichen Neigung löst, wo es etwa noch nicht geschehen, endgültig die Verbindung mit dem Chore, und im Gegensatz zur Schweiz, wo das ganze 18. Jahrhundert hindurch zahlreiche vierstimmige Choralsammlungen erscheinen, singt man bei uns einstimmig mit teilweiser Orgelbegleitung. Die Versuche des Hallischen und Zeitzer Gesangbuches, den Rhythmus und das Tempo des sehr verlangsamten Choralgesanges zu beleben, sind ohne dauernden Erfolg. In der Zeit der Aufklärung — nach 1750 — verliert sich der anbetende Charakter des Gottesdienstes ganz; er sinkt zum bloßen Predigtgottesdienst herab, und der schmucklose Choralgesang wird um so mehr der Verachtung preisgegeben, als sich die Kluft zwischen ihm und der hochgestiegenen Instrumentalmusik erweitert. Er schleppt sich völlig ausgeglichen mühsam von Note zu Note fort; seine Langweiligkeit wird noch erhöht durch die langen Fermaten und die geschmacklosen Zeilenzwischenspiele der Organisten. In den Jahrzehnten nach 1700 vollzieht sich die Scheidung von Chorbuch, Choralbuch und Gesangbuch. Das Chorbuch, eine seltene Erscheinung in dieser Periode, ordnet die Stimmen in vier Systemen untereinander oder auch nacheinander, links Tenor und Diskant, rechts Alt und Baß (Elberfeld 1786). Das Choralbuch ist nicht wie das Scheidts von 1650 in vier Stimmen ausgeschrieben, sondern bringt nur Melodie und bezifferten Baß, doch ohne Text. Als das erste bedeutende dieser Art muß das von Graupner in Darmstadt gelten (1728). Gesangbuch und Choralbuch laufen eine Zeit lang insofern nebeneinander her, als beide den Diskant und bezifferten Baß bieten, doch drucken nach 1750 fast alle Gesangbücher nur noch die Texte ab. Die Melodien sind zur Bachzeit oft mit Vorschlägen, Doppelschlägen, Trillern und anderen Verzierungen verbrämt. Als jedoch — etwa zehn Jahre nach des Meisters Tode — durch die Berliner Schule im weltlichen Liede eine Rückkehr zu größter Einfachheit sich durchsetzt, wird auch das Kirchenlied davon beeinflußt. Darum bringen die maßgebenden Choralbücher der letzten Zeit (Klein 1785, Kühnau 1786, Hiller 1793) die Melodien wieder in einfacherer Form. Die Auffassung, daß der Choral ohne Takt zu singen sei, ist weit verbreitet und wird auch von solchen geteilt, die den Choral taktmäßig notieren. Das erste Choralbuch mit Zeilenzwischenspielen veröffentlicht der Merseburger Domorganist Georg Friedrich Kauffmann. Die Choralbücher des 18. Jahrhunderts setzen bei den Organisten das Spielen nach dem Generalbaß voraus. Erst

Digitized by Google

in der Zeit gänzlichen Verfalls der Organistenkunst fängt 1786 Kühnau schüchtern an, die Mittelstimmen durch Punkte anzudeuten, Vierling schreibt 1789 die Stimmen aus, ebenso Hiller 1793, dessen Choralbuch in Sachsen fast hundert Jahre maßgebend bleibt. Wie alle Herausgeber schreibt auch Hiller eine Reihe neuer Melodien, die dem Charakter der Zeit entsprechen und ins Ohr fallen, doch mangelt ihnen Kraft und Herbheit. Der häusliche Choralgesang geht durch die Störungen des Siebenjährigen Krieges in Sachsen sehr zurück; die Anschauungen der Zeit machen ihm weiteren Abbruch. Darum sind die Choralbücher jetzt weit mehr als früher für den öffentlichen Gottesdienst als für die Privatandacht zugeschnitten. Der Gebrauch, die Lieder am Eingang der Kirche durch Anschreiben bekannt zu geben, weicht um 1725 der Nummerntafel. Um diese Zeit führen auch die Kantoren — man denke an Bach in Leipzig — einen kurzen vergeblichen Kampf um das alte Recht, die Gemeindelieder selbst auswählen zu dürfen.

Der Gemeindegesang macht sich vom Chore vollständig frei und gerät unter teilweise Führung der Orgel, die zuletzt den nun vollständig ausgeglichenen und entarteten Choralgesang durchweg begleitet.

5. Versuche zur Verbesserung des Choralgesanges, 1793 bis jetzt.

Der außerordentliche Tiefstand der Kirchenmusik hatte einen empfindlichen Mangel an Musiklehrkräften und ein Schwinden des Volksgesanges zur Folge, welch letzterer im benachbarten revolutionären Frankreich einen bedeutenden Aufschwung nahm. Diese Tatsachen gaben den Anstoß zu Reformbestrebungen, die namentlich in der 1798 gegründeten Leipziger „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" ihren Niederschlag finden. Da jedoch die rationalistischen Überzeugungen sich weit über die Befreiungskriege hinaus behaupten, ist für die Kirchenmusik eine Besserung zunächst gar nicht zu erwarten trotz der pädagogischen Reformen der Pestalozzianer, trotz der neugegründeten Lehrerseminare, trotz des erwachenden Männerchorgesanges. Der kraft- und saftlose Choral schleppt sich weiter, wie die Choralbücher von Kittel (1803), Umbreit (1811), Rinck (1814) und Schicht (1819) erweisen. Erst als nach 1820 das neu erwachende Glaubensleben sich geltend macht und die Romantiker auf musikalischem Gebiete sich durchsetzen, wird eine Reform des Choralgesanges möglich. Die Kritik damaliger Zeit hat folgendes am Choral auszusetzen: Er wird schleppend und roh gesungen, Orgelspieler und Vorsänger verschnörkeln ihn noch durch „Manieren"; er hat ungezählte Varianten; die Zeilenzwischenspiele sind hemmend, roh und geschmacklos. Den Mängeln des planen Chorals beizukommen, war bei dem Schlendrian der schlecht vorgebildeten Organisten und der Gleichgültigkeit der Gemeinden nicht leicht. Die Vorreden der Choralbücher empfehlen zwar Mittel gegen das entsetzliche Schleppen — jeder Ton wird mehrere Pulsschläge ausgehalten —, aber erst nach Jahrzehnten, als die Lehrerseminare sich voll auswirken, gestaltet sich das Tempo lebhafter. Schneller räumt man mit den Verschnörkelungen auf, gegen die sich schon Türk in seinen Organistenpflichten von 1787 wendet. Nur die vielen Varianten zu beseitigen bietet Schwierigkeiten; sie erregen das Verlangen nach

Digitized by Google

einem Normal-Choralbuche, das aber nicht für das ganze Land, sondern nur für Teilbezirke gewünscht wird. Die Zeilenzwischenspiele sind ein altes Organistenrecht, das von eitlen Spielern zähe verteidigt wird. Baden räumt schon 1836 mit ihnen auf, das Konsistorium in Magdeburg stellt 1848 ihren Gebrauch frei; erst um 1880 schwinden die letzten Reste dieser alten „Organistenherrlichkeit". Über kurz oder lang wird auch dem Strophenzwischenspiel, das heute nur noch wenige verteidigen, dasselbe Schicksal beschieden sein. Gleich zu Anfang der Reformbestrebungen wird der Wechselgesang, der seit Klopstocks Zeiten ganz vergessen war, wieder in den Vordergrund gerückt und zwar durch Pfarrer Ulrich in Sprottau (1831) und Wackernagel (1841). In den letzten Jahrzehnten haben namentlich die Siona, die Monatschrift und das Beispiel von Otto Richter, Plath, Pfannschmidt, Kleemeyer u. a. seine größere Verbreitung erwirkt. Dem Vorgehen der Schweiz folgend führt Baden 1825 vierstimmigen Gemeindegesang ein. Weitergehende Verbreitung finden diese Bestrebungen, gegen die sich der Norden wehrt (Hering 1825), nicht. Der Männergesang, der von den Befreiungskriegen an seinen Siegeszug durch ganz Deutschland antritt, stellt sich auch bis zu einem gewissen Grade in den Dienst des Chorals (Naue 1829, Auberlen 1842, Zahn 1847). Von weittragender Bedeutung aber wird die Bewegung zugunsten des rhythmischen Chorals. Auf ihn lenken sich die Blicke, als die Musiker der Romantik das Mittelalter und den Kirchengesang der Reformationszeit zu erforschen beginnen. Lediglich um die Forschung anzuregen, veröffentlichen C. F. Becker in Leipzig und Billroth in Halle in den Jahren 1827 und 1831 eine Reihe von Chorälen des 16. und 17. Jahrhunderts. Tatkräftig greift jetzt Süddeutschland nach diesen belebten volksliedartigen Melodien und, nachdem es schon 1842 mit einer Choralreform nach der rhythmischen Seite hin hervortrat, führt Bayern 1846 zwölf dieser Choräle in allen Gemeinden zwangsweise ein. Das ist das Signal zu einem Kampfe, der in den nächsten 10 – 12 Jahren in musikalischen und theologischen Zeitschriften, in Sendschreiben und Büchern zwischen Freunden und Gegnern des rhythmischen Chorals ausgefochten wird. Der Süden Deutschlands neigt ihm von Anfang an zu, der Norden weist ihn schroff ab. Gegen die bedeutenden Förderer des rhythmischen Gemeindegesanges: Tucher, Layritz, Zahn, Herzog, Faißt, Herold kämpfen als ebenbürtige Gegner: Mendelssohn, Hentschel, Ritter, Marx, Haupt, Volckmar, Fr. Schneider, Hauptmann, Gottschalg, Radecke. Die Entwicklung hat den Süddeutschen recht gegeben; grundsätzliche Bedenken gegen die Einführung des rhythmischen Chorals werden heute auch im Norden kaum mehr geltend gemacht. Er wird auch in Thüringen, Sachsen und Preußen gepflegt, wenn auch nicht in dem Umfange und mit der Begeisterung wie in Bayern.

Die für das 18. Jahrhundert charakteristische Darstellung des Chorals durch Melodie mit beziffertem Basse tritt im letzten Jahrhundert schnell in den Hintergrund; das letzte Choralbuch dieser Art schrieb wohl Gebhardi (1835). Die späteren Erscheinungen bringen die Choräle vierstimmig ausgesetzt, meist in weiter Harmonie. An die Stelle der größeren Notenwerte tritt je länger desto mehr die Viertelnote; die Fermate verschwindet, je nach

Digitized by Google

Anschauung der Herausgeber auch die Taktstriche. Nach Nägelis Vorbilde erscheinen im Jahrzehnt nach den Befreiungskriegen auch Choralbücher in Ziffern und Buchstaben. Brachte, einem alten Brauche gemäß, Friedrich Schneider 1829 noch 42 selbstkomponierte Melodien, so nimmt die Zahl der neuen Kirchenmelodien in der Folgezeit rasch ab. Man beschränkt sich im wesentlichen auf den alten Bestand, und es kristallisiert sich für jede Provinz oder Landschaft ein fester, fast überreicher Besitz heraus. Dem kommenden Einheitsmelodienbuche mit heimatlichem Anhang ist durch die Melodien des Militärgesangbuchs stark vorgearbeitet. Schon vor 1800 regen sich Stimmen, die eine Reform des stark heruntergekommenen Choralgesanges anregen. Sichtbare Erfolge haben diese Bestrebungen aber erst in den dreißiger bis fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Süddeutschland. In der Folge schließt sich auch Norddeutschland zögernd an. Durch das vereinheitlichende Wirken des Deutschen Kirchengesangvereins und die kirchenmusikalischen Zeitschriften sind die Reformen heute dem Abschluß nahe gerückt.

Die Matthäus-Passion von Schütz in Hamburg.

Von Julius Smend.

Ende Februar sang mein akademischer Chor die Johannes-Passion von Schütz. Vierzehn Tage später brachte der Münsterische Bachverein das gleichnamige Werk von J. S. Bach zur Aufführung. Auf Wunsch schickte ich den beiden Veranstaltungen einen öffentlichen Vortrag voraus, der in das Verständnis beider Werke einführen und sie vergleichen sollte. Meine Darlegungen gipfelten in dem Satz: Wenn schon die Bachsche Passionsmusik von Rechts wegen in den Kirchenraum gehört, so ist die von Schütz nur als gottesdienstliche Feier möglich.

Sogleich darauf erfuhr ich, Alfred Sittard plane eine Aufführung der Schützischen Matthäus-Passion im Konzertsaal unter Mitwirkung derselben Hauptsolisten, Franz Notholt (Tenor) und Martin Ehrich (Bariton), die auch in beiden Passionen in Münster gesungen hatten. Ich mußte um jeden Preis den Hamburger Versuch miterleben und schrieb auf Verlangen für das dortige Programm eine Einführung in das zu erwartende Werk, die durch die großen Hamburger Zeitungen zu allgemeiner Kenntnis gebracht wurde.

In der halbverdunkelten Musikhalle wurden zunächst zwei Orgelwerke von Buxtehude und Scheidt auf der vorzüglichen Orgel von Sittard gespielt, zum Schluß Bachs großes e-moll-Präludium mit Fuge. Es handelte sich nämlich um ein Orgelkonzert in der Reihe. Die Passion war von längeren Pausen umschlossen. Vierzig ausgewählte Stimmen bildeten den Chor, hinter und über diesem nahmen die beiden Hauptsolisten ihre Plätze ein. Das Neue an der Vorführung des Werkes bestand im Verzicht auf jede Begleitung (auch jede Intonation und Tonkontrolle); ferner gab es keinerlei Pause, nur kurze Unterbrechungen nach den einzelnen Szenen, und keine Choräle. Außerdem war die Passion von g nach a transponiert; eine noch höhere Lage erwies sich beim praktischen Versuch als zu gewagt und unnötig. Striche erfuhr die

Digitized by Google

Passion nicht, ausgenommen die so eindrucksvolle Episode mit dem Weibe des Pilatus. Das Ende des Judas wurde unverkürzt dargeboten, wobei das grausige „es ist Blutgeld" auf allen Seiten eine erschütternde Wirkung hervorrief. Überhaupt wurden sämtliche Chöre unter Sittards Meisterleitung und genau nach Arnold Mendelssohns Vorschriften unübertrefflich vorgetragen, vom ersten Ton des Eingangssatzes „Das Leiden unsers Herrn Jesu Christi" bis zu dem Schlußakkord des Kyrie. Herrlich hob sich gegeneinander ab das demut- und ergebungsvolle „Wo willst du?" der Jünger, das „Kreuzige" und „Barabbam" der Volksmenge, der aufdämmernde Glaube der Kreuzeszeugen in dem „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen".

Würdig und feierlich erklangen die Jesusworte bis hin zu dem einzigartigen „Eli, eli"; wir haben sie selten frommer und schöner gehört. Den Judas sang ein Bariton aus dem Chor, die falschen Zeugen (von Schütz im Tenorschlüssel geschrieben) zwei Frauenstimmen. Für mich hatte den schwersten Stand der Evangelist, dessen Worte ich jahrzehntelang von Friedrich Spitta singen hörte. Notholt, erst seit kurzem mit Schütz bekannt geworden, gab seine Rolle ganz objektiv, aber mit wundervoller innerer Belebtheit und Beseelung; die persönliche Beteiligung des Sängers sprach, auch wo er nur schlicht zu erzählen hatte, aus jeder Note. Er sang auch zugleich die Worte des Petrus und des Pilatus, aber beide in so selbständiger Charakteristik, daß man drei Vortragende zu hören meinen konnte. Es war Notholts Verdienst, daß die bedeutende Schwierigkeit, die sich bei Wegfall der Choräle ergibt, daß zwischen dem „Herr, bin ich's?" und den „falschen Zeugen" nur unbegleiteter Sologesang erschallt (reichlich 16 Minuten), ohne Verlust oder Beeinträchtigung des allgemeinen Anteils überwunden wurde.

Das vorzügliche Gelingen des Ganzen ist offenbar dem Umstande zuzuschreiben, daß Sittard mit Notholt und Ehrich in unermüdlichem Studium und täglich erneuten praktischen Versuchen die Passion in jeder Einzelheit durchprobt und durchlebt hatte. Die Frucht dieser Mühen war vollkommene Einheitlichkeit in der Wiedergabe und eine ebenso einheitliche Stimmung aller Mitwirkenden, deren Hochspannung sich unwillkürlich auf die Hörer übertrug. Alle waren sich bewußt, vor einem Ereignis zu stehen, und das Publikum verharrte in andachtvoller Haltung bis zum Ausklang. Fünfzig Minuten hatte das Ganze in Anspruch genommen.

Das Fehlen der Choräle, an die wir uns in mehr als vierzig Jahren gewöhnt, gab mir viel zu denken. Sie dienen einer klaren Gliederung des Stoffes, bilden Ruhepunkte und ein objektives Gegengewicht gegenüber der erregten und erregenden Geschichtsdarstellung; zugleich ermöglichen sie dem Hörer, durch aktives Eingreifen sein persönliches Bekenntnis zu betätigen. Aber man muß zugeben, daß bei Verzicht auf sie die Geschichte als solche geschlossener und einheitlicher wirkt, daß vor allem der Evangelist, an den ja die höchsten Anforderungen ergehen, der Mühe überhoben ist, immer neu die so nötige Konzentration und Anspannung aller Kräfte zu gewinnen. Dazu kommt, daß das Konzertauditorium, außer stande selbst mit Choralgesang einzugreifen, für die Passion in ihrer so zu sagen entkirchlichten Gestalt empfänglicher ist. Kurz vorher (Okuli) war in Flensburg die Matthäus-Passion von Schütz,

Digitized by Google

ebenfalls mit denselben Solisten, aufgeführt worden. Dort hatte man hinter dem Altar Kinder aufgestellt, die die von A. Mendelssohn vorgesehenen Choräle einstimmig, unbegleitet, tonrein und wirksam vortrugen. Es war eben eine Kirchenfeier. Mir erscheint es aber als eine Halbheit, das Werk mit Chorälen zu durchsetzen und diese der Gemeinde vorzuenthalten. Wird Choral gesungen, so müssen alle daran beteiligt sein.

Ohne Zweifel ist die Aufführung des Werkes ohne alle Begleitung erheblich viel schwerer. Ob stilgerechter, ob für die große Menge eingängiger, muß eine offene Frage bleiben. Keinesfalls kann man sagen, die Hamburger Unternehmung habe unbefriedigt gelassen; im Gegenteil, sie war in ihrer Art vollkommen. Das schließt aber nicht aus, daß die Passion als Kirchenfeier noch tiefere Wirkung hervorruft als in der Darbietung im Musiksaal. Wir lehnen diese nicht ab, begrüßen sie vielmehr. Es kommt alles darauf an, was beabsichtigt wird, Gottesdienst oder Volksmission im edelsten Sinne. Beide haben ihr Recht, auch wenn es sich um die Schützischen Passionen handelt. Insofern habe ich meine eingangs erwähnte Behauptung richtig stellen müssen. Die Hamburger Presse war des Lobes für Werk und Wiedergabe voll; vielfach wurde alsbaldige Wiederholung verlangt.

Analogien zu Mentzers „O daß ich tausend Zungen hätte".

Von D. Rudolf Günther in Marburg.

Auf Analogien des Mentzerschen Liedanfangs[1]) einzugehen, veranlassen mich zwei Beiträge zum Thema, die mir zugegangen sind. D. Dr. Violet in Berlin macht auf folgende Stelle der syrischen Baruch-Apokalypse[2]) aufmerksam: „Denn wenn auch meine Glieder Töne wären und die Haare meines Hauptes Stimmen, so könnt' ich dennoch nicht Lob dir vergelten oder dich preisen, wie es sich ziemt, und könnte nicht dein Lob erzählen oder die Pracht deiner Schönheit aussagen." D. Bultmann in Marburg verweist auf zwei Stellen der Mandäischen Liturgien[3]), von denen die erste besagt: „Wenn unser Mund wie das Meer wäre, unsere Lippen wie seine Wogen, unsere Zunge wie die zerklüfteten Berge, dann könnten wir dich preisen, dich verherrlichen, dich ehren, dich segnen", während in Ginzâ Rechts derselbe Text sich findet, jedoch mit dem Schluß: „selbst dann könnten wir dich nicht preisen" .... In allen drei Fällen handelt es sich um Gebete. Sie bilden eine Analogie zu den „Tausend Zungen", unterscheiden sich aber deutlich durch die orientalische Maßlosigkeit der Hyperbel von der klassisch-christlichen Formel. Diese begnügt sich, die menschlichen Sprachorgane zu vervielfältigen, jene aber verleihen, um die Unerfüllbarkeit der Bedingung zu steigern, auch den sprachlosen Gliedern des eigenen Leibes Stimme oder vergleichen unsere Sprachwerkzeuge mit den gewaltigsten Teilen des Erdballs. Dennoch hat der orientalische Typus in einer bezeichnenden Abwandlung sich unter vielen Kulturvölkern

[1]) Vgl. Monatschrift 1923, S. 158 ff.

[2]) Bisher zugänglich bei Kautzsch, Pseudepigraphen c. 54, 8, künftig in Violets Ausgabe der Apokalypse des Esra und Baruch (Griech. Christl. Schriftsteller, Ausgabe der Berliner Akademie Bd. 32), VI, 2, 10. Das Zitat folgt der Übersetzung Violets.

[3]) Lidzbarski, Mandäische Liturgien. Berlin 1920. S. 129, 8 ff. Quolâstâ 53 Ginzâ Rechts 11, 11 ff. Die ursprüngliche Fassung liegt im Ginzâ vor.

Digitized by Google

verbreitet[1]). Ein schriftkundigeres Zeitalter hat an die Stelle des mündlichen den schriftlichen Ausdruck des Überschwänglichen gesetzt.

Als der Urheber dieser Formel gilt bis jetzt Rabbi Jochanan ben Zaccchai, der dem ersten christlichen Jahrhundert angehört und der Lehrer des Josephus gewesen sein soll. Von ihm ist das Wort überliefert: „Wenn alle Himmel Pergament wären und alle Söhne der Menschen Schreiber und alle Bäume des Waldes Schreibfedern, sie könnten nicht ausschreiben, was ich gelernt habe[2])." Neben einer andern Talmudstelle ist besonders bemerkenswert ein hebräisch-aramäisches Pfingstlied, das dem im 11. Jahrhundert lebenden Rabbi Meir zugeschrieben wird und noch heute üblich ist. In diesem heißt es: „Wären die Firmamente Rollen und Federn alles Röhricht, wären alle Meere und alle Gewässer der Seen Tinte, wären alle Bewohner der Erde Schriftgelehrte und geübte Schreiber, so wäre doch unbeschreiblich die Majestät des Himmelsherren und des Erdballfürsten[3])." Man begegnet verwandten Formeln bei den Arabern (im Koran), den Indern, Neugriechen, Serben, Italienern, Franzosen, Spaniern, Deutschen und Engländern. Wird man auch in einzelnen Fällen eine selbständige Entstehung der Bildvorstellung nicht ausschließen wollen, so ist doch im allgemeinen als der Mutterboden die jüdische Literatur anzusehen[4]). Wie schon sein Ursprung zeigt, wird der Vergleich keineswegs nur in religiösen Zusammenhängen, sondern eher häufiger in weltlichem Sinn gebraucht. Er dient wohl dazu, die Majestät Gottes und die Herrlichkeit der Heiligen, besonders Marias zu erheben, die überschwängliche himmlische Seligkeit zu preisen oder die Leiden des Fegfeuers auszumalen, er stellt sich aber mit Vorliebe im Liebeslied, auch in der Totenklage oder in der Klage des Unglücklichen ein, und er ist ein willkommenes Mittel, wenn Trug und List der Weiber in ihrer Unerschöpflichkeit geschildert werden sollen. Eine Eigentümlichkeit hauptsächlich der deutschen Texte ist, daß an Stelle der Menschen die zahllosen Sterne als Schreiber eintreten. Eines der anmutigsten Beispiele für die Befruchtung der geistlichen Dichtung durch unser Bild ist ein Lobgesang auf Maria aus dem 14.–15. Jahrhundert. Da heißt es:

swenne alsô manic schrîber waere,
als tropfen sint in dem mere,
und als viél griez daz mer hât,
und als manic stern am himel stât,
und alsô vil die erde breit
bluomen unde gras treit
in dem meien über al,
und als vil aller vogel schal
in dem sumer wirt volant,
und als vil loubes ist bekant
an allen boumen unde zwîgen,
und als vil strâzen unde stîgen
die erde hât und dar zuo steine,
und als vil liute grôz und kleine,
daz mac ich sprechen wol vür wâr:
der schrîber ein sô michel schar,
die schrîber solden al gemeine
âne sünde wesen reine,
und so das mer waere tinte
und alsô breit daz berminte,
als himel und erde hât begriffen:
die schrîber al ir sinne versliffen,
solden si dîn lop beschrîben,
daz bî dir muoz ân ende bliben,
si wurden ouch an sinne mat,
ê halp si kaemen an die stat,
dâ dîn lob entspriuzet,
daz himel und erde umbfliuzet;
der tinten müeste ouch gebrechen,
des mac dîn lop nieman volrechen,
das bermint wurde in ouch ze smal.
des ist dîn lop, frow, âne zal[5]).

[1]) Lidzbarski hat mit Recht sich auf Reinhold Köhler, Kleinere Schriften III, S. 293–318, berufen. Der Aufsatz „Und wenn der Himmel wär Papier" (samt Nachträgen) bringt eine Fülle von Belegen für den abgewandelten Typus. Vgl. dort den Nachweis der Zitate.

[2]) A. a. O. S. 293. [3]) A. a. O. S. 294.

[4]) Köhler hält für den Mittler das erwähnte Pfingstlied unter Berufung darauf, daß jüdische Osterlieder mit gewissen Abänderungen von den Christen übernommen worden sind. S. 305.

[5]) Germania, 31. Jahrg. 1886, S. 291–310. Das Zitat auch bei Köhler S. 313.

Digitized by Google

Gegenüber diesen schwellenden Früchten, die noch einen Duft des Morgenlandes an sich tragen, erscheint die antik klassische Ausprägung des Gedankens, soweit sie nicht der homerischen Hyperbel sich bedient, sondern einfach ausspricht, daß die göttlichen Wunder gar nicht aufzuzählen sind, nüchtern und dürftig[1]). Der Verfasser des Nachtrags zum Johannes-Evangelium (21, 24) hat sie in die christliche Literatur eingeführt. Der lateinische Hymnus des Mittelalters kehrt lieber zu jener reicheren orientalischen oder klassischen Form zurück[2]).

Wenden wir uns nun von den Analogien wieder zu den „Tausend Zungen" selbst, so ist die folgende Äußerung der heiligen Brigitta von Schweden wohl unter dem Einfluß des orientalischen Topos entstanden: „Wenn auch alle Sterne zu Zungen würden und zugleich auch alle Heiligen ihn (Christus) zur kleinsten Ungerechtigkeit bewegen wollten, wäre doch solches niemals möglich[3])." Dagegen gibt Martin Kinner von Scherffenstein († 1597) in seinem Neuen Ninivitischen Beicht-, Klag- und Bußlied die sprichwörtliche Redensart des Cäsarius von Heisterbach unverändert wieder[4]). Und noch Goethe steht unter dem Bann der Mentzerschen Formel, wenn er sie schon aus der Anschauung auf den Begriff zurückführt:

O hätt ein tausendfaches Werkzeug mir
Ein Gott gegönnt, kaum drückt' ich dann genug
Die unaussprechliche Verehrung aus[5]).

Der Anfang der zweiten Mentzerschen Strophe ist zwar ganz aus dem israelitisch-christlichen Weltbild erwachsen, immerhin mag ein ähnliches Beispiel aus dem Mittelalter genannt werden:

Nostri festi gaudium
Caeli tangat solium[6]).

Noch weitere Anklänge wird man in Mentzers Lied entdecken können.

Paul Gerhardt hat weder die orientalische noch die antik klassische Formel gebraucht. Er sucht überhaupt keine starkduftenden Blüten, er liebt den Gartenflor, die Blumen am Rain, den Duft von Feld und Wald. Aber Spuren des Einflusses lateinischer Rhetorik sind doch bei ihm zu bemerken. Ein neuer Beleg ist die eigenartige Stelle:

Menschliches Wesen
Was ist's? Gewesen[7]).

Ein klassischer Euphemismus für „er ist gestorben" ist „Vixit". Ferner: in der Legende von den drei Lebenden und den drei Toten lautet der Spruch der Toten:

---

[1]) Otto Weinreich, Antike Heilungswunder. Gießen, A. Töpelmann 1909. S. 199 ff.

[2]) Latin poems commonly attributed to Walter Mapes († Anfang des 13. Jahrh.), ed. by Thom. Whrigt. London 1841. S. 191. 195. Blume u. Dreves, Analecta hymnica XV, Nr. 95–97. XXXII, Nr. 16. Diese Stellen sind den von Köhler gesammelten hinzuzufügen. Die Formel von den tausend Zungen berührt sich mit der andern, welche die Engelstimmen zu Hilfe nimmt. Blume, Ein Jahrtausend lateinischer Hymnendichtung, I, 343: Angelorum si linguis clamitem, Parum erit. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands V, 435, Anm. 5. Christina Ebner sagt zu Christus: „Ach Herr, hätt ich aller Engel Stimm, damit will ich dich loben." Aber diese Wendung beruht auf 1. Kor. 13, 1.

[3]) Frederik Hammerich, St. Birgitta. Deutsch von A. Michelsen. Gotha 1872. S. 224.

[4]) Fischer-Tümpel I, S. 78. Str. 21

Ach wenn ich so viel Zungen hett; So wer ich doch nicht gnug beredt,
Alß Bletter sind an Bäumen, All Sünd und Schand zu reimen.

[5]) Torquato Tasso, 2. Aufzug, 2. Auftritt.

[6]) Analecta hymnica XX, 131. Das Lied findet sich in einem Graduale v. J. 1360 und ist ein sog. Conductus ad epistolam, d. h. es wurde gesungen, während der Subdiakon mit Gefolge sich zur Lesung der Epistel an den Lesepult begab.

[7]) Vgl. Monatschrift XI, 348. XII, 160 ff. 233.

Digitized by Google

Quod nunc es, fuimus; quod sumus, hoc eris. Und anklingend an diesen ist auf einem Epitaph des 16. Jahrhunderts aus der Kt. Gudulakirche zu Brüssel zu lesen:

Fuere, lector, hi quod es
Et mox quod hi sunt ipse eris:
O dura sors mortalium[1]).

Noch näher führt uns an die Gerhardt-Strophe heran eine Cantio de contemptu mundi aus dem 13. Jahrhundert, aus der zwei Strophen für unser Gaudeamus igitur vorbildlich geworden sind:

Vita brevis breviter
in brevi finietur;
Mors venit velociter
et neminem veretur,
Cunctaque mors perimit
et nulli miseretur:
Surge, surge, vigila,
semper esto paratus.

Ubi sunt, qui ante nos
in hoc mundo vixere?
Venies ad tumulos,
si vis eos quaerere;
Cineres et vermes sunt,
carnes computruere.
Surge, surge, vigila,
semper esto paratus[2]).

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß die Unzulänglichkeit alles menschlichen Lobes gegenüber dem Allmächtigen und Barmherzigen ein oft wiederkehrender Gedanke unserer geistlichen Dichtung ist. Aber sie weiß, wo das Unerreichte und Unerreichbare Ereignis werden wird. Und wenn sie diesen Ton anschlägt, klingt er so schlicht und tief zugleich, daß sie alle fremde Rhetorik hinter sich lassen kann. Keiner hat ihn mit frömmerer Einfalt und innigerer Herzlichkeit getroffen als Gerhardt:

O wär ich da, o stünd ich schon,
Ach süßer Gott, für deinem Thron
Und trüge meine Palmen:
So wollt ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen!

Das Domspiel.

In Nummer 10/12 1923 stellt die Schriftleitung den Bericht von Pfarrer Umfried über „Das Domspiel" zur Diskussion. Der Bericht verlangt eine grundsätzliche Stellungnahme zur Frage nach der Berechtigung solcher Feiern im evangelischen Gottesdienstleben und eine praktische Beurteilung der vorliegenden Feier.

Zum Grundsätzlichen führt die Beantwortung der beiden vom Verfasser gestellten Fragen ebenso wie die Stellungnahme zur offenbar sehr skeptischen Auffassung der Schriftleitung. „Erträgt der evangelische Grundgedanke einen derartigen Gottesdienst höherer Geistigkeit?", fragt Pfarrer Umfried. Der evangelische Grundgedanke für gottesdienstliches Leben heißt: der Gottesdienst sei ein Verkehr der Gemeinde mit Gott. Alles, was diesem Verkehr dienen kann, muß seinen Platz im gottesdienstlichen Leben haben. Unser Verkehr mit Gott ist aber ein Verkehr eigener Art. Der irdisch-vergängliche Mensch sucht seine Verbindung ins Transzendente zu gestalten. In der Gewißheit fröhlichen Glaubens schlagen sich die Brücken. Doch darf diese Glaubensgewißheit niemals zur nüchternen Selbstverständlichkeit werden. Dieser Gefahr ist unleugbar die evangelische Gottesdienstpraxis vielfach erlegen und hat dadurch das Wunder der gläubigen Verbindung mit Gott trivialisiert und zur Plattheit erniedrigt. Denn Gott ist eben der Ewig-Andersartige; jede Berührung mit seiner Welt muß getragen sein von dem Wissen um das „Heilige", um sein Geheimnis und seine Wunder. Jeder Gottesdienst muß dieses Mysterium der Begegnung Gottes mit der Menschengemeinde enthalten, wenn er ein Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit ist. Der

[1]) Köhler a. a. O. II, 34. [2]) Analecta hymnica XXI, 100.

Digitized by Google

„geistige" Gottesdienst kann das Mysterium der Begegnung Gottes mit der feiernden Gemeinde nicht anders als im Symbol gestalten. Unter dem Symbolischen verstehe ich hier zunächst das Eindringen des Ewigen in unsere zeitlichen, unvollkommenen Ausdrucksversuche. Wenn wir von Gott reden, dem Unsagbaren, müssen unsere Worte in Nichts zusammenfallen, sobald sie Absolutheit anstreben. Ein worthafter Ausdruck, der sich promethidenhaft brüsten wollte, Gott zu sagen, würde sein Leben in sich verlieren, erstarrte Floskel werden, niemals aber lebendiger Ausdruck des Göttlichen. So muß der Ausdruck, der die Gottheit benennen und verherrlichen will, notwendig die Bildhaftigkeit suchen. Unsere Rede als Gleichnisrede gefaßt, erreicht bereits einen gewissen Höhngrad in der Formung unserer Ausdrucksmöglichkeiten des Göttlichen. Noch haftet ihm aber zu sehr das Zufällige an. Die Gleichnisrede kann nur noch durch den symbolhaften Ausdruck überboten werden. Das Symbolische steht am Ende einer Ausdrucksformung, die die Überwindung des Zufälligen anstrebt. Es ist notwendig, soweit in ihm menschliche Erlebniskraft ihren allgemeinen Ausdruck findet. Und doch durchströmt es das lebendige Leben wie in tiefem Flußbett geborgen. Der symbolhafte Ausdruck kann niemals den Absolutheitsanspruch des Dogmas erreichen. Nicht der dogmatische, wohl aber der symbolhafte muß in unsrem gottesdienstlichen Leben gestaltet werden. Dies kann auf dreifache Weise geschehen. Entweder im Wort oder in der Gebärde oder im Ton. Die Symbolkraft kann sich im Wort verdichten, sie kann sich in Handlung ausdrücken und sie kann in Musik eingehen, kann ver-wortet im Wortgottesdienst, ver-handelt in der „Feier" (Abendmahl, liturgische Feiern), ver-tont in der kirchlichen Musik (Oratorium, Kantate, musikalische Andacht) den Verkehr der Gemeinde mit Gott vermitteln. Ich bin mir bewußt, daß ich hier nur andeutungsweise reden kann und daß alles im einzelnen einer genaueren Darlegung bedürfte. Alle drei Formen sind geistig und widersprechen, wenn sie geistig gehandhabt werden, niemals dem evangelischen Grundprinzip. Eine „höhere" Geistigkeit, von der der Verfasser redet, vermag ich allerdings nicht anzuerkennen. Es gibt nur Geistigkeit oder aber den Gegensatz dazu: nüchterne Öde (entleerte Geistigkeit) oder in Körperlichkeit verwandelte Geistigkeit (versinnlichte Geistigkeit), wie sie der Katholizismus in seinem gottesdienstlichen Leben aufweist. Ich halte daher die Formulierung des Verfassers: „Geistigkeit und Sinnlichkeit unter Führung der Geistigkeit" für irreführend, wenn damit eine evangelische Einstellung bezeichnet werden soll. Eine gewisse Körperlichkeit brauchen auch wir, weil sich unser Leben ja gar nicht anders äußern kann, und besitzen sie auch längst in der Person des sprechenden Liturgen, der singenden Gemeinde, der tönenden Orgel, den Elementen des Abendmahls u. a. m. Daher droht uns auch stets der katholische Abweg einer Versinnlichung des Geistigen, die ja durch den psycho-physischen Parallelismus unseres Wesens ihre innere Berechtigung zu haben scheint. Doch darf in dieser Richtung für das evangelische Ideal die Vereinigung nicht erfolgen. Wir müssen eine Versinnlichung seelischer Art anstreben. Das ist die Geistigkeit in symbolischer Gestalt.

Alle drei Formungen, in denen der geistige Verkehr der Gemeinde mit Gott erfolgen kann, stehen gleich hoch in ihrer ursprünglichen Konzeption. Allen drei Formungen drohen, wenn sie in der Praxis verwirklicht werden, dieselben Gefahren des Herabgezogenwerdens in niedere oder andersartige Sphären. Das darf aber niemals hindern, sie in ihrer Reinheit zu suchen. Selten werden sie ungemischt auftreten, vielfach werden sie sich verbinden, ohne dadurch ihren Grundcharakter einzubüßen. Mir will es scheinen, als müsse unser gottesdienstliches Leben symbolkräftiger werden, soll es lebendig erhalten und Sammelpunkt der religiösen Kraft unserer Zeit werden. Alles darum, was symbolkräftig werden kann, hat ein Recht in unserem gottesdienstlichen Leben. Daß auch ein gotischer Kirchenraum, der bereits einmal Ausdruck einzigartig-geschlossenen religiösen Lebens war, auch heute wiederum in seinem symbolischen

Digitized by Google

Gehalt für evangelisches Christentum wirksam gemacht werden kann, davon bin ich überzeugt. Grundsätzlich also bejahe ich den Versuch von Pfarrer Umfried. Unser liturgisches Leben muß die Gebärde viel stärker in ihren Dienst zwingen. Daß unser Kultusleben dadurch vielleicht vorübergehend „etwas aufgeregt" ist, wie die Schriftleitung betont, mag richtig sein. Vielfach aber wird diese Aufgeregtheit nur als ein Vorstoß in ganz einheitlicher Richtung zu werten sein. Und vielfach fehlen uns nur die führenden Persönlichkeiten. Führende Liturgen, Dichter, Künstler, Propheten müßten miteinander arbeiten, wie es im Mittelalter auch war. Hätten wir, was ich anderorts „liturgische Laboratorien" genannt habe, zu unserer Verfügung, dann brauchten viele Experimente nicht in unser Gemeindeleben getragen zu werden, was auch ich für besser hielte. Aber doch lieber etwas — als gar nichts. Insofern würde ich den Rahmen einer „Sondergemeinde" für derartige Versuche für zweckmäßig halten, bis die rechte Formung eines Gedankens gefunden ist. Dann aber muß sie der Gesamtgemeinde gegeben werden, denn der symbolkräftige Ausdruck wird stets auch wirkungskräftig sein auf breitere Schichten des Volks — wenn er auch nicht intuitiv von einem jeden erfaßt werden kann. Das symbolkräftige Wort ist leichter zu finden als die symbolkräftige Gebärde. Daher ist sicherlich heutzutage, solange wir noch keine Liturgen haben, die die jungen Theologen in dieser Richtung schulen, die größte Vorsicht geboten. Liturgisches Handeln darf niemals theatralisches Handeln, der Altarraum niemals Bühne sein. Davon zum Schluß noch ein Wort. Aus diesen Mißverständnissen entstehen die meisten Fehler. Wir haben im evangelischen Gottesdienst jahrhundertelang die liturgische Gebärde vernachlässigt. Die Liturgik darf es nicht nur mit wertvollen historischen Reliquien, mit Agenden und Kirchenbüchern, mit der Gestaltung des gottesdienstlichen Handelns nach „anerkannten" Grundsätzen zu tun haben, sie muß die Technik des Liturgischen in stetem lebendigem Konnex mit den religiösen Impulsen der Zeit erarbeiten, sie muß Ausgleiche schaffen zwischen subjektivem Gegenwartserleben und objektiver Gestaltung des Religiösen, sie gerade muß die Kunst des liturgischen Handelns schaffen, die in der Auffindung des Symbolkräftigen und in seiner Gestaltung zum Gottesdienst besteht.

Ist aus dem Umkreis dieser Gesamtanschauung der Versuch eines Domspiels berechtigt, so ist jetzt zu fragen, ob in dem vorliegenden Versuch wirklich auch die symbolkräftige Form gefunden wurde? Ich erkenne an, daß ein kurzer Bericht keinen erschöpfenden Eindruck vermitteln kann. Daher ist jede Kritik hypothetisch. Ist der gedankliche und stimmungsmäßige Gehalt des „Domspiels" wirklich evangelisch gewesen? Ich kenne den Text nicht, aber mir scheint es nicht der Fall zu sein. Es wird zugegeben, daß Teile abgeändert werden mußten, um sie dem evangelischen Empfinden anzupassen. Das ist bereits mißlich und bedeutet einen — vielleicht notwendigen — Eingriff in die Regie des Verfassers, über den man streiten kann. Es fehlen uns eben leider die schöpferischen Kräfte im evangelischen Gottesdienstleben. Wir brauchten auch für die Entwicklung der religiösen Gebärde evangelisch empfindende Künstler wie wir für die graphische Erfassung des religiösen Wortes in Rudolf Koch einen solchen besitzen. — Weiterhin stört mich bei der besprochenen Feier die einführende Andacht, die in Prosaworten den Gedanken des Domspiels einleitet. Nur gebundene Rede vermöchte dies im vorliegenden Fall zu erreichen. Alles andere — es mag wohl „nützlich" sein — ist zu willkürlich, führt zu leicht zu bewußten, den lebendigen Eindruck des Folgenden vorwegnehmenden Rationalisierungen. Man darf nicht einen Vortrag über eine Sache mit einer gottesdienstlichen Handlung vermischen. Ferner habe ich meine Bedenken gegen die gewählten Musikstücke. Wollte man den religiösen — überzeitlichen — Gehalt des mittelalterlichen Domes zum Ausdruck bringen, dann erscheinen mir Agnus Dei von Mozart und noch mehr der Reigen seliger Geister von Gluck unannehmbar im Rahmen einer doch immer irgendwie mittelalterlich orientierten Dich-

Digitized by Google

tung. Nur die freie Phantasie des intuitiv erfassenden, wohl an mittelalterlicher Kirchenmusik geschulten, Organisten kann auf der Orgel solches Spiel begleiten. Oder es muß aus dem Schatz mittelalterlicher Kirchenmelodien geschöpft werden. Er ist reich genug, um die musikalische Gestaltung des Spieles sicher zu stellen. In unserem Fall haben wir eine Gefährdung der Stileinheit vor uns. Diese ist aber für die Symbolkraft des Ausdrucks notwendig. Auch wäre das Domspiel seiner Idee nach reiner, wenn es nur die Seele des Raumes erfassen wollte. Statt dessen erscheinen hiermit die Symbolisierung kultischer Gegenstände und kultischer Inhalte verbunden (Kreuz, Brot und Wein), die ihrerseits so symbolgesättigt sind, daß sie nicht gut wiederum eine Symbolisierung im Rahmen eines Domspiels vertragen. Ihre Gestaltung ist Sache besonderer Feiern. Endlich vermisse ich in dem Bericht eine Angabe über den Stil der Gebärdenhandlung des Domspiels. Gerade das aber halte ich für etwas außerordentlich Wichtiges. Warum verfehlen so viele Symbolhandlungen in der Kirche ihre Wirkung (liturg. Feiern, Krippenspiel, Paradeisspiel usw.), weil sie im Stil der Gebärde — unkirchlich sind. Die symbolkräftige Gebärde der gottesdienstlichen Handlung — über deren Berechtigung evangelischerseits nicht gestritten werden sollte, denn wir besitzen sie ja schon immer (Beten, Segnen u. a. m.) — darf nicht impulsiv-spielend-verschwenderisch-erschöpfend, sondern sie muß bewußt-darstellend-keusch-zurückhaltend-andeutend sein. Sie darf nicht bühnenmäßig, sie muß liturgisch sein. Diese Stilfrage ist von uns noch gar nicht genügend durchdacht und wird vielfach übersehen. Darüber wäre ein gewichtiges Wort bei dem Domspiel zu reden.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um die Richtung festzulegen, in der m. E. kritisiert werden muß. Meine Ausführungen wollen nicht erschöpfend sein, sondern nur fragen und anregen zu weiteren Versuchen, die ich allerdings — aber nur mit aller gebotenen Vorsicht und mit heiligem Ernst und in Gemeinschaft mit liturgisch empfindsamen Menschen — für notwendig und zukunftsreich halte.

Ober-Seemen (Oberhessen) Pfarrer René Wallau.

Die beiden Uraufführungen des „Tod Jesu“ im März 1755.

Von **Walter Lott, Berlin.**

Seit mehr als tausend Jahren ist es Brauch, die Leidenswoche Jesu Christi mit besonderem Ernst und durch kirchliche Feiern zu begehen. Die Formen der Passionsfeiern waren vielfachem Wechsel unterworfen[1]), doch bestand bis zum Jahre 1704 in Deutschland die Norm, die Leidensgeschichte mit den Worten der Evangelisten zur Darstellung zu bringen. Im allgemeinen bildete sich auch die Gewohnheit heraus, am Dienstag die Geschichte des Leidens und Sterbens Jesu nach dem Evangelisten Matthäus und am Karfreitag die nach Johannes dramatisch darzustellen. Dennoch finden sich häufig Abweichungen von diesem Gebrauche.

Im Jahre 1704 aber begibt sich in Deutschland ein wichtiges Ereignis, denn in diesem Jahre entsteht in Hamburg das deutsche Passions-Oratorium, dessen Text nun nicht mehr die Worte der Evangelisten bestreiten, sondern eine freie Dichtung, die sich die Leidensgeschichte zum Vorwurf nimmt. Auch der Aufriß der Passion wird ein anderer, insofern als sie nach dem Vorbild des italienischen Oratoriums gestaltet, der Text gereimt wird und Evangelist und Choräle in Fortfall kommen. Dafür ziehen

---

[1]) Vgl. Lott, Zur Gesch. d. Passionskompos. Archiv f. Musw. 1921, Heft III, S. 285 f.

Digitized by Google

allegorische Figuren in die Passion ein. Der Begründer dieser Form ist Hunold-Menantes, dessen Dichtung „Der Blutige und Sterbende Jesus ..." der Hamburger Opernkomponist Reinhardt Keiser vertonte. Indessen stieß diese theatralische Art auf entschiedenen Widerspruch, und das nächste bedeutende Passions-Oratorium „Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus" des Hamburger Senators Barthold Hinrich Brockes schlug neue Wege ein, indem es an die oratorische Passion[1]) Anschluß suchte und den Evangelisten und die Kirchenlieder wieder einführte. Diese Dichtung, die europäische Berühmtheit erlangte, fand eine große Anzahl Komponisten. Außer dem schon erwähnten Keiser (1712) vertonten das Werk Händel, Mattheson und Telemann (1716), um nur die bedeutendsten zu nennen. Der Brockessche Text, der in seiner theatralischen Aufmachung und mit seinen überspannten, geschraubten und greulichen Vorstellungen von uns als eine Geschmacklosigkeit empfunden wird, war aber in jener Zeit ein direktes Erbauungsbuch geworden, das alle Welt las. Zu diesem Buche griff auch Joh. Seb. Bach, als er seine oratorische Johannes-Passion mit freien Dichtungen durchsetzte.

Gegen die dramatisch aufgerissenen Passionen setzt Ende der zwanziger Jahre eine Reaktion ein, die lyrisches Verweilen und Moralisieren in den Vordergrund stellt. Das bedeutendste Werk dieser Gruppe ist „Das Seelige Erwägen" Georg Philipp Telemanns vom Jahre 1728, ein sentimentalisches Stück, das sich in neun Betrachtungen gliedert. Dieser Text rechnet nur noch mit Solisten und benötigt den Chor allein zur Ausführung der auch von der Gemeinde mitgesungenen Choräle, die in die Betrachtungen eingestreut sind. Indessen wechselte bald der Geschmack. Bleibt auch später die betrachtende Form bestehen, die voraussetzt, daß der Hörer mit dem Inhalt der Leidensgeschichte bereits vertraut ist, so mußte ein dramatischerer Aufriß gesucht und eine Annäherung an den Kirchenstil gesucht werden, wenn sich die Passionskantaten und Oratorien nicht allein auf den Konzertsaal beschränken wollten. Dafür hatte Karl Wilh. Ramler das richtige Gefühl. Auch sein „Tod Jesu" ist derart angelegt, daß die Vertrautheit mit der Leidensgeschichte Voraussetzung ist. Ein Zuschauer der Kreuzigung trägt die Ereignisse vor und läßt den Hörer an seinen Erinnerungen und Empfindungen teilnehmen. Des Bibelwortes bedient er sich nur noch in Zitaten, Evangelist und handelnde Personen fehlen. In den Chören und Chorälen spricht die Gemeinde ihre Anteilnahme aus, aber eine klare Schilderung der Begebenheiten sucht man vergeblich.

Trotz dieser Mängel erlangte der „Tod Jesu" eine Berühmtheit, die er weniger der Dichtung, als der Komposition Karl Heinr. Grauns verdankt, der in Berlin als Kapellmeister Friedrichs des Großen wirkte. Erst die wieder erweckten Passionen Bachs drängten im 19. Jahrhundert dieses Werk in den Hintergrund, das in der Charwoche bis in das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts hinein die meist aufgeführte Passionskomposition war. Graun blieb nicht der einzige Komponist des Ramlerschen Textes, den außer ihm Georg Ph. Telemann, J. Chr. Fr. Bach und der „Kurfürstlich-Mainzische Kapellmeister" Georg Anton Kreusser vertonten. Von diesen Kompositionen erlangte nur die Telemanns weitere Verbreitung, ein Werk, das noch dadurch an Interesse gewinnt, daß es unter merkwürdigen Umständen zu gleicher Zeit mit dem Grauns entstand. Dieser Erscheinung nachzugehen soll hier versucht werden.

Über den Textdichter des „Tod Jesu" liegen eine Anzahl Arbeiten vor, von denen genannt seien: Der „Versuch einer biographischen Skizze Ramlers, nebst einer

[1]) Oratorische Passionen folgen Wort für Wort dem Bibeltext, doch können Choräle und Arien nach Belieben eingeschaltet werden. Der Text ist dramatisch unter Solisten aufgeteilt, die vom Orchester, bezw. Orgel oder Cembalo begleitet werden. Die Volksmenge und die Hohenpriester, die sogen. Turbae, übernimmt der Chor.

Digitized by Google

kurzen Darstellung seines poetischen Charakters" von Th. Heinsius, 1798, eine Abhandlung in Schlichtegrolls Nekrolog 1798, ferner Carl Schüddekopf, „Carl W. Ramler bis zu seiner Verbindung mit Lessing", eine Leipziger Dissertation von 1886 und ein Aufsatz Petrichs in den pommerschen Lebens- und Landesbildern.

Einige biographische Notizen mögen kurz über sein Leben und Wirken orientieren. Ramler wurde 1725 zu Kolberg in Pommern geboren, war 1748 in Berlin Professor der Logik und der schönen Wissenschaften im Kadettenkorps, wurde von Friedrich dem Großen nicht beachtet, dafür aber von Friedrich Wilhelm II. um so mehr ausgezeichnet. Dieser Monarch ernannte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der bildenden Künste und zog ihn auch zur Leitung des Nationaltheaters heran. Doch scheint Ramler sich nicht sonderlich zum Theaterdirektor geeignet zu haben. Nach seinem Abgang wurde Iffland sein Nachfolger. Sein Tod fällt in das Jahr 1798.

Ramler lebte in einer Zeit, die in der Nachbildung des antiken Kunstwerkes ihr Ideal sah. Diese Nachbildung beschränkte sich, unter französischem Einfluß, auf die römische Kunst. Horaz war das Ideal jener Männer. In Ramler tritt uns ein Hauptverfechter der Allegorie entgegen, die seine Dichtungen für uns ungenießbar macht. Indessen ist dieser Dichter für die Entwicklung der deutschen Literatur von bedeutendem Einfluß gewesen. Petrich nennt seine Zeit die Vorstufe der antikklassischen und des deutsch-modernen Geistes, der in der „Iphigenie" Goethes und in „Hermann und Dorothea" seinen Ausdruck fand. Ramler genoß als Dichter großes Ansehen und stand in regem Verkehr mit den bedeutendsten Köpfen seiner Zeit. Er erfreute sich der Achtung eines Kleist, Lessing, Nicolai und Weiße.

Außer dem „Tod Jesu" schrieb er noch eine Reihe anderer Kantaten, von denen „Ino" und „Alexanders Fest" die bekanntesten sind. Den „Ino" vertonte außer C. Ph. E. Bach und G. Ph. Telemann auch der Hofmusikus der Prinzessin Amalia von Preußen, der besonders als Theoretiker geschätzte Kirnberger. Außer als Dichter trat Ramler als Ästhetiker hervor und gab neben ästhetischen Schriften lyrische Gedichte und eine Mythologie mit Radierungen von Bernhard Rode heraus. Erst im letzten Drittel seines Lebens begann er, sich als Kritiker zu betätigen, veröffentlichte aber solch unhaltbare Urteile, daß sein alter Ruhm stark ins Wanken geriet.

Die Idee des Passions-Oratoriums entstammt dem Kopfe der Prinzessin Amalia, von der auch der Entwurf der Disposition herrührt[1]). Am 18. Juni 1754 teilt der Dichter Gleim dem befreundeten Ramler mit, daß die Prinzessin eine geistliche Kantate in Auftrag geben will. Neben Gleim soll Ramler aufgefordert werden; denn „die Frau von Kannenberg", schreibt Gleim, „hat mir gesagt, Sie würden mit mir um die Wette arbeiten[2])." Die Prinzessin hat vielleicht die Absicht gehabt, den Text selbst zu komponieren[3]), scheint aber anderen Sinnes geworden zu sein und Graun, den Kapellmeister ihres Bruders, mit dem Auftrage bedacht zu haben. Ramler wurde neben Gleim aufgefordert und konnte bereits am 29. Juni dem Freunde Gleim nach Halberstadt berichten, daß die Rezitative und die beiden ersten Arien fertig seien. Auf die Rezitative lege er den größten Wert, „weil die

[1]) Vgl. Carl Schüddekopf, Briefwechsel zwischen Gleim und Ramler. Tübingen 1907. Bd. II, S. 121.

[2]) Ebenda S. 111.

[3]) Ebenda S. 115. Es steht fest, daß sie später Teile des T. J. komponiert hat. Der Choral: „Du, dessen Augen flossen" und der Chor: „Sein Odem ist schwach" sind auch im Druck erschienen. Die Annahme Gerbers, daß sie die ganze Kantate komponiert habe, ist sicherlich ein Irrtum. Vor Graun hat sie den Text auf keinen Fall vertont, da sie erst 1758 gründlichen Kompositionsunterricht bei Kirnberger nahm. Auch Curt Sachs wendet sich gegen Gerber. Die Durchsicht des Nachlasses der Prinzessin förderte nichts zu Tage, vgl. Sachs, Hohenzollernjahrb. 1910, S. 184 u. 186; Gerber, Histor.-Biogr. Lex. 1790; Ledebur, Tonkünstler-Lex. Berlins 1861, S. 7.

Digitized by Google

Arien nur für den Musikus, die Rezitative aber für den Poeten sind". Die Arien scheinen ihm aber mehr Kopfzerbrechen gemacht zu haben, als die Rezitative; denn er bittet den Halberstädter Freund, falls ihm die Ariendichtung leichter von der Hand gehe, um die Anfertigung von drei Arien und von einem Duett. In einem Briefe vom 8. Juli antwortet Gleim, daß das bisher Mitgeteilte ihm und Klopstock ungemein gefallen habe. „Beydes, Recitativ und Arien sind schon, ohne Musick, musikalisch, sagt Klopstock. Machen Sie also nur alles allein, ich würde es nicht so gut machen, und wenn ich auch könnte, so wäre ich gewiß itzt nicht dazu aufgelegt . . ." Aus einem vom 13. Juli an Gleim geschriebenen Briefe ist zu ersehen, daß die Dichtung vollendet ist. Am 29. Juli schon berichtet Ramler von der guten Aufnahme des Textes durch die Prinzessin, die ihm ein Geschenk von 100 Talern in Gold überreicht habe, eine Anerkennung, die weltliche Gedichte ihm noch niemals eingetragen hätten. Im Februar 1755 teilt Ramler mit, daß er im Hause des Hofpredigers Sack,[1]) die Musik der Kantate gehört habe. Dabei habe Graun selbst gespielt und den Gesang seiner Tochter begleitet. „Besser ausgedrückt werde ich sie wohl nie wieder hören." Doch von Hamburg sei ihm die überraschende Nachricht zugegangen, daß der Text dort gedruckt sei und der Prediger Zimmermann etwas hinzugedichtet habe[2]). Gleim interessiert sich stark für die Graunsche Komposition und will mit Unterstützung des Domkantors am Karfreitag in Halberstadt eine Aufführung veranstalten. Ramler bemüht sich, das Notenmaterial zu bekommen, um es dem Freunde nach Halberstadt zu schicken. Doch vergeblich. Trotz der Drohung, das Gedicht zurückziehen zu wollen und dem Komponisten seine „unarticulierten Töne zu lassen", wird ihm keine Abschrift der Musik gestattet. „Man hat sie so sorgfältig für dem Abschreiber bewahrt, daß nicht einmal Einer sie gantz hat abschreiben dürfen." Er vertröstet den Freund auf den Karfreitag des kommenden Jahres. Zur Erstaufführung in Berlin werden „Madame Agricola sonst Molteni und ihre Schwester singen nebst zwey gantzen Männern". Erklärend hat Gleim „Kastraten" hinzugesetzt, eine Auffassung, die dem Begriff der „gantzen Männer" aber widerspricht[3]) und durch Zelters Mitteilung widerlegt wird. Nach Schüddekopf[4]) berichtet Zelter nämlich in einer um 1800 gedruckten Notiz, daß der Domorganist Schale die Orgel, C. Ph. E. Bach den Flügel spielte, Konzertmeister Graun die Violinen dirigierte, Agricola den Takt angab und die Tenorpartie sang, und als Bassist ein Sänger namens Wreden fungierte. Dazu treten die genannten Sängerinnen.

Die Berliner Uraufführung fand am Mittwoch, den 26. März 1755 statt[5]). Darüber bringt die Berlinische privilegierte Zeitung, die heutige Vossische Zeitung, eine kurze Notiz. Die Aufführung war in der Domkirche. Aufführende war die „Musikübende Gesellschaft", eine Gründung des Organisten Sack (1749). Die Probe wie die Hauptaufführung waren gut besucht und die Königin selbst war zugegen. Nach Ramlers Mitteilung vom 28. 3. war die Aufführung ein großer Erfolg; Hofprediger Sack sei begeistert gewesen.

[1]) Aug. Friedr. Wilh. Sack, berühmter protest. Kanzelredner. Seit 1740 Hof- u. Domprediger in Berlin, nicht zu verwechseln mit dem Hilfsorganisten Sack vom Berliner Dom.

[2]) Die Betrachtung d. 9. Stunde am Todestage Jesu, komponiert von Telemann.

[3]) Briefwechsel zwischen Gleim und Ramler, Bd. II, S. 189.

[4]) Dissertation von Schüddekopf über K. W. Ramler, S. 41.

[5]) Ein Textbuch der Aufführung ist einer Kopie der Partitur des „Tod Jesu", einem Lederband von 1755 der Amalienbibl. (N 177), jetzt in der Preuß. Staatsbibl., vorangesetzt. Das Titelblatt hat folgenden Text: „Der Tod Jesu, eine Cantate, nach der Composition des Königl. Capellmeisters Herrn Grauns, zum erstenmahl in der Ober-Pfarr- und Domkirche zu Berlin, auf Veranstaltung der Musicübenden Gesellschaft daselbst aufgeführt den 26sten Märtz 1755. Berlin, gedruckt bey Friedr. Wilh. Birnstiel, pr. Buchdr."

Digitized by Google

Aber eine Woche vor der Uraufführung Grauns fand die, des „Tod Jesu" von Telemann statt, und zwar am Mittwoch, den 19. März 1755 im Drillhause zu Hamburg[1]). Die Hamburgische Korrespondenz von 1755 Nr. 43 kündigt zwei Passions-Oratorien an, „deren Poesien überaus rührend und erbaulich sind und die zu einer besonderen Art von Musik Anlaß geben. Um 1/2 5 Uhr wird angefangen, damit man noch vor der Nacht endigen werde. Der Eingang kostet 1 Mark. Billets und Bücher sind beym Musik-Director Telemann zu haben". In Nr. 44 des Korrespondenzblattes ist eine Besprechung des bei J. G. Piscator u. Sohn gedruckten Textes, des „Tod Jesu" und der „Betrachtung der neunten Stunde", zu finden. Beider Dichter werden hier nicht genannt. Doch ergibt sich aus den Ausführungen, daß es sich bei der Aufführung vom 19. März um die Telemannschen Kompositionen dieser Dichtungen gehandelt hat. Im nächsten Jahre, am 18. März, wird die Aufführung „mittelst verschiedener Zusätze und Änderungen" wiederholt. Am 29. März aber führt Telemann Grauns Komposition auf. Wenn die Zeit langt, will er die „Betrachtuug der 9. Stunde" folgen lassen. Um dieselbe Zeit und zwar am 11. und 16. April 1756 fand die Aufführung der Telemannschen Komposition in der Petrikirche in Berlin statt[2]). Doch soll die Musik besser komponiert als „exekutiert" worden sein.

Ungeklärt aber ist bis heute, wie die Ramlersche Dichtung nach Hamburg gekommen ist. Dafür gibt es zwei Möglichkeiten: Einmal könnte man annehmen, daß Graun selbst den Hamburger Komponisten Telemann sowohl mit der Dichtung des „Tod Jesu", wie mit seiner Vertonung bekannt gemacht hat. Denn gerade in diesen Jahren stand Graun mit Telemann in regem Briefwechsel, wovon noch Bruchstücke in der Berliner Staatsbibliothek aufbewahrt werden[3]). Möglich ist aber auch, daß Telemann von anderer Seite in den Besitz des Textes gelangt ist und Graun davon Mitteilung gemacht hat. Darauf könnte die Vorsicht Grauns bei Anfertigung der Kopien hindeuten. Aus der gleichen Anlage mancher Stellen muß geschlossen werden, daß beide von einander einige Kenntnis gehabt haben.

Einige Gedanken und Winke zu wichtigen gottesdienstlichen, liturgischen und kirchenmusikalischen Fragen.

(Vgl. Jahrg. 28, S. 11.)

Von **Georg Krause**, Pfarrer zu St. Kiliani, **Höxter.**

Wie ziehen wir die Gemeindeglieder in die Kirche, zu den Gottesdiensten? Diese Fragen werden in neuerer Zeit immer wieder aufgeworfen. Fast allgemein wird ein Zurücktreten der Predigt gefordert, die vielerorts fast zur Alleinherrschaft gekommen sei. Es ist bei dieser Forderung allerdings nicht zu übersehen, daß diese Vorherrschaft des durch Predigt und Ansprache verkündigten Wortes oft durch die Gemeinden selbst hervorgerufen ist und daß besonders innerlich lebendige Gemeinden vielfach nur diese Art der Wortverkündigung wünschen. Man denke an die Gemeinden im Siegerland und Wuppertal, auch in anderen Gegenden unseres Vaterlandes, die am liebsten im Gottesdienst nur Schriftverlesung, Predigt, Gebet und einige Liederverse haben möchten. Mag diese Ansicht in neuerer Zeit sich in etwas geändert haben, im Großen und Ganzen besteht sie in weiten Schichten der angeführten Kreise bis auf den heutigen Tag, und die so denken, sind nicht die Schlechtesten. Es gibt viele ernste lebendige Christen, denen — ich möchte sagen — jedes liturgische Verständnis fehlt, ja, die

[1]) Die Annahmen Karl v. Winterfelds in „Der ev. Kirchengesang" Tl. III, S. 229, sind nicht zutreffend.

[2]) Vgl. Schüddekopf, Briefwechsel Bd. II, S. 238.

[3]) Abdruck durch Max Schneider im 28. Bd. I. Folge der Denkm. dtsch. Tonkunst.

Digitized by Google

Gottesdienste mit ausgebauter Liturgie vermeiden und nur die schmucklosen Nebengottesdienste und Bibelstunden besuchen, bezw. erst nach der Liturgie im Gottesdienst erscheinen. Solchen Leuten ist ein liturgischer Gottesdienst, womöglich ohne Ansprache, ein Unding.

Auf der andern Seite stehen diejenigen, welche solche liturgische Gottesdienste als Gegengewicht gegen die „Predigt"-Gottesdienste fordern, um solche Leute in die Kirche zu ziehen, die sich durch die Vorherrschaft der Predigt abgestoßen fühlen und mehr selbsttätig im Gottesdienst sein möchten; oder man rät zu einer reicheren liturgischen Ausgestaltung des Predigtgottesdienstes, wodurch die Predigt dann schon an und für sich zurücktreten müsse (Hochkirchl. Bewegung, Jugendgottesdienste). Es will mir sehr zweifelhaft erscheinen, ob man durch „liturgische" Mittel Menschen zu treuen Gottesdienstbesuchern machen wird, die sonst keinen Zug zum Gotteshause haben. Auch das „anbetende Schweigen", dieser jetzt so viel als Höhepunkt des Gottesdienstes gepriesene und umkämpfte Begriff, scheint mir nicht das zu erreichen, was von seinen Verteidigern gehofft und behauptet wird. Zu den liturgischen Gottesdiensten kommen, abgesehen von Festtagen, nur solche, die auch treue Besucher der Predigtgottesdienste sind, und für ein wahres anbetendes Schweigen muß eine Gemeinde erst erzogen werden, und das dauert lange Zeit, wenn es überhaupt in großen Versammlungen je zu erreichen sein wird.

Man lasse sich auch nicht täuschen durch den Hang der Jugend nach liturgischen Andachten, nach Jugendgottesdiensten überhaupt. Gewiß, es ist etwas Herrliches und Köstliches darin, das ist nicht zu bezweifeln, daß die Jugend sich zu besonderen Gottesdiensten zusammenschließt, und mancher Segen mag von ihnen ausgehen, wenn ein Mann, der die Jugend kennt und dem die Jugend vertraut, dabei Gottes Wort verkündigt. Aber ob der Erfolg so groß ist, wie es von manchen Seiten hingestellt wird! — Eine Erinnerung!

Es war ein wunderliebliches Bild: die uralte Kirche ein Maienwald, zu den Seiten des Altars 60 bunte Fahnen und Wimpel gehalten von ihren Trägern, die weiten Hallen dicht gefüllt von mehr als 1500 blühenden jungen Menschenkindern in ihren farbenprächtigen Festkleidern. Ein junger Meister an der Orgel, zwei köstliche Geigenstimmen in wunderbarem Wohlklang, ein Chor der schönsten Stimmen, ausgewählt aus etaw 2000, der vollendet schön die alten Weisen sang, und dann der gemeinsame Gesang, der jauchzend die Kirche durchbrauste. — Wundervoll! Nun kam das anbetende Schweigen. War es der Höhepunkt? Ich beobachtete die lieben jungen Menschenkinder in meiner Nähe. Ja, einige wenige standen in sich versunken da, aber die meisten wußten nicht, was tun. Schauten ratlos, neugierig umher. — Und wenn solche Gottesdienste sich wiederholen? Regelmäßig. Nicht nur alle Jahre, nicht nur bei besonderen Gelegenheiten, sondern alle 14 Tage, ja nur alle 4 Wochen! Ob dann die Jugend kommen wird, selbst wenn — eine ungeheure Leistung — jedesmal die Feier nach neuen Gesichtspunkten geordnet, mit neuen Mitteln geschmückt wurde? Der Reiz des Neuen würde vergehen, und was würde bleiben?

An wirklichen liturgischen Formen werden nur gottesdienstlich erzogene Gemeindeglieder ihre Freude haben; ja, rein liturgische Gottesdienste sind möglich nur in idealen Gemeinden (Österley). Aber man versuche doch, den Gemeinden in dieser Weise Abwechselung zu bieten! Man veranstalte liturgisch reich ausgestattete Gottesdienste mit kurzer Ansprache, versuche es auch einmal ohne Ansprache. Ich selbst habe dies einige Male getan und, darf wohl sagen, nicht ohne Erfolg. Doch macht die Zusammenstellung eines solchen Gottesdienstes eher mehr Arbeit, als wenn ein auch noch so kurzes freies Wort eingeschoben wird. Denn nun muß alles, was gesagt werden soll, durch Schriftstellen, Lieder und Gebete gesagt werden.

Digitized by Google

Man denke bei liturgischen Gottesdiensten nur ja nicht, wie es leicht geschieht, an einen großen Apparat (Chor usw.). Ich gebe unten ein paar Ordnungen für einfachste Verhältnisse, die beiden Ordnungen der Sonntagsvesper und Wochenbetstunde, die seit alter Zeit in unserer Gemeinde im Brauche sind. In solchen Gottesdiensten lassen sich die Schätze unserer Alten heben. Freilich muß der Liturg einigermaßen gesangbegabt sein, für den Chor genügen aber Schulkinder, die Gemeinde lernt auch bald die Responsorien, und so können diese schönen alten Ordnungen auch im kleinsten Dörflein zum Leben erweckt werden. Je länger ich diese Ordnungen benutze, um so mehr habe ich die Empfindung, daß in ihnen tatsächlich zu einem Höhepunkte der Anbetung im Vaterunser geführt wird, wie Heiler es neuerdings betont. Und das scheint mir mehr wert, als das anbetende Schweigen, da bei letzterem wohl mehr unbeteiligte Herzen im Gotteshause sein werden, als wenn nach rechter Vorbereitung feierlich das V. U. vom Liturgen gebetet wird unter dreimaligem Anschlagen der Betglocke. Man vergleiche unten die Ordnung der Sonntagsvesper und urteile selbst: Ein Psalm hat die Feier eingeleitet. Das Gemeindelied hat zur Ansprache (an den Altarstufen) geführt. Während eines Liederverses schreitet der Liturg zum Altar. In alter Weise ertönt es: „Mein Gebet müsse vor dir taugen wie ein Rauchopfer." Der Chor respondiert: „Meiner Hände Aufheben wie ein Abendopfer." Dann singt Liturg und Gemeinde im Wechsel Simeons Lobgesang. Der Lobgesang der Anbetung verhallt: „Kyrie eleison, Christe eleison, Kyrie eleison" erklingt es bittend. Dann fällt alles auf die Knie, die Betglocke schlägt an und feierlich wird das V. U. vom Liturgen gebetet. Das ist sicherlich der Höhepunkt des Gottesdienstes. Das ist feierliche Anbetung. Da ist alles hingeführt auf das Gebet, alles andere wird still: „Alles in uns schweige und sich innigst vor ihm beuge." — In ähnlicher Weise bei der unten mitgeteilten Wochenbetstunde das V. U. nach dem eigenartigen wundervollen Kyrie. Man versuche es! — —

Ein vorzügliches Mittel aber, um auch der Kirche entwöhnte Menschen wieder in die Kirche zu bekommen und mit Gottes Wort in zunächst leichte Berührung zu bringen, bietet uns die Musica sacra. Man hat dies ja erkannt und überall redet man von „Volkskirchenkonzerten" und veranstaltet sie dankenswerter Weise und bringt so Ungezählten gesungenes Evangelium. (Die gesegnete Tätigkeit der Kurrende ist hier absichtlich bei Seite gelassen.)

„Volkskirchenkonzert." Das Wort gefällt mir nicht, denn die Kirche ist kein Konzertsaal. Man hat das auch empfunden und sagt lieber: Geistl. Musikaufführung, Geistl. Abendmusik, Musikalische Feierstunde. Warum betont man aber nicht mehr den gottesdienstlichen Charakter und sagt etwa „Musikalische Vesper"? Denn es soll doch ein heiliges Musizieren sein zu Gottes Lob und den Hörern zum Segen: Bibel u. Gesangbuch mit Lob und Dank, mit Beugung und Anbetung, mit ernsten Buß- und gewaltigen Trostworten werden da doch lebendig und wirken auf die Menschenherzen.

Doch ein Bedenken wird oft laut: „Ja, das kann man wohl in großen Städten, aber in kleinen Gemeinden geht das nicht." Gewiß, wenn man z. B. die sicherlich dankenswerte Programmsammlung von Richter ansieht, dann muß manchem der Mut entschwinden. Aber müssen es denn immer gleich Bachsche Kantaten sein mit Orchester, berühmten, gottbegnadeten Sangesgrößen, vollendet gebildeten Chören? Man sehe doch einmal die zur Verfügung stehenden Kräfte an, hole einige Freunde dazu und versuche einmal eine „Musikalische Vesper" zustande zu bringen. Ein Männer-Gesangverein ist fast überall, der auf eine freundliche Bitte hin gern ein schlichtes passendes Lied (das er selbstverständlich nicht etwa selbst wählen darf, denn es muß möglichst streng in die Vortragsfolge hineinpassen) singen wird. Die Schulkinder mit ihren hellen Stimmen mögen mitwirken. Ein paar einfache aber gediegene Orgelsätze, ein

Digitized by Google

paar schlichte Geigenstücke (die alten Meister bieten so Schlichtes und doch dabei so Schönes, Edles!). Vielleicht ist auch eine zwar ungeschulte aber gesunde gute Solostimme da, die ein einfaches Lied vortragen kann, und vor allem vergesse man an geeigneten Stellen den Gemeindegesang nicht, denn dadurch kommt der gottesdienstliche Charakter besonders klar zum Ausdruck. Man gebe der ganzen Veranstaltung einen Leitgedanken (ein Bibelwort oder ähnliches) und führe diesen gut durch. Diese „Musikalischen Vespern" kann man in den einfachsten Verhältnissen veranstalten, und die Gemeinden sind dafür dankbar. Als ich in meiner früheren Landgemeinde in der Uckermark das erste derartige „Konzert" veranstaltete, kamen die Leute von weit und breit zu Fuß, zu Rad und Wagen, die Kirche war überfüllt und die Filialgemeinde konnte kaum die Zeit erwarten, bis sie auch ihr „Konzert" hatte. Und es blieb bei dem guten Besuch, ja wir wurden in die Nachbargemeinden gebeten und es entstand auf unsere Anregung hin in Stadt und Land neues kirchenmusikalisches Leben. Schon ehe ich dorthin kam, hatten drei Pfarrerfamilien: Krüger in Kublank, Hörich in Göhren und Meyer in Hinrichshagen (die ich, falls diese Zeilen ihnen zu Gesichte kommen, herzlich grüße!) in dieser Weise die Kirchenmusik auf dem Lande gepflegt. Zu ihnen kam ich als Vierter und nun haben wir neun Jahre hindurch unsern Gemeinden in unsern Landkirchen die Schätze der Musica sacra alter und neuer Zeit dargeboten. Hier in Höxter werden wir in diesen Tagen die 12. musikalische Vesper veranstalten. Noch ein Rat! Man nehme nie Eintrittsgeld! Es soll ein Gottesdienst sein, also muß jeder kommen können. Etwaige Unkosten werden durch freiwillige Sammlungen beim Ausgang nach meiner Erfahrung stets reichlich gedeckt.

Und wie diese Veranstaltungen wirken? Einer meiner Freunde kam zu einer schwer Leidenden. Da sagte sie zu ihm: „Ach lieber Herr Pastor, ich mußte jetzt immer denken, wie Ihre liebe Frau neulich in der Kirche gesungen hat: Mein gläubiges Herze, frohlocke, sing', scherze, dein Jesus ist nah. Daran mußte ich immer denken: mein Jesus ist nah, und das hat mich getröstet." — Gesungenes Evangelium! — Unten gebe ich noch einige Vortragsfolgen. Früher konnten wir die ganzen Texte drucken lassen und gaben sie unentgeltlich jedem Besucher in die Hand; jetzt ist das alles unmöglich und wir geben die Vorträge durch Aushang in den Schaufenstern und Ansagen (Br. Plath, auch ein Nötlein, aber nicht zu ändern. Herzl. Gruß!) bekannt. Es muß gehen und geht. Unsere letzte Weihnachtsvesper hatten wir in fast dunkler Kirche. Nur das Orgelchor war hell erleuchtet, unten brannten außer zwei bis drei Lampen an den Eingängen nur die beiden herrlichen Weihnachtsbäume am Altar. Und durch die alten Hallen zogen die Klänge der süßen alten und neuen Weihnachtslieder. — Zu sieben oder acht ziehen wir auch, immer wieder gern eingeladen, in die Umgegend zu den ganz kleinen evangelischen Diaspora-Gemeinden, um auch ihnen die herrlichen Kleinodien zu bringen. — Mögen es nun auch viele andere versuchen. Es liegt viel Freude und Segen darinnen für Hörer und Veranstaltende. —

Lit. Andacht zur Jahresschlußfeier:

Gem. Das Jahr geht still zu Ende ....
Warum es so viel Leiden ...
Daß nicht vergessen werde ...
P. Eingangsspruch
Gem. Ehre sei dem Vater ...
P. Gebet. Der Herr sei mit euch
Gem. Und mit deinem Geiste
P. Psalm 90 1–12

Lit. Andacht am Karfreitag nachm.

Gem. Seele, geh auf Golgatha ...
Schaue doch das Jammerbild ...
O Lamm Gottes ohne Schuld ...
P. Eingangsspruch
Ehre sei dem Vater ...
Sündenbekenntnis
Gem. Nun was Du, Herr, erduldet
P. Gnadenverkündigung
Psalm 22 1–20

Digitized by Google

Gem. Ist Gott für mich . . .
Nun weiß und glaub ich feste
P. Psalm 73 23—26
Gem. So nimm denn meine Hände . . .
Wenn ich auch gleich nichts fühle . .
P. Psalm 23
Gem. Lobe den Herren, den mächtigen
" " ", der alles so herrlich
" " ", was in mir ist
P. 1. Sam. 7 12
Gem. Bis hieher hat mich Gott gebracht
P. 1. Mose 32 9—10
Gem. Herr, der du mir das Leben
P. Psalm 51 3—5, 12—14
Gem. Herr, klopf in Gnaden bei mir an
P. Römer 8 31—39
Gem. Mir ist Erbarmung
P. Jesaja 40 28—31
Gem. Nun laßt uns gehn und treten
Wir gehn dahin und wandern
P. Psalm 90 13—17
Gem. Sprich deinen milden Segen . . .
Und endlich, was das meiste
Ansprache
Gem. Hilf du uns durch die Zeiten
P. Gebet. V. U.
Segen
Gem. Nun danket alle Gott[1])

Gem. Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken
O Herr, mein Heil, an dessen Blut
P. Jesaja 53 [ich glaube
Gem. Ein Lämmlein geht . . .
P. Matth. 27 27—30
Gem. O Haupt, voll Blut und Wunden
P. Matth. 27 31—44
Gem. O Lamm Gottes, unschuldig
P. Lukas 23 33—34
Gem. Ich bete an die Macht der Liebe
P. Lukas 23 39—43
Gem. Laßt mich gehn . . .
Paradies
P. Joh. 19 25—27
Gem. O Jesu, daß dein Name bliebe
P. Matth. 27 45—46
Gem. Ich will hier bei dir stehen
P. Joh. 19 28
Gem. Erkenne mich, mein Hüter
P. Joh. 19 29—30
Gem. Ich danke dir von Herzen
P. Lukas 23 44—46
Gem. Wenn ich einmal soll scheiden
P. Matth. 27 51—66
Gem. Liebe, die sich tot gekränket
P. Spruch. Gebet. V. U. Segen
Gem. Erscheine mir zum Schilde[1])

„Schweigende Andacht" im öffentlichen Gottesdienst.

Ich habe nicht gelesen, daß sich ein Laie irgendwo zu dieser jetzt an manchen Kirchen eingeführten Neuerung geäußert hat, und doch erscheint es mir fast wichtiger, über eine solche Frage die Gemeindeglieder, die nur zu leicht als Objekte des Gottesdienstes und seiner Formen betrachtet werden, zu hören als die Geistlichen und theologischen Theoretiker. Als ich vor etwa einem Vierteljahr das stille gemeinsame Gebet im Gottesdienste kennen lernte, verfehlte diese Neuerung zuerst ihren feierlichen Eindruck nicht. Aber bei den regelmäßigen Wiederholungen ist dieser Eindruck einem peinlichen Gefühl gewichen. Nach mir selbst zu urteilen und vielleicht noch mehr, wenn ich mich in die Seele so manches Kirchenbesuchers versetze, der mir gegenüber sitzt, verfehlt sie ihren Zweck. Das Kommando „Helm ab zum Gebet" hat, obwohl es beim Friedens-Soldaten manchem Mißbrauch ausgesetzt war, bei mir und sicher bei Vielen feierliche Gebetsstimmung erzeugt, wenn es im Wachtdienst oder im Biwak beim „Zapfenstreich" gegeben wurde. Jeden Sonntag in der Kirche eine ähnliche Aufforderung zu vernehmen, will mir nicht in den Sinn. In unsrer Gemeinde erfolgt sie, nachdem der Geistliche unter dem Schlußgesang die Kanzel mit dem Platz vorm Altar vertauscht hat. Darauf folgt das große Kirchengebet, dann das Vaterunser. Ist das nicht etwas viel, wenn man bedenkt, daß auch der vorhergehende Gesang ein gemeinsames Gebet sein soll und daß während der Liturgien, beim Eintritt und dem Verlassen des Gotteshauses noch Gelegenheit genug zum stillen Gebet ist? Ich gehe nicht soweit, mit Rücksicht auf das gegen pharisäischen Mißbrauch gerichtete Herrnwort „Wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein" gegen das stille Gebet im Gottesdienste aufzurufen, immerhin spricht es sicher nicht für die hier behandelte Gebetsform. Meinem Gefühl nach — andere mögen anders urteilen — sollte man sie nur in besonderen Fällen, z. B. etwa am Buß- und Bettag anwenden.

Göttingen. Dr. W. Ruprecht.

[1]) Für einfachste Verhältnisse, wo die alten Melodien nicht bekannt sind.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Die nachträglich erst eingetroffenen Anmerkungen zu dem Schlusse des Aufsatzes von Plaß konnten der vorgeschrittenen Fertigstellung dieser Doppelnummer wegen nicht mehr am Fuße der betr. Seiten untergebracht werden, sondern folgen nachstehend:

[1]) Schiebt man alte polnphone Tonsätze als nicht maßgebend beiseite, so könnte man bei Zählung nach Halben auch die 2. bis 5. Note als zwei Triolen und die Halben am Anfang und Schluß als gemessene Fermaten, d. i. in neuerer Schreibweise als $^2/_2$

auffassen, aber die Ausführung würde dadurch nicht leichter, auch nicht schöner oder kirchlicher.

[2]) H. J. Mosers Zählung nach der Riemann-Fuchsschen Methode, den bunten Wechsel mit viererlei „umsetzenden" und mehreren unvollständigen Takten (Bach-Jahrbuch 1917, S. 73—74), kann man, von der Frage ihrer Berechtigung abgesehen, den Laien, den Gemeinden, niemals zumuten. Überhaupt ist es gar nicht notwendig, auch nicht möglich, alle in den Liedern vorkommenden zufälligen Schwankungen im Wechsel des Haupt- und Nebenakzents durch die Taktstriche anzuzeigen.

[3]) Das Urteil steht nicht allein. Weiter noch in der Ablehnung geht z. B. Karl Balthasar in Nr. 33 der Zeitschr. „Die Musik", 3. Jahrg. 1922, S. 545: er fordert „eine gründliche Revision" der Konferenz-Vorlage, auch vornehmlich aus Rücksicht auf die Gemeinden. In mehreren Einzelfragen treffen wir zusammen. Bezüglich der anwendbaren Taktarten bewegt er sich noch in zu engen Bahnen. Der Orgelcharakter darf für den Gesang nicht maßgebend sein. Dem Ruhezeichen traut er zu viel Gutes zu. Die „Gemütswerte je nach dem Inhalt des Textes und den Interpunktionszeichen" kann ein feinfühliger Kantor und Organist beachten, auch ohne daß Ruhezeichen dastehen. Solche Feinheiten gibt es viele, nicht bloß am Ende, sondern auch innerhalb der Zeilen, wo man doch nicht überall Ruhezeichen setzen kann; und es gibt andere Schattierungen, die man überhaupt nicht durch das Ruhezeichen ausdrücken kann. Den Unterschied zwischen Nord und Süd schätzt B. wohl zu groß ein. Die lebhafteren Rhythmen, soweit sie eben volkstümlicher Art sind, können auch die Norddeutschen singen und singen sie gerne, und die unvolkstümlichen werden auch in Süddeutschland, auch in Bayern, schwer erfaßt und schlecht ausgeführt. Das bestätigte mir aus seiner Erfahrung auch Phil. Wolfrum, der zuerst Referent der fünf Fachleute war, aber leider schon im Sept. 1918 wegen seiner Erkrankung die Teilnahme an den Sitzungen aufgeben mußte. Seine Anschauungen deckten sich, wie er mir schrieb, in allen wesentlichen Punkten mit denen meines Buches; besonders betonte er die Notwendigkeit, die Liedform den Gemeinden wieder zum Bewußtsein zu bringen. Andere Sachkundige sind schon gelegentlich in der Besprechung angeführt.

Das dritte offizielle Reger-Fest der Max Reger-Gesellschaft, das unter Leitung von Fritz Busch in Dresden stattfinden wird, muß aus technischen Gründen auf November verschoben werden.

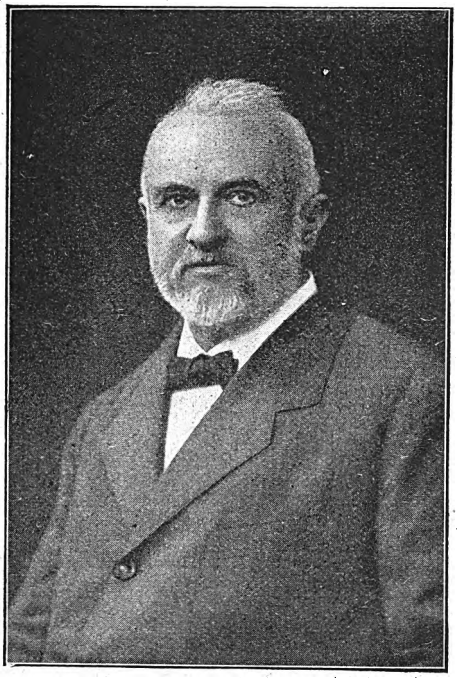
Das 12. Bach-Fest in Stuttgart findet, mit achttägiger Verschiebung, vom 12. bis 14. Juli statt. Geboten werden u. a.: Die Matthäuspassion (ohne Strich), das Magnifikat, die Kantaten Christ lag in Todesbanden und Nun ist das Heil, weltliche Kantaten, Orchester- und Kammermusiken.

Um auf immer erneute Anfragen Bescheid zu geben, wird hier mitgeteilt, daß die seit vielen Jahren vergriffenen, auch antiquarisch nicht mehr erhältlichen Kirchenbücher (Bd. I u. II) sowie die Handagende von Smend demnächst in neuen verbesserten Auflagen bei C. Bertelsmann in Gütersloh erscheinen werden.

Zum Gesangbuch-Jubiläum beabsichtigt die Fürstliche Bibliothek zu Wernigerode, die bekanntlich die größte Gesangbuchsammlung der Welt besitzt, eine Ausstellung aus ihren eigenen Schätzen zu veranstalten. Die Ausstellung soll einen kurzen Überblick über die Geschichte des evangelischen Gesangbuches von 1524—1924 geben. Neben dem Wittenberger Achtliederbuch von 1524 werden u. a. das ebenfalls nur in wenigen Exemplaren erhaltene große Straßburger Gesangbuch von 1560, die grundlegenden pietistischen Gesangbücher und die ältesten Gesangbücher der fremden Nationen, denen von Deutschland aus das Evangelium und mit ihm das evangelische Kirchenlied gebracht wurde, im Originaldruck ausgestellt. Endlich sollen eine Reihe vorbildlich ausgestatteter Gesangbücher der jüngsten Vergangenheit das Gegenwartsinteresse an dem Gesangbuch überhaupt und an seiner würdigen Ausstattung fördern helfen.

Die Ausstellung wird in der Woche vor und nach dem Sonntag Kantate, an dem in allen evangelischen Kirchen des Gesangbuches gedacht wird, also vom 3. bis 17. und 19. bis 24. Mai, vormittags von 9—1 Uhr, nachmittags — außer Sonnabends — von 2—4 Uhr geöffnet sein.

Digitized by Google



Friedrich Spitta vor 1918
(Ende der Straßburger Zeit).

Begräbnisfeier in der Friedhofskapelle zu Göttingen am 11. Juni 1924

für

Friedrich Spitta

geb. 10. Januar 1852,
gest. 7. Juni 1924.

Harmoniumspiel: Schlußchor aus den Exsequien von H. Schütz.

Chor: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und hat dem Tod seine Macht genommen, und Leben und unvergänglich Wesen hat er an das Licht gebracht. Drum werde ich schauen sein Antlitz, ich werde ihn schauen in Gerechtigkeit, und will satt werden an seinem Bilde, wenn ich erwache. — Christus der ist mein Leben usw. (Text nach Friedrich Spitta; Johann Michael Bach, Sammlg. geistl. Musik Nr. 2.)

Geistlicher[1]): „Nun hab ich überwunden Kreuz, Leiden, Angst und Not" — „Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ; das, was mich singen machet, ist, was im Himmel ist."

[1]) Prof. D. Smend von Münster i. W.

Digitized by Google

Wohl dir, du Kind der Treue;
du hast und trägst davon
mit Ruhm- und Dankgeschreie
den Sieg, die Ehrenkron.

Gott selbst gibt dir die Palmen
in deine rechte Hand,
und du singst Freudenpsalmen
dem, der dein Leid gewandt.

Gnade und Friede von Gott, unserm Vater, und unserm Herrn Jesu Christ sei mit euch allen, Amen.

1. Kor. 15, 10: Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe mehr gearbeitet denn sie alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.

Leidtragende Freunde! Am liebsten spräche ich in diesem Augenblick nicht, sondern ließe ihn, den selig Vollendeten, selbst noch einmal zu uns reden, mit eigenen Worten, etwa aus seinen Predigten, Schriften oder Briefen. Aber so will ers nicht. Wir sollen uns an seiner Bahre gründen auf Gottes heiliges Wort. Und so wähle ich zur Weihe dieser Stunde das Selbstzeugnis des Paulus, das ihr gehört, so stolz und demütig zugleich, um es anzuwenden auf unsern lieben Entschlafenen.

Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin. Wie reich begnadet ist dies jetzt abgeschlossene Leben gewesen — von der Kinderstube an im unvergeßlichen Vaterhause bis hin zum eigenen Heim, darin er mit seiner treuen Gefährtin eigene Kinder aufzog; von den Kathedern seiner gefeierten Lehrer Hofmann, Zezschwitz, Tholuck, Herzog, bis hin zu seinen eigenen Lehrkanzeln in Bonn-Oberkassel, Straßburg, Göttingen. Wie viele Menschen gab ihm Gott, alte und junge, Männer, Frauen und Kinder. Wie oft mag sein Name von alten und jungen Lippen mit Danksagung vor Gott ausgesprochen worden sein!

Gott gab ihm eine eiserne Gesundheit, auch das ist Gnade, — eine Gesundheit, die in hundert Stürmen Stand gehalten hat, und die es ihm ermöglichte, an Lebenslänge den Vater und die meisten seiner Geschwister weit hinter sich zu lassen. Gott gab ihm eine nicht minder eiserne Willenskraft, einen bohrenden Verstand, ein reiches Gemüt, die lebhafteste künstlerische Phantasie und, was mehr heißen will, ein tief frommes Herz und eine ernste, keusche Seele. Wahrlich, eine Fülle von Gnade war über dies Leben ausgebreitet.

Zwar hat es auch an Herzeleid und Kummer nie gefehlt. Vielleicht hat seine zart besaitete Natur manches schwerer genommen und bitterer empfunden, was ein Anderer auf die leichte Schulter genommen oder schnell von sich abgeschüttelt hätte. Aber auch schwerste Heimsuchung ist ihm nicht erspart geblieben. Wir denken jetzt nur an den frühen Hingang seines geliebten Ältesten und dann nur sogleich an das Schwerste, an den Zusammenbruch des Vaterlandes, den Verlust seines und unseres Straßburg und an die Qualen und Nöte dieser seiner letzten Jahre. Allein auch all die Bitterkeit ist ihm Gnade Gottes geworden. Es war ihm rechter Ernst mit dem Bekenntnis: Wenn du mich demütigst, so machst du mich groß. Auch unter dem Kreuz hat er alle Zeit die Gnade Gottes gepriesen.

Wir dürfen keinen Heiligen aus ihm machen; es würde ihn empört haben. Wir haben auch Schwachheit an ihm gesehen, Schwachheit an diesem

Digitized by Google

leidenschaftlichen, vulkanisch erregbaren und so tief empfindsamen Manne. Oft habe ich im Blick auf ihn an das Wort Lessings über Dr. Luther denken müssen: Es war mir gut, auch Fehler an ihm zu entdecken; denn ich stand in Gefahr, ihn schlechthin zu vergöttern. — Solche Gefahr hat auch hier gelegentlich bestanden. Dann tat uns Gott die Augen auf für das, was menschlich an ihm war. Aber ach, wie oft mögen wir seiner zartfühlenden Seele und seinem liebebedürftigen Herzen das Verständnis und die Rücksicht schuldig geblieben sein, auf die er Anspruch hatte. Ich selbst schließe mich seufzend mit ein in den Kreis derer, die an diesem Sarge bekennen: Wir haben dich nie lieb genug gehabt, nie herzlich genug getragen, nie selbstlos genug dir angehangen. Aber dann trösten wir uns derselben Gottesgnade, die sein einziger Halt und Hort gewesen ist im Leben und im Sterben.

Seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen. Ist das schon zur Genüge klar gestellt, so will ich es jetzt noch nach einer besonderen Seite hin ins Licht rücken. Die ihm widerfahrene Gnade Gottes ist auch an uns nicht vergeblich gewesen, sondern wirksam und fruchtbar geworden. Wie viele von uns haben in der ersten Begegnung mit ihm ihre Schicksalsstunde erlebt und einen Heilstag. Wie hat er es verstanden, uns die Texte der Schrift lebendig zu machen, das hinter den Texten stehende Leben spürbar zu machen, uns durch dies göttliche Leben lebendig zu machen. War er doch eine geborene Führernatur. Was macht denn zum Führer tüchtig? Zweierlei, nicht wahr: eine überlegene Persönlichkeit, und die war er; und eine herzliche Bemühung und Bekümmerung um Andere, Kleinere, Schwächere, noch der Entwicklung Bedürftige, und das war seine Freude. Was machte denn gerade ihn zum Führer? Einmal die ausgesprochene Feierlichkeit seines Wesens, die so ungesucht und ungemacht, durch und durch echt und natürlich war. Auch den Gedankenlosen wußte er zu erschüttern und den Leichtfertigen zur Ehrfurcht zu zwingen vor dem, was heilig ist. Dazu aber kam eine Flut und Glut der Liebe, die immer und immer wieder Zaghafte ermutigt, Zweifelnde zurecht gebracht, Irrende geleitet, junges Leben herzlich gefördert hat. Ich bin gewiß, daß Viele an seinem Sarge mit mir ausrufen werden: „Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter!“ (2. Kön. 2.)

Ich habe mehr gearbeitet denn sie alle. Wir merken es, wie das zum Leben, zur Lebenstat des Heimgegangenen paßt. Er hat sich nicht mit Anderen verglichen; dieser Maßstab galt für ihn nicht. Aber was hat der Unermüdliche vor sich gebracht! Wer überblickt die Menge und die Mannigfaltigkeit auch nur seiner schriftstellerischen Schöpfungen. Wie vieles mag fast vollendet oder unvollendet hinter ihm bleiben. Ich glaube nicht, daß einer der theolog. Zeitgenossen sich messen kann an der Fülle dieser Leistungen. Und er, der rastlos Wirkende, fand die Zeit, nicht nur zu völliger Hingabe an seine Studenten, zur Freundschaft, zu allerlei Briefverkehr, sondern auch dafür, einen Arnold Mendelssohn immer neu für den Dienst an Kirche und Gemeinde zu begeistern, unsern Heinrich von Herzogenberg, den fast Gebrochenen, zu großen und größten Werken aufzurufen. Er hat es vermocht, so beiläufig die Schützgemeinde über ganze Erdteile auszudehnen, eines Friedrich Mergner köstliche Gaben aus der Verborgenheit ans Licht zu ziehen und sie zum Ge-

Digitized by Google

meingut für Tausende zu machen. Und wer zählt sie, die alten und jungen Freunde in Rheinland und Westfalen, im ehemaligen Reichslande und in der Schweiz, hier in seiner engeren Heimat, in allen deutschen Gauen und weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, die ständig an seinem Leben Teil hatten, es segnend und fürbittend begleiteten? Fürwahr, er hat nicht vergeblich geschafft.

So war die Arbeit sein Leben, und der letzte Schmerz hienieden die Empfindung, nicht mehr zusammenhängend arbeiten zu können. Dennoch sind Mühe und Arbeit nicht das Köstlichste in seinem Leben gewesen. Nein, das Köstlichste war sein Stillewerden, sein Feiern vor Gott und mit der glaubenden Gemeinde. Arbeit und Feier standen bei ihm in innigem Bunde. In seinen Gottesdiensten arbeitete seine Seele; wer ihn je auf der Kanzel sah, den Propheten und Poeten in einem vereint, oder an der Spitze seiner Chöre, als Evangelisten in einer der Passionen, der hat davon unverlierbare Eindrücke behalten. Aus der Feier schöpfte er neue Kraft zum Wirken, dies Wirken galt aber wieder gutenteils unserer Feier, der Verlebendigung des evang. Gottesdienstes, der Bereicherung unserer kirchlichen Handlungen, dem Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit. Wir vermögen es uns nicht anders vorzustellen, als daß Feier und Arbeit auch in der Ewigkeit seine Freude und Wonne sein werden.

Zweierlei nur noch zum Schluß. Das Ende unseres Textes kehrt zu dessen Anfang zurück: Aber nicht ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist. Es ist sein Wille und mein Auftrag, es hier auszusprechen, daß wir uns nicht eines Menschen rühmen oder ein Menschenkind verherrlichen wollen, sondern allein die Gottesgnade preisen, die ihn uns gab und ihn auch jetzt nicht von uns nehmen will. Und das letzte Wort in unserm Text soll noch mit allem Bedacht hervorgehoben werden: Die Gnade Gottes, die mit mir ist; das ist ja die Rückkehr zu jenem anderen: Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin. Das ist nicht Vergangenheit, es ist Gegenwart, ewige Gegenwart. So lebt er uns nun vollends; denn der uns gesegnet hat durch sein Leben, der will uns nun auch segnen durch seinen Hingang. Und das große Verheißungswort unseres Heilandes soll nun erst recht an ihm Wahrheit werden: „Wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen." Daß wir das so reichlich erfahren haben, dafür loben wir Gott. Daß uns das noch fernerhin beschert werde bis an unser Ende, das ist zu dieser Stunde unser Gebet, unser Glaube, unsere Zuversicht. Amen. Amen.

Chor:

Wie lieblich schön, Herr Zebaoth,
ist deine Wohnung, o mein Gott;
wie sehnet sich mein Herz zu gehen,
wo du dich hast geoffenbart,
und bald in deiner Gegenwart,
im Vorhof, nah am Thron zu stehen.
Dort jauchzet Fleisch und Geist in mir,
o Gott des Lebens, auf zu dir.

Wohl, wohl dem Mann, der in der Welt,
dich, Herr, für seine Stärke hält,
von Herzen deinen Weg erwählet.
Geht hier sein Pfad durchs Tränental,
er findet auch in Not und Qual,
daß Trost und Kraft ihm nimmer fehlet.
Von dir herab fließt mild und hell
auf ihn der reiche Segensquell.

(Matthias Jorissen, 1737–1823. Satz von H. von Herzogenberg, Sammlg. geistl. Musik Nr. 4.)

Digitized by Google

Der Rektor der Universität[1]): Hochverehrte Trauerversammlung! Im Namen der Universität und der Theologischen Fakultät Friedrich Spitta den Abschiedsgruß nachzurufen, ergreift der Rektor selber das Wort, weil ihn mit dem Verstorbenen nicht nur Fakultätsgemeinschaft, sondern das persönlichere Band einer langjährigen treuen Freundschaft verband. Ich denke zurück an die eigene Studienzeit, wo ich die Universität Straßburg bezog. Die Begegnung mit Spitta ward mir zum Erlebnis. Schon den Studenten empfing er wie ein väterlicher Freund, und er begeisterte uns; denn was er zu geben hatte, wissenschaftlich und menschlich, er gab es aus dem ganzen Überschwang der innern Kraft, die in ihm lebte. Wer nur hier den alten, gebrochenen Mann sah, hat Spitta nicht oder nur zum kleinsten Teile gekannt, wenn auch das lodernde Feuer seiner Seele zuweilen noch durchbrechen mochte. Von solchem Feuer durchglüht, lebte er seiner Wissenschaft wie dem Leben, und er bemühte sich um eine höhere Synthese von beiden. Dem Volk in dem Gottesdienst als dem Zentrum religiöser Gemeinschaft Feierstätten und -stunden zu schaffen, wo es der höchsten Ideale froh und gewiß werden könne, war ihm heiliger Beruf. In diese Fragen und Bestrebungen einzuführen, vermochte er wie kein Zweiter, und wer etwa in liturgischen Übungen einmal sein Schüler hat sein dürfen, der kann es fürs Leben nicht vergessen, daß es in Dingen der Ausdrucksformen des Heiligen einen sichern, aus dem Innern organisch erwachsenden Stil gibt, gegen den sich zu vergehen ihm als ein Vergehen am Heiligen selber galt. Und wieder verdanke ich Spitta, dem Neutestamentler, die erste Erkenntnis, wie das Neue Testament, wie das Urchristentum nur aus seinen historischen Zusammenhängen, aus seiner ganzen Atmosphäre zeitgenössischer Geisteskultur heraus verstanden sein will. Das sind Dinge, die heute Allgemeingut der Wissenschaft sind; Spitta war der ersten einer, mit ihnen Ernst zu machen.

Vor allem aber war er der vorbildliche akademische Lehrer, weil er es verstand, ad hominem zu wirken. Das Geheimnis dieser Wirkungskraft war, daß er aus dem Herzen wirkte. An ihm ist mir wie nur an seltenen Menschen der ganze Reichtum deutscher Gemütstiefe aufgegangen. Aus seiner Fülle heraus kannte er keine Grenzen der Liebe, der Hingabe, der inneren Anteilnahme. Wer in Beziehung zu ihm kam, der mußte es fühlen, daß es ein heißer Strom innern Lebens war, der von ihm ausging. Es war ihm, in dem solche Quelle sprudelte, darum auch innerer Zwang, zu wirken und sich zu geben. Ein Kolleg beglückte ihn, und wir wollen von Herzen dankbar sein, daß die Beschwerden seiner Gesundheit ihn noch nicht zu endgültigem Verzicht auf das Kollegleſen genötigt hatten.

Er empfand es als besondere Gunst des Schicksals, daß ihm, als über sein geliebtes Straßburg die Katastrophe ergangen war, zu weiterer akademischer Tätigkeit die Georgia Augusta als seine heimatliche Landesuniversität die Pforten öffnete. Schon 1889 hatte die hiesige Theologische Fakultät, als Albrecht Ritschl die neutestamentlichen Vorlesungen aufgab, Spitta hergewünscht. Er glaubte damals, seinem Beruf, Vorkämpfer deutscher Wissenschaft und deutscher Gesinnung auf elsässischem Boden zu sein, nicht untreu werden zu dürfen.

[1]) Prof. D. Alfred Bertholet, Göttingen.

Digitized by Google

Spitta ist sich stets treu geblieben, und als ihm dann Straßburgs Fall schier das Herz brach, da hat er noch in Jahren, wo andere vielleicht abrüsten, den überhandnehmenden Beschwerden zum Trotz, unter Aufwendung aller Energie, stets unterstützt von seiner tapfern, treulich sorgenden Gattin, gerungen und gekämpft, um an sich selber das Wort wahr zu machen, das er in seiner wundervollen Rede zum Gedächtnis der Gefallenen unserer Universität gesprochen: „Uns Alten, die wir unter der Not der Zeit schwer gelitten haben, soll ihr Blut neue Lebenskraft zuströmen." Sein ganzes Wirken unter uns ist uns des zum Zeugnis geworden, und dafür dankt ihm Universität und Theologische Fakultät aus tiefbewegtem Herzen. Treue um Treue! Als Ausdruck dieses Dankes lege ich die Ehrenkränze an seinem Sarge nieder. —

Chor: Richt unser ganzes Leben
allzeit nach deinem Sinn,
und wann wirs sollen geben
ins Todes Rachen hin,
wanns hier mit uns ist aus,
so hilf uns fröhlich sterben
und nach dem Tod ererben
des ewgen Lebens Haus.

(Paul Gerhardt; Satz von Heinrich Spitta; am Schluß dieses Heftes.)

Geistlicher:

Nun lasset uns den Leib begrabn
und daran keinen Zweifel habn,
er werd am jüngsten Tag aufstehn
und unverweslich hervorgehn.

Seine Seele lebt ewig in Gott,
der sie allhie aus lauter Gnad
von aller Sünd und Missetat
durch seinen Sohn erlöset hat.

Erd ist er und von der Erden,
wird auch zu Erd wieder werden
und von der Erd wieder aufstehn,
wenn Gottes Posaun wird angehn.

Sein Jammer, Trübsal und Elend
ist kommen zu eim guten End.
Er hat getragen Christi Joch,
ist gestorben und lebet noch.

Die Seele lebt ohn alle Klag,
der Leib schläft bis am jüngsten Tag,
an welchem Gott ihn verklären
und ewger Freude wird gewähren.

Hier ist er in Angst gewesen,
dort aber wird er genesen,
in ewger Freud und Wonne
leuchten wie die helle Sonne.

Nun lassen wir ihn hie schlafen,
und gehn all heim unser Straßen,
schicken uns auch mit allem Fleiß;
denn der Tod kommt uns gleicher Weis.

Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn seine Augen haben deinen Heiland gesehen.

„Im Frieden dein,
o Herre mein,
laß ziehn mich meine Straßen,
wie mir dein Mund
gegeben kund,
schenkst Gnad du ohne Maßen;
hast mein Gesicht
das selge Licht
des Heilands schauen lassen."

(Nach Johannes Englisch, † 1577, von Friedrich Spitta.)

Digitized by Google

Der Herr behüte dich, er behüte deine Seele. Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

Der Friede Gottes sei mit uns Allen, Amen.

Harmoniumspiel: „Im Frieden dein".

Am Grabe.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden, und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit, der du die Menschen lässest sterben, und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder. Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währt von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten, und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind bei denen, die seinen Bund halten und gedenken an seine Gebote, daß sie darnach tun.

Jesus spricht: Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir. Und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Der Vater, der mir sie gegeben hat, ist größer denn alles; und niemand wird sie aus meines Vaters Hand reißen.

Höret auch ein Wort Dr. Luthers vom Sterben und vom Leben: Daß die sich ängsten und betrüben an Särgen und an Gräbern, die keine Hoffnung haben, nimmt nicht wunder, ist ihnen auch nicht zu verdenken, da sie außer dem Glauben Christi sind und entweder allein dies zeitliche Leben lieb haben und dasselbe ungern verlieren, oder nach diesem Leben sich des ewigen Todes und Zornes Gottes zu versehen haben und daselbst ungern hinfahren. Wir Christen aber, so von dem allen durch das teure Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, erlöst sind, sollen uns üben und gewöhnen im Glauben, den Tod nicht zu achten, ihn als einen tiefen, starken, süßen Schlaf anzusehen, den Sarg nicht anders als des Herrn Christi Schoß und Paradies, das Grab nicht anders denn als ein sanft Ruhebette. Wie es denn vor Gott in Wahrheit also ist. Wie unser Herr spricht (Matth. 9): „Das Maidlein ist nicht tot, sondern es schläft" und (Johannes am 11ten): „Lazarus, unser Freund, schläft." So tut auch St. Paulus (1. Kor. 15), setzt aus den Augen allen häßlichen Anblick des Todes in unserm sterbenden Leibe und zeucht herfür allen holdseligen Anblick des Lebens, da er schreibt: „Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich; es wird gesäet in Schwachheit, und wird auferstehen in Kraft; es wird gesäet in Unehren (d. i. häßlicher, trauriger Gestalt), und wird auferstehen in Herrlichkeit!"

Lasset uns beten: Wir preisen dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, um alles, was du an deinem Knecht getan hast, und durch ihn an uns. Der du uns durch sein Leben gesegnet hast, segne uns auch durch seinen Tod. Der du die Seinen betrübt und doch mitten in der Trübsal erhoben hast, erhalte sie in Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe mit ihm und

Digitized by Google

mit dir. Der du, wie wir nicht zweifeln, ihm aus dem Elend ausgeholfen hast zu deinem Reich, hilf auch uns allen an das Ziel unserer ewigen Bestimmung. Durch Jesum Christum, deinen lieben Sohn, unsern Herrn. Amen.

Nachdem es Gott gefallen hat, unsern lieben Gatten, Vater und Bruder aus dieser Zeitlichkeit abzurufen, bestatten wir seinen Leib in Gottes Acker, Erde zur Erde, Staub zum Staube, Asche zur Asche. Seine Seele aber befehlen wir in Gottes treue Hände und sprechen in großer Zuversicht: Unser keiner lebt ihm selber, und keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn!

Unser Vater im Himmel . . . . .

Der Herr segne euch und behüte euch . . . . .

Friedrich Spitta nach 1889
(Anfang der Straßburger Zeit).

Digitized by Google

Die liturgischen Bewegungen der Gegenwart.

Von Pfarrer **Fr. Niemann, Minden.**

Man kann sich in unserer Zeit wahrlich nicht über Stagnation beklagen, überall wogt und brandet es, überall herrscht drängendes, quellendes Leben. Nach einer Katastrophe, wie wir sie erlebt haben, nach einem verlorenen Krieg kann das nicht anders sein, man prüft alles nach, man untersucht, ob die Grundlagen des Staates und der Gesellschaft, des geistigen und wirtschaftlichen Lebens eines Volkes gesund und fest sind. Das ganze Leben wird im weitesten Sinne des Wortes neu eingestellt. Wir haben Staaten mit alten Dynastien dahinsinken sehen, wir erleben Verfassungskämpfe im großen Stil, neue Wirtschaftssysteme ringen um ihre Geltung, neue Theorien setzen sich durch.

Ich frage, was hat denn unsere evangelische Kirche dem an die Seite zu stellen, wo ist das frisch pulsierende Leben in ihr, das zu neuer Gestaltung drängt? Ist es, daß die Kirche, nunmehr losgelöst vom Staate, sich eine neue Verfassung gibt, und daß viele, die besten Kräfte in heißer Arbeit und ernstem Bemühen um den richtigen Ausdruck ringen für das, was uns und unseren Nachkommen in ihr gegeben werden soll? Ach, wer wollte von einer Verfassung mehr verlangen als sie, auch im besten Fall, bieten kann? Und was haben wir sonst zu verzeichnen, das der äußeren und inneren Entfremdung breiter Volksmassen von der Kirche und der christlichen Weltanschauung als hoffnungsfreudige Erscheinung entgegengestellt werden könnte? Wo ist ein Zug zur Erneuerung des kirchlichen Lebens, zur Schaffung von lebendigen Gemeinden zu spüren?

Da begrüßen wir mit Freuden eine Bewegung, die darauf ausgeht, die Gestalt unserer Gottesdienste und unseres kultischen Lebens überhaupt zu reformieren, zu beleben und von innen heraus neu aufzubauen; ich nenne sie kurz: die liturgische Bewegung. Was aus ihr entstehen mag, in welchem Maße sie allgemein wertvolle, brauchbare Resultate haben wird, läßt sich noch nicht sagen. Doch ist es um so nötiger, die wichtigsten Gedanken dieser Bewegung in die weitesten Kreise unseres Volkes hineinzutragen, vor allem den kirchlich Interessierten sie bekannt zu machen, damit sie dazu Stellung nehmen und ihre Stimme je nachdem für oder wider die Sache geltend machen können. Denn es darf nicht so kommen, wie es leider nur zu oft zum Unheil der Kirche geschehen ist, daß nur die offiziellen Vertreter der Kirche, die Theologen und Pfarrer, sich äußern und etwas „machen", sondern wenn auf dem Gebiete eine mehr oder weniger durchgreifende Änderung einsetzen soll, so muß das getragen sein von der großen Masse des evangelischen Kirchenvolks, muß Ausdruck sein eines bewußten und allgemein empfundenen Bedürfnisses.

Ich gehe aus von dem Grundgedanken, der in all den mehr oder weniger lebhaft geäußerten Wünschen nach einer Reform unseres evangelischen Kultus wiederkehrt: in unserem evangelischen Gottesdienst fehlt das Moment der Anbetung, es wird zuviel gepredigt und zu wenig wirkliche Gemeinschaft mit Gott vermittelt. Seit Jahrhunderten ist die Predigt die Hauptsache im Gottesdienst, zeitweilig und zum Teil noch bis in unsere Zeit hinein die lehrhafte, trockene Predigt. Deshalb ist der ganze Gottesdienst nur eine Umrahmung der Predigt, man kommt deswegen nur zur Predigt, womöglich zum Prediger, d. h. zu dem, der einem behagt und der dann als Einzelpersönlichkeit den Gottesdienst beherrscht, ihm seinen Stempel aufdrückt. Ist aber der Mann nicht interessant oder bedeutend, so erlischt auch das Interesse, die Kirchen werden nicht gut besucht, werden gar leer. So liegt der Grund zu unseren wenig besuchten Gottesdiensten in einem Grundfehler ihres Aufbaus. Harnack sagt: „Religion ist nicht Belehrung, sondern Leben in Gott, und als ein Leben soll sie sich überall beweisen, wo sie sich einen Ausdruck gibt." Also doch vor allem im öffentlichen Gottes-

Digitized by Google

dienst. Wo aber kommt in ihm der Gedanke der Anbetung Gottes rein zum Ausdruck, wo kommen die religiösen Bedürfnisse der Seele nach wirklicher Pflege der Gemeinschaft mit Gott zu ihrem Recht? Die Religion wendet sich doch zunächst nicht an den Verstand, sondern an das Gefühl, besser an das Gemüt. Was der Mensch begehrt, der am Sonntag sich zum Gottesdienst, sagen wir, zu seinem Gott, aufmacht, ist Entspannung, Friede, Versenkung und Ruhe in Gott, dem Quell der Kraft. Wo aber das tiefste Bedürfnis des Menschenherzens nicht befriedigt wird, ist es kein Wunder, wenn der Gottesdienst auf weiteste Kreise des Volkes keine Anziehungskraft mehr ausübt. Das Wort allein tut es eben nicht. Statten wir also den Kultus reicher aus, gestalten wir den Gottesdienst durch den Ausbau der Liturgie so, daß er notwendig zur gemeinsamen Anbetung der Gemeinde wird. Dann werden unsere Kirchgänger ganz andere Werte im Gottesdienst suchen und finden!

Dieser Grundgedanke, der zur Grundforderung der Reform unserer Gottesdienste wird, ist zweifellos richtig. Doch möchte ich vorsichtig sein und schon hier einige Bedenken oder wenigstens Einschränkungen aussprechen. Man tut leicht so, als läge es nur allein an diesem Mangel unserer Gottesdienste, wenn unsere Kirchen leer werden oder in früheren Zeiten leer waren. Ich denke, da liegt der Grund doch viel tiefer. Man frage doch erst einmal in den Gemeinden, ob ihnen der Mangel an Anbetung im Gottesdienst schon spürbar aufgefallen oder gar der Grund geworden ist, nicht zu kommen. Wo sind denn die Stimmen, Rufe und Bitten aus den Laienkreisen, die man vernommen oder gesammelt hätte? Mir ist kein Fall bekannt, wo etwa ein Presbyterium oder andere interessierte Laien den Wunsch nach einer Änderung der liturgischen Praxis ausgesprochen hätten. Und wenn das nicht deutlich vernehmbar ist, dann sage man nicht gleich: deswegen kommen die Leute nicht mehr zur Kirche. Dazu gibt es viel tiefer liegende Gründe: die völlige Gottentfremdung eines großen Teiles unseres Volkes, die grundsätzliche Ablehnung jedes religiösen Lebens, und die bringen wir nicht aus der Welt mit noch so gründlicher Umgestaltung unseres Kultus. — Und eine andere Einschränkung muß billigerweise gemacht werden. Bietet denn eine rechte herzandringende Predigt nicht auch Motive genug zur tiefen Gebetsstimmung, soll und kann in ihr nicht ein reiches Maß wirklicher Erbauung liegen, die geradezu auffordert, das Herz im Gebete, in Lob und Dank, Bitte und Fürbitte zu Gott zu erheben? Und haben wir nicht dazu auch die Formen, in die sich dieser Inhalt der anbetenden Seele gießen kann? Ist nicht unsere ganze Liturgie eine lebendig gewordene Darstellung des Wortes: Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch! Man schütte doch das Kind nicht mit dem Bade aus und gehe in der Kritik des Bestehenden nicht so weit, daß sie zu einer Entstellung des tatsächlich Vorhandenen wird!

Doch immerhin! auch wenn wir uns vor Übertreibungen hüten, es besteht kein Zweifel daran, im großen Ganzen sind unsere Gottesdienste zu nüchtern, zu sehr auf Lehre und Verkündigung eingestellt, statt auf Anbetung und Erbauung. Von dieser Tatsache ausgehend, haben die verschiedensten Bestrebungen eingesetzt, um eine Reform des evangelischen Kultus überhaupt, oder wenigstens eine Ergänzung und Bereicherung unserer religiösen Feiern zu schaffen. Welches sind diese — und wie sind sie zu beurteilen?

1.

Da ist zunächst die hochkirchliche Bewegung. Es ist nicht meine Aufgabe, die Entstehung derselben und den ganzen Umfang ihrer Ziele auseinanderzusetzen, sondern sie interessiert uns hier nur soweit, als sie auf dem Gebiet der Reform des gottesdienstlichen Lebens ihre Stimme erhebt. Die hochkirchliche Vereinigung hat ihren Namen nicht besonders glücklich gewählt, denn sie erinnert den Kundigeren an die high church in England, doch betont die Vereinigung nachdrücklich, daß sie keinerlei

Digitized by Google

Anregung von dort erhalten habe. Sie wendet, zumal auf dem Gebiete des Kultus, ihre Blicke stark nach Rom, und in der Tat, was Anbetung, stilles Gebet und mystische Versenkung betrifft, so ist Rom uns weit überlegen. Gegenüber den Vorzügen des katholischen Kultus sind unsere Gottesdienste unendlich nüchtern und farblos, öde und arm, auch bezeugen die Teilnehmer der Gottesdienste der Englischen Hochkirche, daß dieselben wahrhaft erhebend sind, reich und schön in ihrem äußeren Vollzug, und doch evangelisch. Es haben übrigens auch, was weniger bekannt sein dürfte, die ev.-lutherischen Kirchen Schwedens und Dänemarks ähnlich reiche, im Kultus stark von Rom beeinflußte Gottesdienste. Zwar sagt K. v. Hase: „Eine einfache biblische Predigt weiht durch die Herrlichkeit und den Segen des göttlichen Wortes selbst die ärmste Scheuer zum ehrwürdigen Tempel Gottes", aber auch Heiler schreibt: „Der evangelische Gottesdienst setzt eine hohe religiöse Reife voraus und vermag zumeist nur solchen Menschen eine Stärkung und Vertiefung ihres religiösen Innenlebens zu geben, die ein solches bereits besitzen." Beide dürften Recht haben.

Im besonderen macht nun die hochkirchliche Bewegung geltend, daß der moderne Mensch sich vielfach von dem Subjektivismus und Individualismus unserer Zeit abgestoßen fühlt, er hat wieder Hunger nach dem Objektiven, dem Ewigen, er will Autorität, er verlangt nach Seelenführung. Da bietet ihm der evangelische Gottesdienst keine wirksame Hilfe, das stark aufwachende Suchen der Gegenwart ignoriert bewußt die evangelische Kirche, die selber dem Subjektivismus und Partikularismus zu verfallen droht, und richtet seine Blicke nach Rom; es besteht in weiten Kreisen etwas wie ein „katholisches Heimweh", selbstverständlich bei einer im übrigen durchaus evangelischen Denkweise. Es wird überhaupt betont, daß diese Tendenzen nur bedeuten sollen die Pflege des allgemein christlichen und insofern „katholischen" Gutes, das wir verloren haben, und nichts zu tun haben mit wirklichem römischen Glauben und Wesen.

Vor mir liegt ein Bericht über eine von der hochkirchlichen Richtung veranstaltete Sakramentsfeier, die vor drei Jahren in Chemnitz als evangelisch-lutherisches Hochamt gehalten wurde. Der Berichterstatter schreibt (Monatschrift für Past.-Theol. 1921 S. 344. Ein evang.-luth. Hochamt von Oskar Mehl): „Was gleich beim Eintritt in das Gotteshaus auffiel, waren die acht brennenden Leuchter auf dem Altar, die darauf hinwiesen, daß etwas Feierliches zu erwarten stand ... Und nun geschah etwas Außerordentliches: Die Tür der Sakristei tat sich auf und heraus traten vier Chorknaben in roten Mänteln mit weißem Kragen: voran zwei kleinere mit je einer brennenden Kerze in den Händen, dahinter zwei größere mit dem Weihrauch. Ihnen folgten die beiden amtierenden Pastoren, von denen der eine, der die Abendmahlsfeier leitete, mit der Kasel bekleidet war, der andere mit der Alba über seinem schwarzen Talar. In feierlich-langsamem Zuge bewegten sie sich zum Altar, wo sie Aufstellung nahmen und nun zum Staffelgebet schritten. Daran schon merkte der Kenner, daß das Hochamt bewußt altkirchliches Gut aufnehmen wollte." — Und nun folgte zunächst die ganze römische Meßliturgie, zumeist mit altkirchlichen Gebetsworten und Responsorien vorgetragen und unterstützt von einem auserlesenen Gesangschor, der viel dazu beitrug, die Feier eindrucksvoll und erbaulich zu gestalten. Sodann als zweiter Teil die eigentliche Sakramentsfeier, schön und würdig und in Anlehnung an die römischen Formulare natürlich in evangelischer Auffassung; die Feier dauerte im ganzen 1¾ Stunden und hinterließ allgemein einen tiefen Eindruck.

Auf der Linie der geschilderten Feier soll nun nach hochkirchlicher Auffassung der ganze evangelische Kultus erweitert und umgestaltet werden. Die alten Gebete und liturgischen Formeln (Manche wünschen sogar in lateinischer Sprache), viel Musik, auch Instrumental-Musik, feierliche Zeremonien, symbolische Handlungen, liturgische Tracht, Weihrauch, dabei Dämmerung und stilvolle Ausstattung in den Kirchen: das

Digitized by Google

alles soll dem Verlangen nach dem Objektiven und Ewigen und zugleich dem „Hunger des Auges und des Ohres" entgegenkommen und so den Teilnehmer zur echten Anbetung und mystischen Versenkung verhelfen.

Was ist davon zu halten? — Der Berichterstatter aus Chemnitz erklärt: „Es hat nichts mein evangelisches Bewußtsein gestört; denn was neu und fremd war, das waren doch nur Äußerlichkeiten, Adiaphora, die man tun oder lassen kann, die aber eben deshalb die hochkirchliche Bewegung wieder eingeführt wissen will, weil sie den „Hunger des Auges" erkannt hat und dem Verlangen Unzähliger in unseren Tagen entgegenkommen möchte. — Wir müssen die Leute wieder in die Kirche bringen, und da es das gepredigte Wort nicht vermochte, so wollen wir es auf diese, durchaus nicht verwerfliche, sondern vielmehr gebotene Weise tun, daß wir die Gottesdienste schmücken und verschönen und dem Herrn in heiligem Schmuck dienen. Wir wollen gut evangelisch bleiben; aber auch die römische Messe soll uns Lehrmeisterin sein. Nicht in ihrem gesamten Aufbau, wohl auch nicht darin, daß wir die Abendmahlsfeier zum Mittelpunkte des Gottesdienstes machen — sie gehört dem Abend —; am wenigsten in einzelnen, aus dem Zusammenhang der Messe gerissenen Bestandteilen. Sondern in den Stimmung schaffenden, grundlegenden Voraussetzungen, auf deren Innehaltung auch unser Gottesdienst angewiesen bleibt: „In behutsamer Wahrnehmung räumlicher und zeitlicher Werte, in zweckmäßiger Gliederung jeder Feier nach den Geboten der Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit, des Wechsels und der Steigerung, in der Erziehung unserer Gemeinden und ihrer Diener zu gottesdienstlicher Zucht und Würde, in der Fürsorge für Augenblicke der Stille, in Begünstigung alles dessen, was festliche Erhebung herbeiführt; vor allem in der Befreiung der feiernden Gemeinde von der Übermacht des geistlichen Amtsträgers" (Smend). Viele dieser pia desideria wurden bei dem hochkirchlichen Hochamt erfüllt."

Können wir uns dieses Urteil in vollem Umfange aneignen? — Obgleich ein gebildeter und für alle ästhetischen und musikalischen Reize empfänglicher Mensch die unendlichen religiösen Stimmungswerte eines solchen Kultus gern in sich aufnimmt, so soll doch ein evangelischer Christ meiner Meinung nach nüchtern genug sein, um die großen Gefahren zu erkennen, die damit der gesamten evangelischen Frömmigkeit drohen. In Stimmungen kann man wohl schwimmen, kann sich dabei auch in allerlei religiösen Illusionen wiegen, kann aber auch in Sentimentalität untergehen, und Alles ist vielleicht ein frommer Betrug. Dürfen wir bewußt dazu beitragen? Paulus schreibt, daß unser Gottesdienst „vernünftig", d. h. vernunftgemäß abgeleitet sei aus dem Wesen der evangelischen Frömmigkeit; diese aber steht und fällt mit dem auf der persönlichen Erfahrung des Einzelnen beruhenden Glauben, während der römische Kultus letzten Endes auf dem Begriff des in der Messe wieder dargebrachten Opfers Christi beruht. Wenn Paulus seine Forderung weiter ausführt: „Indem Ihr Eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei", so sollte es zwischen diesen beiden unvereinbaren Prinzipien kein Herüber und Hinüber geben, und wenn man dagegen sagt: Wir behalten in der hochkirchlichen Richtung durchaus und bewußt den evangelischen Geist, so fragt es sich, auch wenn man das unbedingt glaubt, dennoch, ob nicht unter den äußeren Formen des Kultus mit Kreuzschlagen und anderen Symbolen, mit feierlicher, altkirchlicher Tracht der Pfarrer, mit Weihrauch und Chorknaben der römische Geist sich wieder einstellt, wenigstens bei den Teilnehmern, anfangs vielleicht unbewußt, dann aber bewußt und so stark, daß die Andächtigen endlich sich gedrungen fühlen, aus dem Zwitterzustand herauszutreten und sich ganz der alleinseligmachenden Kirche zu verschreiben. Videant consules, ne res publica detrimentum capiat! Gerade ein Mann wie Heiler spricht es deutlich aus, obwohl er das größte Verständis für den Reichtum und die Schönheit des katholischen Kultus besitzt, daß ihm der evangelische Predigtgottesdienst das Ein und Alles

Digitized by Google

ist und daß er als ehemaliger Katholik in dieser reinen, wenn auch scharfen Luft aufatmet.

Fassen wir zusammen! Es sind wie immer bei derartigen Zeiterscheinungen Wahrheitsmomente in der hochkirchlichen Bewegung, denen wir Beachtung schenken wollen. Die Vertreter der Richtung nehmen es bitter ernst damit, wenn sie römische Vorbilder als Heilmittel für die todkranke Zeit darbieten, aber ihre Bemühungen „werden vom Standpunkt evangelischer Frömmigkeit aus vielleicht selbst als Krankheitserscheinungen gewertet werden müssen" (Smend). Ein Eingehen auf die Gedanken der hochkirchlichen Richtung würde also nur mit allergrößter Vorsicht und bei unzweifelhaft gewährleistetem evangelischen Charakter der Veranstaltungen denkbar sein. Doch wäre auch dann noch die Vorfrage, ob nicht die als Übelstand erkannte und zugestandene Vorherrschaft der Predigt im evangelischen Gottesdienste auf anderem Wege beseitigt oder gemildert werden kann. Und in der Tat, es gibt eine ganze Reihe von Vorschlägen, die von den Vertretern der im Einzelnen wieder gespaltenen liturgischen Reformbewegung unserer Tage geltend gemacht werden. —

Wenden wir uns ihnen zu. Es wird im allgemeinen zuzugeben sein, daß der evangelische Predigtgottesdienst seinen werbenden, vielleicht sogar missionarischen Charakter nicht aufgeben darf; denn wir müssen heute in einer Zeit des Abfalls und der Gleichgültigkeit die Gemeinden immer wieder gewinnen und innerlich festigen, und das ist bisher die Tendenz unserer Predigt gewesen. Dann aber, so sagen die Einen, gehört in solchen Gottesdienst nicht zugleich auch das anbetende Moment; denn die Ungefestigten sind noch nicht soweit, mit der feiernden Gemeinde vor Gott in Lob und Dank und Bitte niederzusinken. Laßt uns also besondere kirchliche Veranstaltungen, vielleicht in Nebengottesdiensten zu abendlicher Stunde, einführen, die dem Zwecke der Anbetung dienen und dementsprechend auszugestalten sind. Andere wieder wollen beides, Anbetung und Predigt, in demselben Gottesdienst, sind nur verschiedener Meinung darüber, wie das zu geschehen hat. Ich möchte nun aus den mannigfachen, z. T. sehr temperamentvoll vertretenen Meinungen zwei Hauptrichtungen herausstellen, die ich nenne die archaisierende, d. h. auf alte kirchliche Formen zurückgreifende, und die moderne, die aus dem Prinzip des streng protestantischen Standpunktes heraus ihre Forderungen entwickelt.

2.

Die Vertreter der archaisierenden Richtung lieben es, die Reformation und zumal Luther in liturgischer Beziehung als verständnislos, ja feindlich dem Liturgischen gegenüber hinzustellen. Es ist eine tendenziöse Übertreibung schlimmer Art, wenn Brandt (Rh. Pfarrerblatt 1917) schreibt: „Wir müssen uns erinnern, wie die Reformation all und jeden Gottesdienst in der bisherigen Form abgeschafft hat, sie wollte den Kultus nicht reinigen, sondern zerstören!" Das Gegenteil dürfte richtig sein. Schon der Name der grundlegenden Schriften Luthers: Formula missae, Deutsche Messe, zeigt, daß er im Anschluß an die römische Messe den Aufbau des Gottesdienstes vorgenommen hat, wie wir ja denn auch in unserer Liturgie heute noch die Hauptbestandteile der Meßliturgie wiederfinden: Den INTROITUS mit dem Gloria Patri, das Confiteor, das Kyrie mit dem Gloria in excelsis, die Salutatio, die Verlesung der kirchlichen Perikopen und das Credo. Ebenso in der Schlußliturgie, die einen Teil der römischen Abendmahlsliturgie darstellt, die Präfation mit dem Sanctus, die Konsekration mit dem Agnus Dei. Da sind mit feinem liturgischen Takt die für den evangelischen Kultus brauchbaren Stücke der alten Kirche ausgesucht und zusammengestellt. Heißt das den Kultus zerstören?! Aber das alles ist den Vertretern der genannten Richtung nicht genug. Sie gehen in der Anlehnung und Bevorzugung des Alten so weit, daß auch der Wortlaut der liturgischen Gebete möglichst derselbe sein muß, wie

Digitized by Google

in der alten Kirche. Warum das eigentlich? so fragt man. Weil darin das Objektive, das Überzeitliche liegt, in das sich kein Ton eines persönlichen Empfindens oder Wunsches hineindrängen kann. Nur ja nicht bestimmte Bedürfnisse oder Notstände der Zeit hineinklingen lassen in das Gemeindegebet. So ist Brandt ein erbitterter Gegner etwa der in der Kriegszeit mit viel Fleiß und Umsicht ausgearbeiteten Agenden und Gebetsformulare, in der die Anliegen der betenden Gemeinde für ihre Angehörigen im Felde, für Sieg und ehrenhaften Frieden zum Ausdruck kommen. Nun ist mir wohlbekannt, daß ein großer Unterschied besteht zwischen liturgischem Gebet und dem persönlichen Gebet des Einzelnen im Kämmerlein, aber ich sehe nicht ein, warum das, wes das Herz voll ist in besonderen Zeiten, nicht auch in der feiernden und betenden Gemeinde liturgisch ausgesprochen werden darf. Dazu kommt, daß die alten liturgischen Gebete in einer unserer Zeit kaum noch verständlichen Sprache gehalten sind, bei der es der mitbetenden Gemeinde schwer, vielleicht unmöglich ist, das hineinzulegen, was ihr am Herzen liegt. Ich bin überzeugt, daß Luther, der für seine Zeit der große Moderne war und in der Sprache seiner Zeit redete, so wie es die Leute verstanden, wenn er heute lebte, zu unserem Volke auch in der Sprache unserer Zeit reden und mit ihm beten würde. Wozu also die alten Formen mit einem übel angebrachten antiquarischen Interesse wieder aufwärmen, um damit die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts wieder zur Kirche zurückzuführen? Ich darf hier wohl Spittas schon 1891 geschriebene Worte anführen, mit denen er eine scharfe Kritik an diesem Bestreben übt (Zur Reform des evangel. Kultus S. 77): „Es wird keiner konfessionellen Tendenzdarstellung gelingen, nachzuweisen, daß Luther die von ihm mehr beibehaltene als selbstgeschaffene Form des Gottesdienstes anders betrachtet habe als einen Notbehelf, der besseren und entsprechenderen Formen sobald als möglich Platz zu machen habe. Wie in so manchen anderen Punkten haben auch hierin die Anhänger Luthers den Meister nicht begriffen, oder haben es für praktischer gehalten, die von ihm gebrauchten Formen wieder zu gebrauchen und zu verbrauchen, anstatt aus den von ihm ans Licht gerückten Grundsätzen neue Formen zu schaffen. Von dem Kirchenliede abgesehen, in welchem sich evangelische Frömmigkeit eine wunderbar entsprechende Ausdrucksform schuf, hat man in den lutherischen Kirchen des Zeitalters nach der Reformation die alte aus römischem Geist geborene Gottesdienstform beibehalten; ja, während Luther in seiner Schrift „Von der deutschen Meß“ über die frühere formula missae hinaus zu einer evangelischen Form des Gottesdienstes fortschritt, sind spätere Agenden, besonders die brandenburgische, in entgegengesetzter Richtung auf die römische Messe zugeschritten. Pietismus und Rationalismus haben dann hier, wie auf dem Gebiete der Dogmatik, gründlich aufgeräumt. Aber als nun neues Leben aufzublühen anfing, erkannte ein Schleiermacher bald genug die verhängnisvolle Richtung, welche der liturgische Geist seiner Zeit nahm, wie er in dem Liturgiker auf dem preußischen Königsthron, Friedrich Wilhelm III., Gestalt gewann. Mit beißendem Spotte wie mit tiefem Ernst hat Schleiermacher gefordert, sich in der Neugestaltung des evangelischen Kultus zunächst und in erster Linie nicht von einer von Luther übernommenen, jetzt aber historisch abgebrochenen Tradition, sondern von Luthers evangelischen Grundsätzen leiten zu lassen. Vergebens. — ... Verbunden damit finden wir nun bis in die Gegenwart hinein das Bestreben, weit noch über die als unionistisch und deshalb ungläubig bezeichnete preußische Agende hinaus die altlutherische Gottesdienstform zu restituieren. Ich fürchte, daß jener mit dem Ehrentitel „historisch“ fälschlich sich schmückende liturgische Geist weitere Fortschritte machen wird. Das kann unmöglich der Weg sein, auf welchem ein evangelischer Gottesdienst geschaffen wird, mit dem die evangelische Kirche sich stark und selbstbewußt der römischen gegenüberstellen kann. Dieser Richtung muß man trotz der unleugbaren Verdienste, die sie sich erworben hat, entgegentreten, in der deutlichen Erkenntnis da-

Digitized by Google

von, wo ihre bedenkliche Seite liegt. Es hat sich dort in Konservierung und Restaurierung des Alten ein Mückenseigen schlimmster Art entwickelt, ein Theoretisieren, das vielfach jede Fühlung verloren hat mit den wirklichen gottesdienstlichen Bedürfnissen der Gegenwart, ein Sichbrüsten mit antiquarischen Kenntnissen, als ob von uns nichts Wichtigeres gefordert würde als ein Zurückgehen auf alle, oft auch die geschmacklosesten Einzelheiten des lutherischen Kultus des 16. und 17. Jahrhunderts."

Nicht anders verhält es sich mit dem Bestreben, das sogen. Psalmodieren in unsere Gottesdienste oder in besondere liturgische (nebengottesdienstliche) Feiern wieder einzuführen, um damit die innere Beteiligung der Gemeinde an der Anbetung zu steigern. Dabei werden ganze Psalmen oder längere Teile eines Psalms im Wechsel von dem Geistlichen und der Gemeinde gesungen, und zwar geschieht das „in dem eintönigen Choraltone, nach welchem die Sätze auf einem Tone gesprochen und nur am Ende, je nach der Stärke der Satzzeichen, mit einigen immer wiederkehrenden Kadenzen, d. h. Schlüssen, versehen werden" (Spitta). Dabei gibt es aber eine ganze Reihe von sogen. Kirchentönen, in denen diese Weisen stehen und die dann im Psalmengesangbuch, das in der Hand der Gemeinde ist, jedesmal bei dem betreffenden Psalm vermerkt sind und dem singenden Geistlichen wie der Gemeinde wohlbekannt sein müssen. Ich gebe Eines zu, daß dieses Ausdrucksmittel sehr geeignet ist, die Worte mit dem Schleier einer gewissen Feierlichkeit zu umhüllen, durch welche das individuelle Empfinden verscheucht wird und nur der dem katholischen Gottesdienste charakteristische Ausdruck eines gewissen unpersönlichen, mystischen Allgemeinempfindens bleibt, und das ist ja die von den Vertretern der archaisierenden Richtung gewollte Wirkung. Ob sie ein Fortschritt wäre, zur Vertiefung und Bereicherung unseres Gottesdienstes beitrüge, ob sie von unseren Gemeinden willkommen geheißen wird? Ich möchte die Frage ein wenig eingehender beleuchten.

Zunächst ein paar Worte Spittas dazu (a. a. O. S. 79): „Mehr und mehr kam selbst in der alten lutherischen Kirche diese Ausdrucksweise außer Gebrauch. Eine neue Entwicklung der Musik, welche sich durch das Bestreben charakterisierte, dem individuellen Empfinden zum Rechte zu verhelfen, kam dem evangelischen Geiste entgegen und fand durch den großen evangelischen Tonmeister Heinrich Schütz in der lutherischen Kirche Deutschlands Eingang. Seine Passionen verlassen mit Entschiedenheit den alten Choralton. Trotzdem führt man denselben in unseren Tagen wieder ein und raubt damit gewissen Teilen des Kultus ihren lebendigen, klar evangelischen Ausdruck und klagt dann noch über den Mangel an kirchlichem Gefühl in den Gemeinden, wenn der evangelische Instinkt derselben aus solchen Neuerungen Katholizismus herauswittert." Es ist also tatsächlich auch hier etwas Katholisierendes vorhanden, das dem spezifisch evangelischen Bewußtsein von der persönlichen Heilsgewißheit abhold, nur von allgemein kirchlicher Stimmung, von einer gewissen steifen Feierlichkeit und mystischem Zauber durchdrungen ist, — und wenn das von den Vertretern der Richtung vielleicht nicht einmal bewußt empfunden oder gewollt ist, so hebt das die Verantwortlichkeit für die ganze Tragweite ihrer Forderungen nicht auf.

Obendrein verkennen die Wortführer des Psalmodierens völlig, daß das Zurückschrauben einer musikalischen Entwicklung um viele Jahrhunderte eine innere Unmöglichkeit, ein Anachronismus schlimmster Art ist, — und sie wollen doch wohl auch den Gebildeten unserer Zeit damit etwas geben. Die aber verlangen nach ganz anderen Ausdrucksmitteln für ihre religiösen Bedürfnisse und können ihr Ohr nicht zwingen, etwas schön zu finden, was die größte Monotonie in musikalischer Beziehung darstellt und — um offen zu sein — unerträglich langweilig wirkt. „Die Monotonie der beständig erklingenden Dominante, die Gleichmäßigkeit der häufigen Schlußformeln und die äußerst geringe Abwechslung durch die Modulation vermögen selbst bei vollkommenstem Vortrage mit sorgfältigster Betonung den Stimmungsgehalt der Worte

Digitized by Google

kaum anzudeuten, geschweige denn wirkungsvoll erschöpfen." „Die Musikgeschichte lehrt deutlich, wie der Versuch, Lieder mit drei Tönen zu machen – einen andern Ausdruck darf man dafür nicht gebrauchen –, völlig mißlungen ist. So wird auch der Altargesang in seiner jetzigen Tonarmut keine Befriedigung gewähren und infolgedessen keine allgemeine Beliebtheit erlangen" (Busse, Der liturg. Gesang des Geistlichen 1913).

Das alles gilt aber unter der Voraussetzung einer in jeder Beziehung mustergültigen Durchführung des Psalmodierens. Macht man sich aber auch klar, welch große Schwierigkeiten in technischer Beziehung bestehen, um die alten Kirchentöne in den Gemeinden einzuführen? In der alten Kirche übernahm ein geschulter Chor das Respondieren des Vorsängers, der auch nicht immer der Geistliche war, – und das soll heute die Gemeinde leisten. Dazu müßte sie jahrelang systematische Unterweisung im psalmodischen Gesang haben, – wer soll ihn erteilen? Und vor allem, wird sie willig sein dazu, wird sie die Opfer an Zeit und Lust und Liebe und Kraft aufbringen für eine ihr völlig fremde und – ich darf wohl sagen – von vornherein unsympathische Sache, von deren Notwendigkeit und Güte sie auch im günstigsten Falle nicht überzeugt sein kann? Die Frage stellen, heißt sie schon verneinen, jedenfalls für Stadtgemeinden durchweg. Allenfalls wird die Gemeinde den Wunsch ihres Pfarrers nach Einführnng des Psalmodierens für eine persönliche Liebhaberei ansehen, meist aber ihn beargwöhnen wegen versteckter katholischer Neigungen. Mir sind Fälle genug bekannt, wo treue eifrige Pfarrer sich jahrelang unter dem entschiedenen Widerstreben ihrer Gemeinden mühen, den wechselnden Psalmengesang einzuführen, und es gelingt nicht, im Gegenteil, sie sind im Begriff, ihren Gemeinden damit innerlich fremd zu werden. Ich glaube, den Luxus dürfen wir Pastoren uns heute nicht mehr gestatten, den Gemeinden berechtigten Grund zur Klage gegen uns zu geben!

Und dann, wie armselig klingt der Vortrag eines solchen Psalms, wenn ein ganz kleiner Teil der Kirchgänger allenfalls mitsingt, und die Leute kommen aus dem Takt und verwirren sich mit den Worten und wissen die Silben nicht einzuteilen und verwechseln die Kirchentöne, während die Meisten überhaupt schweigen! So hörte ich es erst neulich wieder in einer Stadtgemeinde, wo der Pfarrer jahrelang seinen Eifer und seine Kraft an die Einführung des Psalmodierens setzt und nicht sieht, wie er damit das Gegenteil von dem erreicht, was er will; es soll erhöhte Gebetsgemeinschaft, gemeinsame Anbetung sein und wirkt Uneinigkeit und Verwirrung! Generationen müßten darüber hingehen, wenn wir eine solch grundlegende Neuerung einführen wollten – und diese „Neuerung" wäre doch nur ein Zurückschrauben der Entwicklung um lange Jahrhunderte und geschähe obendrein auf Kosten des rein evangelischen Charakters unseres Kultus.

Endlich ein letztes Bedenken. Bei aller Hochachtung vor den tiefreligiösen Werten der Psalmen, stehen sie nicht doch unter dem Niveau der neutestamentlichen Heilsgewißheit? Was haben sie denn so Sonderliches uns zu sagen, daß man meint, ihre Einführung in den evangelischen Kultus bedeute, ausgerechnet im 20. Jahrhundert, einen so wichtigen Schritt, eine Tat zur Erneuerung der christlichen Gemeinden? Das nenne ich das non plus ultra des Zurücksinkens in frühere Zeiten, daß man notorisch unterchristliche Werte wieder zum Mittelpunkt, ja zum Höhepunkt christlicher Anbetung machen will. Und zum minderen Inhalt der Psalmen kommt hinzu die unserem Empfinden fremde Form. Psalmen sind hebräische Dichtungen und haben den Charakter der hebräischen Poesie. Wer wollte im Ernst behaupten, daß das unserm deutschen Empfinden besonders läge? Wir sind es nicht gewohnt, unsere religiösen Empfindungen und Gebete in die Form des parallelismus membrorum zu kleiden; das ist uns etwas Wesensfremdes, und wenn das Viele nicht mehr empfinden, so liegt das daran, daß uns die Psalmen durch die enge Vertrautheit mit ihnen von Kindheit

Digitized by Google

an in Fleisch und Blut übergegangen sind. Das hindert aber nicht, zu bekennen, daß sie nicht der Ausdruck deutscher Frömmigkeit sind, sondern die Sprache Kanaans reden. Wie hoch steht demgegenüber das deutschevangelische Kirchenlied da, wie es uns Martin Luther geschaffen hat und wie es die Christenheit leider noch so wenig wertet! Jedes einzelne mit dem ganzen Inhalt unserer christlichen Heilsgewißheit gefüllt und darum jeden Psalm, er mag noch so schön sein, überragend; jedes einzelne urdeutsch empfunden und ausgesprochen, und endlich jedes mit einer eigenen, markigen, musikalisch wertvollen Weise einherschreitend. Wahrlich, man braucht nur die beiden Bildungen, Psalmodieren und deutscher Choral, nebeneinander zu stellen, um die Lust zu verlieren, daß wir die alte mühsam konservierte Mumie im römischen Gewand wieder zum Leben erwecken. Komm her, frischer, froher, frommer deutscher Choral, und sei uns Ausdruck unseres tiefsten Glaubens nnd Betens, wir falten unsere Hände und, deine heiligen Weisen singend, beten wir an!

Aus all den angeführten Gründen halte ich es mindestens für eine sehr bedenkliche Operation, in der eben geschilderten archaisierenden Weise unsere liturgischen Schätze zu bereichern und die Anbetung der feiernden Gemeinde durch Einführung des psalmodischen Gesanges zu steigern. Wo es seit langen Zeiten in Brauch war und die Gemeinden sich daran gewöhnt haben, oder auch in geschlossenen Kreisen, etwa in Anstaltsgemeinden, mag es gewiß geschehen. Die aber, wie das jetzt hin und her im Lande in sogen. liturgischen Lehrgängen geschieht, dringend der Einführung des Psalmodierens das Wort reden und zumal jüngeren Geistlichen davon einen großen Segen für ihr gottesdienstliches Leben versprechen, sollten sich doch klar machen, welche Last der Verantwortung sie damit auf sich laden. Das Urteil eines jüngeren Amtsbruders, der mir wörtlich sagte: „Wir müssen das Psalmodieren einführen, sonst bekommen wir überhaupt keine Gebetsgemeinschaft", dürfte die Frucht solcher Versuche sein.

(Schluß folgt.)

Die Fürbitte im Gottesdienst.

Von **Oskar Joh. Mehl**, Pfarrer in **Wildenau**.

In unsern gottesdienstlichen Gebeten überwiegt das Bittgebet. Von den 93 in der neuen preußischen Agende dargebotenen Kollekten-Gebeten beispielsweise enthalten nur 10 einen Dank. Das ist ein Mißverhältnis. Auch die sogenannten Allgemeinen Kirchengebete (allerdings auch Fürbitten-Gebete genannt) ermangeln — von den eigentlichen Festgebeten, bei denen man um das Danken nicht gut herumkommen kann, abgesehen — des Dankes und des Lobes. Mit Recht beanstandet Rietschel in seinem Lehrbuch der Liturgik das: „Nur fehlt diesem Gebetsteil nach der herkömmlichen Form viel zu sehr der Charakter des anbetenden Dankes, der die Wirkung der evangelischen Verkündigung vor allem sein muß und aus dem allein die rechten Bitten erwachsen (Phil. 4, 6: μετα εὐχαριστιας)." — Aber nicht nur zu Gunsten des Dankgebets sollte das Bittgebet in unsern gottesdienstlichen Feiern eingeschränkt werden, sondern es sollte sorgfältig von Fall zu Fall geprüft werden, ob all die Bitt- und Fürbittengebete auch wirklich im Sinn und Geist des Heilandes sind oder ob sich nicht vielleicht etwas Unterchristliches dabei in unsern Kultus einschleicht — eine Gefahr, die gerade beim Fürbittengebet besteht. — Der große Schleiermacher hat auch das wohl erkannt und in seinen 'Zwei unvorgreiflichen Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens etc. 1804' behandelt. Er behauptet, in den meisten Gebeten, die beim öffentlichen Gottesdienst vorzukommen pflegten, sei nicht viel von dem wahren Geist des christlichen Gebets zu spüren! „Schon das ist offenbar dagegen, daß sie größtenteils als bestimmte Formulare bei dergleichen Gelegenheit wörtlich wiederkehren. Dies macht schon unmöglich, daß sie für einen reinen wahren Ausdruck der Stimmung der Ge-

Digitized by Google

meinde gelten können." — „Noch mehr aber widerstreiten durch ihren Inhalt die meisten öffentlichen Gebete der echt christlichen Theorie über diesen Gegenstand." Der Christ könne wohl andere Gebete gelten lassen, sofern sie Erweiterungen und Anwendungen einzelner Teile von dem Gebet des Herrn sind, sonst aber nicht. „Die etwas Anderes enthalten, widerstreiten der ausschließlichen Richtung des Gebetes auf das Innere und dem Geist der Ergebung in Absicht auf alles Äußere, und sind deshalb unchristlich. Nun bedenke man aber, was für Gegenstände dem Höchsten in unsern Kirchengebeten vorgetragen werden, Gegenstände, die sich gewiß nicht ohne abgeschmackten Zwang in die Bitte um das tägliche Brot hinein erklären lassen. Wenn z. B. um gedeihliche Witterung gebeten wird, daß die Früchte der Erde wohl geraten: so denkt dabei niemand an einen gänzlichen Mißwachs, der ja auch nach dem Lauf der Natur nicht zu erwarten steht, und an den man nicht eher denken sollte, bis wirkliche Gefahr vorhanden ist; sondern ganz unchristlich ist es damit gewiß nur auf ein recht gedeihliches Geben abgesehen, welches erbeten werden soll. (Anmerkung Schleiermachers: Bei dem gemeinen Mann erhalten solche Sätze die abergläubischen Vorstellungen von der Kraft des Gebetes; bei andern erregen sie den wunderlichen Gedanken: Die Prediger wenigstens wären zu diesem Glauben verpflichtet, weil sie ihn ja vortragen müßten.) Auch wäre zu wünschen, daß kein christlicher Regent es duldete, viel weniger forderte, daß sein und der Seinigen persönliches Wohlergehen noch gar auf eine so detaillierte und zeremoniöse Art zu einem stehenden sonntäglichen Gebetsartikel gemacht würde[1]). Wie muß sich der Prediger drehen und wenden, um nur eine Beimischung wahrhaft frommer Gesinnungen in diese Bitten hineinzubringen! Denn erstlich ist es ganz gegen den ruhigen frohen Geist des Christentums, im Gebet an ganz entfernte Möglichkeiten von Übeln zu denken, und so besonders um das Leben kerngesunder Menschen zu bitten, die zur allgemeinen Freude aller Fülle des Wohlseins genießen. Denn wenn es überhaupt christliche Gesinnung ist, zu glauben, der Herr wisse wohl was er tue, und unter seiner Leitung müsse Alles zum allgemeinen und besonderen Besten gereichen: warum soll die Familie des Regenten, die ja auch eine christliche Familie sein will, hiervon ausgenommen sein? Warum sollen die Gemeinden für sie dem Höchsten Bitten vortragen, die kein verständig Frommer für sich selbst tut; als ob sie nicht unter dem allgemeinen Gesetz ständen, daß die Abwechslung des Angenehmen und Unangenehmen in den Begebenheiten und Schickungen heilsam, ja unentbehrlich ist?" Schleiermacher macht auch darauf aufmerksam, daß ebenso gebetet werden würde und müßte, wenn der Herrscher ein abscheulicher Tyrann wäre! Solch Beten sei dem Wertschätzen der öffentlichen Religionsübung nachteilig. „Zugleich möchte man fragen, was wohl Regenten durch solche in manchen Fällen nur erzwungene und fast immer nur leere und scheinbare Bekenntnisse allgemeiner Anhänglichkeit und Teilnahme zu gewinnen meinen? ... Dasselbe gilt auch von andern untergeordneten Artikeln in den Kirchengebeten, die sich nach Maßgabe der politischen Organisation anschließen. Die einzige ganz gesunde und echt christliche Idee darin ist die Bitte um Segen für die öffentliche Verwaltung und für die Berufstreue eines Jeden, und in keinem andern Sinne sollte für irgend einen Menschen gebetet werden (Anmerkung: Ein Anderes ist es mit den an vielen

[1]) In seiner Schrift von 1824 'Über das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten' sagt Schleiermacher: „Jeder christliche Regent weiß, daß in der Schrift selbst Fürbitte für die Obrigkeit geboten ist, und kann also dies benutzen wollen, um auch in der Übung des Gottesdienstes den Untertanen ihr Verhältnis zur Obrigkeit nahe zu bringen. Wollte er aber bestimmte Formeln von Staatswegen entwerfen lassen, wie, und die gottesdienstliche Stelle bestimmen, wo dies geschehen sollte: so wäre schon möglich, daß hierdurch das Gewissen der Mitglieder einer Kirche könnte verletzt werden."

Digitized by Google

Orten üblichen Fürbitten für einzelne Personen, die sich eben in bedenklichen Umständen befinden); aber gerade diese wesentliche Bitte pflegt sich unter den vielen Privat- und ökonomischen Angelegenheiten der Meisten zu verbergen."

Nachdem uns der theologische Meister so die Augen geöffnet und die Gewissen geschärft hat, können wir nicht mehr unbesehen alles hinnehmen, was an Fürbittengebeten gedruckt ist, sondern müssen wohl wählen und sichten. Die heikelste Stelle im Kirchengebet ist ja von jeher die Fürbitte für den Regenten gewesen. Auch wer monarchisch ist bis auf die Knochen, muß zugeben, daß da manchmal des Guten zuviel getan wurde, wenn etwa neben dem Fürsten auch seine sämtlichen Verwandten usw. aufgeführt wurden! Dieser crux sind wir ja nun überhoben. Aber wie gestalten wir gegenwärtig die Bitte für die Obrigkeit? Doch das mögen die Kirchenbehörden walten; inzwischen verhält sich jeder so, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann. — Vorbildlich muß uns bei den Fürbittegebeten und besonders auch bei der Fürbitte für die Obrigkeit die altkirchliche Praxis sein; und wir wollen deshalb einen kurzen Rückblick in dieser Richtung tun.

Im Neuen Testament kommt das Wort „Fürbitte" nur zweimal vor: 2. Kor. 1, 11, wo der Apostel von der Fürbitte der korinthischen Gemeinde für ihn und seine Begleiter spricht; und 1. Tim. 2, 1, jene bekannte Stelle, die uns ermahnt, „daß man vor allen Dingen zuerst tue Bitte, Gebet, Fürbitte (ἐντεύξεις) und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhig und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit". Dieser Passus ist uns geläufig aus dem sogen. Gebet des Chrysostomus ('Lasset uns in Frieden den Herrn anrufen' usw.). Das Gebet ist aber in der neuen preußischen Agende mannigfach abgeändert worden. In der alten Agende lautete die in Frage kommende Stelle so: „Wir beten auch für unsern sehr frommen, Gott fürchtenden König und sein ganzes Königliches Haus, um Gesundheit und Erhaltung usw."

In dem ältesten „Kirchengebet", das uns überliefert ist, im 1. Brief des „Clemens" an die Korinther (Kap. 59–61) findet sich bereits eine Fürbitte für die Obrigkeit. Nachdem er schon in Kap. 60 gebetet hat „daß wir ... tun, was gut und wohlgefällig ist vor dir und unsern Herrschern (ἀρχόντων)", spricht er im folgenden Abschnitt: „Unsern Regenten (ἄρχουσι) und Fürsten (ἡγουμένοις) auf Erden hast du, Herrscher, die Königsgewalt gegeben kraft deiner herrlichen und unaussprechlichen Macht, damit wir die ihnen von dir gegebene Hoheit und Ehre erkennen und ihnen untertan seien und deinem Willen in keiner Weise widerstreben. Denen gib, o Herr, Gesundheit, Frieden, Eintracht, Wohlergehen, auf daß sie das Fürstentum, das du ihnen gegeben, unanstößlich verwalten. Denn du, himmlischer Herrscher, König der Welten, gibst den Menschenkindern Hoheit und Ehre und Macht über das, was auf Erden ist; du, Herr, lenke ihren Ratschluß nach dem, was gut und wohlgefällig ist vor dir, damit sie mit frommem Sinn in Frieden und Sanftmut das Amt ausrichten, das du ihnen gegeben, und deine Gnade erlangen." Das heißt christlich gebetet! Warum haben wir diese Bahn verlassen?

In den Gebeten der Zwölfapostellehre findet sich keine Fürbitte für den Kaiser; wohl aber kommen darin die herrlichen Worte vor: „Gedenke, Herr, an deine Gemeinde, daß du sie erretetest von allem Übel und sie vollendest in deiner Liebe, und bring sie zusammen von den vier Winden, die geheiligte, in dein Reich, das du ihr bereitet hast." — Im nachapostolischen Gottesdienst, wie Justin ihn uns in seiner Apologie schildert, steht vor der Abendmahlsfeier ein allgemeines Gebet, das alle stehend verrichten sollen, und das u. a. auch eine Fürbitte für die Obrigkeit enthält. — Tertullian sagt (Apol. 39): „Oramus etiam pro imperatoribus, pro ministris eorum et potestatibus, pro statu saeculi, pro rerum quiete, pro mora finis (Aufschub des jüngsten Gerichts!)." Ferner wird um Regen und fruchtbare Zeiten gebetet.

Digitized by Google

Desgleichen werden die Kranken, die Dämonischen, die Gefangenen, die unschuldig Verfolgten, die Reisenden zu Wasser und Land, die Verfolger und Feinde in die Fürbitte eingeschlossen. — Cyprian hebt (nach Rietschel) hervor: die Fürbitten für die Obrigkeit, den Frieden, um Regen und fruchtbare Zeiten und allgemeine Wohlfahrt. — Tertullian betont besonders auch die commemoratio mortuorum.

Wie sollen wir es mit der Fürbitte für die Verstorbenen halten? In der gallikanischen Liturgie wurden die Namen derer, deren man beim Opfer besonders gedenken wollte, gleichviel ob sie noch lebten oder schon gestorben waren, von den Diptychen, d. h. Tafeln von Holz oder Elfenbein, verlesen, worauf sich ein Gebet (collectio post nomina) anschloß (vgl. Rietschel S. 314). Diese Fürbitte für Lebende und Tote findet sich dann öfters, auch in der orthodoxen Liturgie, wie in der römischen Messe, wo die Commemoratio pro defunctis unter Abschnitt 28 steht: „Memento etiam, Domine, famulorum famularumque tuarum N. et N. qui nos praecesserunt cum signo fidei et dormiunt in somno pacis. (Jungit manus, orat aliquantulum pro iis defunctis, pro quibus orare intendit, deinde extensis manibus prosequitur.) Ipsis, Domine, et omnibus in Christo quiescentibus locum refrigarii, lucis et pacis ut indulgeas, deprecamur. (Jungit manus et caput inclinat.) Per eundem Christum, Dominum nostrum. Amen." Wir haben in unsern agendarischen Gebeten solche Fürbitte nicht. Im Kirchengebet zur Totenfeier heißt es nur: „Sie sind abgeschieden nach deinem Willen; und es sind eingegangen zu deiner Freude, so viele im Glauben und Gehorsam gegen dich treu erfunden wurden bis an ihr Ende," oder ähnlich. Die Frage der Fürbitte für die Verstorbenen kann nur dogmatisch gelöst werden. Doch soll nicht verschwiegen werden, daß, im Gegensatz zu der herkömmlichen Anschauung einer sofortigen Entscheidung nach dem Tode, namhafte evangelische Theologen von einem „Zwischenzustand" reden und eine Entwicklung im Jenseits durchaus für möglich, ja nötig halten. Damit wäre dann auch in unserer Kirche der Boden für solch ein Gebet geschaffen: Herr, schenk ihnen Frieden, und das ewige Licht leuchte ihnen!

Aber wenden wir uns den Lebenden zu, die unserer Fürbitte dringend bedürfen. Eigenartig ist die Prosphonese der alten Kirche: Der Diakon gibt der Reihe nach an (mit der Aufforderung: lasset uns beten!), für wen und wofür die Fürbitte geschehen soll. Es soll z. B. (nach den Apostolischen Konstitutionen) gebetet werden: „für den Frieden, den Wohlstand der Welt und der heiligen Kirchen; die heilige katholische und apostolische Kirche; die eigene Sondergemeinde; den Episkopat; die Presbyter; den Diakonat; die Lektoren, Kantoren, Jungfrauen, Witwen und Waisen; die Ehen; die Eunuchen; die Enthaltsamen; die die Oblationen Darbringenden; die Neugetauften; die Kranken; die Reisenden zu Wasser und zu Lande; die in Bergwerken, Exil und Gefangenschaft Befindlichen; die in harter Sklavenschaft Lebenden; die Feinde; die Verfolger; die in der Irre Gehenden; die Unmündigen; gegenseitig für einander; für jede christliche Seele." Eine Fürbitte für den Kaiser und die weltliche Obrigkeit findet sich in diesem Gebete nicht! (Rietschel S. 282.) Der Bischof faßt hierauf diese angekündigten Fürbitten in ein direktes Schlußgebet zusammen. Schon vorher erwähnen die Ap. Konst. Gebete für die Katechumenen, die Energumenen, die Photizomenen und die Pönitenten. Der Diakon fordert jedesmal zum Gebet für die betreffende Klasse auf, nennt in langer Reihenfolge das für die Betreffenden zu Erbittende, während die Gemeinde und besonders auch die Kinder (προ παντων τα παιδια) dazwischen den Ruf κυριε ελεησον fürbittend erschallen lassen. Darauf schließt der Bischof jedesmal mit einem Segensgebet am Altar, während diejenigen, für die gebetet ist, die Häupter neigen zum Zeichen innerer Beugung (Rietschel S. 281). — Solch ein prosphonetisches Gebet haben wir also auch noch, eben in jenem „Gebet des Chrysostomus", von dem schon die Rede war. Schön und feierlich wäre es nun, wenn überall der Bittruf „Herr, erbarme dich" in diesem Gebet von der Gemeinde gesprochen oder gesungen

Digitized by Google

würde. Zur Warnung aber sei gesagt, daß man in die Prosphonese keine Epiklese, also eine direkte Gebetsanrede, hineinmischen darf. Die soll erst am Schluß kommen.

Bei Luther und bei Zwingli findet sich das allgemeine Kirchengebet nicht; wohl aber bei Calvin: für die obrigkeitlichen Personen, für die Hirten und Lehrer, für alle Menschen, besonders für die unter Kreuz, Verfolgung und Armut Leidenden, für die eigne Heiligung. Das Gebet geht dann noch in eine Paraphrase des Vaterunsers (die sich auch bei Luther findet) aus. Unser Reformator hat sonst nur das Kollektengebet vor der Schriftlesung, und ist auch darin der römischen Messe gefolgt, aus der das ursprüngliche allgemeine Fürbittengebet verschwand; nur der Gebetsruf oremus! bezeichnet noch den ursprünglichen Standort desselben. Die Collecta besteht übrigens eigentlich nur aus einem Satz und enthält, unter Bezugnahme auf die dem Sonn- und Festtage zugrunde liegende Tatsache, nur eine Bitte. Dies Gebet ist stets an den Vater gerichtet und schließt mit den Worten: „per Jesum Christum, filium tuum, dominum nostrum", denen noch öfter beigefügt wird: „qui tecum vivit et regnat in unitate spiritus sancti" (Rietschel S. 363).

Es gibt da in bezug auf den Schluß, den ja auch unsere Agenden festgehalten haben, einen Vers (s. Thalhofer in 'Handbuch der Katholischen Liturgie'):

'Per Dominum' dicas, Patrem si presbyter oras;
Dum loqueris Nato, 'qui vivis' dicere cures;
Commemorans Natum, tu Patri dic 'per eundem';
Si circa finem 'qui tecum' dicere debes;
Commemorans Flamen (den hl. Geist), eiusdem dic prope finem.

Gut wäre es —, nebenbei bemerkt —, wenn in allen Agenden angegeben wäre, woher die einzelnen Gebete stammen. —

Aber wir haben noch andere Fürbitten in der Kirche als bloß in den sogen. Kirchengebeten. Ich denke an die sogen. Abkündigungen. Über die ist auch, gerade in neuerer Zeit, viel geschrieben, und sie sind von Manchen als ein Fremdkörper bezeichnet worden. Das sind sie, wenigstens zum Teil, ganz gewiß. Etwas besser stehen wir ja jetzt da als frühere Zeiten, wo (s. Rietschel S. 532) die Kanzel als der Ort öffentlicher Bekanntmachungen aller Art (z. B. auch von Auktionen, verlorenen Gegenständen usw.) galt; und wo der Territorialismus auch staatliche Erlasse zur Bekanntmachung von der Kanzel aus anordnete. „Nach einem in Preußen amtlich aufgenommenen Verzeichnis waren es nicht weniger als 46 Verordnungen, welche alle Jahre an verschiedenen bestimmten Sonntagen von der Kanzel aus eingeschärft wurden, darunter auch Verordnungen wegen Anhaltens der Postillone auf Nebenwegen, wegen Schonzeit des Wildes usw." Wie tief hat sich doch die Kirche erniedrigt! Allerdings ist uns ja auch noch allerlei zugemutet worden, besonders im Kriege; ich erinnere nur an jene berühmte Beschwichtigung hinsichtlich der verbrauten Gerste (nebenbei: über 50 Millionen Zentner während des Krieges!), die wir von der Kanzel verlesen sollten! Aber das nebenbei! Wir haben, sage ich, unter den Abkündigungen eine Reihe solcher, an die sich eine Fürbitte anzuschließen pflegt: Geburtsfälle, erster Kirchgang, „Aufgebote", Beerdigungen, Abendmahlsfeiern usw. Ich habe das Wort 'Aufgebot' in Anführungsstriche gesetzt, weil es von Rechts wegen, nach Einrichtung der Standesämter, seine Bedeutung verloren hat. Wir haben nicht mehr aufzubieten, sondern nur Fürbitte zu tun. Es sind nun für die einzelnen Fälle bestimmte Vota üblich, die jedem Prediger geläufig sind; etwa in der Reihenfolge: Geburten, Trauungen, Todesfälle, Kommunikanten. Jeder Fall oder die betreffenden Personen jedes Falles bekommen ihre besondere Fürbitte. Welch ein Aufwand von Zeit und Worten! Die Abkündigungen wollen einem deshalb manchmal endlos erscheinen. Was ist zu tun? Nun, erstens: alle Bekanntmachungen, die sich nicht mit einer Fürbitte zusammenreimen, gehören nicht auf die Kanzel, sondern ans schwarze Brett oder in die Zeitung.

Digitized by Google

Ferner: Da die Kanzel die Stätte der Predigt ist, aber nicht die des Gebetes, wenigstens nicht des Fürbittengebetes, so ist die ganze Einrichtung der Abkündignng nebst den Fürbitten anders zu gestalten. Auf der Kanzel sollten, wenn es nun einmal nicht anders gemacht werden kann, nach Art der altkirchlichen Prosphonese jedesmal nur ganz kurz die Namen derer genannt werden, denen die Fürbitte gelten soll. Die Fürbitte selber aber gehört, wie es selbstverständlich sein sollte, in das große allgemeine Kirchen- oder Fürbittengebet der Schlußliturgie hinein, wo sie, am Altar, in Form des richtigen Gebetsanrufes (Epikleſe) vor Gott gebracht werden soll, selbstverständlich ohne Namennennung; denn um der Feierlichkeit willen gehören menschliche Namen in das Gebet der Kirche nicht hinein. Es ist generell, nie speziell. Es soll ein Gebet sein für die „streitende Kirche auf Erden", wie es etwa das Gebetbuch der Englischen Hochkirche in so schöner Form uns darbietet.

Auf der Kanzel könnte man also folgendermaßen die Fürbitten vorbereiten: „Fürbitte wollen wir nachher in unserm Gebet tun für alle, die in besonderer Weise der Fürbitte bedürfen: für unsere christlichen Schwestern N. N., denen der himmlische Vater (in der vergangenen Woche — das Datum zu nennen, ist schon stilwidrig) ein Kindlein (ob Sohn oder Tochter, geht die Kirche und Gemeinde nicht an; wir sind nicht dazu da, die Neugierde der Hörer zu befriedigen, sondern zu beten) geschenkt hat; für N. N. und N. N., die demnächst in den christlichen Ehestand zu treten gedenken (Stand, Eltern, Wohnort, auch die „Ehrenprädikate" usw. lasse man weg und nenne nur die nackten Namen, was der kirchlichen Würde am meisten entspricht; das kirchliche „Aufgebot" braucht nicht mehr so ausführlich zu sein wie früher, wo es gesetzliche Kraft hatte); für die Familien N. N., die durch den Tod eines ihrer Lieben in Trauer versetzt sind; für die (heutigen) Abendmahlsgäste, daß sie den Segen des Herrn mitnehmen" usw. Wozu die oft so ermüdenden und unkirchlichen Einzelheiten in unseren Abkündigungen? In großen Gemeinden kennt man die Genannten kaum; in kleinen Gemeinden weiß jeder die Einzelheiten — wozu soll ich sie denn noch sagen? Glaubt man, daß dadurch eine eifrigere Fürbitte erreicht wird? Alles im Gottesdienst muß möglichst allgemein, allgemeingiltig sein. Schon Schleiermacher hat auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die darin liegt, daß man das doch ganz allgemein gehaltene Vaterunser auf das mehr ins Einzelne gehende Kirchengebet folgen läßt. Aber wenn ich nun gar in den Abkündigungen eine Fülle menschlicher, oft allzumenschlicher Dinge vorgebracht habe, so beschäftigt sich die Phantasie der meisten Menschen nur gar zu gern mit dem soeben Gehörten, worunter naturgemäß die Andacht leiden muß. Wir wollen auch hier großzügig sein und alles Kleinliche, was in früheren Zeiten verständlich und vielleicht notwendig war, was aber längst hätte beseitigt werden sollen, an heiliger Stätte meiden und bekämpfen.

Ist so auf der Kanzel die Fürbitte vorbereitet worden, so muß sie nun im allgemeinen Gebet nachher auch wirklich erfolgen. Wenn da jetzt die neugeborenen Kinder, die Brautpaare, die Leidtragenden genannt werden, so setzt jeder Mitbetende die vorhin gehörten Namen ein und steckt die betreffenden Bilder in den dargebotenen Rahmen. So hat alles Hand und Fuß; bei der gegenwärtigen Praxis erschweren wir uns die Sache und leisten doppelte, aber nicht einmal schöne Arbeit. Wenn ich schon die berühmten Eingangsworte zu den Abkündigungen höre, z. B.: „Es sind Personen vorhanden, welche gesonnen sind, in den Stand der heiligen Ehe zu treten usw.", so werde ich unangenehm berührt, besonders wenn die Abkündigungen, nach dem Kanzelpathos, nun womöglich mit veränderter (oder richtiger: natürlicher) Stimme geschäftsmäßig und kühl erledigt werden. Eine Fürbitte aber ohne Liebe und Herzlichkeit ist keine, und wäre sie noch so umfangreich und blumig. —

Unser mächtigstes Bitt- und Fürbittengebet ist die Litanei, die viel zu wenig gekannt und benutzt wird. Nicht einmal am Bußtag bekommt man sie zu hören. „Die

Digitized by Google

Litanei im engeren Sinne ist nichts anderes als ein allgemeines Fürbittengebet oder ein Gebet für besondere Notstände in der Form der Prosphonese (indictio precum)" (Rietschel S. 360). Die wir im Anhang unserer Agende und in den Gesangbüchern finden, ist die abgeänderte älteste der drei römischen Litaneien: Die sog. Allerheiligen-Litanei. Ihre volle Herrlichkeit entfaltet die Litanei erst, wenn sie gesungen wird; im Wechselgesang zwischen Liturg und Gemeinde oder zwischen Chor und Gemeinde. Da gilt es einen reichen Schatz zu heben, der vielen Gemeinden augenblicklich abhanden gekommen ist.

O. Göhlings „Feiernde Jugend".[1])

Von Professor D. **Rud. Günther** in **Marburg**.

Dieses Buch sei der Aufmerksamkeit der Leser empfohlen. Es gibt nicht nur einen lehrreichen Einblick in die wichtige Arbeit der kirchlichen Jugendpflege, sondern zeigt auch einen Weg, auf dem die Wiederbelebung unsres Gemeindegottesdienstes vorbereitet werden muß. Der Inhalt ist reichhaltig: nach einer Einleitung des Herausgebers folgt zunächst eine Reihe von kurzen Aufsätzen zu allgemeinen oder besonderen Fragen der religiösen Jugendfeier, für welche dann der eigentliche Kern des Buches eine große Zahl von durchgeführten Entwürfen verschiedener Verfasser darbietet, sei es für gottesdienstliche Veranstaltungen, sei es für frei gestaltete Feiern vaterländisch-geselliger Art, woran sich endlich noch ein ausführliches Verzeichnis von Hilfsmitteln und Nachrichten für die Jugendverbände schließt. Unter den Aufsätzen mögen die über das religiöse Erlebnis und die Jugend von W. Classen, über Gottesdienstformen junger Menschen von H. Harmssen, über Gottesdienste für Arbeiterjugend von G. Dehn, der über nicht aussichtslose Versuche mit der proletarischen Jugend berichten kann, hervorgehoben sein. Die Beziehungen reichen vom Jugendbund für entschiedenes Christentum bis zur freideutschen Jugend, die Formen von der Anlehnung an die Messe bis zu freien, zuweilen recht losen Ordnungen, an deren Zusammenstellung auch die Jugend beteiligt wird. Von manchen Leitern wird auch das Stoffgebiet weit abgesteckt: Mystik, Rilke, Stefan George fehlen nicht. Das musikalische Element wird natürlich stark herangezogen, vereinzelt auch — für das Gesamtziel zu wenig — die bildende Kunst durch den Lichtbildervortrag. Naturfeiern werden gepflegt, doch selbst in der Großstadt wird Maiandacht gehalten, in der Berliner Klosterkirche, deren von Tausenden besuchte Jugendfeiern in Berlin Berühmtheit genießen.

Die Entwürfe sind mannigfaltig, von verschiedenem Geschick und Wert. Eine Neuauflage des Buchs müßte hier eine strenge Sonderung zwischen Vorbildlichem und Gelegentlichem vornehmen. Durch ein näheres Verhältnis der Mitarbeiter zu unserer Monatschrift könnten allerlei Fehler vermieden werden. Gewiß können altliturgische Stücke auch in einem sonst freien Aufbau von großer Wucht sein, aber warum kehren vollends an der falschen Stelle so unlebendige Formeln wie „Der Herr sei mit euch", oder „Ehre sei dem Vater . . . wie es war im Anfang . . ." öfter wieder? Ist es psychologisch möglich, wenn in einer sonst gut aufgebauten, mit Abendmahlsfeier schließenden Andacht („Gott in der Natur") zum Eingang auf „Geh aus, mein Herz, und suche Freud" unmittelbar das Sündenbekenntnis mit Kyrie und Gnadenspruch und darauf der Gemeindegesang „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" folgt? Eine nicht begründete Vorliebe besteht auch für das katholische: „Großer Gott, wir loben dich". Daß aber ein Marienlied in einer gottesdienstlichen Andacht vorkommt, verstößt trotz des ästhetischen Reizes einfach gegen die Wahrhaftigkeit. Dem schwächlichen Vertrauenslied „Harre, meine Seele", das merkwürdiger Weise

[1]) Berlin-Steglitz. Evang. Preßverband für Deutschland. O. J. [1921.] 168 S.

Digitized by Google

selbst unter unserem Kriegsheer verbreitet war, geschieht auch zu viel Ehre, wenn es nach dem Erlebnis des Elia auf dem Horeb stehend gesungen wird. Die hymnologischen Angaben sind zuweilen ungenau und widersprechen sich auch; das „Kreuzfahrerlied" (Schönster Herr Jesu) und „Es ist ein Reis entsprungen" sollten endgültig verschwinden. Die Pflege der Sinnhandlung mit dem Blumen- und Kerzenschmuck, ebenso z. B. auch die Osterfeier auf dem Friedhof wird der Unbefangene billigen, wie man auch dem Pfarrer Recht geben wird, daß er seiner Jugend nicht wehrte, einen Sprechchor aus Tagore in ihre Liturgie einzuordnen. Es gibt gewiß größere Worte, aber die Jugend hätte das in ihrer Tagore-Hypnose nicht begriffen.

Diese Bemerkungen möchten dem Buche keinen Eintrag tun, aber Herausgeber und Mitarbeiter erinnern, wie bedeutsam ihre Arbeit für die Zukunft des Gottesdienstes werden kann, wenn sie für Aufbau und Gestaltung ihrer Jugendfeiern sich gut beraten lassen.

Eine noch nicht gehobene Begräbnisnot.

Von † Pfarrer **A. Pfeifer, Kriescht** (NM.)

Matth. Claudius sagt: „Um die Bibelworte recht zu verstehen, muß man sie auf Grabsteinen lesen." Leider haben die Steinmetzen vielfach noch ihre alten Inschriftenbücher aus jenen vernunftgläubigen und empfindsamen Zeiten, deren Dreieinigkeit „Gott, Tugend, Unsterblichkeit" war, und man findet wenig biblisch-evangelische Tröstungen und Mahnungen auf den Grabsteinen, wo jenen freie Hand gelassen ist. Da steht zu lesen: „Ich habe viel und treu geschafft, der Tod hat mich hinweggerafft; ich hoff', Gott wird im ew'gen Leben nun den verdienten Lohn mir geben"; oder: „Mühselig war dein Leben und unermüdlich im Bestreben, das Wohl der Deinen zu begründen. Gott lohn' es dir, Gott laß dich Gnade finden!" oder: „Ich trau're mit fünf Kindern; Gott wird die Schmerzen lindern." Auf dem Friedhof einer früher ostdeutschen, jetzt polnischen Stadt soll sogar auf einem Grabstein stehen: „Hier ruht im Bewußtsein edler Handlungen der Schönfärber N. N." Trennungsschmerz und Hoffnung auf Wiedervereinigung ist auf manchem Friedhof, dessen Grabsteine nicht kirchlicher Aufsicht unterliegen, das Durchgehende; nur selten einmal ist gesagt, daß Christus unser Leben ist, oder daß einer mit dem Jesu von Nazareth war. Nun, herausmeißeln kann man jene inhaltleeren Inschriften nicht; neuen derselben Art muß gewehrt werden. Aber etwas andres kann man auf Friedhöfen: die werkseligen oder verschwommenen Begräbnisarien kann man austilgen und die zahllos vorhandenen besseren Gesänge an ihre Stelle setzen, wenn Pfarrer und Kirchenchöre erbarmungsvoll genug sind, den vererbten Wust auszurotten und sich um guten Ersatz aus dem reichen vorhandenen Liederschatz zu bemühen.

Geschlechter hindurch sind Christen an den Gräbern und Särgen mit folgendem Text in der bekannten C. Kloßschen Melodie abgespeist worden, der nicht mehr aufbringt, als die Feststellung, daß mit dem Tode aller Erdenschmerz aus ist: „(1.) Dort unten ist Friede im dunklen Haus, dort schlummert der Müde, dort ruht er aus. Dort ruht er geborgen im Totenschrein; es wecket ihn nimmer der Frühe Schein. (2.) Wen oben gemieden ersehnte Ruh, hier schließt er zum Frieden sein Auge zu. Wer nächtliche Stunden in Gram durchwacht, tief schläft er dort unten in langer Nacht. (3.) Da borgt nicht die Hülle des Traums der Schmerz, auf ewig nun stille steht hier das Herz. Mag's toben da oben und stürmen sehr, nicht wecket das Toben den Schläfer mehr." Das wird noch mancherorts, wenn nicht von Kirchenchören, so doch von weltlichen Gesangvereinen mit Fleiß geübt oder aufgeführt, an Särgen und Gräbern vorgetragen und von Weltschmerzlern schön gefunden, obwohl seine Unzulänglichkeit Sauppe keine Ruhe gelassen hat, der einen kleinen Schritt weiter, freilich noch nicht

Digitized by Google

zur klaren Höhe christlicher Tröstung, führt mit folgender Umgestaltung: „(1.) Dort unten ist Friede im dunklen Haus, da schlummert der Müde, da ruht er aus. Von Kämpfen umgeben ging er zur Ruh. Erwache zum Leben! ruft Gott dir einst zu. (2.) Dort winken dir Lenze, die immer blühn, und schönere Kränze die Stirn umziehn. Uns winket von oben Dein freundlich Bild; wenn Stürm' uns umtoben, es lächelt so mild. (3.) Der Erd' rauhe Winde Dir taten weh. Dort oben ist's linde, kein Sturm, kein Schnee. Der Leib wird zu Staube in dunkler Gruft; froh jubelt der Glaube: Dein Heiland dich ruft!" Der Anfang besingt trostlos die Grabesruhe, und der Schluß weist auf den einstigen Ruf des Heilandes. Aber wie dieser gemeint ist, erfährt man nicht; die Christentumsfeinde und Zweifelsfreudigen hören daraus am Ende mit lachender Abweisung die Vorstellung, daß unser Leib im Grabe einst alle seine Stäubchen zusammenbringen und sich wieder aus dem Grabe emporarbeiten werde; sie wissen ja nicht, daß das Gegenteil davon unsre Christenhoffnung ist (1. Kor. 15, 50; 42—44), und wollen nicht verstehen, daß die Stimme des Sohnes Gottes (Joh. 5, 28f.) nicht die im Grabe liegenden, schon längst Erde gewordenen und nicht mehr vorhandenen irdischen Überreste hören werden, sondern die unsterblichen Seelen alle, die einmal auf Erden waren und deren Leiber man zum Vergehen in die Erde gelegt hat; die werden einmal auf Christi Ruf mit einem himmlischen Leibe aus ihrer Wartestätte hervorgehen und so wieder als menschliche Persönlichkeiten neu erstanden, auferstanden sein[1]). Die christliche Hoffnung ewigen Lebens sodann erschöpft sich nicht in inhaltlosen Anschauungen von ewigen Lenzen uud Kränzen (Str. 2) bei Verneinung der irdischen Übel und Schranken (Str. 3). Das in unsre Lebensstürme milde hineinlächelnde Bild des Entschlafenen ist nicht biblisch-christlich. Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand, sie werden bei dem Herrn sein allezeit. Ob die Erlösten auf uns herabschauen, wissen wir nicht, so lieb uns diese Vorstellung auch wäre. Menschengedanken haben keine Kraft und dürfen am Grabe nicht als Trost vorgesungen werden

Vergilbte Liedersammlungen aus Zeiten, die auf klare evangelische Erkenntnis nichts gaben und eine rührsame Sprache liebten, ergehen sich mit Vorliebe in süßlich-wehleidigen Betrachtungen über den Grabesfrieden, in pathetischen über Irrtum und Wahrheiterspähen (-erschauen), in lohnsüchtig selbstgerechten über jenseitige Vergeltung irdischen Leides, das nach bekannter Einschätzung als solches dazu berechtigt. Noch in Gustav Damm, Liederbuch für Schulen, 20. Stereotyp-Ausgabe, Nr. 162, steht als „Trost am Grabe" (Mel. Integer vitae): „(1.) Ruh nun in Frieden still in deinem Grabe, wir sind hinieden noch am Pilgerstabe; selig vollendet durch des Lebens Kreise hast du die Reise. (2.) Hoch über Grüften Glaubensfackeln wehen, forschend in Lüften Wahrheit wir erspähen, daß zur Vollendung wir dereinst erkoren, zum Licht geboren. (3.) Hoher Gedanke, der das Herz erfüllet, wenn nun die Schranke, die den Blick umhüllet, sich dann erhebet, und durch Furcht und Grauen Wahrheit wir (er)schauen." In meiner Jugend, vor 40 Jahren, wurde als Trost geboten (Text von J. von Hahn-Hahn, Mel. von Fr. Abt): „(1.) Über den Sternen, da wird es einst tagen, da wird dein Hoffen, dein Sehnen gestillt. Was du gelitten und was du getragen, dort ein allmächtiges Wesen vergilt. (2.) Über den Sternen, da schwindet die Täuschung, da siehst du alles enträtselt, enthüllt. Was du erwartet, des Himmels Verheißung, da wird es herrlich und selig erfüllt. (3.) Über den Sternen wird klar es einst werden,

[1]) Zum Mißverstehen ist ja auch jene Inschrift über Joh. Falks Grab auf dem alten Friedhofe zu Weimar: „Unter diesen grünen Linden ist, durch Christus frei von Sünden, Herr Johannes Falk zu finden. An der Ostsee fernem Strande ließ er Eltern und Verwandte, da ihn Gott zur Ilma sandte. Kinder, die aus fremden Städten diesen stillen Ort betreten, sollen also für ihn beten: Ewiger Vater, dir befehle ich des Vaters arme Seele hier in dunkler Grabeshöhle. Weil er Kinder aufgenommen, laß ihn ja mit allen Frommen als dein Kind auch zu dir kommen."

Digitized by Google

wie du gehandelt und was du gedacht, was du gelitten, erduldet auf Erden, was du getan und was du vollbracht. (4.) Über den Sternen versiegen die Tränen, die du hier schmerzlich und bitter geweint; da ist kein Irrtum, kein nichtiges Sehnen, da wird die Liebe mit Liebe vereint. (5.) Über den Sternen, da wehen die Palmen himmlische Kühlung, o Dulder, dir zu! Engel begleiten mit heiligen Psalmen dort müde [todmüde] Herzen zur ewigen Ruh." Ich hielt dies zuckersüße Lied für längst zu den Toten entboten, aber in allerneuester Zeit mußte ich es mehrmals über mich ergehen lassen: Die heutige Stimmungsreligion will mit „Über den Sternen" trösten und getröstet werden, und der Bitte um Abwendung wird entgegengehalten, es werde auch andernorts gesungen; in der Tat, auch bei einer Kriegerdenkmalsweihe irgendwo erklang es erst vorige Woche wieder, o weh! — Wie nach diesem vielgewünschten Liede irdisches Elend „dort ein allmächtiges Wesen vergilt", so kommen die edlen Handlungen des erwähnten Schönfärbers am Schlusse jenes andern Sternenlieds zu ihrem Recht (von Christian Schulz, 1773–1827): „(1.) Über den Sternen wohnet Gottes Friede, und Siegespalmen winken dem Gerechten [andere Lesart: in Palmenschatten wandeln die Erlösten]; Chöre der Seligen singen des Empfangens heilige Hymnen. (2.) Uns bleibt die Trauer hier an diesem Grabe, doch preist sie glücklich dich in dunkler Kammer. Deiner, o Selger, denken wir im Segen. Schlummre in Frieden! (3.) Himmlische Wonnen lohnen edle Taten, sie harren deiner in dem Reich der Sphären. Schlummre in Frieden, und dein Engel spreche seliges Amen!" Leider enthalten in dem sonst so vortrefflichen „Schulgesangbuch" von Herrmann u. Wagner, Lichterfelde, Chr. Fr. Vieweg.

Menschlich begreiflich ist es, wenn in bittern Trennungsstunden nicht in christlichem Glauben und Hoffen gegründete Herzen vor allem den Wiedersehenstrost begehren. Aber im Vordergrunde biblisch-christlicher Orientierung steht nun einmal die Wiedersehenshoffnung nicht. Wohl, an seinem Thron begegnen und finden sich die Seelen alle, aber wo bleibt dieser Treffpunkt, wenn nur „Liebe mit Liebe vereint wird", wie auch nach folgendem Liede, von dem ich fürchte, daß es mich auch plötzlich irgendwo als alter Jugendbekannter, ich weiß nicht wie, ergreift: „(1.) Wiedersehn! Im Abendscheine flüstert's mir ein Säuseln zu. In des Friedhofs stillem Haine füllt es mich mit süßer Ruh. (2.) Freundlich blinken helle Sterne tröstend durch die Nacht herab. Sie verkünden in der Ferne Wiedersehn nach Tod und Grab. (3.) Ja, nach wenig flücht'gen Stunden werd' ich sehn, die mir verwandt, die, dem Staube schon entwunden, wandeln in dem bessern Land. (4.) Wiedersehn in Friedenshainen werd' ich die, die mir entflohn, und ein ewiges Vereinen ist dann bittrer Trennung Lohn."

Wir Christen haben dem Tode gegenüber mehr zu sagen als von Wiedersehen nach Grabesruhe. Nicht der Tod ist der Erlöser, sondern der Heiland, und das Grab ist nicht das tröstende Ziel, sondern der Thron des Lammes, das alle Tränen abwischen wird von allen Augen. Unterchristlich ist darum auch das Grablied von B. Strebel: „(1.) Im Grabe ist Ruh, drum wandern dem tröstenden Ziele der Leidenden viele so sehnsuchtsvoll zu. (2.) Hier schlummert das Herz, befreit von betrübenden Sorgen; es weckt uns kein Morgen zu größerem Schmerz. (3.) Es stillet das Grab der Leidenden angstvolles Sehnen und trocknet die Tränen der Weinenden ab." Man singe dafür mit christlicher Zielrichtung „Dort oben ist Ruh" (u. a. Große Missionsharfe I Nr. 317) von Gottfried Menken, oder man singe am und vom Grabe: „(1.) Im Grabe ist Ruh, da deckt in verborgener Kammer die Erd' allen Jammer gar mütterlich zu. (2.) Doch völlige Ruh, sie ist nur in Jesu zu finden; er decket die Sünden begnadigend zu. (3.) Sein Ruf dringt ins Grab; da werd' ich verkläret erstehen, zum Leben eingehen, das gnädig er gab. (4). Was weint ihr und klagt? Die hier als die Seinen geschieden, die ruhen im Frieden, bis herrlich es tagt." (Auch vertont von Fr. Binz in der Beilage zum „Sängergruß" 1921 Nr. 350. Stuttgart, Senefeld-

Digitized by Google

straße 109.) Vielleicht läßt sich die dritte Strophe aus ihrer Mißverständlichkeit umdichten.

Statt des Grabesfriedens weiß Ernst Gebhardt, der „Sänger des Kreuzes", einen andern Frieden zu besingen, und es empfiehlt sich, wenn die eingangs erwähnte Kloß'sche Melodie weiter leben soll, sie endlich von dem dort angeführten Texte zu trennen und mit den Gebhardtschen Worten zu verbinden; er lautet so: „(1.) O seliger Frieden im Vaterhaus; dort feiern die Müden, da ruhn sie aus. Hier gilt es zu ringen in Kampf und Streit, dort werden wir singen in ewger Freud. (2.) Hier wächst unter Tränen die Glaubenssaat; dort stillt unser Sehnen des Heilands Rat. Drum, geht's auch im Wetter durchs Schattental: dort sehn wir den Retter im Himmelssaal. (3.) Hier drücket die Hülle gar mancher Schmerz; dort kostet die Fülle das freie Herz! Laß ruhen in Grüften das Pilgerkleid; dort strahlt uns auf Triften die Herrlichkeit." Das tröstet. Mancher Liedtext hat sein zähes unverdientes Leben dem schützenden Kleide seiner wohltuenden Melodie zu verdanken und der Lässigkeit, die sich zu keiner Neu- oder wenigstens Umdichtung aufschwang. Daß man vom unbrauchbaren, unmöglichen „Originaltext" hier weiter kommen kann, lehrt die Geschichte des bekannten „Wie sie so sanft ruhn". Die Melodie stammt aus F. W. Beneken (1760–1818), „Lieder und Gesänge für fühlende Seelen" 1787. Zu ihr dichtete Aug. Korn. Stockmann († 1821) seinerzeit: „Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen, zu deren Wohnplatz jetzt meine Seele schleicht! Wie sie so sanft ruhn in den Gräbern, tief zur Verwesung hinabgesendet! (2.) Und nicht mehr weinen hier, wo die Klage schweigt, und nicht mehr fühlen hier, wo die Freude flieht, und von Zypressen sanft umschattet, bis sie der Engel hervorruft, schlummern. (3.) Wie wenn bei ihnen schnell, wie der Rose Pracht dahingesunken, modernd im Aschenkrug, spät oder frühe, Staub bei Staube, meine Gebeine begraben lägen? (4.) Und ging im Mondenschein, einsam und ungestört, ein Freund vorüber, warm wie die Sympathie, und widmete dann meiner Asche, wenn sie's verdiente, noch eine Zähre: (5.) Und seufzte dann noch, der Freundschaft eingedenk, voll frommen Schauers tief in dem Busen: Ach, wie dieser sanft ruht; ich vernähm' es; säuselnd erschien ihm dafür mein Schatten." Str. 1. 2 hörte ich im Jahre 1922 wörtlich einen Männerchor am Grabe singen. Glücklicherweise brachte das „Deutsche Kirchenliederbuch" von Dr. Joh. Peter Lange 1843 die drei heute noch eingebürgerten Strophen: „(1.) Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen, die gläubig kämpften den großen Lebenskampf! Wie sie so sanft ruhn in den Gräbern, bis sie zum Lohne erwecket werden! (2.) Du Gott-Versöhner wardst auch ins Grab gesenkt, da du am Kreuze hattest für uns vollbracht; nicht zum Verwesen lagest du, Heiliger, zu großem Lohne erstandst du wieder. (3.) O wenn auch wir nun, wie all die Seligen, mit dir bestehen den großen Lebenskampf, dann wirst, Erlöser, du uns auch rufen aus unsern Gräbern zu großem Lohne." Bei S. Roller († 1850) heißt der Text: „(1.) Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen, von ihrer Arbeit, die sie in Gott getan, und ihre Werke folgen ihnen nach in des ewigen Friedens Hütten. (2.) Von ihren Augen wischt er die Tränen ab, sie kommen freudig, bring'n ihre Garben ein, die weinend gingen, edlen Samen trugen in Hoffnung, in Lieb und Glauben, (3.) Wenn einst die Stimme wieder sie auferweckt des Menschensohnes, die durch die Gräber dringt, dann wird, was irdisch und verweslich, himmlisch und jugendlich auferstehen. (4.) Preis, Ruhm und Ehre sei dir, o Gott, gebracht für deine Werke, die du an uns getan, daß, wie in Einem alle sterben, also in Einem sie wieder leben." Hier und da findet man den Anfang so gestaltet: „Sie ruhn in Christo, alle die Seinigen, von ihrer Arbeit, die sie in Gott getan –." Noch anders läßt folgende (wohl die neueste) Form singen „(1.) Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen, zu deren Wohnplatz jetzt meine Seele eilt. Wie sie so sanft ruhn in den Gräbern, tief zur Verwesung hinabgesendet. (2.) Hier wird in Schwachheit Irdisches ausgesät, einst zu erwachen himmlisch

Digitized by Google

in neuer Kraft, und aus dem Staube hebt sich siegend, wenn die Posaune schallt, unsre Asche. (3.) Ruhet denn friedlich, alle ihr Seligen, die ihr dem Herrn hier gläubig vertrauet habt. Spät oder frühe ruhe ich mit euch, einst zu erwachen zu ewgem Schauen." (Bundeschöre, hrsggb. v. Mezger, Stuttgart 1905, Süddeutsch. Evang. Jünglingsbund; die Überschrift „Fr. Burkh. Beneken" kann natürlich nicht gelten.) Das Ruhen der Seligen im Grabe ist freilich geblieben, und das Sicherheben der Asche fällt unter das oben bereits gesprochene Urteil (gleichwie Funks Osterlied Str. 3 „Unsern Staub mag Staub bedecken . . ."). Aber vielleicht kommt nun bald der Dichter, der dem Liede diese letzten Unebenheiten in klarbiblischer und zugleich poetischer Abgestaltung nimmt.

Was nach Ausscheidung der veralteten, verschwommenen, nicht vollchristlich tröstenden Grabgesänge übrig bleibt, soll nun nicht sein „So nimm denn meine Hände", „Harre, meine Seele", „Laßt mich gehn" und „Wo findet die Seele". P. Adolf Zahn-Altdorf schreibt nach Anführung der beiden letztgenannten (Kirchenmusikal. Blätter 1922 Nr. 5): „Für diejenigen, welche für diese Lieblinge des Volks noch immer ein verteidigendes Wort einlegen, zwei Fragen: Fällt es denn gar nicht ein wenig ins Gewicht, daß, während am Grabe die einen von diesen Weisen gerührt werden wollen oder sollen, andre unnötigerweise ein stilles Martyrium dulden, wenn sie dieselben über sich ergehen lassen müssen? Und dann: Gibt es denn in dem reichen Schatze gediegener Texte und Tonweisen nicht eine größere Zahl von solchen, welche gleicherweise das ungebildete und das gebildete Ohr befriedigen? z. B. das Lied „Wenn mein Stündlein vorhanden ist?" Text und Ton so wahr und klar wie aus einem Guß die christlichen Todesgedanken formend, von einer so freudigen Innigkeit und Zartheit, daß der tiefgründende und feinsinnige Forscher Nelle davor ausruft: „— Da wird die Sterbensfurcht überwunden. Ja, diese Zeit der Reformation hat sich mit dem Tode vertraut gemacht." Dazu so schlicht und ansprechend, daß es die Gemeinde sicher lieb gewinnen würde, wenn es aus seinem Versteck im Gesangbuch hervorgeholt würde. Vom Schülerchor am Grab ein-, zwei- oder dreistimmig gesungen, gegenüber allem, was da als „Arie" dargeboten zu werden pflegt, ein Gesang von überragender Schönheit." Soweit Zahn. Als ganz unpassend abzuweisen ist natürlich bei Begräbnissen „Es ist bestimmt in Gottes Rat". Bei Sängerbegräbnissen muß das gegen eine vorangegangene christliche Bestattungsfeier so abfallende bekannte Sängerabschiedslied ferngehalten und kann etwa durch das würdige, von P. Röhrig in Potsdam gedichtete und von W. Kniepkamp in Elberfeld vertonte „Der Sänger schläft" ersetzt werden (Ev. Sängerbund, 18. Beilage f. gem. Chor zu „Singet dem Herrn", Elberfeld, Baustraße 12). — Für Heldengedächtnisfeiern muß so Fades, Rührsames wie „Über den Sternen" ausgeschlossen sein; für solche Feiern hat u. a. G. Winter den Mühlpforthschen Text „Ihr ruht, ihr teuren Toten" schön komponiert (Beilage zum „Sängergruß" 1916 Nr. 306, Männerchor); Str. 2 wäre allerdings wegzulassen oder umzudichten.

Am Platze ist bei christlichen Begräbnissen „In Christi Wunden schlaf ich ein" (Mel. Vater unser im Himmelreich), besonders erbaulich als Männerchor. Auch eignet sich „Ei, wie so selig schläfest du", gem. Chor von K. Wezel, Nürtingen, 3 Strophen (Beilage zum „Sängergruß" 1921 Nr. 351); bekannter ist die Melodie Große Miss.-Harfe I Nr. 304 mit dem Textanfang „Ach, wie so sanfte schläfest du" und weiteren, aber nicht insgesamt brauchbaren Strophen. Wie geschaffen aber für den Schluß eines Begräbnisses ist aus Michael Weißes „Nun lasset uns den Leib begraben" besonders Str. 7 „Nun lassen wir ihn [sie] hier schlafen und gehn all heim unser Straßen, schicken uns auch mit allem Fleiß; denn der Tod kommt uns gleicherweis".

Im übrigen sei zum Überfluß nur noch angeführt: Mag den Leib die Erde decken (Klopstock, Mel. Wachet auf, ruft —); Der Hirt, am Kreuz gestorben (Hiller, Mel. Wach auf, mein Herz, und singe); Am Grabe stehn wir stille (Ph. Spitta, Mel. Christus, der ist mein Leben); Ich wollt, daß ich daheime wär (Heinr. von Laufenberg, Mel.

Digitized by Google

Nun lasset uns den Leib begrabn); Die Christen gehn von Ort zu Ort; Christus, der ist mein Leben; Wer weiß, wie nahe mir mein Ende; Mit Fried und Freud fahr ich dahin; Nun stille mit Weinen und Klagen (diese beiden in Ulrich, Geistl. Gesangbüchlein, I. Heft, Ebingen, Joh. Jehle; Gr. Miss.-Harfe II Nr. 280 = Ihr Trauernden, stillet die Tränen). Ferner auch: Unter Lilien jener Freuden; Heimgehen, selig werden; Mein Leben ist ein Pilgrimsstand; Schöner Himmelssaal; Aller Gläubigen Sammelplatz; Selig sind des Himmels Erben; Wohlauf, wohlan zum letzten Gang; Jesu, dir leb ich (verschiedene Formen, z. B. Jul. Abel in der 79. Beilage für dreistimmigen Frauenchor zu „Singet dem Herrn", Ev. Sängerbund). Auch ein schlichtes Liedchen wie „Näher, mein Gott, zu dir" (E. Gebhardt, Frohe Botschaft) hat seine Trostkraft bewiesen.

Angesichts solcher und vieler andrer herrlicher Tröstungen aus unserm evangelisch-deutschen Liederschatze, die zu üben und zu singen sich verlohnt, wird hoffentlich mit jenen allzu lange ertragenen, überalt gewordenen Begräbnisarien Begräbnis gemacht und ihnen ein zahlreiches Grabgeleite zuteil. Auf, Pastor und Kantor, ihr geht bei Begräbnissen voran![1])

Das Haus des Herrn.

Oratorium für gemischten Chor, Knabenchor, Soli und Orchester
von **Otto Fiebach, Königsberg.**

Am 2. Advent 1923 beging die Altroßgärter Gemeinde in Königsberg i. Pr. festlich den Tag, an dem vor 300 Jahren ihre erste Kirche eingeweiht wurde. Zu diesem Tag hatte der langjährige Organist an der Altroßgärter Kirche, Musikdirektor Otto Fiebach, ein Oratorium für gemischten Chor, Knabenchor, Soli und Orchester komponiert „Das Haus des Herrn", auf das ich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise lenken möchte. Es wurde am Vorabend des Tages aufgeführt und hinterließ einen nachhaltigen Eindruck auf die überaus zahlreich versammelte Gemeinde. Fiebach hat selbst den Text nach Worten der Heiligen Schrift zusammengestellt. Im **ersten Teil** wird der Bau des Hauses dargestellt. In einem großen Anfangschor bittet die Gemeinde Gott um Förderung ihres Werks, die Stimme Gottes (Baß-Solo) gibt die Weisungen für den Bau und nennt auf ihre Fragen die Bedingungen für einen ihm wohlgefälligen Gottesdienst in seinem Hause. Chöre und Alt- und Sopran-Soli bringen die Freude zum Ausdruck, einen Ort der Anbetung zu haben. Mit Versen des Chorals: „Eins hätten wir von Herzen gern" schließt der erste Teil. Der **zweite Teil** führt das Gotteshaus als Haus der Predigt vor. Ein Sopran-Solo hält der Gemeinde das Sabbathgebot 2. Mos. 31,13–15 vor, die Gemeinde (Chor) rüstet sich mit dem Choral „Licht vom Licht, erleuchte mich" auf die rechte Feier des Gottesdienstes. Nach einem Gotteswort an den Prediger (Sopran-Solo) bittet dieser (Tenor-Solo) um Gottes Beistand zu rechter Ausübung seines Dienstes. Die Gemeinde (Chor) vergegenwärtigt sich, was sie von ihm erwartet. Sopran u. Alt stimmen in einem zarten Duett Ps. 84, 2–3 an: „Wie lieblich sind deine Wohnungen." Nach einem kurzen Tenor-Solo (Stimme des Predigers) preist die Gemeinde (figurierter Choral: Chor u. Knabenchor) den Segen, den sie vom Gottesdienst hat (Es ist doch nirgend in der Welt um unser Herz so wohl bestellt). Der **dritte Teil** schildert das Gotteshaus als Haus des Gebets. Ein ganz kurzer Eingangschor (Des Gerechten Gebet vermag viel . . .) führt über zu einem Sopran-Solo (Mahnung des Herrn zum rechten Beten), worauf die Gestalten des Pharisäers (Baß-Solo) und des Zöllners (Tenor-Solo) aus Luk. 18 als Beispiele des falschen und rechten Betens auftreten, von Rezitativen des Soprans eingeführt und beurteilt.

---

[1]) Der Verf. dieses Aufsatzes ist, wie uns mitgeteilt wird, inzwischen gestorben. Mit um so mehr Anteil (und hoffentlich auch Gewinn und tatkräftiger Nachfolge) wird man seine Ausführungen lesen. R. i. p. Sm.

Digitized by Google

Ein Chor (Lasset uns anbeten) schließt sich an, und ein Baß-Solo leitet mit der Aufforderung zur Feier des Jubeljahres zum mächtigen Schlußchor (Freuet euch. Jauchzet alle Welt . . .) über.

Diese kurze Inhaltsangabe mag einen ungefähren Eindruck davon geben, wie Fiebach versucht hat, eine Kirchweihfeier, sofern es sich um eine größere Jubiläumsfeier handelt, als solche rein musikalisch auszugestalten. Man wird im einzelnen manche Ausstellungen machen können, z. B. daß die Aufforderung Gottes, ihm ein Haus zu bauen, mit seiner Erscheinung vor Elia (in dem stillen, sanften Sausen 1. Kön. 19, 12) verbunden wird, daß die Stimme Gottes bald dem Baß, bald dem Sopran übertragen und die erzählende Verbindung bei den Vorgängen des Hausbaus vom Alt, bei der Erzählung vom Pharisäer und Zöllner vom Sopran hergestellt wird u. a. Überhaupt wirkte das Auftreten des Pharisäers peinlich. Aber im ganzen wird man anerkennen müssen, daß die Gedanken und Empfindungen, die eine Gemeinde bei der Kirchweihfeier bewegen, zu klarem Ausdruck gekommen und hierfür in trefflicher Weise Worte der Schrift in reicher Fülle gefunden sind, wenn sie auch manchmal sich Änderungen und Hinzufügungen haben gefallen lassen müssen.

Über die musikalische Seite des Oratoriums maße ich mir als Laie kein Urteil an. Jedenfalls stellen die Rezitative und Chöre im allgemeinen keine besonders großen Ansprüche an die Ausführenden und Hörer, so daß das Werk zur Aufführung kommen kann, auch wo nicht gerade großstädtische Chorvereinigungen und Orchester zur Verfügung stehn. Die bekannte kontrapunktische Meisterschaft Fiebachs zeigt sich in dem groß angelegten Anfangs- und Schlußchor, vor allem in dem figurierten Choral am Schluß des zweiten Teils. Besonders hervorheben möchte ich die beiden Choräle: „Eins hätten wir von Herzen gern" und „Licht vom Licht, erleuchte mich", zu denen Fiebach Melodien gefunden hat, von denen zu wünschen wäre, daß sie sich weithin in der singenden Gemeinde einbürgerten, namentlich die zu dem Sturmschen Liede (Eins hätten wir . . .), zu dem die Melodie „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn" nicht recht paßt.

Erwähnen darf ich noch, daß mit der Einweihung der Altroßgärter Kirche am 2. Advent 1623 der Name Georg Weißels (des Dichters von „Macht hoch die Tür" und „Such wer da will") aufs engste verknüpft ist. Er war als erster Pfarrer für die neue Gemeinde und Kirche berufen, dichtete zur Einweihungsfeier am 2. Advent das Lied „Groß Heyl da widerfähret / Bei dem der Herr einkehret", hielt am Mittwoch darauf seine Probepredigt und wurde am nächsten Sonntag (3. Advent 1623) eingeführt, wozu er das Lied „Such wer da will" dichtete. Danach wären die noch vielfach falschen Angaben in den Gesangbüchern (auch noch bei Nelle, Schlüssel zum Ev. Gesangbuch für Rheinland und Westfalen 1918. S. 156) zu berichtigen.

D. Gennrich.

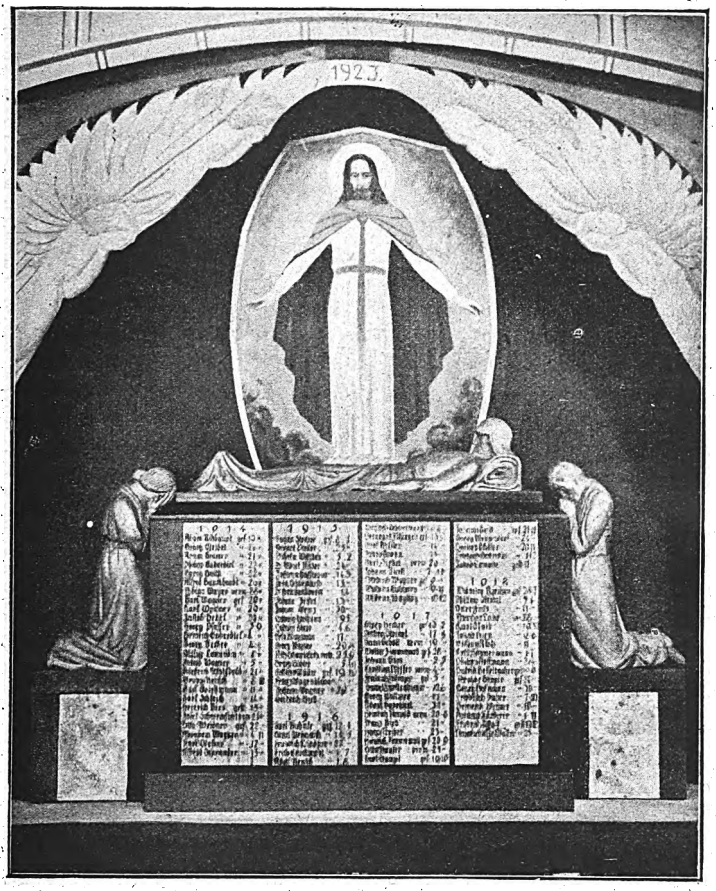
Das Kriegerdenkmal von Daniel Greiner in der evangelischen Kirche in Wiesloch (Baden).

(Mit 2 Abbildungen.)

Als wir vor etwa zwei Jahren auf Drängen vieler Gemeindeglieder vor die Frage gestellt waren, wie wir das Andenken unsrer gefallenen Brüder ehren sollten, machte uns unser Sachverständiger in Dingen kirchlicher Kunst, Herr Lizentiat Pfarrer Karl Kühner in Waldkirch, auf den, bis dahin uns noch unbekannten Maler und Bildhauer Dr. Daniel Greiner in Jugenheim bei Darmstadt aufmerksam. Auf unsere Bitte kam Herr Greiner hierher, besah sich die Kirche auf die Aufstellung eines Denkmals hin und fand bald einen

Digitized by Google

vorzüglich geeigneten Platz in einer in der Nordwand unseres schönen gotischen Chors befindlichen großen Nische, die als Pfarrstuhl benutzt wurde. Die Nische ist über drei Meter hoch und ebenso breit, und etwas weniger als einen Meter tief. Dieser Platz rief förmlich nach einer künstlerischen Gestaltung. An sich bildete die Nische eine architektonisch unbegründete Aussparung in der Wand. Sie mag in katholischer Zeit zur Aufbewahrung des Sakraments



Kriegerdenkmal in Schönau.

gedient haben. Schön war ihr Anblick nicht, und ihre Verwendung als Pfarrstuhl machte sie nicht schöner. In diese Nische ein großes und würdiges Denkmal zu stellen mußte den Künstler reizen, zumal die Beleuchtung die denkbar beste sein würde. Fällt doch das Licht ausschließlich von Süden, während die Nordwand, weil fensterlos, dem betrachtenden Auge volle Ruhe gewährt.

Für den Entwurf des Denkmals ließ der Kirchengemeinderat dem Künstler alle erwünschte Freiheit. Mit großer Liebe und Hingabe vertiefte sich Herr Greiner in den Gedanken, ein Werk zu schaffen, das unserm Gotteshause

Digitized by Google

zu wahrem Schmuck und der Gemeinde für alle Zeit zum Trost und zur Erhebung dienen sollte. Wie der Künstler seine Aufgabe erfaßt und gelöst hat, kann der Leser aus dem Bilde ersehen, wiewohl es den mächtigen Eindruck, den das Denkmal macht, nicht wiedergibt.

Der Aufbau des Denkmals ist ohne Weiteres klar und verständlich. Auf hohem Gestell ruht der tote Krieger, das stahlhelmbedeckte Haupt steil aufgerichtet auf dem gerollten Mantel, im Antlitz den herben Zug der Kraft und Entschlossenheit, mit der er in den Kampf zog und unterliegend siegte. In der gestreckten Horizontale des Körpers liegt der unwiderrufliche Ernst des Todes. Der Tod wird nicht beschönigt. So gibt der Künstler dem Krieger nicht die gefalteten Hände, wie es wohl nahe gelegen hätte. Lang streckt sich der Arm am Leibe geschlossen und lang die Hand. Es ist gar keine Pose an der ganzen Gestalt.

Zu Häupten und zu Füßen des Kriegers knieen Vater und Mutter (Braut?). Sie richten ihren Blick nicht auf ihren Sohn. Für ihr Auge ist er ja auf immer entschwunden. Ganz in ihren Schmerz versenkt beugen sie das Haupt. Während aber aus des Vaters gramdurchfurchten Zügen und den gefalteten Händen die Ergebung in das Unabänderliche spricht, überläßt sich die Mutter der ganzen tiefen Empfindung des Leides und vergräbt ihr Antlitz in den Händen. Keuscher und wahrer, man kann wohl sagen: frömmer kann der Schmerz um ein verlorenes liebes Leben kaum dargestellt werden.

Die drei Figuren sind aus Eichenholz geschnitzt. Sie haben vierfünftel Lebensgröße, wirken also durchaus monumental. Leider tritt auf dem Bilde die plastische Gestaltung nicht hervor. Auch ist darauf die wunderbar weiche Tönung des Eichenholzes nicht bemerkbar. Das Helle des Holzes ist ins Bräunlichgelbe gebeizt. Eine etwaige Nachdunkelung wird dem schwermütig ernsten Tone der Figuren nur zu Gute kommen. — Übrigens danken wir dem Künstler, daß er die Figuren aus Holz und nicht aus Stein gebildet hat. Der Stein erweckt doch — vollends in einer Kirche — das Gefühl der Kälte und der Härte.

Von den drei Figuren oben und an den Seiten eingeschlossen, gliedert sich die hohe Totenbare in vier aufrechten Tafeln, die in der Zeitfolge der vier Kriegsjahre die Namen der 95 Gefallenen und Vermißten unserer Kirchengemeinde mit Angabe des Todestages enthalten. Die Tafeln sind ebenfalls aus Eichenholz, und die Namen vertieft geschnitzt und unverwischbar geschwärzt.

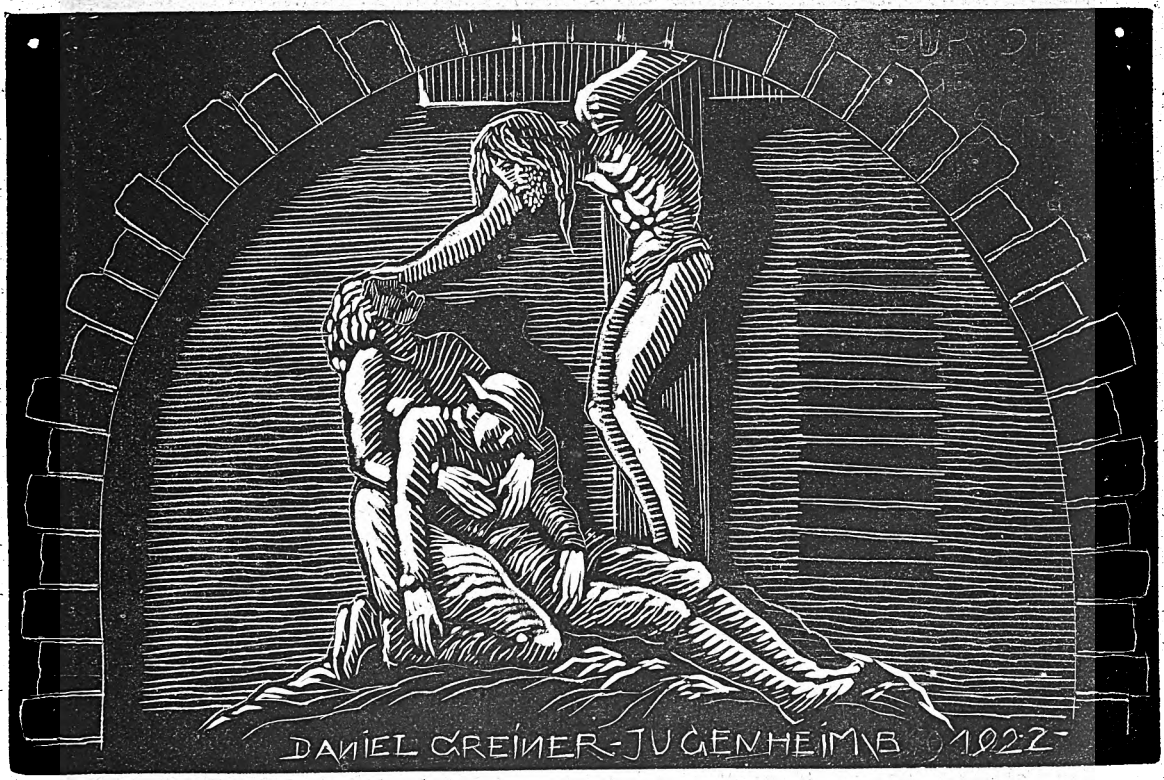
Über dem aus Eichenholz gebildeten Teil des Denkmals erhebt sich auf dem dunkeln Hintergrund der Nische in einem Leinwandoval die lebensgroße Gestalt des Heilandes, in stark kontrastierenden Farben. Von lichtem, goldenem Gewölk umgeben, in weißes Gewand gekleidet, auf dem sich das Kreuz abzeichnet, das von dem breiten roten Gürtel und dem ebenso gehaltenen Verschluß des Gewandes gebildet wird — breitet er segnend die Arme über den toten Krieger und die Trauernden. Den von Hals zu Fuß reichenden Überwurf hält er zurückgeschlagen, und eben von diesem in sattem Blau gehaltenen Überwurf hebt sich das weiße Gewand und damit die Gestalt des Heilandes selbst leuchtend ab. Das Antlitz des Heilandes trägt keine herkömmlichen Züge. Es ist garnichts Weiches und Süßes drin. Aus der dunkeln Umrahmung

Digitized by Google

des Haupthaares und des Bartes blickt es gehalten, ernst, still herab. Man sieht ihm an, daß er nicht geschwind trösten will. Es fordert auf, das Leid wirklich zu tragen. Aber die segnenden Hände sprechen: Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.

Den Abschluß des Denkmals bildet nach unten eine über die ganze Breite der Nische sich hinziehende Stufe, die genügend Platz für Blumenschmuck bietet, den treue Liebe den Gefallenen von Sonntag zu Sonntag reichlich darbringt. Nach oben aber und zur Seite schließen je zwei Engel ab, aus Lindenholz flach geschnitzt, mit weit nach oben ausholenden Flügeln, die im Scheitelpunkt der Nische sich berühren — sollten, aber infolge eines verzeihlichen Versehens nicht berühren, und gerade noch für ein Täfelchen Raum lassen, das der Jahreszahl 1923 ein Gedächtnis ermöglicht. Dieses Jahr — 1923 — erzählt dem Kundigen von manchem schweren Schicksal, das den Künstler und sein Werk gefährdet hat.

Soll ich in ein Wort zusammenfassen, was uns das Denkmal sagt und bedeutet, so darf ich folgendes aussprechen: Hier hat die gottesdienstliche Gemeinde ein wahres, ewig giltiges Bild von tiefstem menschlichen Leid und von der allzeit gegenwärtigen göttlichen Hilfe. Und von selbst kommt der Wunsch, daß an diesem Denkmal sich die Treue und Hingabe an das deutsche



Digitized by Google

Volk und Vaterland stets von Neuem beleben und durch den zuversichtlichen Glauben an Gott vertiefen möge.

Am 16. September vergangenen Jahres durften wir in feierlichem Gottesdienste unter ganz außerordentlicher Teilnahme dies Denkmal seiner Bestimmung übergeben, leider nicht in Anwesenheit des Künstlers, den ein schweres Leiden auf dem Krankenbette festhielt, wohl aber in Anwesenheit seines ehrwürdigen alten Vaters, des früheren Stadtmissionars Friedrich Greiner in Worms, der bald darauf das Zeitliche segnete, und seiner Kinder, darunter seines hochbegabten Sohnes Odin, der sich durch seine Mitarbeit am Denkmal ein bleibendes Verdienst um unsere Gemeinde erworben hat, und dessen Name neben dem Namen des Vaters das Denkmal bezeichnet.

Daß ein so durch und durch originales Greinersches Werk, wie unser Kriegerdenkmal, nicht beim ersten Mal die Herzen entzücken würde, daß mit dem persönlichen Verhältnis zu dem gewaltigen wuchtigen Werke viele Mühe haben würden, war mir von Anfang an klar. Ich und jeder der dem Jugenheimer Künstler und seiner Kunst näher treten darf, weiß, daß der landläufige Begriff und Maßstab, als sei die Kunst etwas, was aller Welt ohne weiteres als „schön" gefallen muß, bei Greiner versagt. Aber die Genugtuung haben wir Freunde der Greinerschen Kunst, daß wir immer besser sehen und erfahren können, wie die Vertiefung in seine Kunst jeden, dem die Kunst mehr bedeutet als bloß Vergnügen und Zeitvertreib, ungemein bereichert, indem sie Höchstes und Tiefstes im menschlichen Leben erschließt. Und eine ganz besondere Freude ist uns, wenn wir sehen, wie schlichte Leute — es sind auch Gebildete darunter — unser Denkmal immer lieber gewinnen. Beweis sind der immer sich erneuernde Blumenschmuck und die andächtige Betrachtung so vieler vor und nach dem Gottesdienst.

Möchten diese Zeilen den einen oder andern Leser veranlassen, einmal nach Wiesloch zu kommen und das Denkmal zu sehen. Allen Pfarrern aber und Kirchenvorständen in deutschen Landen, die ein künstlerisch und religiös wertvolles Denkmal für die Gefallenen ihrer Gemeinde wünschen, glaube ich einen Dienst erweisen zu sollen, wenn ich sie auf Dr. Daniel Greiner in Jugenheim nachdrücklich aufmerksam mache.

Wiesloch, 26. April 1924 Carl Arnold, Pfarrer.

Nachschrift. Gleichzeitig mit dem Wieslocher Kriegerdenkmal entwarf und fertigte Daniel Greiner für die Gemeinde Schönau bei Heidelberg das hier wiedergegebene Denkmal. Vor dem Wieslocher Denkmal hat das Schönauer den Vorzug dramatischer Wucht und Lebendigkeit, wie der Beschauer beim ersten Blick feststellen kann. Ein Modell war einige Zeit in der Wieslocher Kirche ausgestellt, damit die Gemeindeglieder sich nach eigener Überzeugung entscheiden möchten, welches der beiden Denkmale ausgeführt werden sollte. Mir und manchem andern wäre die Ausführung des ungemein packenden, nachher in „Schönauer" zur Ausführung gekommenen Entwurfs lieber gewesen. Die Mehrzahl der Gemeindeglieder entschied sich aber für den „Wieslocher" Entwurf. In jedem Fall sind beide Denkmäler Beweise eines außerordentlichen künstlerischen Schaffens.

Digitized by Google

Rundschau über die christliche Kunst i. J. 1923.

Von **Rudolf Günther** in **Marburg.**

1. Allgemeines. Altchristliche Kunst.

Der Zustrom zur Kunstliteratur im Jahr 1923 ist groß, aber er führt viel Unterwertiges mit sich. Wilhelm von Bode wendet sich im „Kunstwanderer" mit Recht gegen die Kunstbücher-Sintflut, die er noch richtiger als Sündflut bezeichnen möchte. Während wissenschaftliche Arbeiten nur unter Schwierigkeiten zur Veröffentlichung gelangten, und alte Kunstzeitschriften um ihre Existenz kämpfen mußten, hat sich eine Flut von kleinen Kunstbüchern[1]), die nur Oberflächliches geben konnten, und von Luxuswerken ergossen, bei denen viel mehr auf die Ausstattung als auf den Inhalt gesehen wurde. In wenigen Jahren sind neue Kunstverlage wie Pilze aus der Erde geschossen und haben sich die schönsten antiken Namen bis herab zum heiligen Mistkäfer, dem ägyptischen Skarabäus, beigelegt. Die auf dem Expressionismus und Kubismus eingeschworene Jugend hat die Gelegenheit wahrgenommen, Hunderte von Radier- und Lithographiensammlungen herauszubringen und in den Vorzugsausgaben, mit eigenhändiger Künstlerunterschrift und anderen Kunstgriffen, schon vor dem Erscheinen zu verkaufen. Die Kunstschriftsteller fanden sich bald, die diesen Bedürfnissen der neuen „Kunstfreunde" genügten. In diesen Kreisen stößt man sich offensichtlich auch nicht daran, daß man in solchen Kunstbilderbüchern zugleich die Liste der „einschlägigen Werke" des „Verfassers" finden und daraus ersehen kann, daß der „Verfasser" in wenigen Jahren etwa zwei Dutzend solcher Monographien, in denen er sich von der Prähistorie bis zum Kubismus verbreitet, bei nicht weniger als einem Dutzend meist großer Verleger veröffentlicht hat, also gleichzeitig etwa ein halbes Dutzend solcher Prachtwerke in Arbeit hatte. Ohne Zweifel ist unserer Zeit der Sinn für die Kunstkultur in ihren mannigfachen Gestaltungen mehr aufgeschlossen, als seit lange. Aber dieses hohle Kunstbanausentum, das mit seiner Marktware die wirklichen Leistungen überschüttet, mußte einmal gekennzeichnet werden.

Denn trotz allem gebricht es an wirklichen Leistungen auch in dieser Zeit nicht. Von allgemeiner Kunstliteratur ist an erster Stelle die Propyläen-Kunstgeschichte zu nennen, eine neue große Weltkunstgeschichte, wie sie Deutschland bisher nicht besessen hat. (Propyläen-Verlag Berlin.) Nicht weniger als 16 stattliche Bände sollen dem Leser die gesamte Kunstwelt vor Augen führen. Dabei scheint nun auch die richtige Form gefunden zu sein, wie eine solche Weltkunstgeschichte für den Kunstfreund geschrieben werden muß. Ein zusammenhängender Überblick von fachmännischer Hand gibt die Richtlinien, der Schwerpunkt liegt auf den reichen und ausgezeichneten Abbildungen — von den drei schon erschienenen Bänden hat der über die Naturvölker 550 Abbildungen, 12 Kupferdrucktafeln, zwölf mehrfarbige Tafeln und zahlreiche Doppeltonbilder, und entsprechend sind die Kunst der Frührenaissance in Italien und die Niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts ausgestattet — zu diesen prächtigen, technisch hochentwickelten Bildwiedergaben treten dann noch Einzelerläuterungen. Das „Handbuch der Kunstwissenschaft" verfolgt andere Zwecke, wird sich aber gerade für diese mehr um größere und schärfere Wiedergaben bemühen müssen. Dem fast achtzigjährigen Karl Woermann war es vergönnt, mit dem sechsten Band, der die jüngere Neuzeit von 1550 bis zur unmittelbaren Gegenwart behandelt, die zweite Auflage seiner Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker zu vollenden. Mit der Zuverlässigkeit seiner Berichterstattung, dem sachlichen Urteil, dem Anschauungsmaterial und den Literaturnachweisen wird das Werk auch weiter-

[1]) Zu den früher genannten treten noch Artis Monumenta (Langewiesche). Die Kunst dem Volke, München. Allg. Vereinigung f. chr. Kunst. O. Maier, Leipzig, Miniaturkunstgaben. O. Quitzow, Lübeck.

Digitized by Google

hin dienlich sein. Es liegt sogar bereits ein die neueste Kunstgeschichte enthaltender Auszug von der Hand des Verfassers vor. In diesem Zusammenhang sind auch die „Sechs Bücher der Kunst" (Antike, Orient, Mittelalter, Renaissance, Barock und Rokoko, Gegenwart), herausgegeben von A. E. Brinckmann, zu nennen.

Es ist keine Überschreitung unseres Gebiets, wenn wir auf wichtige Ausgrabungen und Entdeckungen der neuesten Zeit hinweisen, die unser Interesse berühren müssen. Aus dem Schutt der Jahrtausende ist die Stadt Abrahams, Ur der Chaldäer, vom Philadelphia University Museum und vom British Museum wieder erweckt worden. Vor 6000 Jahren war Ur eine große Stadt von hoher Kultur, wie schon die noch erkennbaren Kanalanlagen bezeugen. Seit 3000 Jahren war sie verschollen; denn ihre Eroberer haben über den zerstörten Gebäuden der Stadt ein neues Pflaster gelegt und darunter auch die Archive vergraben. Diese Urkunden verkünden uns heute die intimsten Züge aus dem Leben der Könige, der Heerführer, der Kaufleute, der Freien und der Sklaven. Sie gehen in eine frühere Zeit zurück als die von Nippur. Mit den Tontafeln sind auch handgearbeitete Gegenstände, darunter Skulpturen, aus dem jahrtausendalten Grab emporgestiegen. Man erhofft aus diesen Funden Aufschlüsse über jene alte Mondreligion. Diese Ausgrabungen gingen vor sich, während die neue Aufdeckung eines Pharaonengrabs mit ihren seltsamen Schicksalen die europäische Sensation bildete. Es ist das Grab des Königs Tutanchamon von der 18. Dynastie, der Schwiegersohn und Nachfolger Amenhoteps des IV., des religiösen Reformers Echnaton, wie er sich nannte, war, aber von der Religionspolitik seines Vorgängers wieder zum alten Gott Amon zurücklenken mußte. Die Schätze des Grabes, überreich an Zahl und äußerem Prunk, stehen rein künstlerisch betrachtet andern Erzeugnissen des ägyptischen Kunstgewerbes — und darum handelt es sich ja meist — höchstens ebenbürtig gegenüber. Die Bedeutung des Fundes liegt darin, daß wir zum erstenmal ein so gut wie unberührtes ägyptisches Königsgrab aus so früher Zeit vor uns haben. Für die große Menge mag die „Rache des Pharao" den größten Anziehungspunkt gebildet haben. Um etwa vierzigtausend Jahre weiter zurück als die Ausgrabungen der Abrahamsstadt führen uns die Entdeckungen, welche die Malerei der Eiszeit uns bekannt gemacht haben. (Herbert Kühn, Die Malerei der Eiszeit. 12 farbige Tafeln, dazu Textabbildungen. Delphinverlag. 1923.) Eiszeitliche Höhlenmalereien waren schon etwa seit einem halben Jahrhundert aufgefunden worden, aber keiner der glücklichen Finder wagte zunächst damit offen hervorzutreten, aus Furcht verlacht zu werden. Seitdem haben sich die Funde sehr vermehrt, vollends seitdem man während des Krieges und in diesen Jahren die zahlreichen Felsmalereien an freien Steinwänden in Spanien beobachtet hat, so daß über die Herkunft jener Höhlenmalereien aus der älteren Steinzeit kein Zweifel mehr obwalten kann. In fast jeder Höhle findet man die älteste Stufe dieser Kunst, das Zeichnerische an den Wänden, auf Knochen, auf Stein oder auf Elfenbein. Bei diesen Zeichnungen gewahrt man auch die sogenannte Röntgenaufnahme, nämlich die Zeichnung von Körperteilen, die nicht gesehen werden können. Dann schreitet die nächste Stufe zu mehr plastischer und lebensvoller Gestaltung fort, bis sich Licht und Farbe von der Gebundenheit der Linie frei macht, bis die Grenzen des Gegenstandes verlöschen vor der Kraft der Bewegung, der Sättigung mit Licht und Leben und der Fülle der nach innen gezogenen Energie, bis alle Glieder des Tierkörpers geladen sind mit zuckender Kraft. Denn der Hauptgegenstand dieser Malerei sind die Jagdtiere, gesehen mit dem scharfen und doch liebenden Auge des Jägers. Der Höhepunkt ist in zwei Höhlen vertreten: in Altamira in Spanien und in Font de Gaume in Frankreich. Diese Malereien sind die erste Form einer impressionistischen Auffassung der Welt, fünfzig bis dreißigtausend Jahre vor Christi Geburt entstanden, weit vor der griechischen und mykaischen Kunst und in gleich vollendeter Kraft, der erste Höhepunkt in der Geschichte

Digitized by Google

der Kunst. Man hat versucht, diese Bilder als Ausdruck eines religiösen Gefühls zu deuten. Der Paläolithiker, sagt man, habe dadurch über ferne Wesen Gewalt gewinnen, ihre Geister bannen wollen, ganz zu schweigen von dem unglücklichen Einfall, sie mit dem Totemismus in Zusammenhang zu bringen. Oder ihn habe der Wunsch geleitet, die Geister der Tiere, wenn er sie getötet hatte, wieder günstig zu stimmen, sie gleichsam wieder lebend zu machen. Aber obschon diese hochentwickelte Malerei uns manchen Aufschluß über das Leben jener ältesten erreichbaren Primitiven gewährt, für die Erkenntnis der Anfänge der Religion scheint sie zu versagen. Den Glauben jedoch an die höhere Bestimmung des Menschengeschlechts stärkt sie unfehlbar.

Wenden wir uns jetzt dem altchristlichen Kunstkreis zu, so soll auch hier eine wichtige Ausgrabung der letzten Jahre zuerst genannt werden, die neuentdeckte „Memoria Apostolorum" an der Via Appia bei Rom. Dort liegt in einer Talsenkung die Kirche des h. Sebastianus, bekannt als eine der sieben Hauptkirchen, die seit vielen Jahrhunderten von den Pilgern besucht und verehrt wird. Sie heißt in den Quellen des Altertums und der nächstfolgenden Zeit stets nur Basilica Apostolorum, nämlich der Apostel Petrus und Paulus. Im siebzehnten Jahrhundert wurde sie im römischen Barockstil umgebaut, doch sind die alten Mauern erhalten. Diese gehören laut einer noch an ihrem ursprünglichen Platze befindlichen Grabinschrift dem vierten Jahrhundert an. Unter dieser Kirche ist ein kleiner Saal ausgegraben worden, dessen Längswand und Schmalwände von einer gemauerten Bank umzogen werden, ein Zeichen, daß der Raum für Versammlungen diente. Auf der erhaltenen Stuckverkleidung sind Malereien angebracht. Ebenda wie auf den Flächen einzelner anderer Bauteile, auch außerhalb des Raumes, in einem von ihm aus zugänglichen unterirdischen Korridor finden sich eine Menge Graffiti, in denen ausschließlich die Namen der beiden Apostel vorkommen und die aus der Zeit ungefähr von der Mitte des dritten bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts stammen. Der Bau selbst ist um die Mitte des dritten Jahrhunderts errichtet. Darnach wurde seit diesem Zeitpunkt das Andenken der beiden Apostel in dieser „Triclia" gefeiert, und ihre Hülfe und Fürbitte an dieser Stätte von den frommen Besuchern angerufen. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts muß die Feier auf die neuerbaute Basilika darüber übertragen worden sein. Nach ihrem Standort wird sie in Catacumbus bezeichnet; seit Ende des dritten Jahrhunderts wurden nämlich im anstoßenden Gelände christliche Grabstätten eingerichtet. Man beging dort das feierliche Gedächtnis der Apostelfürsten am 29. Juni wie in den Grabbasiliken am Vatikan und an der Ostensischen Straße. Die Frage, ob zu Beginn der valerianischen Verfolgung 258 die „Leiber" der beiden Hauptapostel eine Zeit lang hier geborgen wurden, zu beantworten, müssen wir den Kirchenhistorikern überlassen. Vielleicht bringt die Fortsetzung der Ausgrabung noch weitere Klärung (Jahresbericht der Görresgesellschaft. Köln 1921. Zeitschr. f. neutestl. Wissenschaft 1922.)

Unter den literarischen Arbeiten zur altchristlichen Kunst ist Ludwig Heilmaier, Die Gottheit in der älteren christlichen Kunst (F. A. Pfeiffer, München 1922. 118 S.) nachzutragen. Dem Verfasser ist es vor allem um den Nachweis zu tun, daß in der altchristlichen Kunst nicht Gott-Vater, sondern durchweg der Schöpfer-Logos (er sagt „Schöpferchristus") dargestellt sei. Überhaupt hängt sein Interesse an der Darstellung der Gottheit Christi. Der von ihm angestrebte Beweis ist nun freilich nicht zu führen. Dafür entschädigt aber die Begeisterung des Verfassers für seinen Stoff und die Fähigkeit zu klarer und bestimmter Fragestellung, durch die er anregend wirkt, auch wenn man ihm nicht beistimmen kann. Nur wird diese Wirkung wieder beeinträchtigt durch die leider häufigen Spuren ungründlicher und allzu rascher Arbeitsweise. Auch hat ihn sein konfessioneller Eifer zu unkritischen Urteilen verführt. Viktor Schultze

Digitized by Google

z. B., der der Hauptthese des Verfassers, soweit sie richtig ist, gar nicht fern steht, wird unter die Altertumsforscher gerechnet, denen „Christlichkeit" nur mit Anführungszeichen zugestanden wird. Der von Heilmaier ebenfalls befehdete klassische Archäologe L. von Sybel hat in dem Aufsatz „Probleme der christlichen Antike" (Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum. 27. Jahrg. 1924. S. 25—36), in dem er die klassischen Philologen und Archäologen einlädt, durch ihre Mitarbeit jene zu endgültiger Lösung zu bringen, seine eigene Auffassung vom Ursprung und der Entwicklung der altchristlichen Kunst klar, abgerundet und unter Nachweis seiner bisherigen Beiträge dargelegt. Er behandelt die Stellung der frühchristlichen Religion und Kunst in der Religions- und Kunstgeschichte, sodann die Stellung der Kunst in der werdenden Christusreligion. Die altchristliche Kunst „bildet das Schlußkapitel der alten Kunstgeschichte, die ohne diesen ihren natürlichen Abschluß ein Torso bleibt" (S. 26). „Die Dekorationsmalerei der frühen Kaiserzeit sehen wir mit den Leichen der Heidenchristen in die Grüfte einziehen." Und an den figürlichen Emblemata wird nun die allmähliche Anpassung der antiken Malerei an die christlichen Forderungen verfolgt. Gegen die ausschließliche Deutung der altchristlichen Kunst als „Christliche Antike", die bei den Theologen und christlichen Archäologen meist auf Widerspruch gestoßen ist, erhebt nun neuerdings auch ein Kunsthistoriker seine Stimme, der frühverstorbene Max Dvorák in seinem hinterlassenen Werk: Kunstgeschichte als Geistesgeschichte (R. Piper, München 1924. Darin S. 3—40: Katakombenmalereien. Die Anfänge der christlichen Kunst[1])). Diese neue kunstgeschichtliche Erklärung und Würdigung der christlichen Katakombenmalerei wird bald weitere Erörterungen hervorrufen, nicht nur um ihrer eigenen Bedeutsamkeit willen, sondern auch weil sie im Zusammenhang mit einer sich anbahnenden Wendung in der kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise steht. Der herrschenden formanalytischen Methode tritt, nachdem in der Kunstbewegung selbst ein Wandel nach dieser Richtung eingetreten ist, eine synthetische zur Seite, die die Kunstgeschichte als Geistesgeschichte, die Form als Ausdruck geistiger Potenzen deuten will. Während die geläufige Anschauung dahin geht, daß zwischen der antiken und der christlichen Kunst überhaupt keine scharfe Trennung bestehe, kommt Dvorák auf Grund vergleichender Untersuchung zu dem Urteil, daß zwischen den Katakombenmalereien und der gleichzeitigen offiziellen antiken Kunst ein tiefgehender Unterschied in den künstlerischen Absichten bestanden hat. Es handelt sich bei den Neuerungen der Katakombengemälde nicht nur um neue Bildideen, sondern um weit mehr: um eine neue künstlerische Orientierung, die sowohl in den bildlichen Erfindungen als auch in der ganzen Auffassung der formalen Probleme zutage tritt und weder primitiv noch altorientalisch noch volkstümlich ist. In all dem drückt sich die neue Bedeutung aus, die das rein Geistige und Ideelle für die Kunst gewonnen hat. Jedenfalls fließt all dies zuletzt aus einem und demselben neuen unantiken Gefühl und Vorstellungsleben, dessen wichtigstes Merkmal die Abwendung von den Gütern dieser Welt und die Konzentration der Gedanken und Gefühle aufs Jenseits war. Dennoch ist nicht an künstlerische Urzeugung zu denken, es liegt eine Umbildung des antiken Impressionismus vor, die Katakombenmalerei verkörpert nach einer bestimmten Richtung hin die radikalste, vorgeschrittenste und folgerichtigste Strömung des dritten Jahrhunderts. Im Verlauf seiner Untersuchungen gelangt Dvorák auch zu einer späteren Datierung der Katakombengemälde, er setzt die ältesten in das zweite Jahrhundert. Wie es kommt, daß die christliche Kunst in der christlichen Literatur gleichfalls nicht eher und dann zuerst mit Protest erwähnt wird[2]), darauf

[1]) Die Abhandlung ist bereits 1919 geschrieben. Ihr sollte noch eine Untersuchung über die altchristliche Architektur folgen, zu der es nicht mehr gekommen ist.

[2]) Hugo Koch, Die altchristliche Bilderfrage nach den literarischen Quellen. Göttingen 1917.

Digitized by Google

sind die christlichen Archäologen die Antwort bisher schuldig geblieben. Der dreihundertjährige historische Prozeß „ist nicht mehr wie einst als Verfall der Kunst, doch auch nicht als folgerichtige allgemeine Weiterentwicklung zu deuten, woran man heute zu denken pflegt. Er verkörpert die Entstehung, den Kampf und den Sieg einer neuen Idee auf dem Gebiete der Kunst, eines neuen Begriffes der Kunst, der revolutionär, in der spirituellsten Konzentration und Reinheit der Form — eine Parallele des neuen Glaubens und ein neuer Glaube selbst — dem alten entgegengesetzt wird" (S. 40).

Noch sind zwei Arbeiten aufzuführen, die die Ikonographie zum Gegenstand haben. A. Heisenberg nennt die seine ausdrücklich „Ikonographische Studien" und befaßt sich 1. mit der Marthaszene, 2. dem Bekenntnis Petri und der Ansage der Verleugnung, 3. den Kirchen Jerusalems auf dem lateranensischen Sarkophag Nr. 174. (Bayerische Akademie der Wissenschaften 1922). J. Wilpert läßt seinem zu erwartenden Corpus der christlichen Sarkophage einen auch als Sonderdruck aufgelegten Aufsatz über „Wahre und falsche Auslegung der altchristlichen Sarkophagskulpturen" vorausgehen. (Sonderdruck aus der Zeitschrift für kath. Theologie. 46. Fel. Rauch, Innsbruck. 1922.). Einfachheit, der fruchtbare Moment der Handlung, Gesten und Gewandung als hauptsächliche Ausdrucksmittel, das sind die richtigen Grundsätze seiner Exegese. Der Verfasser, ausgerüstet nicht nur mit den theologischen Kenntnissen, sondern ebenso mit einer bis in die kleinsten Einzelheiten reichenden Beherrschung des Materials überzeugt auch weithin mit seinen geschickt gewählten Beispielen. Es ist die Methode, die in seinen „Katakombenmalereien Roms" bereits zu Fortschritten geführt hat. Eine einheitliche Deutung in allen Fällen ist indessen auch für die Zukunft nicht vorauszusetzen, schon aus dem Grunde nicht, weil bei Wilpert selbst nicht immer nur historische, sondern auch dogmatische Urteile mitsprechen. Das Beste bleibt die Aussicht auf eine monumentale Veröffentlichung der christlichen Sarkophage, die den Verdiensten dieses römischen Archäologen einen neuen Ruhmestitel hinzufügen möge.

Kleine Mitteilungen.

Der Bezugspreis beträgt vom 1. Juli ab für das Halbjahr 3 GMk., einschl. freie Zusendung 3,20 GMk., um eine Rückkehr zur Honorierung der Mitarbeiter (32 GMk. für den Druckbogen) zu ermöglichen. Hoffentlich setzt uns eine weitere Zunahme der Bezieherzahl in den Stand, trotz der gegen die Vorkriegszeit um die Hälfte gesteigerten Herstellungskosten den Umfang, wie geplant, wieder etwas zu steigern und diesen Bezugspreis dennoch zu halten. (Die MGMk. kostete vor dem Währungsverfall bei etwas größerem Umfange 4 Mk.) Eine hochherzige Spende aus dem Auslande und zähes Festhalten an unserer Aufgabe hat uns bisher durchgeholfen. Auf die Dauer kann aber eine Zeitschrift nur von ihrem Leserkreise getragen werden. Darum bitten wir alle Freunde, die kommenden Jahresfeste der Kirchengesangvereine und sonstige Gelegenheiten zur Werbung neuer Bezieher zu benutzen. Daß dies bei praktischer Durchführung Erfolg verspricht, zeigt uns die mit 59 Unterschriften bedeckte Subskriptionsliste von dem Jahresfeste einer Provinz, für die auch an dieser Stelle allen Beteiligten gedankt sei.

Der am 8. April verstorbene Leipziger Professor und Studiendirektor Stephan Krehl ist u. a. Komponist der Kantate „Tröstung" op. 33, die Karl Straube seiner Zeit mit dem Leipziger Bach-Verein zu erstmaliger Aufführung brachte, und die der Riedel-Verein demnächst in einer Gedächtnisfeier darbieten wird. Das Werk ist für Sopransolo, Chor und Orchester geschrieben (Verlag Fr. Kistner u. C. F. W. Siegel, Leipzig).

In der Sammlung „Organum" von Max Seiffert, 1. Reihe, Geistl. Gesangmusik; Evang. Musik stehen als Nr. 1 u. 2: Matthias Weckmanns (1621—1684) „Wie liegt die Stadt so wüste" (Sopran- und Baßsolo mit Streichorchester und Orgel) und „Wenn der Herr die Gefangenen Zions" (für 4 st. Chor, Streichorchester und Orgel). Verlag wie vorhin.

Digitized by Google

Der Meißener Kirchenchor (Stadtkantor Jänig) brachte am Karfreitag „Die sieben Worte Jesu am Kreuz", von H. Schütz, in der Frauenkirche zu Gehör.

Die Matth.-Passion von Joh. Theodor Roemhildt (Zeitgenossen Bachs), wurde vom Hamburger St. Georgskirchenchor zweimal aufgeführt. Der Leiter, Karl Paulke, hat das Werk wieder aufgefunden. Vgl. Mtschr. 27, S. 152.

Am 10. Mai ist Hermann Kretzschmar, der berühmte Musikforscher, Lehrer und Dirigent, langjähriger Leiter der Neuen Bach-Gesellschaft, im 77. Lebensjahre in Berlin gestorben.

Prof. Hermann Abert in Berlin wird in nächster Zeit mit der Herausgabe von „Berliner Beiträgen zur Musikwissenschaft" beginnen, Dr. Gustav Becking mit „Veröffentlichungen des musikwissenschaftl. Seminars der Universität Erlangen".

Dem Architekten Otto Bartning in Berlin (vgl. S. 61 ff. Dom neuen Kirchenbau) ist von der Königsberger Albertus-Universität die für einen Baumeister ungewöhnliche Würde eines Doktors der Theologie verliehen worden. Der durch seine charaktervollen Wohnhaus- und Industriebauten bekannt gewordene Baumeister hat in weiten Kreisen kirchlicher Kunstkenner einen guten Namen durch eine große Anzahl von Kirchbauten und eine Reihe grundlegender Veröffentlichungen, mit denen er dem evangelischen Kirchenbau neue Wege weist.

Über eingelaufene Unterstützung berichtet die „Vereinigung der Freunde der Monatschrift f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst": Vom 29. Dezember 1923 bis 9. Juni 1924 sind folgende Beträge an unsern Verlag, bezw. dessen Postscheckkonto (Hannover Nr. 6729) gezahlt worden: Past. Fr., Stuer 20 Pfg.; Pfr. K. B., Fachsenfeld 80 Pfg.; Pfr. G. M., Skaisgirren 1,70 Mk.; Pfr. Lic. K., Waldkirch 2,50 Mk.; Bad. ev. Vereinigung f. Kirchen- u. Volkskunst 2,50 Mk.; Past. T., Hamm 3,60 Mk.; Kantor F. R., Forst 10 Mk.; Pfr. R., Winterstein 1,60 Mk.; Oberpfr. H., Halberstadt 10 Mk.; im Ganzen 32,90 Mk. — Dazu von Dr. M.-Schr., Moudon 5 schweiz. Fr.; ders. 2 schweiz. Fr.; Pfr K. in Trautenau 20 cz. Kr. —

An unsre Leser.

Dies Doppelheft hat noch Friedrich Spitta selbst fast ganz zusammengestellt. So spricht zu uns aus diesen Blättern noch einmal seine treue, nimmer ermüdende Hand. Nicht zum letzten Mal. Noch oft wird die Monatschrift sich seiner vorausschauenden Anordnungen zu erinnern haben. Und darüber hinaus soll sie in seinem Geiste fortleben oder untergehen.

Indem ich nach alter Gewohnheit an Spittas Statt die Schriftleitung übernehme, vertraue ich der unentbehrlichen Hilfe kundiger und bewährter Mitarbeiter, die neu zu sammeln und zu mehren mein Anliegen sein wird, der Opferfreudigkeit der rührigen Herren Verleger und nicht zuletzt dem nachwirkenden Segen des Mannes, mit dem ich vor 28 Jahren dies Werk begann.

Münster i. W. Julius Smend.

Bemerkungen zu den folgenden Notenbeigaben.

Der Satz zur letzten Strophe des Pfingstliedes von Paul Gerhardt „Zeuch ein zu deinen Toren" schloß die Trauerfeier für Friedrich Spitta. — Der originale Text des Schützschen Liedes ist eine fürstliche „Verlobungsode" 1651 (vgl. Werke XV 12). Hier ist es Spitta in seltener Vollendung gelungen, der herrlichen Komposition ebenbürtige Worte zu schaffen (vgl. auch Monatschrift III S. 313); diese Verse erscheinen jetzt wie ein Bekenntnis des Entschlafenen. — 8 Tage vor seinem Tode suchte Spitta, angeregt durch eine Bitte, nach einer passenden Melodie zu seines Vaters Lied „Wir sind des Herrn" (beachte auch das Faksimile Monatschrift VI S. 260); er entschied sich für die alte Genfer Melodie zu Psalm 110 (Zahn I 901), die wir unsern Lesern hier bieten; sie erscheint wie für den Text geschaffen und hat wohl Aussicht, in den Gemeindegebrauch überzugehen. Uns aber ist der letzte Zuruf Friedrich Spittas ein köstliches Vermächtnis: „Wir sind des Herrn, wir leben oder sterben . . . kein Leid wird uns vom Tode widerfahren."

Digitized by Google

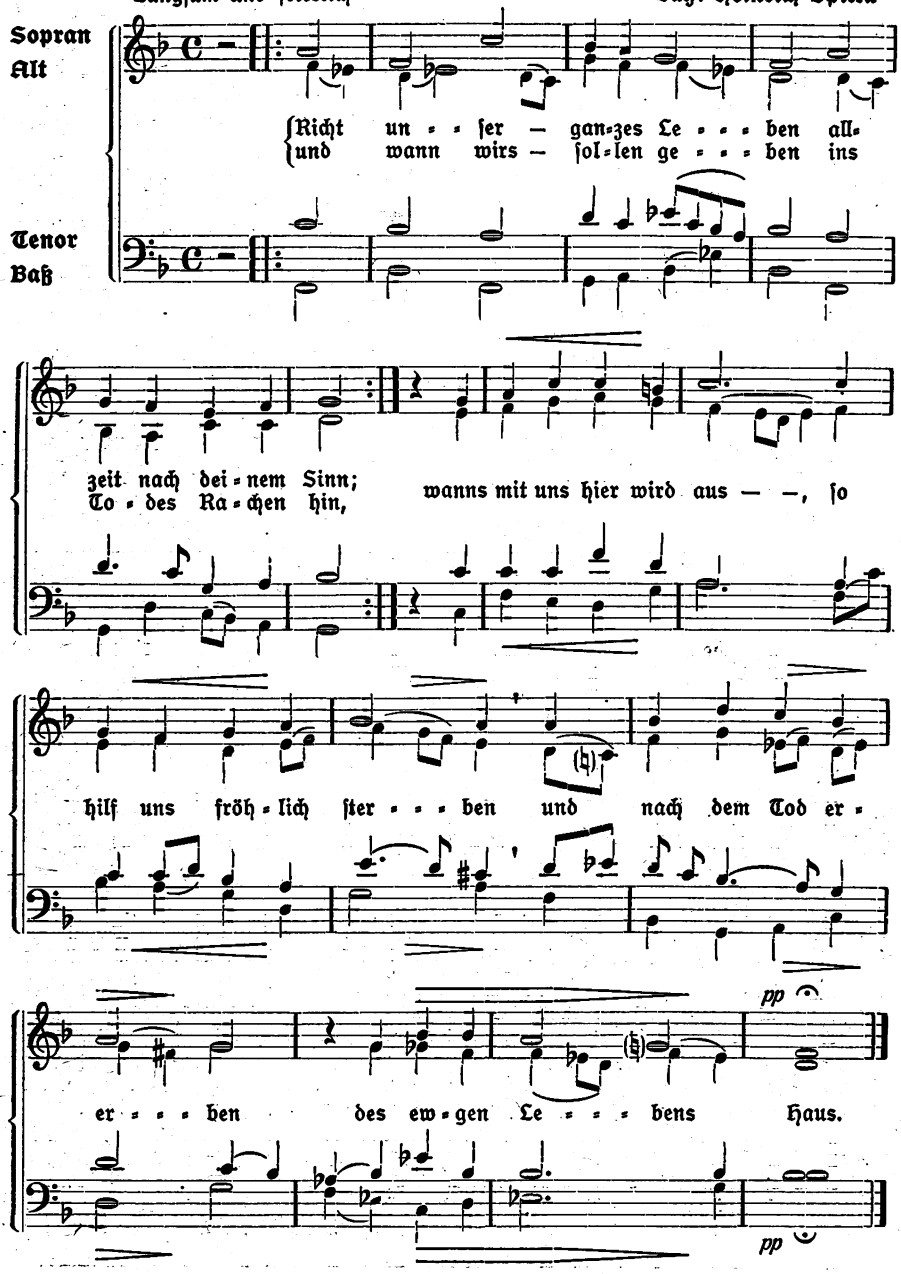
Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

Richt unser ganzes Leben

(Paul Gerhardt)

Weise: Johann Crüger
Satz: Heinrich Spitta

Langsam und feierlich

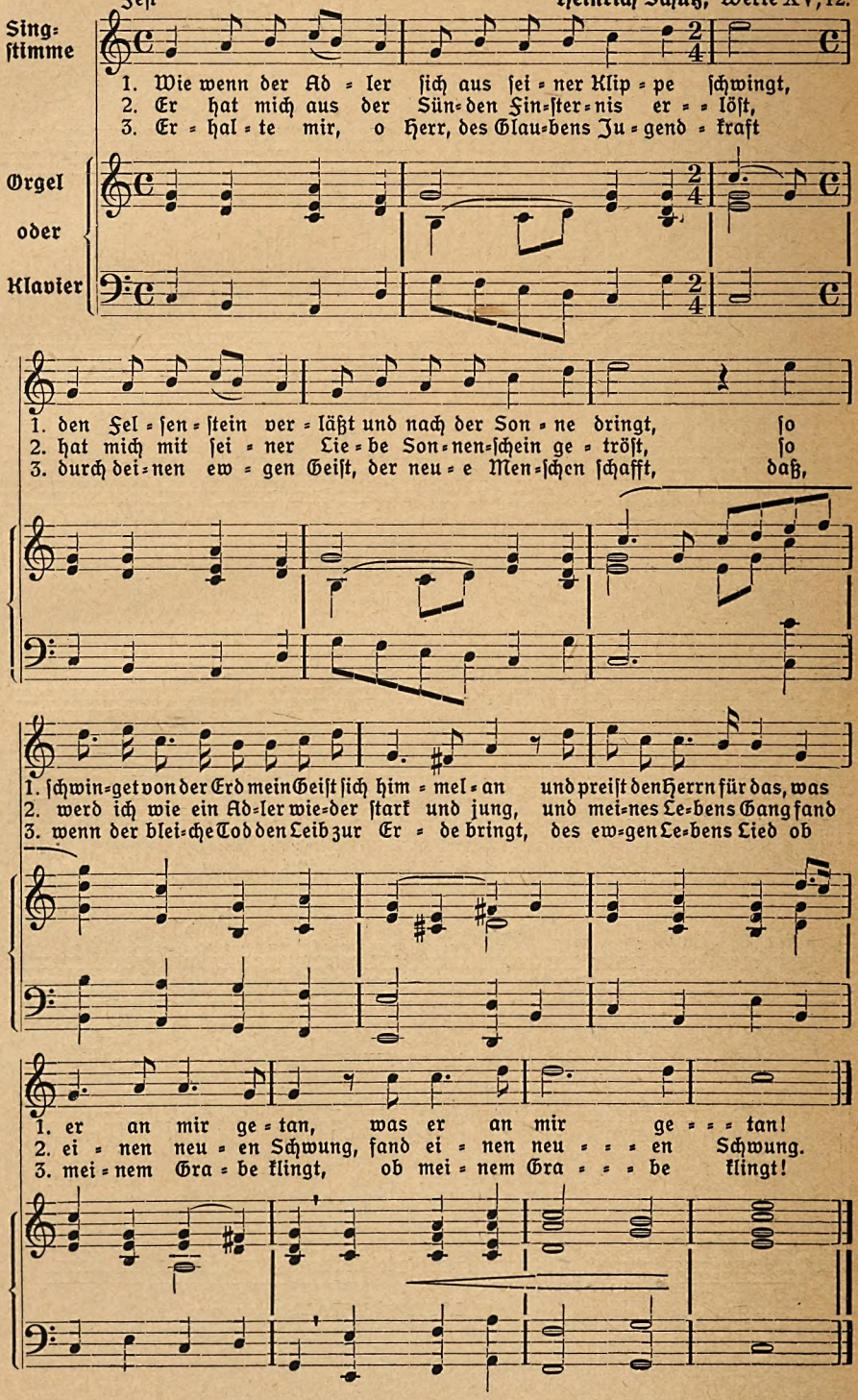


Digitized by Google

Wie wenn der Adler

(Friedrich Spitta)

Fest — Heinrich Schütz, Werke XV, 12.

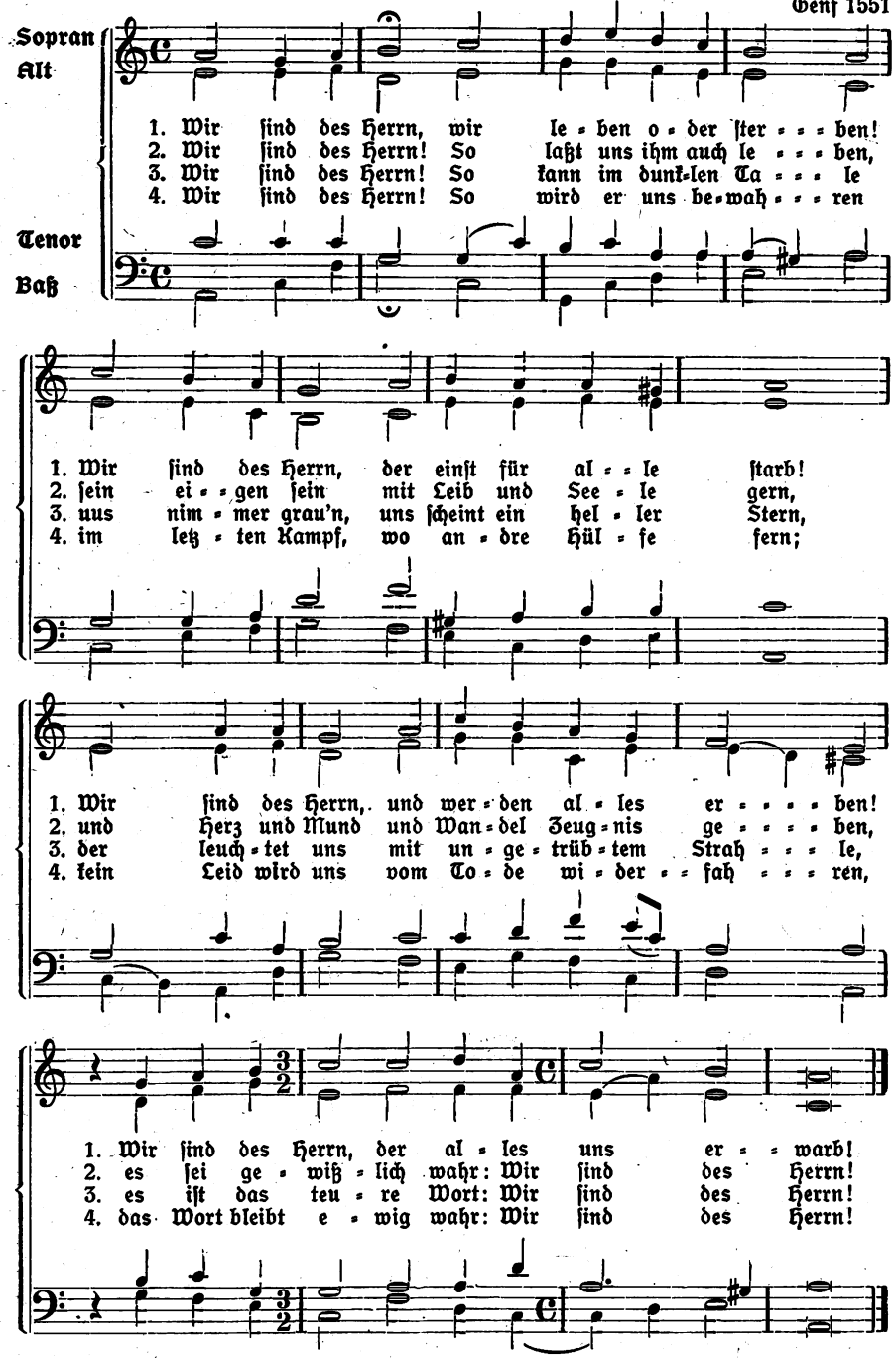


Digitized by Google

Wir sind des Herrn

(K. J. Ph. Spitta)

Genf 1551



Digitized by Google

Friedrich Spitta †.

Kürzlich erschien als Sonderdruck aus der Mschr. f. Gottesd. u. kirchl. Kunst 1924, 3/4:

Feier des vierhundertjährigen Jubiläums des evangelischen Gesangbuchs

von **Friedrich Spitta**. 3. Auflage. Preis 40 Pf., dazu Porto für 1—2 St. 3 Pf., 3—5 St. 5 Pf., 6—13 St. 10 Pf., 14—27 St. 20 Pf. (Postscheckkonto Hannover 6729.)

Niemand konnte hierzu innerlich berufener sein, als der Sohn des Sängers von „Psalter und Harfe", der Altmeister der Liturgik und Hymnologie. Abweichend von allen anderen bisherigen Gaben, hat der Verf. hier in dramatisch fesselnder Form die Reformatoren selbst aus den Vorreden der ersten Gesangbücher zur Gemeinde reden lassen. Dadurch ergibt sich, wie schon in Spittas in fünfter Auflage vorliegender Wormser Lutherfeier, eine so bewegte Feier, daß auch hier wie damals die Gemeinde ergriffen sein wird, wo immer diese Form der Feier gewählt werden wird. In den kleinsten Dorfgemeinden aufführbar! — Die letzte Gabe des soeben heimgegangenen Führers.

Liederfeier zum Reformations-Jubiläum. Liturgische Andacht von **Fr. Spitta.** (Sonderdr. a. Monatschrift f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst, 1917.) Einzelpreis 16 Pf., von 100 Stück an je 8 Pf.

Diese Feier, die sich stets für den Reformationsgedenktag, nicht nur im Jubeljahr, vortrefflich eignet, ist für alle, auch für die kleinsten Verhältnisse und Schulen und bei den bescheidensten musikalischen Mitteln brauchbar.

„Ein feste Burg ist unser Gott." Die Lieder Luthers in ihrer Bedeutung für das ev. Kirchenlied. Von Friedr. Spitta. VIII, 410 S. gr. 8°, 1905. 7.—

„Ein prächtiges Buch. Nicht bloß den Theologen, sondern allen Lutherfreunden sei es warm empfohlen. Es bietet die Resultate unermüdlichen gelehrten Forschens und stürzt vielfach die von berufenen Historikern und Hymnologen vertretenen Anschauungen über Luthers Lieder durch überraschende Beweisführungen um." (Christl. Welt.)

Studien zu Luthers Liedern. Von Fr. Spitta. IV, 48 S., gr. 8°. 1907. 1,—

Die Lieder Luthers. Von Fr. Spitta. 32 S., gr. 8°. 1917. 1,—

Die Textgestalt von „Ein feste Burg" u. d. Reichstag zu Worms. Von Fr. Spitta. 9 S. gr. 8°. 1921. —,10

Luthers Bekenntnis in Worms. Liturg. Feier für Reformationsfeste. Vollständiger Entwurf mit prakt. Winken und Stoffdarbietung. Von Friedr. Spitta. Fünfte durchges. Auflage 15 S. gr. 8°. 40 Pf.; mit 2 Notenbeigaben 64 Pf. — **Auszug für die Gemeinde.** 4 S. 12 Pf.; von 15 Stück an je 10 Pf.; 100 und mehr je 8 Pf.

Diese Feier, aus der Feder des genialen Altmeisters der Liturgik und Hymnologie, ist nicht nur im Lutherjahr von großer Wirkung gewesen, sondern verbürgt auch für alle künftigen Reformationsfeste ein Erlebnis. Sie ist in ihrer dramatischen Wechselwirkung von Pfarrer, Sprecher und Gemeinde vorbildlich geworden.

Liturgische Andachten von Friedrich Spitta, für Advent, Weihnachten, Sylvesterabend, Neujahr, für den Beginn der Passionszeit, Palmsonntag u. zur Konfirmation, Gründonnerstag z. Zt. vergriffen, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Reformationsfest, Liederfeier zum Reformations-Jubiläum, Buß- und Bettag, zum Gedächtnis der Verstorbenen. Sämtlich mit kurzen Angaben für die Aufführung. Ferner mit ausführlicher Anleitung auf bes. Blatt für Leiter: Erntefest und Bittgottesdienst für gesegnete Ernte, Gebet um Frieden und fürs Vaterland.

Alle 18 Nummern 2,80 Mk.; einzeln je 16 Pf., 100 je 8 Pf.

Heinrich Schütz u. seine Bedeutung f. d. Kirchenchöre. Von Fr. Spitta. 17 S. gr. 8°. 1914. —,50

Der Eingang der Liturgie nach Luthers Anweisung. Von Fr. Spitta. 6 S. gr. 8°. 1921. —,10

Zur Reform des evangel. Kultus. Briefe u. Abhandlungen. Von Fr. Spitta. VIII, 140 S. m. 1 Abb. gr. 8°. 1891. 2,40

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Digitized by Google

Gedanken zur Liturgik.

Von **W. Bettermann.**

Wir sind unliturgische Menschen, uns fehlt die zum Feiern notwendige Kindlichkeit; das viele Nachdenken, die vielen Fragen und Probleme, die fortwährende Prüfung, der wir unser Innenleben unterziehen, stört die Unmittelbarkeit unsrer Freude, auch der Freude am Herrn. Menschen wie wir, die mehr auf das Tun als das Sein eingestellt sind, die sich im Gewissen gebunden fühlen, immer mit etwas Nützlichem beschäftigt zu sein, können nur schwer die innere Freiheit des Nichtwirkens aufbringen und sind zum Feiern verdorben. Die Liturgik ist ja nicht nur Technik, auch nicht nur ästhetisches Empfinden, sondern sie muß tief im Wesen des handelnden Liturgen wurzeln, sie muß in einem unmittelbaren religiösen Leben begründet sein. Ist unser religiöses Leben noch unmittelbar genug, bedarf es nicht gerade hier der Erneuerung? Bloß liturgische „Bewegungen", die nicht aus einer inneren Erneuerung hervorgehen, sind zum Tode verurteilt. Das liturgische Handeln fließt aus einem beständigen Verkehr mit Gott.

Möcht ich wie die Engel
Immer vor dir stehen
Und dich gegenwärtig sehen! (Tersteegen.)

Laß unsre Seele Schritt vor Schritt
Mit deiner Seele ziehn,
So werden unsre Schritt und Tritt
Zu sel'gen Liturgien. (Nach Zinzendorf.)

Die Reformation hat mit der passiven Liturgik der katholischen Kirche aufgeräumt, sie hat mit dem Opus operatum gebrochen und den Liturgen zur innerlich handelnden Persönlichkeit gemacht, sie hat auch durch das Kirchenlied die Gemeinde zur liturgischen Aktivität gebracht. Aber gerade durch die Wendung zum Innenleben hat sie die Reflexion, die Selbstbeurteilung in das religiöse Leben hineingebracht. Die Hemmungen, die dadurch für die Unmittelbarkeit des religiösen Lebens entstehen, treten erst im Pietismus hervor. Die Selbstbeurteilung, ja Selbstzergliederung dringt auch in die geistliche Dichtung ein.

Versuchet euch doch selbst,
Ob ihr im Glauben stehet,
Ob Christus in euch ist,
Ob ihr ihm auch nachgehet
In Demut und Geduld;
In Sanftmut, Freundlichkeit,
In Lieb dem Nächsten stets
Zu dienen seid bereit. (J. J. Breithaupt?)

König, dem wir alle dienen, —
Ob im Geiste, das weißt du —
Rette uns durch dein Versühnen
Aus der ungewissen Ruh.

Mache den Gedanken bange,
Ob das Herz es redlich mein,
Ob die Seele an dir hange,
Ob wir scheinen oder sein. (Zinzendorf.)

Digitized by Google

Solche Töne sind berechtigt und evangelisch; solche Fragen müssen das Innenleben bewegen, nicht nur das Innenleben des Christen im allgemeinen, sondern gerade auch das des Liturgen, sogar auf die Gefahr hin, daß dadurch auf Zeit die Freude und das Feiern zu kurz kommt. Denn Feiern um jeden Preis und gedankenloses Feiern ist unevangelisch. Das Liturgische kann zur Gefahr werden; es kann in schönen Formen ein Leben vortäuschen, das nicht vorhanden ist. Zeugen nicht auch die Propheten von dieser Gefahr? „Ich bin euern Feiertagen gram und verachte sie und mag eure Versammlungen nicht riechen. Tue nur weg von mir das Geplärr deiner Lieder! Denn ich mag dein Psalterspiel nicht hören." Amos 5, 21, 23.

Die Brüdergemeine hat einst die Gefahren des Liturgischen in besonders starker Weise erlebt. Die vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts, die sogenannte Sichtungszeit, ist eine Zeit der religiösen Krisis gewesen. Sie waren aber zugleich der liturgische Höhepunkt der Brüdergemeine. Man wußte sich nicht zu lassen vor Freude über die erfahrene Versöhnung; das Gefühl, von dem Druck des hallischen Pietismus befreit zu sein, erzeugte eine immerwährende Feierstimmung. Aller Gesetzlichkeit und allem starren, gekünstelten Wesen war man gram; man wollte wieder unmittelbar werden, man wollte wie die fröhlichen Kinder vor dem Herrn spielen. Die feiernde Freude verklärte auch das Alltagsleben. Auch das sollte liturgisch sein, auch hier sollte die Freude des Erlösten alles beherrschen; alles sollte im Gedanken an die Erlösung getan werden: Gehen und Stehen, Essen und Trinken. Johannes von Wattewille, der Schwiegersohn Zinzendorfs, singt:

Es sei ins Bett zu gehen
Und wieder aufzustehen,
Zum Reden auf dem Saal,
Zum Trinken und zum Speisen,
Zum Kranksein und zum Reisen
Bedarf ich der funf Wundenmal.

Für die Schwestern wurde später nach diesem Muster gedichtet:

Es sei zum Spinnen gehen,
Zum Kochen, Waschen, Nähen,
Zum Stricken, überall,
Zum Backen, Pressen, Plätten,
Zum Scheuern, Kehr'n und Betten
Bedarf man der fünf Wundenmal.

Wurde schon das Alltagsleben zur Feier, dann erst recht die Gottesdienste, deren Zahl bedeutend war. Ein Fest jagte das andere, und die Gottesdienste wurden mit allen Künsten, die zu Gebote standen, ausgeschmückt. Über all dem Feiern merkte man nicht, daß die Unmittelbarkeit eine künstliche, die Kindlichkeit eine gemachte war, daß man in gesuchter Kindlichkeit auf immer abgeschmacktere Formen geriet, daß das Spielen zur Tändelei, zur Spielerei mit dem Heiligsten wurde, daß unlautere Elemente sich vordrängten, daß das religiöse Leben in bedenklicher Weise abnahm. Was die Brüdergemeine damals gerettet hat, ist zum Teil wohl die Heidenmission gewesen. Dieselben Leute, die im Herrnhaag in einem geistlichen Freudentaumel lebten, ließen sich in die Einsamkeit, in die unwirtlichsten Gegenden, zu harter Arbeit und Entbehrung verschicken. Darum

Digitized by Google

blieb auch Bethlehem in Pensylvanien, wo man auch liturgisch lebte, wo man aber auch in harter Arbeit und Entbehrung die junge Kolonie erst gründen und festigen mußte, wo man die Heiden in unmittelbarer Nähe hatte, vor den schlimmsten Ausschreitungen bewahrt.[1])

Was die Brüdergemeine damals erlebt hat, das hat die gesamte evangelische Christenheit an vielen Orten und zu vielen Zeiten erlebt und erlebt es immer wieder, auch heute: die Gefahr, daß das innere Leben nicht dem Aufwand an Liturgik entspricht. Sicher wird sich eine innerlich reiche Kirche auch ein reiches liturgisches Leben schaffen, und man kann neben andern Maßstäben auch Art und Reichtum des liturgischen Lebens als Maßstab für den Wert einer Kirche benutzen. Aber gerade deshalb besteht die Gefahr, daß ein aus früherer, besserer Zeit stammendes liturgisches Leben ein nicht mehr vorhandenes inneres Leben vortäuscht. Darum haben manchmal auch fromme Leute eine Abneigung gegen alles Liturgische. Auch die Kirchenfremdheit unsrer Zeit hat hier einen ihrer Gründe. Es soll nicht bestritten werden, daß ihr tiefster Grund die Abwendung von Gott ist. Aber daneben spielt oft bei ernsteren Gemütern noch etwas anderes eine Rolle. Sie haben so viel bloß technische Liturgik gesehen, so viel frommen Brauch ohne Leben, daß ihnen die Sache über geworden ist, und sie überall Heuchelei wittern. Diese Sache ist ja nicht von gestern her, es wirken hier die Sünden mehrerer Geschlechter nach.

Trotz allen Gefahren muß die evangelische Kirche wieder liturgischer werden; aber es darf keine erzwungene Liturgik sein. Wir müssen liturgische Menschen werden, solche, die in Gott leben. Das gilt nicht nur für die Amtsträger, sondern auch für die Gemeindeglieder. Darum kann man die inneren Bedingungen für die Liturgik nicht schaffen, sie müssen uns geschenkt werden; es muß erbeten sein. Auch für das liturgische Handeln ist das Gebet nötig: Herr, lehre uns beten!

Paul Graffs Buch über den evangelischen Gottesdienst von der Reformation bis zur Aufklärung.

Von D. Dr. **Martin Schian.**

Das große Buch von Pastor Paul Graff: „Geschichte der Auflösung der alten gottesdienstlichen Formen in der evangelischen Kirche Deutschlands bis zum Eintritt der Aufklärung und des Rationalismus“[2]) ist an dieser Stelle noch nicht ausführlich gewürdigt worden. Ich will das nachholen. Aber die Aufgabe ist nicht leicht. Entweder — so scheint es — kann man über dieses Buch ganz kurz berichten: man erzählt, daß es bei der Reformation einige Zeit, vor allem aber beim 17. Jahrhundert verweilt und die Entwicklung bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts verfolgt; man erwähnt, daß es in einer Stoffsammlung von unerhörter Reichhaltigkeit alle, aber auch alle, selbst die äußerlichsten mit dem Gottesdienst in Beziehung stehenden Bräuche, Sitten, Ordnungen verfolgt; man fügt hinzu, daß Graff die ganzen von ihm behan-

[1]) Siehe G. Reichels Spangenberg (Tübingen 1906) Seite 130—150.
[2]) Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1921. 473 S. 15.— geb. 17,—

Digitized by Google

delten etwa 1½ Jahrhunderte hindurch einen Prozeß der Auflösung der von der Reformation her überkommenen gottesdienstlichen Formen beobachten zu müssen glaubt; und man hat das Wesentliche gesagt. Oder aber, man läßt sich auf eine sehr genaue Erörterung des Einzelnen ein; aber sie muß dann eigentlich zur Spezialarbeit werden, und es wird sehr schwer sein, ihr Grenzen zu setzen. Ist ein Mittelweg möglich? Ich will doch einen solchen versuchen.

Der Mittelweg muß die hohe Anerkennung, die obiger kurzer Bericht bringt, in etwas genauer begründen. Damit wird doch nichts Selbstverständliches gesagt werden. Denn es macht sich tatsächlich niemand auf einen kurzen Satz hin einen auch nur annähernd richtigen Begriff von dem fabelhaften Stoffreichtum dieses Buchs. Die theoretischen Anschauungen wie die Praxis sind geschildert; die Praxis aber nach allen Seiten hin: Hauptgottesdienst, Nebengottesdienste (Metten, Mittagspredigten, Vespern, Wochengottesdienste aller Arten), außerordentliche Gottesdienste (Bußgottesdienste, Dank- und Friedensfeste, Reformationsjubelfeste), Hausandachten, häusliche Zusammenkünfte; Taufe, Konfirmation, Trauung, Begräbnis, Beichte, Weihehandlungen bis zur Einweihung neuer Schulen, Gymnasien, Waisenhäuser, Universitäten. Dazu ist der gottesdienstliche Raum mit allem Zubehör berücksichtigt: wir erfahren, daß man in der Jakobikirche zu Stendal noch lange nach der Reformation eine Monstranz hatte (freilich nicht, ob sie auch benutzt wurde), und daß die Anwendung von Trinkröhrchen beim Abendmahl bis gegen 1700 „weithin üblich" war; ebenso daß Kranken bisweilen der Abendmahlswein in einem Löffel gereicht wurde. Über die gottesdienstlichen Tage ist eine Fülle von Einzelheiten mitgeteilt. Nicht jeder (auch nicht jeder Fachmann) wird bereits vor Graff gewußt haben, daß sich der Sylvestergottesdienst bereits in dieser Zeit einzubürgern begann. Hier, bei der gottesdienstlichen Zeit, glaubte ich anfangs eine Lücke zu finden, weil die Stunden der Gottesdienste mir nicht notiert schienen; aber ich war im Irrtum: S. 146 findet sich das Nötige für den Hauptgottesdienst, S. 206ff. für die Nebengottesdienste. Höchstens könnte man noch einige Mitteilungen mehr über die Dauer der Gottesdienste wünschen, und solche über den Besuch der Gottesdienste. So, wie Graff die Aufgabe anfaßt, hätte das eigentlich auch dazu gehört. Und es wäre sehr wertvoll gewesen, darüber Genaueres zu vernehmen, als z. B. Tholuck in seiner Darstellung bieten konnte. Daß auch über die liturgische Kleidung (freilich an einer Stelle, wo man danach nicht sucht, nämlich bei der inneren Ausstattung des Kirchenraums), über Kirchenlied und Kirchenmusik, über die „Mimik" im Gottesdienst (d. h. Kniebeugen, Haltung beim Gebet, Abnehmen oder Nichtabnehmen des Hutes u. a.) mancherlei gesagt ist, muß gleichfalls erwähnt werden. Bei der Austeilung des Abendmahls hat Graff noch nicht alle vorkommenden Möglichkeiten registriert; „zumeist" empfingen es die Kommunikanten kniend auf den Altarseitenbänken; aber wie geschah es in den anderen Fällen? Nicht erwähnt ist der Modus der Austeilung auf der Rückseite des Altars (Weimar). Aber ich darf mich ja nicht verlieren. Was gesagt ist, wird auch genügen, um die geradezu phänomenale Fülle von Einzelheiten anzudeuten, die in diesem Buch gesammelt sind. Und jede Mitteilung ist nach Ort und Zeit genau

Digitized by Google

bestimmt und quellenmäßig belegt! Den Weg durch die verwirrende Fülle zeigt eine bis auf wenige Punkte gut durchgeführte Einteilung.

Was kann, ohne noch mehr in die Einzelheiten einzugehen, zur Beurteilung des Buchs noch gesagt werden? Ich glaube: es kann sich nur noch um die Frage nach den das Ganze tragenden, gewissermaßen den Ertrag der Forschung darstellenden großen Gedanken handeln. Da muß nun ganz einfach zugestanden werden, daß diese großen Linien in ganzen Teilen des Buchs stark zurücktreten. Ganze Abschnitte lang ist das Werk wirklich nur wohlgeordnete Stoffsammlung. Ich sage das nicht zum Tadel, sondern nur zur Feststellung. Man kann, wenn man tausend Einzelheiten mitteilt, und zwar an sich nebensächliche und kleine Dinge, unmöglich dabei große Entwicklungslinien ziehen. Es gibt keine; darum soll man sie auch nicht künstlich hineinlesen. Aber allerdings: wenn man eine Geschichte des Gottesdienstes durch etwa 1½ Jahrhunderte schreibt, dann muß man schon irgendwo und irgendwie den Gang des Werdens aufzeigen.

Graff hat sich dieser Aufgabe nicht entzogen. Im 1. Teil, wo er die Geschichte der Anschauung vom Gottesdienst im 17. Jahrhundert gibt, zeichnet er die Entwicklung. Er zeigt, wie die lutherische Reformation um der Gemeinde willen, aber auch einem Lebensgesetz liturgischer Entwicklung folgend, so viel wie möglich an den gebräuchlichen Ordnungen festhielt. So aber kam es, daß die lutherische Gottesdienstordnung nur die „Ruine eines Gottesdienstes" wurde. Eine Ruine aber ist zum Zerfall bestimmt. Darum mußte die Geschichte des lutherischen Gottesdienstes eine Geschichte seines Verfalls werden. Der Verlauf des Gottesdienstes wurde eben nicht durch die eigentlich lutherische Anschauung vom Gottesdienst bestimmt. Graff illustriert das namentlich an der Beteiligung oder Nichtbeteiligung der Gemeinde. Luther will die Gemeinde tätig machen (deutscher Gemeindesang; Wiederherstellung echter Kommunion; mittelbar gehört dahin die deutsche Sprache). Aber wie wurde es nach Luther? Viele liturgische Stücke verblieben bei der lateinischen Sprache; der singende Chor erhält in den Städten überragende Geltung; der ganze Gottesdienst wird zur Belehrung, bei der die Gemeinde passiv ist. Die pädagogische Anschauung vom Wesen des Gottesdienstes kommt in verhängnisvoller Weise zur Herrschaft. Der Pietismus hat daran nichts Wesentliches geändert; er hat nur die Art der Pädagogik umgestaltet; die Predigt soll nicht belehren, sondern bekehren. Der Rationalismus hat an die Belehrungsmethode einfach angeknüpft. Wenn Graff meint, daß er sich schon um 1700 „siegreich durchgesetzt" hatte, so ist das zu viel behauptet; seine Belege beweisen das auch nicht. Aber seine Vorboten sind mit aller Deutlichkeit zu spüren.

Diese Grundgedanken der Darstellung sind zweifellos richtig. Wenn man doch gelegentlich gegen Graffs Buch den Einwand äußern hört, daß der Stoff an sich die Leitgedanken ersticke, so hat das seinen Grund in der schon berührten Tatsache, daß die eigentliche Darstellung sich tatsächlich zumeist mit der Mitteilung der Daten begnügt, ohne sie dem Leitgedanken dienstbar zu machen. Hier und da bricht auch dabei einmal der Grundgedanke durch (z. B. S. 147 bezeichnender Weise in einer Anmerkung), aber das geschieht selten. Bei den Abschnitten, die mehr die äußeren Dinge behandeln, war,

Digitized by Google

wie gesagt, ein Zusammenhang zwischen Stoff und Leitmotiv schwer herzustellen. Bei den mehr ins Zentrum gehörenden Teilen aber hätte die Entwicklung schärfer herausgehoben werden sollen. Es ist doch so, daß das Buch — abgesehen von der einleitenden Überschau — eigentlich die Sammlung eines ungeheuer verzweigten Stoffes ist. Aber auch das hat doch wieder seine Vorzüge. Gerade der Fachmann kann sich ihrer erfreuen. Er bekommt objektiv das Material dargeboten; nirgends wird dem Stoff zu gunsten einer Theorie Gewalt angetan; nirgends werden einzelne Seiten der Sache absichtsvoll herausgehoben; überall waltet reinste Sachlichkeit. Ich meine, das Buch ist in diesen Teilen wie eine Art Quellensammlung zu werten. Und wie eine ausgezeichnete, geradezu glänzende!

Daß Graff ein mächtiges Verzeichnis der Quellen, aus denen er geschöpft hat, ein anderes der von ihm benutzten Literatur (18 S. füllend), endlich ein alphabetisches Namen- und Sachenverzeichnis (ich hätte beide gern getrennt gesehen) hinzugefügt hat, will ich nur nebenbei erwähnen.

Wir haben in letzter Zeit eine ganze Reihe wertvoller Studien zur Geschichte des evangelischen Gottesdienstes bekommen. Ich denke an H. Waldenmaiers „Entstehung der evangelischen Gottesdienstordnungen Süddeutschlands" (1916), an L. Fendts „Lutherischen Gottesdienst des 16. Jahrhunderts (1923). Auch für einzelne Gebiete ward uns eine geschichtliche Darstellung geschenkt: Kolb schrieb für Württemberg, Diehl (schon weiter zurückliegend) für Hessen. Schweden erhielt durch E. Rodhe in Lund Svenskt Gudstjänsst-Liv 1923) eine umfassende geschichtliche Darstellung. Graffs Buch ist für die von ihm behandelte Zeit die einzige das Gesamtgebiet umfassende Darstellung. Es ist auch die reichhaltigste, die objektivste. Er will weiter arbeiten und die Aufklärungszeit unter ähnlichem Gesichtspunkt schildern. Möge es ihm beschieden sein, daß er den Vorsatz ausführt!

Es handelt sich um Geschichte des Gottesdienstes. Viele der Heutigen wollen von Geschichte auf diesen Gebieten (vielleicht auf allen?) nichts wissen. Natürlich kann Geschichte, falsch genutzt, irre führen. Natürlich ist es falsch, Geschichte zu reptristinieren. Aber wie würde es ohne Geschichte werden? Wir erleben gerade auch heut das Hereinbrechen eines heillosen liturgischen Dilettantismus, der nicht entstehen könnte, wenn man aus der Geschichte lernte. Danken wir jedem, der uns hilft, die Geschichte des Gottesdienstes zu überschauen!

Das 12. Deutsche Bach-Fest.

Von Julius Smend.

Zum ersten Mal tagte die Neue Bachgesellschaft in Süddeutschland: Stuttgart hatte mit Erfolg eingeladen. Es ist erfreulich zu hören, daß die Reihe der Jahr um Jahr sich meldenden, zum Teil ungeduldig harrenden Städte nicht abnimmt, obwohl nun die großen Feste seit einiger Zeit alljährlich gehalten werden. Dies Mal hatte die festgebende Stadt eine besonders schwierige Aufgabe, da das 11. Bach-Fest (Leipzig, 1923) mit ganz unerhörtem Glanze vor sich gegangen war. Sie ist aber berechtigt, auch ihrerseits mit stolzer Genugtuung auf das, was geschehen, zurückzublicken.

Digitized by Google

Natürlich waren der Veranstaltungen, wie immer, zu viele. Eine Abendmusik in der Leonhardskirche am 11. Juli bildete den Auftakt. Der 12. (Samstag) brachte außer der Mitgliederversammlung (mit lehrreichen „Beobachtungen zum Bachstil" von Prof. Willibald Nagel-Stuttgart, der auch das Festbuch geschrieben) eine Motette in der Stiftskirche und ein Orchester- und Chorkonzert. Am Sonntag folgte auf den Festgottesdienst das erste Kammermusikkonzert und am Nachmittag die Matthäuspassion (ohne Strich, mit einstündiger Pause). Montag wurde außer der zweiten Kammermusikaufführung — auf der Solitüde ein Bläser- und Cembalokonzert geboten, und mit einem Kantatenabend geschlossen. Dazu kam aber noch Turmmusik an den beiden Haupttagen, Kurrendesingen und am Dienstag ein Ausflug nach Eßlingen mit musikalischen Aufführungen.

Von vorbachischen Werken kamen solche von Buxtehude (Orgelstücke, Alt-Kantate Jubilate domino, Triosonate) zu Gehör, außerdem deutsche Chorlieder aus dem 15. und 16. Jahrhundert. In der Hauptsache hatte Bach selber das Wort: Präludium Es dur, Orgelchoräle, Passacaglia; Schemelli-Lieder; Motetten „Komm, Jesu, komm" und „Der Geist hilft unsrer Schwachheit auf"; drei weltliche Kantaten (Non sa che sia dolore; „Schleicht, spielende Wellen"; „Weichet nur, betrübte Schatten"); Italienisches Konzert, Violinsonate in h moll, Chromatische Fantasie und Fuge, 2. Violin-Doppelkonzert in d moll; Cembalovorträge usw.; 1. und 5. Brandenb. Konzert; Magnifikat, Kantaten „Schauet doch und sehet" und „Nun ist das Heil"; dazu noch im Gottesdienst das Kyrie aus der F dur-Messe und die Kantate „Christus, der ist mein Leben".

An der Spitze des ganzen Unternehmens stand Musikdirektor Martin Mezger-Stuttgart, der Vorsitzende des Württemb. Bachvereins, der im Gottesdienst dirigierte. Die Leitung zweier der weltlichen Konzerte lag in den Händen von Prof. Carl Leonhardt-Stuttgart, alle übrigen Chorkonzerte hatte Prof. Otto Richter-Dresden übernommen. — Es ist nicht möglich, die hervorragend tüchtigen, gutenteils berühmten Solisten alle namentlich aufzuführen. Maria Philippi, Lotte Leonard, Liesel v. Schuch, Meta Diestel; Alfred Wilde-Berlin und Robert Bröll-Dresden (Tenor), Dr. Rosenthal-Leipzig, A. Paulus-Stuttgart, G. Zoltmayer-Dresden (Baß) vertraten die wichtigsten Solopartien. Die Orgel bedienten H. Keller und A. Strebel-Stuttgart, das Klavier Max Pauer, das Cembalo („Bachklavier") Julia Menz, die Gambe Dr. W. Schmid-München. Nicht weniger als 10 Chorvereinigungen wirkten mit, darunter sieben aus Stuttgart, ferner der Oratorienverein von Eßlingen, der Lutherkirchenchor von Canstatt, der Kreuzchor von Dresden. Das Stuttgarter Landestheater stellte das Orchester. In der geistlichen Kantatenaufführung am Montag Abend vereinigten sich 600 Singstimmen mit fast 100 Spielleuten.

Fragt man nach Höhepunkten des Festes, so waren sie, was die Chorwerke betrifft, vor allem in der äußerst wirkungsvollen Wiedergabe der Matthäuspassion und in dem eben erwähnten Kantatenabend (Magifikat!) gegeben. Hatten wir gegen eine Passionsaufführung im Hochsommer starke Bedenken, so läßt sich nicht leugnen, daß den Werken dieses Inhalts eine, auch auf die Ordnung des Kirchenjahres gesehen, zeitlose Bedeutung zukommt, die man anderen kirchlichen Tonschöpfungen (Weihnachts- oder Ostermusiken)

Digitized by Google

nicht zuerkennen würde. Otto Richter, der von schwerem Leiden kaum erstandene, hat die enorme Arbeitsleistung ruhmvoll zuwege gebracht und am Schluß des Festes wahre Jubelstürme der Mitwirkenden wie der Hörer aus allen Landen geerntet.

Auch der Gottesdienst in der herrlichen Stiftskirche, deren Türen geöffnet bleiben mußten, darf zu den Gipfeln der Festtage gerechnet werden. Seine äußere Anordnung entsprach nach Möglichkeit den Gewöhnungen des liturgisch anspruchslosen Schwabenlandes. Zwei große Lutherlieder von 1524 rahmten das Ganze ein: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott" und „Nun freut euch, liebe Christen gmein". Die Wahl der Kantate, „Christus, der ist mein Leben", schon vor Monaten getroffen, erwies sich insofern als besonders glücklich, als die kirchliche Festfeier nicht zuletzt dem Andenken Hermann Kretzschmars († 10. Mai 1824), des langjährigen Leiters und Ehrenvorsitzenden der NBG, und Friedrich Spittas († 7. Juni 1924), Mitgliedes vom Vorstande, galt. Daneben gedachten wir der früher heimgegangenen württembergischen Meister Heinrich Lang († 1919) und H. A. Köstlin († 1907). Der Predigt legte ich ein Wort Jesu aus dem Sonntagsevangelium zugrunde: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister" (Luk. 6, 40). Die Aufgabe, über Meisterschaft und Jüngerschaft in heiliger Tonkunst und in göttlicher Lebenskunst zu reden, ergab sich damit von selbst.

Alles in allem hinterläßt die Stuttgarter Tagung sicherlich große und tiefe Eindrücke. Daß mancherlei Wünsche, z. B. der nach Verbilligung der Preise und Vermeidung verschiedenwertiger Plätze, auch nach Ansetzung des Festes in „allgemeiner Ferienzeit", unerfüllt blieben, erklärt sich aus Zwangslagen, die übermächtig waren. Ob man im nächsten Jahre dieser Schwierigkeiten Herr werden kann, bleibt abzuwarten. Da 1900 das Geburtsjahr der Neuen Bachgesellschaft gewesen ist, stehen wir unmittelbar vor deren erstem Jubiläum.

Rudolf Yelin[1]).

Ein Künstler von seltenem innerem Wert vollendet im August dieses Jahres sein 60. Lebensjahr. Still, wie sein Wesen und Wirken ist, feiert er seinen Geburtstag. Als ich ihm mitteilte, ich möchte der Öffentlichkeit ein Wörtlein davon sagen, antwortete er: „Bitte recht sehr, mach keine großen Dinge!" Das tut nicht not. Die großen Dinge hat er gemacht. Ich möchte nur in kleinem Rahmen den großen Dank kundtun, den ich mit vielen anderen ihm schuldig bin.

Manche Kirche in schwäbischen und deutschen Gauen, auch draußen in der Auslandsdiaspora verdankt Rudolf Yelins bescheidenen Lohnforderungen edle Kunstwerke. Es würde viel zu weit führen, auch nur all die Orte aufzuzählen, da seine Werke sind. Bauten, von denen die weite Welt redet, sind darunter, wie z. B. die Protestationskirche in Speyer. In alten Kirchen wie der zu Alpirsbach hat er sich hineingelebt in die Art, die dort am Platze war. Neuen Bauten wie dem Tübinger Tropengenesungsheim hat er gegeben, was ihnen gebührte. Am allergernsten aber hat er bescheidenen Dorfkirchlein zu lieblicher Zier geholfen.

[1]) Über Yelin vgl. a. Mf. f. Gd. u. k. K. 8. Jhrg. 102ff., 9. Jhrg. 105; 15. Jhrg. 296f.

Digitized by Google

Keine Technik ist dem Meister fremd. Mit Liebe und Fleiß und Verständnis hat er sich in alle eingearbeitet. Was er über die Aufgabe des Künstlers denkt, mag er uns selbst sagen. Er schrieb mir kürzlich: „Daß ich mannigfach bei religiösen Stoffen geblieben bin, ist selbstverständlich; aber nicht minder freut mich die Farbe als solche, die Natur in jeder ihrer Äußerungen. Das eigentliche Historienbild alten Stils ist mir nicht wichtig, wenn nicht irgend eine einheitliche Seelenstimmung als Hauptmotiv dabei zum Ausdruck kommen will. Farbe und Zeichnung möchte ich ohne viel Ab-

Fensterbilder aus der Kirche zu Brettheim i. Württ.
von Kunstmaler Rudolf Yelin.

biegung im Anschluß an die Natur wirken lassen. Der Stil kann nicht forciert werden, er muß gewachsen sein oder er ist Grimasse oder Maskerade. Aus Naturgefühl, Temperament und Materialbedingtheit muß sich die Sache von selber ergeben."

Diese Äußerungen des Künstlers werden wir am besten verstehen, wenn wir sie ins Licht seines Werdeganges stellen. In der alten Reichsstadt Reutlingen hat der am 14. August 1864 geborene seine Jugend erlebt. Bis zum 20. Lebensjahr machte er die Vorbildung eines evangelischen Pfarrers durch. Pfarrer waren nicht wenige seiner Vorfahren gewesen. Ihn aber zog's mit

Digitized by Google

Macht zur Kunst. 20 Jahre alt, hatte er endlich die Zustimmung seines Vaters zur Künstlerlaufbahn errungen. Er ahnte damals schon, daß sein Weg in manchem nicht leicht sein werde. Aber er ging ihn aus innerstem Drang heraus. Stuttgart, München, Frankfurt waren die Orte seiner Ausbildung bei manchen Meistern. Von jedem hat er gelernt und doch ist er er selbst geblieben. Wohl schien es ihm erst ein harter Umweg, als er so lange in der theologischen Schule bleiben mußte, und doch hat gerade das ihm dazu geholfen, daß insbesondere seine religiösen Bilder mit so inniger biblischer Kraft auf den Beschauer wirken. Auch während seiner künstlerischen Ausbildung, ganz besonders in München, hat er treu jede Gelegenheit benützt, sich die allgemeine Bildung zu erwerben, die uns nun an ihm erfreut.

Nachdem der Künstler in Reutlingen in der dortigen Friedhofkirche in zwei wuchtig wirkenden Apostelbildern (Johannes und Paulus) die ersten öffentlichen Proben seiner Kunst gegeben hatte, bekam er im Jahr 1892 die ersten Aufträge, mit denen er etwas verdiente. Es waren Wandbilder für die Stiftskirche zu Stuttgart. In der Heimat seiner Braut, Tuttlingen, bekam er dann große Bilder zu malen: Gethsemane und Himmelfahrt. Im Mai 1893 gründete er seinen Hausstand. 1894 bekam er den Auftrag, für die Stuttgarter Garnisonkirche Glasfenster zu zeichnen. Dies war der Anfang der Hauptarbeit seines Lebens. Es war eine Lust zuzusehen, mit welcher Entdeckerfreude er sich in die Glastechnik einarbeitete, immer fortschreitend und doch kein falscher Fortschrittler. Am meisten hat er dabei bei den alten Meistern gelernt, bis er soweit war, seine Fenster in voller Farbenpracht des Glases mit mosaikartiger Technik und feiner, aber nie gewaltsam wirkender Stilisierung der Zeichnung gleich wunderprächtigen Teppichen wirken zu lassen. Wer ein ganz besonders glänzendes Beispiel hiervon sehen will, der beschaue in der edel schönen Reutlinger Marienkirche die Fenster der Vorhalle. Schade, daß noch niemand dazu kam, diese tatsächlich unübertrefflich herrlichen Fenster weiteren Kreisen in farbiger Wiedergabe bekannt zu machen! Sie würden jeder Kunstzeitschrift zu hoher Zier gereichen. Yelin selbst schrieb mir über diese zwei Fenster: „Sie bilden ein Unikum, insofern als mir dabei nach Wahl des Stoffs und Ausführung freie Hand gelassen war und die technische Ausführung ganz unter meiner Leitung und Beihilfe vor sich gehen konnte." Wie war ich froh, als ich bei dem bescheidenen Auftrag, den ich ihm für meine Brettheimer Kirche geben durfte, ihm dieselbe Freiheit lassen konnte!

Stuttgart ist seit den Tagen der dortigen Aufträge Yelins zweite Heimat worden. Manche Kirche in und um Stuttgart hat seine Werke seiner Hand. Besonderes Glück für ihn war, daß er in mehreren Glasmalerwerkstätten Männer gefunden hat, die ihm verständnisvolle Helfer wurden, so namentlich Saile in Stuttgart und Wilhelm in Rottweil a. Neckar.

Doch würden wir irren, wenn wir in Yelin nur einen unserer trefflichsten Glasmaler schätzen würden. Um nur einige Beispiele zu sagen: in Waldkirch im Breisgau können wir ein in Tempera gemaltes Kreuzigungsbild von Yelin bewundern, in der Stuttgarter Gedächtniskirche und in Rein-

Digitized by Google

erzau Bergpredigten in derselben Technik, eine Verklärung in Pfalzgrafenweiler, einen tief-erfaßten Christus mit Nikodemus in der Reutlinger Friedhofskapelle. Nach Rimakokowa in Südungarn und Weißensee in Kärnten wanderten Altarbilder mit lebensgroßen, packenden Christusfiguren. Wer weiß, was im Weltkrieg aus diesen köstlichen Bildern geworden ist! Feine Staffeleibilder in Öl hat der Künstler namentlich auch für manche Privatleute gemalt. Ich denke da ganz besonders an ein in den Farben dem

Fensterbilder aus der Kirche zu Brettheim i. Württ.
von Kunstmaler Rudolf Yelin.

Blick ungemein wohltuendes Bild „Mose im Gebet während der Amalekiterschlacht", und an einige fein der Natur abgelauschte Landschaftsbilder voll echter Poesie.

Daneben hat Yelin nicht Wenigen als Lehrer gedient, so dem Stuttgarter Malerinnenverein und der gewerblichen Fortbildungsschule in Schwäbisch Gmünd. Auch manche gute Schwarz-weiß-Bilder von seiner Hand sind da und dort in Büchern und Zeitschriften erschienen und zeigen, daß Yelin der Mann wäre, dem man z. B. eine Bilderausgabe unseres württembergischen Gesangbuchs anvertrauen sollte. Gute Konfirmationsscheine von ihm zeigten, daß er auch in diesem Stück viel Besseres leisten konnte als Andere.

Digitized by Google

In seinen beiden Söhnen hat der Künstler, so jung sie noch sind, tüchtige Könner erzogen, die eifrig von ihm und anderen weiterlernen. Der ältere, Ernst Yelin, wenig über 24 Jahre alt, ist ein Plastiker von eigenartigem Talent, das sich namentlich in sehr schönen Plaketten-Bildnissen und einigen guten Kriegerdenkmalen zeigt. Der andere, zwei Jahre jünger, Rudolf Yelin jung, ist ein gewandter Zeichner und Radierer und hat schon Gutes in Glasmalereien geleistet. Diese beiden Söhne und eine liebe Tochter und die mit liebevollem Verständnis seit ihrer in ziemlich jungen Tagen erfolgten Verlobung mit ihm durchs Leben gegangene Gattin sind des Meisters Glück. An diesem von Herzen teilzunehmen wird jedem Bedürfnis sein, der in Rudolf Yelin gefunden hat, was er ist, einen lieben Menschen, einen echt deutschen, wahrhaft christlichen Künstler, einen treuen Freund.

Brettheim i. Württ. M. Kappler.

Die liturgischen Bewegungen der Gegenwart.

Von Pfarrer **Fr. Niemann, Minden.**

(Schluß.)

3.

Damit dürfte das Bestreben, das Moment der Anbetung im evangelischen Kultus durch Zurückgreifen auf liturgische Formen und Bräuche der Vergangenheit zu steigern, genügend charakterisiert sein. Wenn aber auch dieser Weg sich als ungeeignet erweist, was gibt es dann überhaupt noch für Möglichkeiten, neben der einseitigen Vorherrschaft der Predigt im evangelischen Gottesdienst die Anbetung zu pflegen? Sind damit nicht die uns zu Gebote stehenden Mittel erschöpft? Wir verneinen das durchaus und weisen auf die Möglichkeit hin, im evangelischen Gottesdienst Predigt und Anbetung als Einheit aus dem rein protestantischen Geist heraus zu entwickeln und zwar gleichfalls im Anschluß an das gegebene althergebrachte liturgische Material. Wie kann das geschehen?

Zunächst die Frage: Muß denn Predigt und Liturgie im evangelischen Gottesdienst auseinanderfallen, oder womöglich das eine die Wirkung des anderen wieder aufheben? Kann nicht beides zu einer inneren Einheit werden aus dem Grundgedanken der evangelischen Gemeindefeier heraus, und der ist: Darbietung des Wortes Gottes und Gebet? Wenn in unsern Gemeinden vielfach eine so geringe Wertschätzung der Liturgie besteht, so haben wir Geistlichen zu einem Teil selbst Schuld daran, indem wir ihr nicht das nötige Maß der Aufmerksamkeit und Vorbereitung widmen, das sie verdient. Die Liturgie braucht nicht wie ein ganz anderer Akt neben der Predigt herzugehen, vor allem nicht die Schlußliturgie als ein von Vielen sehr unnötig empfundenes Anhängsel an die Predigt empfunden werden, vielmehr kann und soll durch beides wie ein roter Faden sich hindurchziehen eine innere Einheit, und diese Einheit gibt der beherrschende Gedanke des jeweiligen Sonntags an. Wir haben zwei neue Werke auf diesem Gebiet, die dazu geeignet sind, wenigstens uns Pfarrern erst einmal die Augen zu öffnen, die Bücher von Anton, Angewandte Liturgik, und Voß, Der Gottesdienst als liturgische Einheit, daneben auch zwei neue Agendenbearbeitungen, die bekannte, schon in dritter Auflage erschienene von Arper und Zillessen und die von demselben Grundsatz aus entworfene von Köhler und Altmann. In beiden Werken wird Ernst gemacht mit dem Gedanken der straffen inneren Einheit des gesamten Gottesdienstes und dem leider allerorts eingerissenen wirren Durcheinander von wahllos zusammengestellten Sprüchen, Gebeten und Schriftverlesungen

Digitized by Google

bittere Fehde angesagt. Man sage nicht, dafür haben die meisten Kirchgänger kein Verständnis; vielmehr, so gut wie sie etwa zu Weihnachten erwarten, daß jeder Spruch, jedes Gebet weihnachtlichen Charakter trage, und den Kopf schütteln würden, wenn es anders wäre, so sehr werden sie aufmerken, wenn an jedem Sonntage schon vom ersten Eingangsspruch an bis zum Schlußgebet ein einheitlicher großer Gedanke durch die Feier hindurchklingt. Ich glaube sogar behaupten zu dürfen, daß die innere Teilnahmlosigkeit, mit der manch einer die Liturgie nur eben anhört, erst die Folge davon ist, daß bei den immer wiederkehrenden gleichlautenden Worten und Gebeten am Altar die Aufmerksamkeit erschlaffte. Mir ist, seitdem ich mich bemühe, jeden Gottesdienst auf einem Grundgedanken aufzubauen, oft genug ausgesprochen, wieviel eindrucksvoller und anziehender alles dadurch geworden sei, das Ganze sowohl wie die Einzelheiten.

Ehe ich jedoch den Gang eines solchen Gottesdienstes schildere, möchte ich noch auf zwei nicht unwichtige Forderungen aufmerksam machen. Wir wünschen, daß die Gemeinde wirklich zur Anbetung im Gottesdienste komme; so halten wir ihr denn alles fern, was sie stören muß, und schaffen ihr alle Bedingungen, daß sie zur Ruhe und Andacht komme. Es muß gefordert werden, daß der Eintritt ins Gotteshaus nicht während der Liturgie geschehe. Wie soll es zu einer wirklichen Feier der Herzen, zu einer Anbetung und Versenkung in Gott kommen, wenn die Schritte der Zuspätkommenden die Andächtigen stören! Das gibt eine Unruhe nicht nur äußerer Art, die es einfach nicht zur Anbetung kommen läßt. Die Nachzügler müssen ein für alle Mal, vielleicht durch Anschlag vor der inneren Tür, gebeten werden, im Vorraum bis zum Schluß der Liturgie zu warten.

Sodann etwas Anderes. Der Geistliche verwende allen Fleiß auf die Darbietung der Liturgie. Nichts darf heruntergeleiert werden, nichts darf gemacht oder gewollt klingen, kein hohles Pathos oder unnützer Stimmaufwand darf zu spüren sein. Dafür merke man aus jedem Wort, wie er nicht nur bei der Sache, sondern in der Sache ist, mit seiner Gemeinde im Bitten und Danken die Liturgie mit durchlebt. So wird die Gemeinde durch ihn hineingezogen in die heilige Stimmung der Anbetung. Ich setze hier die sehr beherzigenswerten Worte Ottos aus seiner Schrift „Das Heilige" her: „Der feinfühlende, weise, leitende Liturgiker muß die hohe Kunst kennen, durch Formung und Fügung von Predigt, Lied und feierndem Gebet, durch zarte Rhythmen von Spannung, Entspannung, Höherspannung das schwere Werk der Seelensammlung zu leiten, die Gemüter zu einen und tief nach innen zu ziehen, die Andacht vereinten Gebetes so zu stärken, daß es zur Beschwörung wird und den Ewigen herabzwingt auf Grund Seiner Verheißung."

Nur vorübergehend kann ich noch auf die außerordentlich bedeutsame Stellung der Orgelmusik wie des Chorgesanges zur Herbeiführung und Steigerung des Momentes der Anbetung hinweisen; es wäre ein eigener Vortrag dazu nötig, um diese besonderen Fragen erschöpfend zu behandeln.

Sind all diese Voraussetzungen zur Förderung einer wirklichen Anbetung erfüllt, so darf man wohl behaupten, daß der Gang der Liturgie, auch unter Zugrundelegung unserer gewohnten Agende, wirklich zum Stillesein vor Gott Raum schafft, und wenn das Herz sonst zur Andacht bereit ist, das „Numinose", wie es Otto nennt, zur Wirklichkeit werden läßt. Das Eingangslied ist verklungen, da ruft das erste Wort des Liturgen vom Altar der Gemeinde das Bewußtsein wach, daß der heilige, allwaltende, lebendige Gott uns nahe tritt und wir, die Staubgeborenen, uns anschicken, Ihm zu begegnen — Görnandt nennt es: das „Kreaturgefühl" wird in uns ausgelöst — und die Gemeinde singt Ihm, dem Ewigen, ihr Gloria. Tief hinab führt den Anbetenden sodann das Bekenntnis des tiefsten Abstandes des sündigen Menschen von dem unnahbar Heiligen, bis zum andächtigen Bußruf: Herr, erbarme dich unser! Der Sehn-

Digitized by Google

sucht nach Gott wird die Seligkeit der Heilsgewißheit und der Gottesgemeinschaft zugesprochen und jubelnd nimmt die Gemeinde den Jubelruf des Liturgen auf: Ehre sei Gott in der Höhe! Das nun Folgende: Der Herr sei mit Euch, das nur aus der römischen Messe, wo es achtmal sich findet, übernommen ist, hat für uns keinen Sinn mehr. Da der evangelische Liturg sich nicht nach dem Altar zu wendet, wo das Allerheiligste, die Gegenwart Christi in der Monstranz, ruht, sondern von Anfang an der Gemeinde gegenübersteht, mit der er zusammen betet und redet. Mag es also fallen, da es die Anbetung nicht fördert, sondern stört. Das gemeinsame Gebet vor der Schriftverlesung darf nicht, wie schon erwähnt, im uralten kirchlichen, der Gemeinde unverständlichen Stil, sondern muß in der Sprache unserer Zeit abgefaßt sein, natürlich würdig und feierlich. Lange genug haben wir Pfarrer in einem unverzeihlichen Mangel an Fühlung mit dem Empfinden unserer Gemeinden gelebt; es wird Zeit, ihr die Stücke, an denen sie ihre Berührung mit dem heiligen Gott vollziehen soll, so darzubieten, daß sie ihr nicht ein Hemmnis der Erhebung werden, sondern der wirkliche Ausdruck ihrer Stimmung sind, denn anders kann man nicht beten! Wenn nun der so zubereiteten Seele das zum Ganzen des Gottesdienstes wohl eingefügte verlesene Schriftwort den ersten Höhepunkt gibt, so ist es nur der natürliche Ausdruck dieser Spannung, wenn die Gemeinde unter rauschendem Orgelklang das dreimalige Hallelujah anstimmt und im Glaubensbekenntnis sich freudig der ganzen Höhe ihrer Heilsgewißheit und der inneren Verbundenheit mit der Christenheit aller Zeiten und aller Orten bewußt ist.

Hat nun nach dem Hauptliede die von der Gemeinde mit Spannung erwartete Predigt gehalten, was sie versprochen, so sind tatsächlich die Hörer auf einen Höhepunkt gehoben, die Wahrheit des Evangeliums hat sich wieder spürbar bezeugt, die Herzen sind angefaßt und warm geworden; tief erbauliche Gedanken, heiße Wünsche, heilige Entschließungen drängen nach einem Ausdruck, die Gemeinde ist bis an die Schwelle der Anbetung geführt. Da ist es klar, daß jetzt ein neuer und stärkerer Höhepunkt erreicht werden muß, wenn die Wirkung der Predigt nicht verpuffen, sondern sich umsetzen soll in echte und wahre Glut der Anbetung. Spitta nennt mit Recht den Augenblick nach dem Amen der Predigt: „den empfindlichen Augenblick in unseren Gottesdiensten." Wer da die nüchternen Abkündigungen bringen wollte, gießt der Gemeinde einen Strahl kalten Wassers ins Gesicht. Nun, nach einem sorgfältig ausgesuchten und mit wenigen Akkorden auf der Orgel eingeleiteten Liedervers, in dem die erste Wirkung der Predigt ausklingt, soll dem eben erlebten Höhepunkt der Erbauung ein ganz außerordentlicher Höhepunkt der Anbetung folgen und zwar wiederum in innerer Fortentwicklung des den ganzen Gottesdienst beherrschenden Grundgedankens.

Wohin aber mit den Abkündigungen, dem Störenfried im evangelischen Gottesdienste? Es gibt nur eine Stelle, wo sie weniger störend wirken, wenn man sie nicht an den Schluß des Gottesdienstes oder überhaupt in das Gemeindeblatt verweisen will; die Stelle ist der Schluß der Eingangsliturgie, nachdem die verspäteten Kirchgänger ihre Plätze eingenommen haben. Da ist ohnehin ein gewisser Abschluß erreicht, eine Cäsur im Gottesdienst, wo etwas Neues eingeführt werden soll. Da könnte der Liturg, nicht vom Altar aus (das wäre ein arger Mißgriff), aber sehr wohl an den Chorstufen erhöht stehend, die unvermeidlichen Bekanntmachungen bringen. Das darauf einsetzende Orgelvorspiel und das Predigtlied sammelt dann die Gedanken wieder zur Richtung auf die Predigt hin.

Ich zitiere nun für das Folgende einen Artikel von Görnandt, der in Übereinstimmung mit Heiler und Otto in vollendeter Form ausspricht, welcher Steigerung das Moment der Anbetung in der Schlußliturgie unseres evangelischen Gottesdienstes fähig ist (Monatschrift für Pastoraltheologie XVIII 92ff.): „Mit der bisherigen Schät-

Digitized by Google

zung der Predigt hängt es zusammen, daß die Gemeinde nach Beendigung derselben im Großen und Ganzen das Interesse am Gottesdienst verloren hatte. Sie begrüßte es dankbar, wenn er nun möglichst schnell zum Schlusse eilte. Wenn wir aber die „Polarität" in unseren Gottesdiensten herstellen wollen, dann verlangt neben der Predigt, dem Höhepunkt der „Erbauung", auch das Moment der „Anbetung" unbedingt einen Höhepunkt. Die katholische Messe hat ganz deutlich einen solchen: Der Augenblick, wenn unter dem Machtspruch des Priesters die Elemente Brot und Wein sich wandeln in den Leib des Herrn: „Der festliche Gesang verstummt; feierliches Schweigen in den weiten Hallen; der Priester flüstert über Brot und Wein die Worte, die Jesus beim letzten Abendmahl sprach: dann beugt er die Knie und erhebt den Leib Christi, und alle Anwesenden sinken zu Boden, während die Glocke ertönt und den dem Gottesdienst Fernweilenden verkündet, daß nun der heiligste Augenblick, der Höhepunkt des Gottesdienstes gekommen ist" (Heiler). Es fehlt an Vorschlägen nicht, die in ähnlicher Weise auch bei uns den gottesdienstlichen Höhepunkt zu schaffen suchen. So tritt auch Dr. Fendt dafür ein, daß jedesmal an die Predigt sich eine Abendmahlsfeier unmittelbar anschließen soll, wenn auch z. T. nur mit „geistiger Kommunion" der Gottesdienstteilnehmer. Allein so besteht die Gefahr, daß dadurch das Abendmahl für die Gemeinde zu einem Schaustück herabsinkt, da uns Evangelischen der Wandlungsgedanke fehlt und damit die Möglichkeit, die Gegenwart Gottes dinghaft zu erleben und zu verehren. Trotz der Ablehnung der in dieser Richtung verlaufenden Vorschläge brauchen wir auf die Schaffung eines Höhepunktes in unsern Gottesdiensten auch für das Moment der Anbetung nicht zu verzichten. Die Schlußliturgie bietet sich uns ohne weiteres zu einem solchen an. Einen Hinweis mögen uns einige Sätze von Heiler aus seinem „Wesen des Katholizismus" geben: „Und doch erlebte ich, als ich zum ersten Mal einen evgl. Gottesdienst besuchte, etwas ganz Ähnliches wie in der Messe. Als der Geistliche das Vaterunser betete, da kam über mich dieselbe tiefe, innere Weihestimmung, die mich während des Konsekrationsaktes der Messe ergriffen hatte. Denn niemals hatte ich in einem katholischen Gottesdienst das Vaterunser so feierlich und ernst sprechen hören wie hier. Das Vaterunser ist in der Tat der Höhepunkt des evgl. Gottesdienstes; es bedeutet in ihm so viel wie der Konsekrations- und Opferakt in der katholischen Messe. In den evgl. Kirchen meines bayrischen Heimatlandes findet dieser Gedanke einen schönen Ausdruck in der Gewohnheit, während des Vaterunsers wie während der katholischen Wandlung mit der Kirchenglocke zu läuten." Nehmen wir diese Heilerschen Empfindungen auf und verbinden sie mit Vorschlägen, die Rudolf Otto in seiner Skizze „Schweigender Dienst" gemacht hat, so ergibt sich uns folgendes Bild. Die Schlußliturgie darf nicht ein Anhängsel an die Predigt bleiben, sondern muß zu einer zweiten Höhe des ganzen Gottesdienstes werden. Sie muß gestaltet werden zu einem Akt großer Anbetung ... Der Liturg betritt wieder den Altar mit dem die Herzen emporreißenden Ruf: „Aufwärts die Herzen!", den die Gemeinde beantwortet mit der Zusicherung: „Wir erheben sie zum Herrn!" Es folgt nun der von der Gemeinde stets mit besonderer innerer Teilnahme gesungene Lobgesang des Dreimal-Heilig, einer „numinösen Hymne", wie wir sie uns nicht besser wünschen können. Sie klingt aus in die Erwartung des kommenden Herrn. Das sich hieran anschließende große Gebet nimmt leise den Zielgedanken der Predigt noch einmal in Gebetsform auf, verfolgt ihn in das Einzelne und Mannigfaltige, erhebt ihn aus dem Speziellen zum Allgemeinen der Christenheit. So geht es eine Weile in Bitte und Fürbitte, Lob und Dank. Dann aber (Otto a. a. O.) steigt die Linie steil bergan; das Mannigfaltige versinkt; das Beten endet im reinen Anbeten, und der Geist faßt sich zusammen in geballter Kraft zur Anbetung mit Ernst, d. h. zum Weihegebet um die Zukunft und Nähe des Ewigen an diesem Ort und zu dieser Stunde unter Berufung auf seine Verheißung Ps. 145, 18: Der Herr ist nahe Allen, die Ihn anrufen, Allen, die Ihn mit

Digitized by Google

Ernst anrufen. Nun schweigt der Liturg, es schweigt die Orgel, es schweigt die Gemeinde: es tritt allgemeine heilige Stille ein. Jetzt kann jeder in stillem Eigengebet das vor Gott bringen, was ihn gerade drückt; jetzt soll jeder den Schauer der Gegenwart Gottes spüren: Gott ist in der Mitten, alles in uns schweige und sich innigst vor Ihm beuge. Wie lange dieses Schweigen dauern darf, muß der Liturg dem Augenblick abfühlen können. Die Stille mündet aus in ein vom Litnrgen — am besten kniend und zum Altar gewendet — langsam und feierlich, in steter Konzentration auf seinen tiefen Sinn gebetetes Vaterunser, bei dem dreifach je dreimal an die Glocke geschlagen wird, zum Zeichen, daß der Höhepunkt des Gottesdienstes gekommen ist, um zugleich auch die, die daheim geblieben oder draußen auf dem Felde sind, zu veranlassen, sich im Gebet zu vereinen mit der feiernden Gemeinde. Mit der Spendung des Segens und einem von der Gemeinde gesungenen Schlußvers schließt dann der Gottesdienst."

Wenn unsere Gottesdienste so aufgebaut, so sorgfältig vorbereitet und mit gewissenhafter Treue und innerer Teilnahme durchgeführt werden, so wüßte ich nicht, daß neben dem erbaulichen Teil das Moment der Anbetung in irgend einer Weise zu kurz käme. Es wäre dabei auch der nicht zu unterschätzende Vorteil, daß unsere Gemeinden nicht umlernen müßten, sondern alles vollzöge sich mit ganz geringen Änderungen im Rahmen der bisherigen agendarisch festgelegten Liturgie. Es wäre ein Gottesdienst aus einem Guß, getragen von einer großen inneren Einheit, dabei aus echt evangelischem Geist erwachsen, bei dem eine bisher schmerzlich vermißte Harmonie zwischen Erbauung und Anbetung hergestellt wäre.

Noch ein kurzes Wort über das in der oben dargebotenen Skizze der Schlußliturgie schon eingefügte Stillgebet, den sogenannten „schweigenden Dienst". Die Frömmigkeit aller Zeiten kennt es, also nicht nur die römische Meßliturgie (beim Augenblick der heiligen Wandlung), sondern schon heidnisch-philosophische Kulte haben es, wiederum auch die Kirche der Reformationszeit, z. B. in Straßburg. Zweifellos bedeutet es einen großen Segen, es zu üben, und die Vorschläge, es in den evangelischen Kultus zur Pflege der Anbetung allgemein einzuführen, sind sehr beachtenswert. Es käme damit eine ganz andere, einzigartige Verinnerlichung in unsere gottesdienstlichen Feiern und ein gemeinsames Erleben Gottes, eine wirkliche Versenkung mystischer Art in Gott, den Allgegenwärtigen, den Menschen mit seiner beseligenden Nähe Beglückenden. Und doch hat es Bedenken, das sacrum silentium in den sonntäglichen Gottesdienst, etwa an dem Höhepunkt vor dem Vaterunser einzuführen, wie es in der eben dargestellten Skizze der Schlußliturgie geschehen ist, und zwar deshalb, weil es sich ausschließlich eignet zum Gebrauch für solche, die mit Ernst Christen sein wollen und in ihrem Gott und Heiland schon ihr volles Heil gefunden haben. Der sonntägliche Predigtgottesdienst ist aber auch für Fernerstehende da und hat ebenso sehr missionarische wie die Zwecke der Anbetung im Auge. Es ist daher wohl mehr zu raten, das Stillgebet in besondere abendliche Feiern für solche Kreise zu verlegen, die nach der Richtung weitergehende Bedürfnisse haben. Was von der Einführung solcher besonderen Andachten, z. B. ans Breslau, (von Altmann) berichtet wird, ist so günstig, daß es zur Nachahmung in anderen Orten reizt. Bieten wir auch denen in unserer Kirche, die ein tieferes Ruhen in Gott wünschen, ein wortloses Sichversenken in schweigender Andacht, ein Warten und Erleben der inneren Berührung des Menschen mit seinem Gott, bieten wir auch Gelegenheit zu solch weihevollen Feierstunden, wie sie die katholische Kirche ihren Gläubigen bietet.

Damit dürfte wohl ein Überblick über die augenblicklich sehr lebhaft verhandelten liturgischen Fragen der Gegenwart gegeben sein, wenn man nicht die mancherlei Versuche zu völlig neuer Gestaltung der Gemeindefeier hier in Betracht ziehen will, wie

Digitized by Google

sie etwa in studentischen Jugendgottesdiensten auf breitester allgemein religiöser Basis mit mehr oder weniger Geschick gemacht sind. Die letzteren entziehen sich auch schon um deswillen einer eingehenden Behandlung, als sich bei ihnen noch keine irgendwie einheitliche Form, ein Typus, herausgebildet hat.

Was ist nun, wenn man auf die drei Hauptrichtungen der gegenwärtigen liturgischen Bewegung sieht, von ihnen im allgemeinen zu sagen? Mir scheint, je eingehender man sich damit beschäftigt, daß die hochkirchliche, die archaisierende und die — wenn ich sie einmal im guten Sinne so nennen darf — moderne Richtung verschiedenen individuellen Bedürfnissen entsprechen, die jede für sich eine an sich berechtigte Eigenart der Auffassung darstellen. Die Vertreter der Hochkirche wollen die ganze Feierlichkeit der Anbetung sichtbar machen, es sind die Leute, die die Schönheit, Erhabenheit und Herrlichkeit ihres Glaubens, soweit das möglich ist, mit den Augen sehen, mit den Ohren hören wollen; dazu die Entfaltung des Prunks, die Forderung der reichen Gewänder, der Chorknaben, die edle Musik, das Räuchern mit Weihrauch, — alles das bedeutet: Schauen und Erlebenlassen. Die Vertreter der archaisierenden Richtung wiederum wollen frei werden von allem Subjektivismus, von den vergänglichen Eindrücken der Zeit, von Menschen und ihrer Meinung; so suchen sie das Objektive, das Bleibende, das Ewige und greifen nach den Schätzen, nach den Formen und nach der Sprache der Vergangenheit. Die Vertreter der letzten Richtung dagegen sind Gegenwartsmenschen und betonen daher das persönlich-individuelle Moment auch in der Anbetung, sie bringen ihre starken Gegenwartsbedürfnisse mit hinein in ihren Gottesdienst und lassen sie in ihrer Anbetung ausklingen.

Soll man nun sagen, zwei von ihnen haben unrecht, und eine von oben her dekretierte Uniformität des Kultus einführen? Das wäre nicht nötig und wäre nicht gut! Unsere Zeitgenossen haben ein ausgeprägtes Selbständigkeitsbewußtsein und den Drang nach Bewegungsfreiheit. Diese aber kann und muß innerhalb gewisser Grenzen gewährt werden, wenn die Kirche nicht damit rechnen will, daß ihr ganze Scharen von ernstgerichteten Christen verloren gehen. Längst ist, um auf eine ähnliche Erscheinung hinzuweisen, der strenge Parochialzwang im Bewußtsein der Leute geschwunden, zumal in den Städten, und die neue Kirchenverfassnng wird dem in etwa Rechnung tragen müssen. So wird es sich in Zukunft kaum vermeiden lassen, daß die Anhänger der gekennzeichneten drei Richtungen ihre religiösen Bedürfnisse da befriedigen, wo sie ein verständnisvolles Eingehen auf die Eigenart ihrer Stellung zu finden glauben. Wohl der Kirche, die in weitgehendem Maße, natürlich unter Wahrung der unveräußerlichen Grundlagen ihres Bekenntnisses, ihre Türen weit öffnet!

Rheinisch-Westfälischer Kongreß für evangelische Kirchenmusik in Essen.

22. bis 26. April 1924.

Von Pastor **Theodor Voß** in **Kiel.**

„Das Programm des Rhein. Westf. Kongresses für Evangelische Kirchenmusik zur Feier des 400jährigen Jubiläums des Evangelischen Gesangbuches ist ganz an dem Gesangbuch und seiner hohen Bedeutung für das gottesdienstliche Leben orientiert. Das Gesangbuch und seine Lieder steht im Mittelpunkt sowohl der Vorträge als auch der kirchlichen Feiern . . . Alle kirchlichen Feiern bringen nur Osterlieder, deren Reichtum dadurch erwiesen wird." Diese Worte, die dem trefflich ausgestatteten Programmbuch „zur Einführung" mitgegeben waren, müssen auch die Besprechung dieses Kongresses einleiten. Der Kongreß hat gehalten, was er versprochen hat: er hat uns die ganze Herrlichkeit unseres evangelischen Gesangbuchs gezeigt

Digitized by Google

und uns Mut und Freudigkeit gegeben, an seiner Durchdringung und Lebendigmachung zu arbeiten; er hat uns gezeigt, wie der evangelische Choral die Quelle ist, aus der alle Tonmeister immer wieder schöpften, sie mochten schaffen, was sie wollten; er hat an dem Osterbeispiel gezeigt, daß eine Fülle von Darbietungen möglich ist, ohne den de tempore-Charakter zu verleugnen.

Es kann nicht die Aufgabe unserer Monatschrift sein, eine genaue Schilderung der einzelnen kirchenmusikalischen Kongresse im Deutschen Reich zu geben; es muß sich für uns darum handeln, jedesmal bestimmte Probleme herauszuheben und zu untersuchen, wie weit diese durch die einzelne Tagung ihrer Lösung näher gebracht sind.

1) Das Gesangbuchproblem.

Eine Seite dieses Problems scheint mir gelöst, nämlich die Erkenntnis der schlechthinnigen Überlegenheit unseres Gesangbuchs, d. h. seiner Dichtungen und seiner Weisen, über alles andere, was der Protestantismus an Neuschöpfungen auf dem Gebiet des kultischen Lebens aufzuweisen hat. Schon die Formulierung, die Prof. D. Smend seinem Vortrag gab, war eine Tat: „Die weltgeschichtliche Bedeutung der dichterischen und musikalischen Lebenstat Luthers". Wie er seinen Grundgedanken ausführte in der Gegenüberstellung mit Zwingli und dem Katholizismus, in der Nachwirkung auf alle späteren Formen der Dichtung und Musik, im Nachwirken besonders auf Bach und damit auf die ganze Geschichte der modernen Musik und Kunst überhaupt, wie er den evangelischen Choral wertete als Prüfstein aller neueren kultischen Bestrebungen, sein Leben in allen Formen öffentlichen Lebens nachwies, seine Unentbehrlichkeit für die Reinerhaltung deutsch-evangelischen Lebens erhärtete, war so wundervoll klar und überzeugend, daß hier keine Fragen mehr blieben und jede Besprechung sich erübrigte.

Das mußte anders werden, als wir nun in Einzelfragen hinabstiegen. Es war schade, daß Pfarrer Glebe-Bochum, der „die Texte unseres Gesangbuches" behandelte, mehr eine Geschichte des Textes, d. h. eine Geschichte des Gesangbuchs überhaupt gab, als daß er die eigentlichen Probleme dieses Textes, z. B. die Frage nach dem Verhältnis des Urtextes zu heutigem Empfinden oder die Frage nach der Brauchbarkeit heutiger Dichtung behandelt hätte. Pfarrer Lic. Rosenkranz-Kreuznach, der über „Die Melodien unseres Gesangbuchs" sprach, packte den Fragenkomplex seines Themas rein von der praktischen Seite: können wir zu einheitlichen Formen kommen? wie weit kann man ändern im Interesse eines in Deutschland einheitlichen Singens, ohne die Gemeinden zu ärgern? wie viele Melodien kann man den Gemeinden zumuten? können sie rhythmisch und polyrhythmisch singen? Wie führen wir unsere Gemeinden zu einer tieferen Kenntnis der Melodien und lehren sie singen? Es stellte sich heraus, daß hier viele Fragen offen blieben, daß Text- und Melodieform, daß der Gedanke des Einheitsgesangbuchs heute noch ein nicht restlos gelöstes Problem ist, daß wir aber mit jedem Jahr seiner Lösung näher zu kommen scheinen. Ganz ins Praktische ging dann Generalsuperintendent D. Klingemann-Coblenz, der uns in einer seltenen Beherrschung des gesamten Stoffs wertvollste Anregungen über „die liturgische Verwendung des Gesangbuchs" gab. Nur einige Stichworte können gegeben werden: Verwendung einzelner Lieder oder Strophen als liturgische Stücke, Beachtung der liturgischen Zeiten, Schonzeiten für bestimmte Lieder und Melodien, Einheit des Gottesdienstes in Stoff und Ton der gesamten Stücke; praktische Forderung: gewissenhaftestes Arbeiten, genaue Vorbereitung jeder Feier; „unser Ziel ist die singende Gemeinde, das kann aber nur die glaubende und bekennende sein".

2) Das Problem der kirchlichen Musik überhaupt.

Ein oberflächlicher Beurteiler könnte fragen: gibt es denn das überhaupt noch? Jahrhunderte treiben wir Kirchenmusik! was sind denn da für Fragen?

Digitized by Google

Die erste ist die: „Welche Gesichtspunkte sind maßgebend für die Auswahl von kirchlicher Musik im Gottesdienst?“ In frischer, prächtiger Weise suchte sie Professor Dr. Moser-Halle zu lösen. So schwer Luther es in mancher Beziehung hatte, in einem war er uns weit voraus: Kunst, Religion, Leben war eine Einheit wie sonst niemals; dazu die reichen Mittel, wo die gesamte res publica half. Wir haben beschränkte Mittel, wir haben vor allem die starken Anschauungs- und Stilverschiedenheiten, wir kennen religiöse und artistische Gesichtspunkte, die Bildung unserer Gemeinden, die Art, theologisch und musikalisch zu denken, ist nicht nur in den verschiedenen, sondern innerhalb derselben Gemeinde ganz verschiedenartig; die einen sehen das Heil in bewußt moderner Form, die anderen rufen: zurück zu Luther. Fragen über Fragen! Aber über einzelne Punkte muß Klarheit und Einigkeit zu erzielen sein: Kirchliche Würde ist zu wahren, keine Opernmusik, keine instrumentale „Einlagen“ ohne innere Eignung; die Auswahl der Musik muß sich nach dem liturgischen Aufbau richten; man führe der Gemeinde nichts theatralisch vor, sondern erziehe sie zu intensiver Mitarbeit unter Berücksichtigung ihres Könnens; man beachte das alte de tempore, auch beim einzelnen Sonntag; man sorge in derselben Feier für Stileinheit, ohne daß sie zu einem „musikhistorischen Kolleg“ werde; man zwinge dem 20. Jahrhundert nicht unbesehen die Formen des 16. oder 18. auf und nutze jeden Weg gesunder Schlichtheit und Vielseitigkeit, auf Friß Jöders („Der Musikant“) sehr beachtenswerte Vorschläge wurde mit Recht hingewiesen. Eine Aussprache fand nicht statt; man hätte stundenlang Gedanken austauschen mögen: eine solche Fülle von Fragen wurde lebendig!

Ein Teilproblem dieses großen ganzen fand noch einmal seine besondere Würdigung. Pfarrer Plath-Essen, der verdienstvolle Vorbereiter und Leiter der ganzen Tagung, sprach über „Die organische Eingliederung des Chorgesangs in den sonntäglichen Hauptgottesdienst“. „Aus der Praxis für die Praxis“ wollte er diese „liturgische und musikalische Frage“ lösen. Theoretisch sind wir uns einig: was der Chor singt, muß sich in Text und musikalischer Form dem Ganzen des Gottesdienstes eingliedern; auch darüber herrscht kaum Streit, daß der Chor zu werten ist als Stück des Gemeindeganzen und daß das Wesen des Chorgesangs nicht in der Mehrstimmigkeit liegt, sondern in seiner Wechselwirkung mit dem Gemeindeganzen oder sonstiger Teilung dieses Ganzen. Aber die Durchführung dieser Grundsätze ist nun durchaus nicht einfach. Die Frage, an welcher Stelle des kultischen Ganzen der Chor singen soll, scheint mir weniger wesentlich als die nach den Texten, nach der inhaltlichen und stilistischen Eingliederung in das Ganze des Kultus. Wenn Plath einen genauen, von den Verantwortlichen gemeinsam auszuarbeitenden Jahresplan empfiehlt, so ist das gewiß eine Möglichkeit, weiter zu kommen; aber nach welchen Gesichtspunkten soll der Plan gemacht werden? So werden die Gedanken immer wieder zu dem Problem der liturgischen Bindung des Chorgesangs und des gesamten gottesdienstlichen Lebens geführt, wie sie Liliencron in seiner auch vom Referenten gewürdigten Chorordnung fordert. Ist aber diese straffe Festlegung unserer Sonntage auf ein bestimmtes de tempere heute noch oder vielleicht heute wieder möglich? Dies Problem wurde in Essen wohl gestreift, aber nicht ernstlich angegriffen, geschweige denn gelöst.

Das führt uns ganz von selbst zur dritten Hauptfrage:

3) Das Problem des evangelischen Gottesdienstes.

Dies Problem wurde in Essen nicht behandelt, aber erlebt. Uns wurden 4 kultische Feiern geschenkt, alle waren sie in ihrer Art verschieden: ein „Kirchenkonzert“ ohne jede Mitwirkung der Gemeinde, eine „musikalische Feierstunde“ mit einigen wenigen Strophen für die Gemeinde, ein „Festgottesdienst“ unter Anlehnung an die lutherische Form des Hauptgottesdienstes mit Kyrie-Gloria, Glaubenslied und Kantate,

Digitized by Google

und schließlich eine „Ostervesper" in engem Anschluß in Aufbau und liturgischer Form an die alte lutherische Vesper mit viel antiphonischem Gesang. In der Gegensätzlichkeit dieser Formen erlebten wir das Problem des evangelischen Gottesdienstes. Wir haben im Augenblick keine einheitliche Form und die Frage: „Welche Form des Gottesdienstes entspricht dem Wesen des Protestantismus"*) scheint mir zur Zeit nicht zu beantworten. Entscheidend wird für uns immer sein, die aktiv im Gottesdienst Wirkenden in ein rechtes Gleichmaß des Handelns zu bringen: den Kultusleiter, die Gesamtgemeinde, den Chor und die „Vokalisten", den oder die Instrumentisten. Daß bei Konzerten und Feierstunden die Gemeinde in ihrer handelnden Aktivität in den Hintergrund tritt, daß man einmal den Kultusleiter nur in der fleißigen vorbereitenden Arbeit spürt, ist kein Mangel, solange die Feiern ungeschmälert bleiben, in denen die Gemeinde zu voller aktiver Betätigung kommt, in denen eine weise Kräfteverteilung herrscht. Diese schien mir besonders glücklich im Festgottesdienste, der die Tagung gewaltig einleitete. Die Gemeinde sang den unvergleichlich großen Osterhymnus „Christ ist erstanden", als Gloria „Allein Gott in der Höh sei Ehr", V. 1, die 3 Strophen des Lutherschen Glaubensliedes und im Wechsel mit dem Chor 3 Strophen vom Tedeum. Dem Chor blieb das Kyrie, die Bachkantate „Christ lag in Todesbanden" und sein Anteil am Tedeum. Besonders lobenswert ist, daß das Orchester nicht nur bei der Kantate in Tätigkeit trat, sondern auch beim ersten Gemeindegesang, beim Kyrie und beim Tedeum, bei dem ich allerdings die Mehrstimmigkeit verwerfe. Da nun Gen. Sup. Klingemanns Predigt mit dem übrigen des Gottesdienstes eine wundervolle Einheit bildete, und der Gemeindegesang schlechthin hinreißend war, wäre eine gewaltige Wirkung erzielt, hätte nicht das viel zu lange, ganz ungottesdienstliche, mehr artistische als religiöse (s. Mosers Vortrag) Nachspiel „Passacaglia und Finale über Bach von Georg Schumann" geradezu lähmend gewirkt. In ihrer Form völlig anders war die Vesper. Trat im Festgottesdienst der Altardienst zu sehr zurück, so beherrschte er hier das Ganze; spürte man dort den Willen, möglichst das Ganze evangelischer Kirchenmusik zum Klingen zu bringen, so beschränkte man sich hier auf vor-bachische Formen; beherrschte dort der evangelische Choral die ganze Feier, so trat dieser hier ganz erstaunlich stark zu Gunsten des antiphonischen und des Singens des Chors in den Hintergrund. So erlebten wir Gegensätze der Form, so stark, daß ich mir kaum denken kann, daß beide einem und demselben Christenmenschen als adäquante Form seines kultischen Empfindens erscheinen. Und wenn man nun bedenkt, daß nach beiden Seiten hin erhebliche Steigerungen möglich sind, einmal zu den Hochkirchlern, zum andern zu Liturgen wie Strewe, so steht das ganz gewaltig große Problem unseres evangelischen Gottesdienstes uns vor Augen. Denn wer kann sagen: Diese Form ist „richtig" und jene ist „falsch"? Letzte Lösungen waren nach meinem Empfinden die Essener Gottesdienste so wenig wie die Versuche in Berlin (April 1923 und Januar 1924), von denen unsere Monatschrift berichtete. —

Aber nun nicht mehr von Problemen, nicht mehr von allerhand Fragen und Bedenken, sondern nur noch ein herzinniger Ausdruck der Freude und des Dankes für all das Herrliche, das wir genießen durften. Große und kleine Chöre aus Essen und aus der Ferne hatten sich in den Dienst des Ganzen gestellt; wie schön sang uns der Essener Bachverein Bachs „Christ lag in Todesbanden", wie frisch und freudig klangen die hellen Knabenstimmen des Pauluschors in Essen mit den sonoren Männerstimmen zusammen, wie dankbar sind wir dem Gnadenkirchenchor für seine schlichten Choralweisen und dem Barmer Vesperchor und den Essener Schulchören für

*) Professor D. Baumgarten behandelte sie in sehr feiner Weise auf einer theologischen Woche in Kiel (19. bis 23. Juni dieses Jahres).

Digitized by Google

ihre Mitwirkung bei der Vesper. Und schließlich „Die Mindener Nachtigall", die acht Frauenstimmen, die sich zu einem Chor so voll Wohllaut, so voll seelischer Kraft verbinden, daß noch in der Erinnerung das Herz von Dank überströmt! Daneben die Gaben der Solisten und des Stimmbildners Oberlehrer Frankenberger-Nürnberg, der vielen wertvolle Anregungen zur Behandlung ihrer Stimme gab, dessen Methode und Art allerdings auch von nicht wenigen Musikern abgelehnt wurde. —

Die Tagung war sehr gut besucht; Kirchenmusiker, Pfarrer und viele Freunde edler Kirchenmusik waren gern gekommen und hielten auch fast alle bis zum Schluß durch, die Beteiligung der Essener Kirchenmusikgemeinde war geradezu überwältigend, alle gottesdienstliche Feiern waren überfüllt. Das Ganze war getragen vom Willen zur Arbeit, vom Bewußtsein des Wertes unserer Kirchenmusik zu allen Zeiten, und in Notzeiten besonders. Schwer lastet der Druck der Feinde auf unserm armen Rheinland; aber dieser Druck weckt die edelsten Kräfte, und die helfen tragen und überwinden; „wir Rheinländer könnten die Not nicht tragen, wenn wir kein starkes Gottvertrauen hätten", sagte mir eine liebe Frau. Das spürten wir immer wieder; das klang auch besonders aus den markigen Worten, in denen einer der bedeutendsten Führer des evangelischen Rheinlands, Präses D. Wolff-Aachen wiederholt zu uns sprach, das klang aus der frischen, tapferen Art, mit der Pfarrer Plath-Essen die inneren und äußeren Dinge dieses Kongresses leitete.

Das sei unser Dank an die Rheinländer und die Westfalen, daß wir einen heiligen Ansporn spüren, ihnen nachzueifern im Ernst ihrer Arbeit.

Eine studentische Abendmahlsfeier.

Dem Jahresbericht von 1921 einer deutschen Burschenschaft (schlagenden Verbindung!) ist folgende Schilderung eines alten Herrn Pfarrers entnommen: „Eine Höhenstunde. Die oberschlesische Not hatte unsere akademische Jugend auf den Plan gerufen. Alle erreichbaren Erwägungen gingen schließlich bei uns unter in dem Wollen: es gilt wieder deutschen Volksgenossen zu helfen. Die alten Lieder: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" — „Wenn alle untreu werden" — „Burschen heraus, wär es auch zum letzten Gang", heute klangen sie anders als früher: nicht bloß Petrefacte vergangener Tage, sondern Wirklichkeit und Kraft. In dem nächtlichen Konvente mit seiner männlichen Entschlossenheit fand auch das Verlangen des Ausziehenden nach religiöser Weihe ihres Verhaltens seinen beschlußmäßigen Ausdruck. Anderen Tages ward das Podium des großen Saales unseres Burschenhauses mit Blumen und Bäumen geschmückt, mitteninnen der alte Rezeptionstisch zum Altar mit den Abendmahlsgefäßen umgewandelt. Die ganze Burschenschaft, vom ältesten ortsansässigen Mitgliede der Universitätsstadt an bis zum jüngsten Fuchsen, 80 an der Zahl trat nach dem Choral „Mir nach, spricht Christus, unser Held" und einer Ansprache von mir in Gruppen vor und nahm das hl. Abendmahl. Die alte schwarze Fahne mit weißem Kreuz und die schwarz-rot-goldene der Aktivitas senkten sich, während die Einzelnen niederknieten. — Dann traten die Ausziehenden noch einmal je drei und drei heran, um Segen und Schwertspruch zu empfangen. Ich gab den jungen Bundesbrüdern, von denen viele zum 4. Male für deutsche Freiheit und Ehre auszogen, unter Handauflegung die nachfolgenden Worte aus Bibel und deutschen Dichtern mit: 1. Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde. — 2. Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte. — 3. Gut und Blut für Volk und Freiheit geben; nenn die Tat, die sich der Tat vergleicht! Nur im Opfertod ruft uns das Glück. — 4. Ans Vaterland, ans teure schließ dich an; das halte fest mit deinem ganzen Herzen! — 5. Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr! — 6. Wir wollen frei sein wie die Väter waren, eher den Tod als in der Knechtschaft leben! — 7. Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und nicht uns fürchten vor der Macht der Menschen! — 8. Deutsches Herz, verzage nicht, tu, was dein Gewissen spricht! — 9. Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen, es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg! — 10. Ja, es gibt noch eine deutsche Jugend, die allmächtig einst die

Digitized by Google

Ketten reißt. — 11. Das Haus mag zerfallen, was hat's denn für Not; der Geist lebt in uns allen und unsere Burg ist Gott. — 12. Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!

Solche akademische Jugend bildet die Keimzelle für Deutschlands einstige Erneuerung und Befreiung."

Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

Versuch einer Deutung der Arbeiten Rudolf Kochs

von Pfarrer Lic. **René Wallau**, Oberseemen (Hessen).

Es gilt mit diesen Zeilen das Schaffen eines Künstlers zu beleuchten, das in der Stille vor sich gegangen, Kräfte und Werte enthält, die auf den gewaltigen Strom der Sehnsucht und des Lebensdranges hinweisen, der unsere Gegenwart durchzieht. Die revolutionären Tendenzen unseres Zeitalters sind nicht nur an der Oberfläche politischer Geschehnisse zu Tage getreten; das war nur ein schwacher, mißratener Widerschein, ins Sichtbare geworfen, einer im Geheimen längst zu Kraft gelangten, innerlichen Umstellung des Geistes. Sein lebendig fortschreitendes Leben kann sich nicht in ausgetretenen Geleisen bewegen. Es drängt aus tiefster Verantwortlichkeit nach neuen adäquaten Formen. Sicherlich sind ideale Motivierungen solcher Gestalt nicht bei allen zu finden, die sich revolutionär nennen oder handeln, aber bei den edlen, wirkungskräftigen Geistern — und gewißlich bei manchen, die sich ihrer revolutionierenden Haltung gar nicht bewußt sind und erschrecken würden, hielte man ihnen dies Spiegelbild ihrer geheimsten Tendenzen vor. Revolution deuten wir hier lediglich geistig als Signal zu innerer Umkehr!

Wie die leere Äußerlichkeit einer bloß ästhetisierenden Kunst jeden abstoßen, ja unberührt lassen muß, der einmal den Schrei der ungeborenen Tiefe, die aller Dinge Grund ist, in seiner Seele vernommen, so strebt der Geist aus der banalen äußeren Wirklichkeit, die nichts ist als ein Nebeneinander von Einzelnem, aus dem sich die Peripherie des Seienden zusammensetzt, zurück zur Mitte des Daseins, zum Ganzen, Ungeteilten, gesammelt Einheitlichen, für das dann wieder Gegenstand oder Gestalt — gleichsam nur das schattenhaft huschende Gleichnis einer tieferen Wirklichkeit oder bereits wieder in einem neu aufsteigenden Verständnis für das Lebendige: Symbol wird. Zur Tiefe alles Lebens, zu Gott senkt sich die Seele grausam gemartert durch das Fertige, Unbewegliche — freilich oft auch verführerisch „Schöne" der Oberfläche. Ihr bohrender Wille sucht Ankergrund in der Einheit mit dem Ewigen und Unendlichen, das nicht nur Gottes Züge trägt, sondern auch der Seele eigenste, ureigenste Heimat ist. Unser geistiges Schaffen, sei es daß es sich im Kunstschaffen ausdrücke oder in der gedanklichen Arbeit, geht diesen Weg. Soll man ein Schlagwort gebrauchen, würde ich sagen: es ist der Weg eines gesunden Expressionismus. Daran ändert nichts, daß manche schaffenden Geister den neuen Ausdruck noch nicht fanden oder andere das, was sie fanden, ungebührlich vergrößerten oder sich bei übertriebener Sucht nach Originalität in Sackgassen des Bizarren und Überschrienen verirrten. Bei dem plötzlichen Einschnellen des Pendels in die neue Richtung wird der Ausschlag leicht zu groß. Es schadet auch nichts, wenn die Gefahren einer neuen Richtung sogleich einen extremen Ausdruck finden. Das hilft zur Klärung und zum Auffinden der Wahrheit.

Rudolf Koch (lebt als Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Offenbach a. M.) hat sich frei von aller Richtung und Partei auf seinen ihm eigenen Weg gefunden. In seiner stillen Künstlerwerkstatt hat er nach dem Ausdruck für sein innerstes Erleben gesucht, und man kann nur bedauern, daß die meisten seiner Schöpfungen noch nicht den Weg in die Öffentlichkeit gefunden haben. Das, was uns Theologen und jeden

Digitized by Google

religiös empfänglichen Menschen am Schaffen dieses Künstlers ergreifen muß, sind die starken Versuche zum lebendigen Wort zu gelangen. So will ich es einmal kurz entschlossen ausdrücken. Die weiteren Ausführungen werden klarer zeigen, was gemeint ist.

Im Anfang war das Wort! Jener wundervolle Johanneseingang enthüllt tiefe Schau in das Seelengebiet des Menschen — bis hin an die Grenzen, wo es in Gottes Ewigkeit mündet. Das Wort als schöpferische Urkraft! Ist nicht die Sprache unser lebendigstes Zeugnis von Gott? Erwacht nicht auch im Wort der Mensch erst zu seinem Selbstbewußtsein? Rodins unvergeßlicher schreitender Jüngling, das „Erwachende Zeitalter", steht mir vor Augen. Gott spricht durch Menschenmund. Gott wirkt durch Menschenwort! So sei das Wort hier genauer als Prophetenwort verstanden. Was aber als das große Wunder erfahren sein will, daß Leben aus Gottes feuriger Schmiede entstammend, durch Menschenseelen hindurchgetrieben, zum Ausdruck im Wort gelangt, das schließt gleichzeitig eine tiefe Tragik in sich ein: die Tragik des Einmaligen! Verklingen nicht die gewaltigen Prophetenworte im Augenblick, in dem sie erklangen? Eben noch von Menschenlippen getragen, die unter ihrer Gewalt bebten oder unter ihrer Fülle blühten wie prangende Gärten — eben noch hoch sich hebend über Zeit und Sterben wie eine steigende Woge, sind sie nicht fortgenommen — mit dem ersterbenden Hall der Stimme? Der dramatische Schöpfer weiß, daß sein Wort leben wird und stets in der nachschaffenden Leistung der Darsteller zu neuer Lebendigkeit ersteht. Doch der Prophet! Er ist Werkzeug in der Hand Gottes. Er will nicht den Willen Gottes schaffen. Wie sträuben sie sich dagegen und können doch gegen Gott nicht ankämpfen. Er muß reden. Hat er es aber getan, dann ersehnt sein ganzes Wesen — Wirkung wie der Kranke die Gesundheit. Freilich, nicht aus Motiven persönlicher Ehrsucht. Der Prophet denkt, handelt, lebt nur aus Gott. So soll Gottes Macht und Wahrheit wirken, groß werden, soll ergreifen — den einzelnen, die vielen, das Volk in verzehrendem Brand. Der Widerstand, den Gottes Ruf an den Mauern der Herzen findet, der Unverstand, die Blindheit der Welt, das ist der Schmerz des Propheten, seine Krankheit, sein Leid. Daher, je stärker die Leidenschaft in ihm — und sie ist nichts anderes als der Grad von Resonanz für das Göttliche, dessen sein Wesen fähig ist, um so stärker das Leid um das fruchtlos verschlungene Wort. Dies Wort ist ein Kind des Augenblicks, ist heutig — wer weiß, was morgen Gott auf der Harfe der Seele für Akkorde greifen wird? Sein Wort, ein echtes Prophetenwort ist einmalig. Das innere Leid in der Seele des Propheten, von dem ich soeben sprach, die furchtbare Spannung — jagt ihn der Zukunft entgegen, dem neuen Auftreten, dem neuen Versuch, das Herz seines Volkes zu beugen. Die Frage, die dem Prophetenschüler, dem ergriffenen Hörer die wichtigste wird — gibt es kein Mittel, den Fluch des Einmaligen von dem Prophetenwort abzustreifen und diesem Wort Dauer zu verleihen —, die kennt der Prophet zumeist nicht. Denn er lebt aus Gott; er lebt der Zukunft und nicht der rückschauenden Vergangenheit.

Doch wer einmal angepackt war durch das Prophetenwort, wer unter seiner lebendigen Wirkung stand, der leidet unter der Einmaligkeit des bewegenden Wortes. Wer hat das nicht schon selbst erlebt, wenn er Zeuge einer gewaltigen Rede sein durfte! Das ist das Epigonenstreben: wo finden wir ein Mittel, das reißende, glühende Prophetenwort aufzubewahren, es treulich kommenden Geschlechtern weiterzugeben? Und sie beginnen in langer Kette von alten Zeiten her bis auf den heutigen Tag aufzuschreiben, das Prophetenwort einzufangen in den Kerker des Buchstabens. Scheinbar gelingt es damit, den Fluch des Einmaligen zu zerstören und dem göttlichen Wort — Dauer zu verleihen. Die Schrift ist das Konservierungsmittel der lebendigen Rede. Aber es ist nur ein scheinbarer Erfolg. Denn die letzte Lebendig-

Digitized by Google

keit des Wortes ist eingebüßt, mit dem Augenblick, wo es fixiertes Wort, geschriebenes oder gedrucktes wurde. Die Leidenschaft, die dem Wort die Glut gab, ist tot. Freilich, die schöpferische Urkraft, wenn sie einmal dem Wort eingeprägt ist, kann nicht sterben. Sie muß ihm bleiben, verborgen wohl, vergessen oft, schlafend, verschüttet. So zittert die Leidenschaft in den überlieferten Prophetenworten nach wie ein Märchen aus alten Tagen, oft auch wie eine rührend klagende Melodie, die der Auferstehung harrt aus dem Kerker des Buchstabens. Der nüchterne Durchschnittsmensch geht dem aus dem Weg, tut so, als höre er nicht; denn er liebt die Leidenschaft nicht. Welche Leidenschaften in den Propheten des Alten Bundes lebten, was sie für Kraft- und Gewaltmenschen waren trotz ihrer weichen, oft kindlichen Seelen, das hat uns Heutige erst wieder die neuere Forschung gelehrt (vgl. beisp. Gunkel, Die Propheten 1919).

Das dramatisierte Wort kennt eine Erlösung aus dem Kerker des Buchstabens, der Darsteller vollzieht sie. Doch das Prophetenwort? Daß es gelesen, überliefert, in Ehren gehalten wird, das gibt ihm die Gewalt seiner erstmaligen Wirkung nicht wieder. Wird es aber ergriffen von einem gottbegnadeten Redner und zu neuer Gewalt einer einmaligen Rede umgeschaffen, ist es dann nicht wieder in seiner Ursprünglichkeit lebendig geworden? Es kann gelingen, doch im allgemeinen, glaube ich, darf man nur mit „nein" antworten. Denn das überlieferte Prophetenwort ist dem Redner nur Motiv — vielleicht auch mehr: Grundlage — zu einer neuen Schöpfung, zu neuem „Wort", das sein Eigenleben hat, jedenfalls nicht nur die Bedeutung, das Prophetenwort in seiner Unmittelbarkeit aufleben zu lassen.

Gibt es keinen Weg, dem Wort sein eigenes Leben zurückzuerobern? Hier, glaube ich, setzt der Wirkungsbereich des Künstlers entscheidend ein. Auch er vermag nicht alles, nicht das Letzte zu erwecken, wohl aber ein Stück der verlorenen Welt zu gewinnen, wenn seine Seele ergriffen wurde von dem verborgenen Zauber, der verborgenen Gewalt des Wortes — von Gott selbst. Sowie er das Wort freilich in bildlicher Darstellung zu verlebendigen sucht, tritt wieder die persönliche Schau des Künstlers, seine schaffende Phantasie in den Vordergrund und verliert ihre bloß dienende Bedeutung; sie schafft ein Neues.

Rudolf Koch geht den anderen Weg. Durch das lebendige, von Leidenschaft und Kraft durchflutete Schriftbild sucht er an den Kern des Prophetenwortes heranzukommen. Wo er bildliche Darstellung gebraucht, ist das Bild an sich nichts, sondern nur mit dem Schriftbild im Zusammenhang zu schauen, aus ihm herausgeboren, mit ihm verbunden zu besonderer Einheit. Freilich, die schematische Schrifttype vermag die Verlebendigung des Wortes nicht zu erreichen, auch wenn sie noch so künstlerisch und edel erdacht und geformt ist. Bestenfalls ist sie ein kostbarer Reliquienschrein. Koch gräbt seine Buchstaben in den Holzstock ein; jedem haftet das Einmalige, das Geschaffene an. So bringt er inneren Lebensrhythmus und Atem in das Schriftbild.

Man nehme den Holzschnitt (Nr. 11 der Rudolfinischen Drucke): „Was hülfe es dem Menschen . . . ." Ein Prophetenwort Jesu, das erst befreit von allem Kontext, in der Isolierung zu sich selbst kommt d. h. zu seiner überzeitlichen ewigen Bedeutung. Wem dieser Spruch in der üblichen Form unserer Wandsprüche entgegentritt, der mag wohl die Schönheit des Wortes empfinden, er wird aber an seiner anpackenden Gewalt, an dem heiligernsten Entweder-Oder leicht vorübergehen. Wer ihm aber in der Gestaltung von Koch begegnet, der wird nicht loskommen davon. Allerdings muß man sich erst an die neue Sprache dieses Künstlers gewöhnen. Seit mehr als einem Jahr hängt der Spruch in meinem Arbeitszimmer; er bannt mich jedesmal, wenn ich ihn sehe. Immer neu ergreift mich sein eigenartiges Leben; immer neue Feinheiten werden lebendig. Ludwig Reeg hat ein wahres Wort über diesen Spruch

Digitized by Google

geschrieben: „Diese herben Linien sind in ihrer Deutung unerschöpflich. Sie zerbrechen, aber sie bauen auch." Man weiß im Augenblick nicht, was stärker ist, das Leid oder die Kraft! Leid über den Bruch einer früher einmal einheitlichen Welt, der Schmerz über den Verlust einer Seelenhaltung, die kein anderes Reich neben sich kennt, Zeiten, wo noch die Seelengeltung über alles ging. Wo sind sie hin? Wie ein Riß — immer wieder abgesetzt — immer wieder erneuert zieht sich die Klage durch das ganze Bild. Es ist nicht zufällig, daß das Wort „Seele" den Beschluß bildet, gleichsam vergessen und verdrängt in die unterste Ecke, in sich gekauert um sein Leben ringt. Daneben aber: welche Eindringlichkeit in diesen Buchstaben allen. Sind sie nicht wie unerschütterlich in irgend einen geheimnisvollen Stoff eingegraben! Predigen sie nicht: Schönheit und Form mögen zergehen, aber die Wahrheit muß bleiben! Sie scheinen wie mit Herzblut geschrieben. Innerste Erregung lebt in ihren Reihen. Die gerade Linienführung ist verlassen. Auf und ab wogen sie — ein Stück Leben. Und doch wachsen sie über bloß subjektive Künstlerart hinaus; man vergißt über ihnen den, der dieses Spruchbild schuf, und verspürt einen Hauch vom Wesen Jesu. Wie lebendige Worte schneidet sich diese Schrift selbst ins Herz ein. Der ganze innere Gehalt eines jeden Wortes scheint mir in das Schriftbild hineingearbeitet. Das ist Koch's Art. Und solcher wundersamen Blätter hat der Meister eine Menge in seinem Heim. Der Öffentlichkeit sind sie unbekannt, weil der Künstler die großen technischen Schwierigkeiten des Reproduktionsverfahrens bei den getönten Blättern scheut. Ich entsinne mich eines Spruches, der mich tief beeindruckte: „O Ewigkeit, du Donnerwort!" Gewaltige steile Buchstaben in flammendem Rot schreiten daher. Wo dieses Schreiten seinen Anfang nahm, man weiß es nicht; wo es enden wird, — wer schaut das ab? Sie schreiten durch nebelhaften Grund wie durch die Unendlichkeit. Es zieht der Ernst des unaufhaltsamen Schreitens durch die Buchstabenreihen. Der Spruch muß jeden überwältigen, der ihn auf sich wirken läßt.

Oder wiederum ist es ein Bußruf, den er hinbetet auf großem weißem Blatt unter bewußter sehr geschickter Verwendung von Farbensymbolik. Die Kreuzigungsszene gibt er auf einem Schwarz-weiß-blatt, den Text der Geschichte in schwarzen, gedrängten, unheimlich hohläugig wirkenden Lettern. Schattenhaft, wie eine schreckhafte Vision erheben sich die drei Kreuze mit ihrer schwarzen Silhouette auf schwarzem Hügel von dem weißen Hintergrund ab. Und doch ist alles Wirklichkeit. Berg, Lettern, Menschen — alles gleicht einem ungeheuren Haufen von Unrat, Bosheit, Sünde, dem der reine Heiland zum Opfer fiel. Ein Doppelblatt (Nr. 12 der Rudolf. Drucke) nennt Koch: Jesajas. „Schaut hin!" Die Worte in ihrer breit hingesetzten Art sind nicht geschrieben, sie sind gerufen. „Der Name Jahves kommt von fern!" Und zwischen den Zeilen der folgenden Jesajasstelle aus großer Helle, die den Namen „Jesaja" trägt, wächst die Gestalt des Propheten selbst hervor. Ein Weltenschicksal spricht aus dem Kopf mit seinem zerzausten Haar, seinen tief eingegrabenen Zügen. Dies Haupt selbst — „wie eine schwer aufsteigende Wolke". Beschwörend emporgereckt sind die Hände mit ihren zeigenden, ausdrucksvollen Fingern, die an Grünewalds Art gemahnen. Es folgt der Prophetenspruch mit all seiner Unentrinnbarkeit. Man ahnt das hereinbrechende Verderben. Da, wo das Wort „Verderben" ertönt, quillt plötzlich, aus dem Unsichtbaren geboren, ein roter Strahl zwischen den Lettern auf und zieht sich durch die Zeilen hindurch wie ein chromatischer Lauf aus Höhen zur Tiefe stürzend, unten im Dunkel eines noch künftigen Chaos endend, wo es heißt: „Ja, vor der Stimme Jahves soll Assur erbeben!" Als letzten mir bekannten Holzschnitt hat der Meister „Die zehn Gebote" (zweifarbig, auf handgefärbtem Bütten; Nr. 16 der Rud. Drucke) veröffentlicht. Als ich die Koch'schen Wandsprüche zum ersten Mal sah mit ihrer einfachen Monumentalität, schoß es mir sofort durch den Sinn: diesem Mann müßte die große Fläche einmal zur Verfügung stehen. Ich sagte ihm dann

Digitized by Google

auch, ich wünschte, er bekäme den Auftrag, einen Kirchenraum zu schmücken. Ein Spruch in der Erfassung des Künstlers, monumental erdacht und geformt, wäre schönerer Schmuck als manches Kirchenfresko. Vor allem aber die gewohnheitsmäßigen, nüchternen Spruchmalereien in unseren Kirchen sollten solcher Verlebendigung des Wortes weichen. Ich kann mir denken, daß ein großangelegter Bildspruch, beisp. einer Altarnische eingepaßt, jeden weiteren Bildschmuck überflüssig machen würde. Jedenfalls würde er einer Frömmigkeit dienen, die ihres Gottes im Geist und in der Wahrheit gewiß werden will[1]).

Außer den Sprüchen besitzen wir noch eine Reihe anderer Arbeiten, die dem religiösen Stoffkreis entstammen. Der Künstler versucht in einer Anzahl von Holzschnittfolgen das alte mittelalterliche Blockbuch zu erneuern. Seine Eigenart, die ihn sowohl zum bildlichen Darsteller wie zum Schriftenzeichner befähigt, kommt hierbei wieder voll zur Geltung. Außerordentlich fein, doch weniger herb und charakteristisch als die anderen noch zu nennenden Blockbücher, ist die „Weihnachtsgeschichte", die auch in billiger Ausführung erschienen ist und jedem empfohlen werden kann, der sich in Koch's Art einleben will. In den Blockbüchern zeigt sich besonders deutlich das oben erwähnte Geschick in der organischen Verbindung von Text und Bild. Stärker als „Die Heilung des Besessenen" ist m. E. „Elia" (Nr. 10 der Rud. Drucke). Von wel-

[1]) Für reformierte Kirchen werden die Koch'schen Sprüche (ohne Bild) ganz besonders geeignet und willkommen sein. D. H.

Digitized by Google

cher Energie ist das Textbild hier erfüllt! Die monumentale Schlichtheit des alttestamentlichen Berichts von der Begegnung Gottes mit Elia kommt prachtvoll zur Geltung. Stets an den Höhepunkten der Erzählung, bei dem Auftreten des Engels Gottes, bei dem Auftreten des zerstörenden Sturmes und bei der eigentlichen Begegnung Gottes mit dem Propheten verdichtet sich das Geschaute zum Bild. Unter diesen Veranschaulichungen des Wortes ist das letzte Bild besonders nachdrücklich. Aus dem sanften Sausen, das nach all den zerstörenden Naturerscheinungen einsetzt, erreicht Gottes Stimme den gedemütigten Propheten. In sich hineingebogen, den rechten Arm wie

abwehrend erhoben, lauscht er. Wie liegt der Schauer der Nähe Gottes, das mysterium tremendum über diese Gestalt gebreitet. Beschwörend steht die Frage Gottes an den Propheten über dem Bild geschrieben: „Was hast du hier zu tun, Elia?" Etwas abstrakter ist das Blockbuch, in dem Luthers deutsches Sanktus (Paraphrase über Jes. 6, 1—4) wiedergegeben ist (Nr. 8 der Rud. Drucke). Hier erscheint die Form gebundener, geschlossener — aber nicht so unmittelbar. Es ist mehr „Kunst" in diesem Werk. Die Folge von 20 Holzschnitten ist wie eine Kette von zuckenden Visionen. Das dreifache Sanktus in seiner dreifachen Abwandlung — eine grandiose Steigerung von Akkorden, die man nicht vergißt. Ich wüßte nicht, wie man prägnanter den dreifachen Ruf der Engelstimmen, unter dem Schwelle und Balken erzitterten, in den Rahmen eines kleinen gedrängten Schriftbildes übertragen könnte. —

Digitized by Google

Die Wertung der rein technischen Qualitäten von Koch's Arbeiten und seine Würdigung als Kunstgewerbler und Schriftenzeichner im einzelnen überlasse ich Berufeneren. Ich freue mich in der Zuversicht, daß die religiöse Kunst unserer Tage noch manches Kunstwerk von ihm erwarten kann, und bedauere nur, daß die meisten seiner veröffentlichten Arbeiten als Sonderdrucke erschienen und dadurch bei der jetzigen Preislage einem weiteren Kreis von solchen, die sicherlich großes Verständnis für die Art dieses Künstlers hätten, unzugänglich sind. Doch der Verlag W. Gerstung hat durch seine schönen billigen Wandspruchserien bewiesen, daß er gediegene Arbeit für die große Öffentlichkeit zu leisten imstande ist; also darf man hoffen, daß auch für die in Frage stehenden Werke Künstler und Verleger einen gangbaren Weg finden werden. Soll man nun Rudolf Koch's Kunst expressionistisch nennen? Wenn das Wort bedeuten darf, daß alle echte Kunst „Ausdruck" innersten Lebens sei, dann besteht es auch für ihn zu Recht. Ich habe versucht, in diesen Zeilen meinen Weg zum Verständnis der Holzschnitte Koch's zu gehen, und würde mich freuen, wenn es auch Andere zu dem Erlebnis eines solchen Spruchs führen könnte wie des Genannten: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele."

Kirchenmusikalische Rundschau.

Am 1. Februar d. J. waren es 50 Jahre, daß die Firma Ernst Eulenburg zu Leipzig bestand. In der ganzen Welt kennt man ihre „Kleine Partitur-Ausgabe". Fachleute wie Laien wissen deren Wert und Zweckmäßigkeit zu schätzen. So sehr es nun reizt, die großen Fortschritte, die diese klassische Partiturausgabe gerade in letzter Zeit machte, den Lesern andeutend zu zeigen, so heißt es doch sich an dieser Stelle beschränken. Aber selbst in dem hierher gehörigen Überblick über die Bach-Literatur steht Ernst Eulenburgs Verlag mit Berechtigung an der Spitze. Denn Nr. 12 der neuesten in der Part.-Ausgabe erschienenen Chorwerke enthält Bachs Weihnachtsoratorium, nach der Ausgabe der Bach-Gesellschaft und nach dem in der Preuß. Staatsbibliothek in Berlin befindlichen Autograph revidiert von Arnold Schering. Eine ganz vortreffliche Ausgabe, die textkritisch über die Rust'sche in der großen Bach-Ausgabe hinausragt! — Welch' eine Gelegenheit, mit dem in unvergänglicher Frische strahlenden Werke bekannt zu werden, für alle die, die weitab von den „Musikzentren" sitzen! Welche Freude aber auch für alle, die in aktiver Mitarbeit tiefer in das Wesen dieses auf wunderliche Art zustande gekommenen „Oratoriums" eindringen wollen! Dabei ist der Preis von Mk. 20 mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten des Stiches ein billiger zu nennen. — Unter den im gleichen Verlage erschienenen Konzerten sind die jüngsten: J. S. Bachs Konzerte für 2 Klaviere in C-Dur und c-Moll, beide aus der Zeit, als Bach die Leitung des von Telemann begründeten akademischen Musikvereins (Collegium musicum) innehatte. In ebenso mustergültiger Ausgabe und zu demselben billigen Preise von Mk. 4 liegen auch die beiden Konzerte für 3 Klaviere in d-Moll und C-Dur vor. Ließen sich auch diese Werke zu Bachs Zeiten leichter zur Aufführung bringen als heute, so ist ihre Verwendungsmöglichkeit doch nicht ganz geschwunden. Die genannten Konzerte gelten im Gegensatz zu den meisten anderen Klavierkonzerten Bachs als Originalkompositionen, wenn auch über Einzelheiten noch Meinungsverschiedenheiten bestehen. — Ein Wunderwerk der Technik, zugleich ein Beweis für die trotz aller Not der Gegenwart ungebrochene Leistungsfähigkeit des deutschen Verlags ist das Autograph der Kreuzstab-Kantate von J. S. Bach nach dem Original in der Preuß. Staatsbibliothek, das 1921 im Verlage des rührigen Kunstunternehmens „Drei Masken" in München erschien. Wer nicht zu dem großen, von H. Kretzschmar geleiteten Autographenband der Alten Bachgesellschaft greifen kann, findet hier kleinen, aber voll entsprechenden Ersatz, falls er ein Hauptwerk J. S. Bachs in der Urschrift als Heiligtum an sich und zu Studienzwecken sein Eigen nennen will. Bei dem überaus billigen Preise, zu dem man dieses Kleinod erwerben kann, eignet sich diese auch im Papier und Umschlag vollkommen der Bachzeit angepaßte Ausgabe zu Geschenkzwecken. Es sei nachdrücklich auf sie hingewiesen. — Eine andere Neuausgabe einer Bach'schen Kantate bedeutet Heft 1 des 23. Jahrgangs der Veröffentlichungen der Neuen Bach-Gesellschaft (Breitkopf u. Härtel). Es ist Kantate Nr. 160 „Ich weiß, daß mein Er-

Digitized by Google

löser lebt", gedacht für den ersten Ostertag. Mit den einfachsten Mitteln — Tenorsolo, Violine und Cembalo — werden bedeutende Wirkungen erzielt, die auch durch verschiedene Manieren im Geschmacke der Zeit nicht beeinträchtigt werden. Für kleine Verhältnisse mit einem guten Tenoristen eine leicht verwendbare Programmnummer! Der Klavierauszug von Otto Schröder, der ebenso gut auf der Orgel gespielt werden kann, entspricht den Anforderungen der Editionstechnik. — Ebenso dankenswert, wie die im Vorausgehenden genannten Neuausgaben Bach'scher Werke, erscheint Band 737 der Ausgabe Tonger in Köln a. Rh. In ihm stehen Bachs zwei- und dreistimmige Inventionen (Sinfonien) in einer glücklichen Vereinigung von Urtext und Bearbeitung. Der Herausgeber dieser Jubiläums-Ausgabe (1723—1923!), Gerhard Preitz, hat mit großer Sachkenntnis und Liebe „denen Liebhabern des Clavirs" nicht nur eine textkritisch einwandfreie Leistung geboten, sondern auch in Vorrede und Anmerkungen alles das getan, was geeignet ist, den Spieler in die Welt dieser kleinen Wunderwerke aufs nachhaltigste einzuführen. Wer nach dieser Ausgabe seine Vorstudien zu den größeren Werken Bachs absolviert hat, wird „in Bachs Werken einen Spiegel der eigenen Seele erblicken und in ihnen die Vollendung langgehegter Sehnsucht erschauen." — Beifall erweckt auch die Neuausgabe eines F-Dur-Konzerts (Sonate) für 2 Klaviere allein von Wilh. Fr. Bach (Steingräber-Verlag, Leipzig). Br. Hinze-Reinhold, der Herausgeber, hat dieses frische Werk mit Fingersatz, Vortrags- und Phrasierungszeichen so sachverständig versehen, daß eine stilgerechte Darbietung bei der Befolgung der Vorschriften gesichert ist. Man müßte solche Werke außer im häuslichen Gebrauch in der Öffentlichkeit zu hören bekommen! Das würde der Erziehung des Geschmackes wesentliche Dienste leisten. — J. S. Bachs A-Dur-Sonate für Violine und Klavier liegt in neuer Bearbeitung von Max Reger vor (M. Simrock Verlag, Berlin). Das ist nun freilich eine Bearbeitung des Klavierteils, die bei den Zünftigen einiges Stirnrunzeln hervorrufen wird, weil sie eben nicht an dem Cembaloklang kleben will, sondern in einer Art Neuschöpfung den klavieristischen Teil vollkommen auf die gleiche Stufe wie den violinistischen stellt. Da gibt es denn der Überraschungen manche. Aber je länger man den — nicht gerade leichten — Klavierpart spielt, umso mehr gewinnt das Ganze. Aus dem feinen Gewebe, wie wir es nach den bisherigen Ausgaben kennen, wird ein festes Ganzes, dem wir unsere Liebe nicht versagen können. Schließlich sei noch des Zweiten Bach'schen Doppelkonzerts in d-Moll für 2 Violinen mit Begleitung des Streichorchesters (oder des Klaviers) gedacht (Bearbeitung von Ossip Schnirlin, Verlag von M. Simrock in Berlin). Das Original dieses Konzerts ist leider verloren. Die vorliegende Bearbeitung stützt sich auf die Fassung für 2 Cembali, die später als die ursprüngliche Fassung für 2 Violinen zu setzen ist (nach dem Vorbild des ersten Doppelkonzerts, das in beiden Fassungen vorliegt). Der Versuch der Zurückführung auf die Urform, wobei nach dem Vorgehen Bachs das Ganze einen Ton höher gelegt wurde, ist vollkommen geglückt. Damit ist ein Kunstwerk ersten Ranges wieder zugänglich, das dem nahe verwandten, außerordentlich beliebten ersten d-Moll-Konzert eine starke Konkurrenz bringen wird. Wir wollen nicht entscheiden, welches von beiden das schönere ist: so viel ist sicher, daß das neuerstandene dem altbekannten mindestens gleichwertig erscheint. Für die vortreffliche Arbeit, die O. Schnirlin mit der Herausgabe geleistet, kann man nicht dankbar genug sein. Einzelne Aufführungen aus der letzten Zeit bestätigen unsere Auffassung. —

Welche Wunderwerke die ältere Zeit noch birgt, zeigte der erste Kammermusikabend des von mir vor einigen Monaten veranstalteten 2. Friedberger Bach-Festes, als Paul Hindemith das Fest mit 6 Sonaten von H. J. F. Biber (1644—1704) feierlich eröffnete. Hindemiths Bearbeitung dieser „Mysterien nach Kupferstichen biblischer Historien" (veröffentlicht in den Denkmälern österreichischer Tonkunst, 12. Jahrgang, 1905), ein Kunstwerk an sich, ist bisher noch Manuskript. Aus diesem spielte er damals in unübertrefflicher Weise nachstehende Mysterien (Sonaten): Christi Leiden und Kämpfen am Ölberg — Die Dornenkrönung — Die Kreuztragung — Die Kreuzigung — Christi Himmelfahrt. Ein musikalisches Erlebnis, das die Zuhörer niemals vergessen werden. — Diese großartigen Stücke, über die sich ein ganzes Buch schreiben ließe, sind auch in einer wertvollen Ausgabe von Robert Reitz in Weimar erschienen (Universal-Edition in Wien 7283 u. 7284), auf die hier nachdrücklich hingewiesen sei. Bibers Sonaten sind ein Unikum in der Violinliteratur und zwingen zu einem Vergleiche mit Johann Kuhnaus etwa gleichzeitigen Biblischen Historien. Schade, daß es aus technischen Gründen nicht möglich war, die Bilder, an denen sich Bibers Phantasie entzündete, beizufügen. Die einleitenden Worte, die der Herausgeber dafür in zweckentsprechender Weise beigegeben hat, bilden einen kleinen Ersatz und versuchen die Einbildungskraft des Hörers einigermaßen „exakt schwingen" zu lassen. Aber nur ein-

Digitized by Google

gehendes Studium wird zum vollen Verständnis dieser mit heiligem Ernste geschriebenen Werke führen. Interessant ist die Anwendung der Scordatura, d. h. der Umstimmung der Saiten, ohne die eine dem Original entsprechende Ausführung mehrerer Sonaten hintereinander nicht möglich ist. Für den Konzertsaal ist dies (nach A. Heuß) ein Hindernis, und nur ein Meister wie Hindemith kann es sich leisten, auf 4 vorher eingestimmten Geigen hintereinander in gleich vollendeter Weise zu spielen. Die Reitz'sche Ausgabe hat diese Schwierigkeiten durch entsprechende Bearbeitung des Violinsatzes beseitigt, sodaß die Biber'schen Werke nun auch weiteren Kreisen zur Verfügung stehen.

Liebhaber der Flöte seien auf eine Veröffentlichung hingewiesen, die sich in einzelnen Sätzen auch gelegentlich im Kirchenkonzert verwerten läßt, auf Johann Mattheſons 12 Kammersonaten für Flöte und Klavier, in freier Bearbeitung zum ersten Male herausgegeben von Ary van Leeuwen (Verlag von J. H. Zimmermann-Leipzig, Heft I Nr. 1–6, Heft II Nr. 7–12). Der als Theoretiker noch heute angesehene Mattheſon (1681–1764) hat auch eine recht erkleckliche Zahl gedruckter Kompositionen hinterlassen. Vieles, ja das meiste davon ist heute vergessen. Seine Flötensonaten aber wird man in der vorliegenden, mit Sorgfalt gearbeiteten Neuausgabe mit Interesse aufnehmen.

Ein verdienstvolles Unternehmen ist das neubegonnene Sammelwerk Organum, in dem ausgewählte ältere vokale und instrumentale Meisterwerke, deren bleibender Kunstwert durch wiederholte Aufführungen innerhalb des Akademischen Instituts für Kirchenmusik in Berlin erwiesen wurde, durch eine für den praktischen Gebrauch hergerichtete Neuausgabe zugänglich gemacht werden sollen. Für diese Bestrebungen muß man jetzt schon dem Herausgeber, Prof. Max Seiffert, und den Verlegern, Fr. Kistner und C. F. W. Siegel-Leipzig, dankbar sein. Wird gar das ganze Programm durchgeführt, aus der Literatur des 16.–18. Jahrhunderts alle Gattungen der Chormusik (Messen, Motetten, Kantaten, Madrigale, Gesellschaftslieder), die Formungsgebilde der vorklassischen Kammermusik (Suiten, Sonaten, Concerti grossi) und auch den Schatz alter Orgelmusik wieder ans Licht zu ziehen, so geschieht damit eine Leistung, deren innerer und äußerer Wert nicht hoch genug angeschlagen werden kann. — Sind auch die in der Reihe der „Geistl. Gesangsmusik" bisher erschienenen Werke (Weckmann, 1621–1674, „Wenn der Herr die Gefangenen", Krieger „Wo wilt du hin" und Tunders Aria „Ein kleines Kindelein") bereits in den schwerer zugänglichen „Denkmälern deutscher Tonkunst" erschienen, so ist doch neu: die sachgemäße Bearbeitung aus der Hand eines Max Seiffert, neu auch die erstmalige Veröffentlichung von M. Weckmanns „Wie liegt die Stadt so wüste" (komponiert am 14. Oktober 1669, wieder entdeckt von R. Buchmayer 1900). Ohne den kleineren Werken von Krieger und Tunder zu nahe zu treten, möchte ich auf diese „Weckmänner" besonders aufmerksam machen. Da steckt viel dahinter — und sie werden heute besonders wirken. Als Orchester kommt nur Streichorchester, zu dem natürlich die Orgel tritt, in Betracht. Möchte von diesen Publikationen recht starker Gebrauch gemacht werden!

Eine ähnliche ältere Sammlung sind die „Perlen alter Kammermusik deutscher und italienischer Meister" (C. F. Kahnt-Leipzig). Sie sind den Programmen der Akademischen Musikaufführungen in Leipzig entnommen und von der kundigen Hand Arnold Scherings für den praktischen Gebrauch bearbeitet. Ihre Beliebtheit beweist, wie stark (auch im Kirchenkonzert) das Bedürfnis nach Werken dieser Art ist, Kompositionen, die vielfach in einfacher Besetzung möglich, doch aber in einem (auch kleinen) Streichorchester (Holzbläser u. Hörner nur in Händels F-Dur-Konzert!) noch besser wirken. Sie alle sind wie geschaffen für das Liebhaber-Orchester! — Von Neuerscheinungen aus dieser Sammlung liegen vor: Francesco Geminani (1674–1762), Concerto grosso für 2 Solo-Violinen, Solo-Viola, Solo-Violoncello, Streichquartett und Klavier; ein interessantes, im Geiste der Zeit (1735) geschriebenes Werk, das in der in London erschienenen Originalausgabe von 6 Konzerten als opus 3 geht. Weiter: 2 sechsstimmige Intraden (Eröffnungsstücke) aus Melchior Francks „Neuen Musicalischen Intraden auff allerhand Instrumenten", Nürnberg 1608. Das sind so einfache Stücke, daß man mit ihnen die Orchesterübungen beginnen kann. Inhaltlich wertvoll! Brauchbar ist auch ein Largo aus einer Violinsonate von Antonio Vivaldi (1685–1743).

Im Anschluß hieran sei auf die bei Ernst Eulenburg in Leipzig erschienenen „Konzerte aus alter Zeit für Violine mit Orchester" (Klavier) hingewiesen. Der verdienstvolle Bearbeiter dieser bisher unbekannten Werke ist der oben bereits genannte Robert Reitz. Nr. 1 der Konzerte, die natürlich ganz anders zu beurteilen sind, als die eben genannten „Perlen", ist ein G-Dur-Konzert von Karl Stamitz (1746–1801), Nr. 2 ein A-Dur-Konzert von Tartini (1692–1770), dessen Handschrift

Digitized by Google

in der Bibliothek zu Dresden liegt, Nr. 3 ein D-Dur-Konzert von Georg Pisendel (1687—1755). Vorgeschrittenere Geiger werden an den Werken ihre Freude finden. — Nur für feinste Wiedergabe berechnet ist H. Marteaus „Fantasie für Orgel und Violine" op. 27 (Verlag Wilhelm Hartung-Leipzig). Sehr interessant in der Form, vortrefflich im Geigensatz; weniger gut (an manchen Stellen) der Orgelsatz, der offenbar mit ganz besonders günstigen Verhältnissen rechnet. —

Aus der Orgelliteratur seien genannt: Friedr. E. Koch, Gethsemane (Lamento), ein tieftrauriges Stück von starker Wirkung (Verlag von C. F. Kahnt-Leipzig). Adolf Busch, Fantasie über J. S. Bachs Rezitativ aus der Matthäus-Passion „Mein Gott, warum hast du mich verlassen" und den Choral „Aus tiefer Not schrei ich zu dir", op. 19a (Breitkopf und Härtel in Leipzig). Vielleicht etwas zu lang geraten, aber von solider Arbeit und voll packender Momente. — Weniger schwierig in der technischen Ausführung, als die eben genannten Werke, sind in der Hauptsache Paul Krauses „Choralmeditationen zum Konzert- und gottesdienstlichen Gebrauche", 3 Hefte (Verlag von C. F. Kahnt-Leipzig). Ohne besonders tief zu gehen, erfreuen sie durch saubere Arbeit und sachgemäße Behandlung der Orgel. Recht bemerkenswert erscheinen desselben Komponisten „Noveletten, acht kurze charakteristische Tonstücke". Man wird diese feinen Werke vielfach verwenden können. — Karl Schmidt.

Rundschau über die christliche Kunst i. J. 1923.

Von **Rudolf Günther** in **Marburg.**

2. Mittelalter, Renaissance.

Wir wenden uns zum Mittelalter. Voranstehen sollen die fortschreitenden Denkmäler-Veröffentlichungen der Rheinprovinz (Aachen), der Länder Bayern, Sachsen, Württemberg. Die Kunstschätze des ehemaligen Dominikanerklosters in Frankfurt a. M. hat H. Weizsäcker nach den archivalischen Quellen bearbeitet und herausgegeben (F. Bruckmann).

Die Geschichte der vorromanischen Architektur hat Effmann, der Erforscher von Centula, durch eine nachgelassene sachkundige und gründliche Schrift über die karolingisch-ottonischen Bauten zu Werden (Berlin, Deutscher Kunstverlag) bereichert. Es sind die drei kleineren Kirchen, die Clemens-Lucius- und Nikolaikirche, die in ottonischer Zeit neben der Abteikirche bestanden. Die Clemenskirche, die älteste der drei, ist die älteste deutsche Pfarrkirche, von der wir nähere Kenntnis haben. Sie stammt aus der Mitte des 10. Jahrhunderts. Effmann hat den Grundriß dieser 1817 zerstörten Kirche durch Grabungen ermittelt: eine dreischiffige Anlage mit westlichem Vorbau und östlichem Querhaus, dessen Mauern nicht über das Langhaus hervortreten, der Chor gebildet durch drei fast gleich bemessene Apsiden in der Ostwand des Querschiffes, die nach außen nicht vorspringen, eine sehr eigentümliche Anlage, die vielleicht sich durch Verkürzung eines antiken Vorbilds erklärt. Die Luciuskirche aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts ist noch erhalten, aber zum teil noch (seit 1862) durch Wohneinbauten entstellt. Sie hatte drei Türme, einen im Westen, zwei im Osten am Choransatz, eine dreischiffige Basilika mit Stützenwechsel. Die Nikolauskirche ist zerstört. A. Fuchs hat in der dreischiffigen vierjochigen Halle zwischen dem Ostchor und dem Nordostquerschiff des Paderborner Doms die Reste des Atriums des karolingischen Doms erkannt, das mit Umgangshallen umgeben war, und versucht von da aus eine Ableitung der karolingischen „Westwerke" (Paderborn, Bonifatius-Druckerei). Am bedeutendsten ist unsere Kenntnis des früh- und hochmittelalterlichen Kirchenbaus durch die Ausgrabungen in der Hersfelder Stiftskirche gefördert worden (vgl. M. Schr.

Digitized by Google

1921, S. 293 f.). Der erfolgreiche Leiter der Ausgrabungen, Vonderau, hat seine vorläufigen Berichte über die Ergebnisse in der Zeitschrift „Mein Heimatland" (Hersfeld, Hoehlsche Druckerei) niedergelegt. Die Ausgrabungen haben die Erwartung des Berichterstatters (a. a. O.) bestätigt, daß die Linien der heutigen Umfassungsmauern der Klosterkirche, abgesehen vom Chor, im wesentlichen — besonders gilt dies vom Querschiff — den Linien des 831 begonnenen Karolingerbaues folgen. Neu ist, daß Hersfeld zu dieser Zeit bereits eine germanische Siedlung war, ferner daß zwei Vorgängerinnen des karolingischen Großbaus, darunter ein Baptisterium samt der ersten kleinen Kloseranlage nachgewiesen werden konnten. Wenigstens liegt diese Deutung des Rundbaus, der in die älteste kleine Kirche eingefügt worden ist, am nächsten. Vermutet wurde, daß dieses früheste Hersfelder Kirchlein mit der Anwesenheit Sturms daselbst zusammenhängt. Als dieser Benediktiner im Auftrag des Bonifatius nach geeignetem Gelände für das nachmalige Kloster Fulda suchte, entschied er sich zuerst für Hersfeld, mußte aber davon abstehen, da sein Meister wegen der bedrohlichen Nähe der Sachsen widersprach. Darnach wäre also diese Station von den Benediktinern auch nachher nicht aufgegeben worden. Jedenfalls trat eine zukunftsreiche Wendung erst ein, als Lullus, der Nachfolger des Bonifatius auf dem Mainzer Stuhl, um 768 eingriff. An seinen Namen wird die schon etwas geräumigere zweite Kirche Hersfelds zu knüpfen sein. Beide liegen nebeneinander — zum größten Teil — im Südflügel des Querschiffs. Der erste Großbau entstand zur Zeit Abt Buns 831—850 unter erkennbarem Einfluß der Fuldaer Bau- und Kunstschule über den Gräbern der Heiligen Wigbert und Lul (vgl. M. Schr. 1921, S. 28). Es überrascht daher nicht, daß er dem mächtigen Fuldaer Karolingerbau in der Ausdehnung gleichkommt. Die ganze lichte Länge des heutigen Baus — ohne Vorhalle — beträgt 94,5 m. Nun ist der karolingische Chor, dessen Verlauf sich nur noch mit Wahrscheinlichkeit feststellen läßt, in kleineren Maßen zu denken als der bestehende, trotzdem bleibt eine bedeutende Ausdehnung übrig, das zeigt besonders das auf den karolingischen Linien verlaufende Querschiff, das eine Länge von 57,5 m bei 13 m Breite hat. Dieser stolze Bau wurde im Jahr 1038 ein Raub der Flammen, die nicht nur die Dächer vernichteten, sondern auch die Mauern schwer beschädigten, so daß man großenteils zu einer Erneuerung schritt. Auch die beiden Westtürme wurden fast bis zur Sohle abgebrochen. Am raschesten war die Krypta fertiggestellt, sie konnte bereits 1040 geweiht werden. Der neue Gesamtbau konnte erst 1144 geweiht werden. Das erklärt sich wenigstens zum Teil aus den großen Dimensionen, die der Gesamtplan Abt Meginhers (1036—1059) enthielt; er sah auch eine Vorhalle vor, so daß die Gesamtlänge 117 m betrug. Ob dieser Plan je ganz ausgeführt wurde, ist nicht mehr zu ermitteln. Auch mögen an dem „Westwerk" Veränderungen vorgenommen sein; so wie wir es überkommen haben, bildet es eine überaus stattliche Empore mit Apsis. Die Klosterkirche war also doppelchörig. Die Vermutung, die zu den Ausgrabungen Anstoß gab, daß von den drei großen karolingischen Basiliken St. Gallen, Fulda, Hersfeld wenigstens die letzte noch aufrecht stehe, hat sich nicht bestätigt. Dagegen sind Teile der karolingischen Mauern in den romanischen erhalten. Auf diese

Digitized by Google

Weise kam auch das Grab Alkuins, das, wie es scheint, erst im 19. Jahrhundert vermauert wurde, wieder zum Vorschein. Ein Irrtum war, daß die Kommission den romanischen Bau durchaus von der Hirsauer Schule ableiten wollte. Dagegen sprach von vornherein die Choranlage und der Krypteneinbau; die Hirsauer bevorzugten den glatt geschlossenen Mittelchor mit zwei Seitenapsiden und sind die ersten, die die Krypta aufgeben; auch findet sich nichts von Hirsauischer Dekoration. Vielmehr weisen, wie Dehio schon früher richtig gesehen hat, die schlanken Blenden am Langchor auf das Vorbild der Klosterkirche von Limburg a. d. Haardt, die überdies in den Höhenmaßen mit der Hersfelder übereinstimmt. Jetzt ist dies auch die Ansicht der Kommission. In der Reichsgeschichte spielt das vornehme Reichsstift eine Rolle, bis es im späteren Mittelalter gleich anderen Benediktinerstiften an Bedeutung verlor. Noch ein Lichtstrahl trifft das Stift, als auf das Drängen des Abtes Crato der von Worms kommende Luther in der Klosterkirche dem Volke predigte. Von da an versinkt die Abtei in Dunkel, nur noch einmal leuchtet ihre glänzende Vergangenheit auf, als die Franzosen am 19. Februar 1761 auf dem Rückzug vor Ferdinand von Braunschweig die Stiftskirche in Brand steckten. Künstlerisch wirkt ihre Ruine noch mächtiger, als der unberührte Bau wirken könnte; einzig der Himmel scheint sich über diesen Mauermassen als würdiges Dach zu wölben.

Über wie viele Klöster und Kirchen sind wir auch nur so weit unterrichtet wie über Hersfeld? Nun soll ein alter Wunsch der deutschen Geschichts- und Kunstfreunde in Erfüllung gehen: unter dem Titel Germania sacra sollen auf wissenschaftlicher Grundlage alle heutigen und einstigen Kirchen des deutschen Sprachgebiets, alle Stifte, die geistlichen und die weltlichen, und alle deutschen Männer- und Frauenklöster in Einzeldarstellungen behandelt werden. Herausgeber sind der erzbischöfliche Archivar Michael Hartig und der Kunstgelehrte Julius Baum. Die Reihe eröffnet Hartigs Darstellung des Benediktiner-Reichsstifts St. Ulrich und Afra in Augsburg (ebenda Benno Filser-Verlag).

Wenig ist die romanische Malerei behandelt worden, doch ist das Stuttgarter Passionale eine wertvolle Gabe. A. Boeckler hat das dreibändige Exemplar dieser Handschrift, die in Deutschland selten mit reicher bildlicher Ausstattung anzutreffen ist und deren Stuttgarter Vertreterin aus dem Kloster Zwiefalten stammt, kundig herausgegeben. (Filser). Der erste Band ist zwischen 1110 und 1120 entstanden, in diesem steht die Deckfarbenmalerei neben der Federzeichnung, während sie weiterhin zurücktritt und zuletzt der Federzeichnung ganz das Feld überläßt. Die Darstellung ist namentlich im ersten Teil lebendig und bewegt. Vollbilder kommen nur vereinzelt vor, darunter von einer Zwiefaltener Hand des späten 12. Jahrhunderts hinzugefügt ein Plan von Jerusalem. Die Textillustrationen sind Hirsauer Arbeit, sie beschränken sich in der Regel auf Ausmalung der Initialien. Sie sind für die Heiligendarstellung von Bedeutung.

Reicher bedacht sind andere Künste. J. Braun hat Meisterwerke der deutschen Goldschmiedekunst aus der vorgotischen Zeit (Riehn und Reusch), M. Burg die ottonische Plastik (K. Schroeder), Goldschmidt Elfenbeinskulpturen des 11.—13. Jahrhunderts (Bruno Cassirer), Hausenstein roma-

Digitized by Google

nische Bildnerei (R. Piper), Lüthgen die romanische Plastik in Deutschland (K. Schroeder) bearbeitet, und die stärkere Hinwendung zur mittelalterlichen Plastik überhaupt kommt auch der romanischen zu gute.

Ein unter der Idee der „Wesensschau" stehendes Werk über „Romanik" legt O. Beyer vor (Furcheverlag). Der Nachdruck fällt wie leicht zu begreifen auf die frühromanische Kunst, denn im Spätromanismus sind schon Abwandlungen, Milderungen, auf die Gotik hinführende Tendenzen sichtbar. Die Romanik, insbesondere die Frühromanik ist eine ausgesprochen religiöse, kirchlich hieratische Kunst, darin der großen Kunst Ägyptens und anderer Länder verwandt. Dem Byzantinismus ist zuviel Höfisches, also Weltlich-Unchristliches eingewoben. Romanik aber ist die allerchristlichste Kunst insofern, als sie das urchristliche Bekenntnis Κύριος Χριστός entscheidend in den Mittelpunkt gerückt hat. Romanik ist der Stil der christlichen Lehre, die Gemeinschaft stiften und einen umfangreichen kirchlichen Organismus schaffen konnte, da sie dem Fassungsvermögen aller angepaßt war. Dieser ihr objektiver, in der Gemeinschaft wurzelnder Charakter findet Ausdruck in ihrer strengen Stilgebundenheit, der heiligen Kanonik ihrer Formensprache. Ihrer kanonischen Wirkung liegt aber ein ungeheurer Aufruhr, eine maßlose Erregung zu grunde, ohne die ihre Formen so gewaltige Wucht nicht angenommen hätten. Die Geburtsstunde der Romanik ist der große Erregungswille der cluniazensischen Bewegung, einer asketischen Reaktion gegen drohende Verweltlichung, die noch einmal der östlich-transzendenten Stimmung zum Siege verhilft. Diese Gesichtspunkte werden dann am Kirchenbau und den übrigen Künsten der Romanik durchgeführt und erläutert. Die Betrachtungsweise der „Wesensschau" ist zunächst als Reaktion gegen die rein formanalytische, stilkritische Richtung der letzten Jahrzehnte zu verstehen und enthält in ihrem Kern Richtiges und Wesentliches. In der Aufsuchung der religiösen Wurzel läßt sie aber den Gesetzescharakter der frühmittelalterlichen Frömmigkeit außer acht und verschiebt so das Gesamtbild unrichtiger Weise zu gunsten der östlichen Mystik. Eine verwandte Schrift ist die von H. Glück über die christliche Kunst des Ostens (Bruno Cassirer).

Mit den Anfängen der Gotik und ihrer Übertragung nach Deutschland beschäftigt sich R. Hamann im zweiten Teil seiner deutschen und französischen Kunst im Mittelalter (Verlag des Kunstgeschichtlichen Seminars in Marburg, vgl. M. Schr. 1923, S. 40f.) Im Mittelpunkt steht die Baugeschichte der Klosterkirche zu Lehnin und die „normannische Invasion". Im Zusammenhang damit werden märkische Kirchen auf ihren normannischen Einschlag, der Wormser Dom auf die normannische Invasion untersucht, ferner Pfalz und Peterskirche in Gelnhausen, die bayrische Gruppe (Regensburg), der Ostchor des Bamberger Doms, die Abkömmlinge von Lehnin, der Weg der Bamberger Einflüsse nach Norden (Sachsen) und der Freiberger nach Osten bis Wien und St. Ják. Den Schluß bildet eine Untersuchung über die Herkunft der normannischen Motive in Deutschland und das Wesen der normannischen Baukunst. Die Ausführungen werden durch ausgezeichnete Aufnahmen unterstützt. Die Beobachtungen führen zu neuen Datierungen, das Ganze ein Erfolg der stilvergleichenden Methode, der aber in seinen Einzelheiten nunmehr nachzuprüfen

Digitized by Google

ist. Auch geschichtliche Erwägungen sind erst anzustellen. Eigentlich überrascht es, daß der Verfasser im Vorwort seine Arbeit schon nicht mehr als zeitgemäß empfindet. So schnell wird die stilkritische Methode, die sich bis vor kurzem als die kunstgeschichtliche Methode angesehen hat, nicht weichen wollen. Die von ihr beschafften naturgesetzlich-technischen Grundlagen der Kunstbetrachtung sind auch ein bleibender Erwerb. Allerdings die Einsicht ist nicht hintanzuhalten, daß ein in seiner naturgesetzlich-technischen Bedingtheit begriffenes Kunstwerk als Kunstwerk damit noch nicht verstanden ist, geschweige denn als geschichtliches Kunstdenkmal. Vollends das Verständnis religiöser Kunst verschließt man sich, wenn man die bildgestaltende Kraft des religiösen Gedankens und Stimmungsgehalts nicht kennt und den Inhalt zum bloßen ikonographischen Motiv für die vermeintliche Selbstbewegung der Form herabsetzt. Die Entfremdung von der Religion rächt sich nun an diesem Geschlecht auch in der Wissenschaft. — Ein in seinen einzelnen Verzweigungen noch nicht zu übersehendes Gebiet ist die mittelalterliche Plastik. Sie zieht daher die Kräfte neuerdings stärker auf sich. Mit der Plastik einzelner Länder oder Landesteile befassen sich A. L. Mayer, Mittelalterliche Plastik in Italien (Delphinverlag), V. von Loga, Spanische Plastik von 15.—18. Jahrhundert (Hyperionverlag, neue Ausgabe des in der „Geschichte der Kunst" von Ludwig Justi zuerst erschienenen Werkes), A. Stange, Die Entwicklung der Deutschen mittelalterlichen Plastik (R. Piper), E. L. Fischel, Mittelrheinische Plastik des 14. Jahrhunderts (O. C. Recht), B. Hertel, Die Bildwerke des Kölner Doms (1. Bd. Deutscher Kunstverlag. Der romanische Kruzifixus. Die Chorpfeilerstatuen. Die „Mailänder Madonna". Der Hochaltar. Der Klarenaltar), E. Wiese, Schlesische Plastik vom Beginn des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts (Klinkhardt und Biermann). Zwei zusammenfassende Arbeiten sind hier zu kennzeichnen. Da Dehios und von Bezolds großzügiges Werk „Denkmäler der deutschen Bildhauerkunst" seit dem Kriege stillsteht und außer einem Hundert Tafeln auch der zusammenordnende und erläuternde Text aussteht, stellt F. Lübbecke, Die Plastik des deutschen Mittelalters (R. Piper) einen gewissen Ersatz dar. Die Abbildungen verdienen auch ein Lob, nur entspricht der Text nicht allen berechtigten Anforderungen. Von W. Pinder, Die deutsche Plastik (Handbuch der Kunstwissenschaft) liegt der erste das Mittelalter umfassende Teil vor, die erste wissenschaftliche Zusammenfassung des großen Stoffs, wie dem Verfasser bewußt ist, an sich zu frühe, aber als erster Versuch doch nicht ad calendas graecas zu verschieben, eine Stilgeschichte, zu der der Verfasser nach dem Ausweis seiner vorbereitenden Arbeiten besonders befähigt ist. Das Wichtige ist hier der Text, leider nicht die Abbildungen. Über die rein stilkritische Betrachtungsweise ist Pinder aber in seiner vielbemerkten Abhandlung über „Die dichterische Wurzel der Pietà" (Repertorium für Kunstwissenschaft 42. Bd.) hinausgedrungen, in welcher er — fachmännisch beraten — das poetische Bild der trauernden Mutter mit dem toten Sohne durch die Marienklagen bis zur Entstehung in der Seele des Dichters zurück verfolgt, von wo aus es dann jäh durch den Plastiker gestaltet worden sei. Aber diese dichterische Wurzel liegt weiter zurück, als er meint. Sie liegt schon im Parzival bloß, wo Sigune mit dem teuren Leichnam auf den

Digitized by Google

Knien an der Landstraße sitzt und den Geliebten beweint. Die geistliche Pietà ist also schon eine Übertragung.

Von Arbeiten zur spätmittelalterlichen Malerei seien die folgenden erwähnt: Neuherausgabe der Tafeln des 1892 erschienenen Werkes, L. Scheibler und C. Aldenhoven, Geschichte der Kölner Malerschule mit neuverfaßtem Text (Mühring, Lübeck), um der Veröffentlichung der Holzschnitte willen die Donaueschinger Passion, herausgegeben von Kurt Pfister (Roland-Verlag. Mitte des 15. Jahrhunderts), W. Burger, Roger von der Weyden, der die heute geltenden Ansichten zusammenfaßt, K. Escher, die „deutsche Prachtbibel" der Wiener Nationalbibliothek (Wien, Halm und Goldmann), die Kölner Bibel und die Lübecker Bibel mit Einführungen von Worringer und M. J. Friedländer (R. Piper).

Immer noch herrscht weithin Grünewalds Kunst. Ihr Antlitz hat Züge, die der Gegenwart besonders nahe gehen. Zwar machen sich — gegenüber Einseitigkeiten und Übertreibungen mit Recht — bereits rückläufige Bewegungen geltend; z. B. sollte man die Universalität Dürers darüber nicht vergessen. Schon 1918 hat W. Weisbach in der Zeitschrift „Kunst und Künstler" es unternommen, die Renaissanceelemente in Grünewalds Werk aufzuzeigen und namentlich in der Psychologie ihn näher an die Barockkunst heranzurücken. Allein Grünewalds Pathos ist noch Ethos, unwillkürlich und zwingend, das rednerische Pathos des Barock ist dem Menschen und seiner Kunst fremd. Die Wurzeln beider liegen im Mittelalter. Auch die zersetzende Reflexion, die bewußte Psychologisierung, das pathologische Interesse der späteren Zeit kennt er nicht. Eine große Ausgabe des Isenheimer Altars bietet W. Pinder (F. Bruckmann). J. K. Huysmans Matthias Grünewald ist in deutscher Übersetzung erschienen. (O. C. Recht). Eine Andacht vor dem Isenheimer Altar hat N. Schwarzkopf gehalten (Furcheverlag). W. Rolf macht zu seinem Gegenstand „die Grünewald-Legende" (Hiersemann). Hier muß der Berichterstatter auch sein eigenes Buch: Die Bilder des Genter und des Isenheimer Altars. Ihre Geschichte und Deutung (Dieterichscher Verlag, Leipzig) einreihen. Viele Kunsträtsel des Mittelalters sind seit etwa 1860 aufgelöst worden; die beiden Hauptwerke mittelalterlicher deutscher Kunst, der Genter und der Isenheimer Altar, leisteten bisher allem auf sie verwandten vermeintlichen und wirklichen Scharfsinn Widerstand. Zwar wiesen beim Genter Altar schon Springer gelegentlich und F. X. Kraus ausdrücklich in die rechte Richtung, aber diese Fingerzeige blieben ohne Erfolg. Es mußte einmal erst die Frage nach dem Gesamtsinn des Werkes aufgerollt, dieses mußte in die mittelalterliche Bildergeschichte eingeordnet und auf seine geschichtlichen, besonders literargeschichtlichen Zusammenhänge untersucht werden. Das Ergebnis ist: Die Innentafel des Genter Altars samt Flügeln ist ein Allerheiligenbild, erwachsen aus dem Kultus d. h. der Allerheiligenliturgie. Die Heiligenchöre feiern in Gegenwart des Gott-Christus und seines Hofstaats die himmlische Messe. Die Flügelbilder, auch die scheinbar so fremdartigen Stammeltern enthüllen sich nun als zum Ganzen gehörig und in der Liturgie begründet, und nachdem die innere Form erkannt ist, ist auch die Streitfrage über Einheitlichkeit oder Zwiespältigkeit der Komposition des Hauptbilds entschieden. Zum Isenheimer

Digitized by Google

Altar, insbesondere zu seinem berühmten Mittelbild liegen heute nicht weniger als etwa neun Deutungen vor. Sie sind sämtlich unhaltbar. Am meisten hat sich die dogmatische Deutung verbreitet: Die zweite Maria mit den musizierenden und jubilierenden Engeln in der Kapelle, die der von der Herrlichkeit Gottes und der Hirtenverkündigung überglänzten Mutter mit dem Kinde gegenübergestellt wird, sollte die unbefleckt Empfangene verherrlichen. Allein die Darstellung der Immaculata in diesem Sinne tritt erst fast ein Jahrhundert nach Grünewalds Isenheimer Altar auf. Murillos Madrider Immaculata gibt dafür den bedeutendsten Typus. Die Einordnung der Immaculatadarstellung in einen Cyklus aus dem Leben Christi ist für das Mittelalter ohnedem ausgeschlossen. Vielmehr lebt in Grünewalds geheimnisvollem Bild eine heute verlorene, einst lebendige und zentrale Idee der mittelalterlichen Mystik fort: Maria das Symbol der Kirche, der Menschgewordene feiert Hochzeit mit der erwählten Braut. Vom 12. bis 16. Jahrhundert begegnet uns diese Idee der Maria als Sponsa Christi in Literatur und Kunst. Die wichtigsten Zeugnisse des 16. Jahrhunderts finden sich bei Luther, am ursprünglichsten in seinem Lied von der christlichen Kirche (vgl. M. Schr. 1920, S. 257ff.). Von da aus erklären sich nicht nur die symbolischen Einzelheiten des Gesamtbilds, sondern von hier aus begreift sich auch erst die ganze Komposition. Und nun gewährt dieses Hauptwerk Einblick in das innere Wesen der Grünewaldschen Kunst.

Noch einmal ist das Werk zu nennen, das bestimmt ist, in der modernen Kunstgeschichtschreibung Wandel zu schaffen: Max Dvoráks Kunstgeschichte als Geistesgeschichte. Das hinterlassene Werk besteht zwar nur aus einzelnen Abhandlungen, die aber an entscheidenden Stellen der Kunstgeschichte einsetzen und aus gesamtgeschichtlicher Überschau heraus der geistesweseutlichen Betrachtung wieder Geltung verschaffen. Die historischen Stile sollen als Ausdruck des geistigen Gesamtlebens der Zeit erfaßt werden, nicht mehr in der älteren Weise, die die Kunstgeschichte in Kulturgeschichte auflöste, sondern so, daß der Erwerb der formanalytischen Epoche erhalten, aber in die symbolische Wertung der Form aufgehoben d. h. eingeschmolzen wird. Das Kernstück des Buches: Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei ist bereits 1918 in der „Historischen Zeitschrift" erschienen und hat von hier aus schon Einfluß geübt; in der Buchform wird es noch mehr in die Breite wirken. Um die Gotik zu verstehen, muß man die allgemeinen geistigen Grundlagen der mittelalterlichen Kunst kennen und zu deuten wissen. Ihren von allem uns Vertrautem abweichenden geistigen Inhalt müssen wir erkennen; wir müssen verstehen lernen, daß dieser Inhalt eine eigentümliche und geschichtlich unendlich wichtige Entwicklung bedingte, daß sich diesem Inhalt gemäß ein besonderes Verhältnis zu transzendenten Ideen einerseits, zu den realen Tatsachen und Gütern der Natur und des Lebens andererseits herausbildete. All dies war natürlich nicht auf die Kunst allein beschränkt, sondern allen Zeitströmungen und geschichtlichen Tatsachen gemeinsam, auf die die ihnen zu grund liegende mittelalterliche christliche Weltanschauung einen Einfluß ausgeübt hat. Der theoretische Kommentar zu der Wiedergeburt einer idealistisch-monumentalen Kunst im Mittelalter und zu dem in ihr beschlossenen neuen

Digitized by Google

Schöpfen aus der Natur sind die Werke der großen mittelalterlichen Denker. Der Idealismus der gotischen Kunst, verschieden von dem der klassischen Kunst, hat im Spiritualismus der christlichen Weltanschauung seinen Ursprung und beruhte auf dem Sieg einer abstrakt ideellen Bedeutsamkeit über formale Vollendung. Verschieden ist der gotische Spiritualismus aber auch vom frühmittelalterlichen Antimaterialismus, von dem Geist der romanischen Kunst. Durch die gewaltige jahrhundertlange Konzentration der Phantasie und Spekulation auf rein spirituelle Ideale wurde jenes Durchdringen aller Lebensverhältnisse und Lebensprobleme durch rein geistige Werte, jenes Überwiegen der vom Subjekt aus objektiven Wahrheiten und ethischen Gefühle ermöglicht, das die wichtigste Voraussetzung aller späteren Kulturfortschritte bedeutet. Zugleich aber und gerade dadurch vermittelte die Trägerin der tiefsten und idealsten Geistesgüter, die mittelalterliche Kirche, eine vollständige Umwertung aller Werte. Prinzipiell vom Standpunkt des durchgehenden mittelalterlichen Spiritualismus wurde die Welt neu entdeckt und gedeutet. Dieses merkwürdige, unendlich kunstvolle und verwickelte System spiegelt sich in der Kunst des späteren Mittelalters wieder. Die gotischen Baukonstruktionen sind nicht als technische Errungenschaft, sondern rein spirituellen Zwecken zuliebe ersonnen worden. Skulptur und Malerei werden zum unmittelbaren Organ des religiösen subjektiven Gefühlslebens. Die Kompositionselemente, die aus dem Streben nach übersinnlichen Verbindungen fließen, kommen zum Ausdruck in der rhythmischen Reihung der Figuren, in ihrer Bewegung und in ihrem Verhältnis zur Raumdarstellung. Die Typik der heiligen Gestalten hat selbst zu einer neuen Naturauffassung geführt. Ihre Typik wird der Maßstab der Idealität und zugleich Naturwahrheit. Das Schicksal dieses gotischen Idealismus läßt sich ahnen. Das neue Verhältnis zur Natur und zur Kunst lockert und verschiebt die idealistischen Grundlagen, bis zuletzt die Autonomie jener beiden Gebiete aufgerichtet wird. Wir können diesen Gedankengang des Verfassers hier nicht mehr verfolgen.

Gegenüber den Leistungen auf dem Gebiet der mittelalterlichen Kunstgeschichte steht die Renaissancekunst zurück. Hausenstein hat Baukunst und dekorative Plastik der Hoch- und Spätrenaissance in Italien (J. Hoffmann, Stuttgart) beleuchtet. Der lange mißachtete Tintoretto ist wieder erweckt, von Bercken und Mayer (R. Piper) sofort unter die Größten eingereiht worden. H. Holbeins d. J. Todesbilder und Todesalphabet wurden bei Amsler und Ruthardt ausgegeben. Seine Weihnachtsdarstellung, die Flügel des Oberried-Altars in der Universitätskapelle des Münsters zu Freiburg, hat Paul Ganz (Filser) veröffentlicht. H. Schmitz und H. Curjel haben über Hans Baldung geschrieben (Velhagen und Klasing, O. C. Recht), Hans Tietze über Albrecht Altdorfer (Inselverlag).

Noch hat die Kunst des Mittelalters die Vorliebe der Zeit für sich. Indessen läßt sich doch schon erkennen, daß das Mittelalter jene Vorliebe bald mit dem Barock wird teilen müssen. Die Gegenwart gehört ja auch vielmehr zum Barock als zum Mittelalter, nur daß ihr zur Größe, Einheitlichkeit und Sieghaftigkeit des Barock so gut wie alles fehlt.

Digitized by Google

Kirche und Kunst.

Bericht über die Jahresversammlung der Provinzialvereine für Kirchenmusik und für religiöse Kunst der Provinz Sachsen, Erfurt 23.—25. April 1924.

Von Pastor Krüger in Büschdorf.

Ein Volksabend in der Thomaskirche bildete den Eingang. Im Mittelpunkt stand der Vortrag des Generalsuperintendenten D. Schöttler: „Die Kunst im deutsch-evangelischen Hause." Er gliederte in Raum-, Bild-, Wort-, Ton- und Lebenskunst und ließ den inneren Reichtum unseres Volkes vor uns lebendig werden, auch durch Lichtbilder. Die starke Besucherzahl fühlte es, was sich stets durch den Vortrag hindurchzog: echte Kunst ist nicht nur Verschönerung, sondern in irgend einem Zweig ihrer Vielgestaltigkeit eine Lebensnotwendigkeit für das christliche Haus. So waren die eingestreuten praktischen Ratschläge dankenswert. — Der Hauptverhandlungstag begann mit einer Morgenandacht in der Augustinerkirche. Über den Liturgen als Sänger konnte man geteilter Ansicht sein. War nicht auch seines Singens gar zu viel? Nicht vergessen seien die lichten klaren Knabenstimmen. Anschließend führte Geheimrat Dr. Bierege, der beste Kenner der Erfurter Lutherstätten, zunächst in fesselnden Ausführungen, dann praktisch zu den alten Räumen, die irgendwie durch die Reformation bedeutend wurden. — Die Festsitzung fand im hohen Chor der Predigerkirche statt. Es sei überhaupt rühmend erwähnt, daß zu jeder Veranstaltung eine andere Kirche gewählt war und so dadurch schon der künstlerische Charakter der Tagung reich und erhebend zur Geltung kam. Am bedeutsamsten war der Festvortrag von Pfarrer Balthasar-Ammendorf, Dozent für Kirchenmusik in Halle, über: „Die ersten evangelischen Gesangbücher und ihre Bedeutung für unsere Zeit." Der Vortragende führte ein in das Werden des kirchlichen Liedes und Gesangbuches, vor allem in das älteste Luther-Gesangbuch 1524, nach Wort und Ton. Im wichtigen Schlußabschnitt stellte er das Reformationslied auch für heute als inneren Maßstab alles Kirchengesanges hin, ohne aber etwa einer Enge das Wort zu reden; „denn die musikgeschichtliche Entwicklung läßt sich nicht zurückschrauben." Nötig sei ein ständiger Gesangbuchausschuß, der auch moderne gesangbuchfähige Lieder sammelt und sichtet. Verschwinden dürfe endlich der in allen Gesangbüchern mitgeschleppte nie gesungene Ballast; erstrebenswert seien Heimatgesangbücher, die aber alle denselben Kern von 150—200 Liedern mit gleichem Text und gleicher Melodie haben müßten. — — Der zweite Vortrag „Die Erhaltung der kirchlichen Kunstdenkmäler" von Superintendent Alberts-Stendal war kurzweilig, aber ging doch sehr ins Gewissen. Er führte aus, daß es eine fromme, heute aber auch vaterländische Aufgabe der Kirche und Pfarrer sei, das deutsche Vätererbe zu wahren, das lebendig zu uns spricht in der Dorfkirche zumal, dem schweigenden Grabmalstein, der Inschrift und dem Pfarrarchiv.

In lebensvolle Vergangenheit versetzte die Führung durch das städtische Museum. Die reichhaltige Gesangbuchausstellung ließ mit Freude sehen, welche Liebe unsre Väter auf die künstlerische Gestaltung des Gesangbuches verwandten, und ließ mit Schmerz das Abnehmen des Bildschmuckes historisch verfolgen. Es kann munterer Fortschrittsglaube, wie herrlich weit wir es gebracht haben, durch Versenken in Vergangenes wankend werden. — Das ward erschütternd wirklich am nächsten Tage bei der Kirchenführung durch den Architekten Bartning im Anschluß an seinen Vortrag über das evangelische Kultgebäude (s. Monatschr. Heft 3/4). Immer wieder klang es durch die Worte des feinsinnigen Mannes hindurch: Damals konnten sie noch „schauen", heute hat man das verlernt!

Am Abend des Haupttages einte die Teilnehmer und die Gemeinden Erfurts ein liturgischer Festgottesdienst in der Predigerkirche. Liturg war Pfarrer Balthasar. Ihm sei herzlich gedankt für diese Stunde. Er führte uns von Gottes schöner

Digitized by Google

Erde hinauf bis zur ewigen Höhe. Sein weicher, schöner Gesang, dazu Chöre und allg. Lieder taten das Ihre. Schwer war es, eine über die Erde hinauf geführte Gemeinde durch gesprochenes Wort auf der Höhe zu halten. Generalsuperintendent D. Schöttler verstand es mit seiner Ansprache über: „Wunder wirken Lieder, Lieder wirken Wunder." Willig folgte man — bis auf die, in diesem Augenblick zu persönlichen, Eingangsworte. Über die Bach-Auffassung des Organisten waren die Stimmen geteilt. Die Chöre: Augustiner-, Luther- und Prediger-Kirchenchor, sowie der am Abend vorher singende Thomas-Kirchenchor seien mit warmem Dank genannt.

Die Tagung schloß mit der Osterkantate Bachs, von der Bach-Gemeinde gesungen. Das war eine ganz große Feierstunde. Gedankt sei dem, der uns Teilnehmern immer wieder riet, doch ja zu dieser Feier zu bleiben, Pfarrer Kletschke-Erfurt. Ihm gebührt besondrer Dank, da er wohl die Hauptlast der Vorbereitungen trug. Den Vereinen aber sei als schönster Dank gesagt, daß lebendig geblieben ist, was sie uns hören und erleben ließen, und Frucht bringen soll an unserer Wirkungsstätte — in Geduld.

Geschmacklosigkeiten.

Berichtet von **Julius Smend.**

Unsere Gemeinden bemühen sich, die Monatschrift zu erhalten, und unsere Pfarrer, ihr Leben und ihre Arbeit als unentbehrlich darzutun. Zu dem, was ich hier wahrheitsgetreu erzähle, wird aber doch Mancher sagen: Das ist unbegreiflich!

In einer Berliner Kirche fand am 1. Mai 1924 ein „Kirchenkonzert" mit dieser „Vortragsfolge" statt:

1. Fuge in F über den Choral „Ein feste Burg" von Nicolai; 2. Am Altar von Sinigaglia; 3. Gebet von Kistler; 4. Reverie von Vieuxtemps; 5. Gedanken von Gounod über das erste Präludium von J. S. Bach; 6. Der verklungene Ton von Sullivan; 7. Cujus animam gementem a. d. Oratorium „Stabat Mater" von Rossini! 8. Ich lebe, und Ihr sollt auch leben" von Bauer; 9. „Sie wurden alle voll des heiligen Geistes" von Hassenstein; 10. Die heilige Stadt Jerusalem von Adams; 11. Ansprache von Herrn Dr. Heintzel; 12. „Großer Gott wir loben dich" von Ambrosius.

Eigentlich sollte man nichts hinzufügen. Aber vielleicht ist es doch der Mühe wert, darauf hinzuweisen, daß Nr. 5 von Rechts wegen als Ave Maria zu bezeichnen gewesen wäre. Und „Ambrosius" (Nr. 12)? Da möchte man wirklich gen Himmel schreien: „Großer Gott!"

Jenes Ave Maria von Gounod bildete auch den Eingang einer Karfreitagsfeier in einer westfälischen Industriegemeinde. Es folgte hernach das Largo von Händel usw. Ich hörte von beiden Orten, daß das Publikum entzückt gewesen sei. O du arme evangelische Kirche! . . .

Aber auch in der Gemeinde Essen-Ruhr scheinen noch merkwürdige Dinge möglich zu sein. Hier wurden unlängst im Hauptgottesdienst der Kreuzeskirche am Totensonntag „Laßt mich gehen" und „Wo findet die Seele" gesungen; im Hauptgottesdienst derselben Kirche zu Weihnachten gab es: 1) Potpourri über Weihnachtsmelodien (Posaunen!), abschließend mit „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen"; danach „Jauchzet, ihr Himmel" (Mel.: Lobe den Herren). 2) Potpourri über Weihnachtsweisen (Posaunen), endigend in „Das ist der Tag des Herrn" (Schäfers Sonntagslied); danach „Dies ist der Tag, den Gott gemacht". 3) Potpourri des Posaunenchors usw. —

Und nun folge man mir nach Dortmund. In der herrlichen Reinoldikirche wurde am weißen Sonntag im Hauptgottesdienst eine „Kant-Gedächtnisfeier" veranstaltet, und zwar nach dem Schema der preußischen Liturgie. Der Liturg sprach nur

Digitized by Google

Worte des Königsberger Philosophen. Das gedruckte Programm läßt uns das Erlebnis nacherleben.

Gem.: Wunderbarer König (1 Strophe).
Chor: Ich suche dich, o Unerforschlicher . . .
Ich suche dich, o Unergründlicher . . .
Bist du ein Traum? o Unbegreiflicher? . . .

Liturgie. 1. Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung . . . Unendlichkeit . . ., mit der ich mich nicht nur wie dort in zufälliger, äußerer, sondern in innerer und notwendiger Verknüpfung erkenne.

Gem.: Ehre sei dem Vater usw.

2. Es liegt in der menschlichen Natur ein Hang zum Bösen . . . . . das ist das radikale Böse der menschlichen Natur, der faule Fleck unserer Gattung, der, solange wir ihn nicht herausbringen, den Keim des Guten hindert, sich zu entwickeln.

Gem.: Herr, erbarme dich unser usw.

3. Der Mensch ist zwar unheilig genug, aber die Menschheit in seiner Person ist etwas Heiliges . . . . . Nur der Mensch ist Zweck an sich selbst. — Ehre sei Gott in der Höhe!

Gem.: Und Friede auf Erden usw.

4. Es ist überall nichts in der Welt, ja auch außer derselben zu denken möglich . . . . . Was ist nach Kant ein guter Wille? Welches sind die Gebote der Vernunft, der kategorische Imperativ? (Er folgt in seiner zwiefachen Gestalt). Halleluja.

Gem.: Halleluja.

5. Pflicht, du erhabener, großer Name, der du nichts Einschmeichelndes in dir fassest . . . Wo findet man die Wurzel deiner Abkunft, von welcher Wurzel abzustammen, die unerläßliche Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können.

Chor: Heilig ist der Herr . . . Ewig quillt sein Wort . . .
Gem.: Vater, deines Geistes Wehen . . . .
Sei gegrüßt, du ewger Morgen . . . .
Predigt.
Chor: Drei Worte nenn ich euch, inhaltsschwer (5. Str.).
Gem.: Nun laßt uns Gott, dem Herren . . . .
Erhalt uns in der Wahrheit, gib immer größre Klarheit. (!)
Gebet. Segen. — —

Angesichts eines solch heillosen Unfugs rufen wir nicht nach der Polizei, eher nach der Feuerwehr, nein, vor allem nach den Geistern und Rächern des guten Geschmacks. Damit dem Veranstalter dieses Monstrums einer „evangelischen Gemeindefeier" geholfen werde, Loge und Kirche, Volkshochschulkurse und Gottesdienst zu unterscheiden, stimmen wir von Herzen in seine originelle Umdichtung ein: „Gib immer größre Klarheit!"

Kleine Mitteilungen.

Am 1. Juli dss. Js. hat das Presbyterium der evg.-reformierten Gemeinde in Elberfeld, unter Aufruf an die übrigen Presbyterien der Rheinischen Provinzialkirche, deren Präses von seinen Bedenken gegen die Ernennung des Pastors Grafen Lüttichau-Berlin zum Direktor des Kaiserswerther Diakonissenhauses Kenntnis gegeben. Ursache dieses Einspruchs ist die Führerstellung Lüttichaus in der „Hochkirchlichen Bewegung". Der Protest des Vorstandes vom Rh.-Westf. Diakonissen-Verein gegen solchen „Eingriff in die Rechte des Hauses" (12. Juli), gestützt auf eine entsprechende Erklärung der Kreissynode Düsseldorf (10. Juli), wird vom Elberfelder Presbyterium in einem ausführlichen offenen Schreiben (23. Juli) als unberechtigt abgelehnt. Darin wird der Beweis erbracht, daß Graf Lüttichau tatsächlich in der „Hochkirchlichen Bewegung"

Digitized by Google

eine maßgebende Stellung einnimmt, daß der Kirchenvorstand von Dreifaltigkeit (Berlin) die wiederholte Abhaltung hochkirchlicher Veranstaltungen in der Kirche Schleiermachers untersagt hat, so daß nunmehr andere Berliner Kirchen für diese Zwecke benutzt werden müssen (z. B. das Elisabeth-Krankenhaus), und daß die Gefahr einer künftigen Verbreitung der gedachten Bestrebungen im Rheinland durch Kaiserswerther Schwestern nahe gelegt sei. Die Persönlichkeit Lüttichaus wird dabei ausdrücklich als völlig einwandfrei hingestellt, ja sogar rühmend anerkannt. Beanstandet wird dagegen im Programm der H. V. der Wunsch eines „maßvollen Zurücktretens der Predigt", der dem Grundsatze der „Wortverkündigung als der Richtlinie für die altgesegneten Bahnen im Westen" widerstreite. Sm.

Man meldet aus **Grevenbroich**: **Glocken aus Aluminium.** Im benachbarten Allraht wurden die ersten Kirchenglocken aus Aluminium in der Erzdiözese Köln in Gebrauch genommen. Die Glocken wurden durch die hiesige Aluminiumhütte Erft-Werk gestiftet. Die zwei Glocken, bestehend aus einer Legierung von Aluminium und Kupfer, haben bei der Abnahme durch den Sachverständigen den Anforderungen voll entsprochen. Ein Springen und Rosten ist ausgeschlossen. Das Gewicht beträgt nur ein Drittel von dem einer gewöhnlichen Bronzeglocke. Turm und Glockenstuhl können bedeutend leichter bei Verwendung von Aluminiumglocken gebaut werden. Mit dieser Neuerung dürfte der Bronzeglocke eine erfolgreiche Konkurrenz erwachsen sein.

Bücherschau.

Grisar H., Luthers Trutzlied „Ein feste Burg" in Vergangenheit und Gegenwart. VIII u. 58 S. Herder & Co., Freiburg i. Br. 1922.

Ein jesuitisches Tendenzbuch schlimmster Art, das immerhin geeignet ist, kritiklosen Übertreibungen auf evangelischer Seite entgegenzutreten und sie zu historischer Nüchternheit zu mahnen. Von welcher Art die Kritik Grisars ist, erhellt aus dem einzigen Satze: „Seine Verbreitung (nämlich die von „Nun danket alle Gott") verdankt es der mächtigen Melodie, die von einem katholischen Kapellmeister herrührt". Schon im Jahre 1891 konnte Grisar in dem klassischen Werke des Katholiken Wilhelm Bäumker „Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen" III, S. 280 lesen: „Die Melodie rührt nicht, wie behauptet worden ist, von dem italienischen Komponisten Luca Marenzio her, sondern von J. Crüger". † Fr. Spitta.

Katechismus für den evangelischen Konfirmandenunterricht, herausgegeben von der Straßburger Pastoralkonferenz (Pfr. Hering) 108 S.

Die deutschen evangelischen Gemeinden haben ein in vieler Beziehung mustergültiges kleines Lehrbuch herausgegeben, in dem auch das Gesangbuch und die liturgischen Einrichtungen der evangelischen Kirche ihren Platz haben. Daß wiederholt die klassischen Worte des Kinderfreundes Johannes Zwick entsprechenden Platz gefunden haben (S. 38. 86. 108)[1]), ist besonders erfreulich. † Fr. Spitta.

Franz Joseph Dölger. Sol salutis. Gebet und Gesang im christlichen Altertum. Mit besonderer Rücksicht auf die Ostung in Gebet und Liturgie. Aschendorff, Münster i. W. 1920. 342 S. (=Liturgiegeschichtl. Forschungen 4/5).

Es liegt nicht an mir, daß diese wertvolle Schrift erst jetzt zur Anzeige kommt (vgl. übrigens MSchr. 1923, 86). Unter den „Liturgiegeschichtlichen Forschungen" steht sie in vorderster Reihe. Sie bildet zusammen mit des Verfassers Studie „Die Sonne der Gerechtigkeit" einen Ausschnitt aus einer umfassenden Arbeit über Sonnenkult und Christentum", von der noch zwei weitere Untersuchungen zu erwarten sind; nach der archäologischen Seite „Die Ostung der altchristlichen Basilika", nach der religions- und liturgiegeschichtlichen Seite „Lumen Christi — Ostervigil und antike Pannychis".

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um einen sehr reichhaltigen, neu erarbeiteten Stoff, der klar gegliedert, umsichtig interpretiert und dazu durch vorzügliche Übersetzungen kommentiert wird. Die Darstellungsgabe des Verfassers macht die Lektüre zum Genuß. Der verbindende Faden ist die Gebetsostung im Sonnenkult und losgelöst vom Sonnenkult. Diese Gebetssitte, die von den morgenländischen Religionen durch die griechisch-römische Kultur hindurch bis tief in das Christentum hinein verfolgt wird, wird an geschichtlichen Vorgängen und Bildungen aufgewiesen: genannt seien die Huldigung römischer Christen vor der aufgehenden Sonne zur Zeit Leos des Großen, das frühmorgendliche Carmen der bithynischen Christen an Christus, das Kyrie eleison und Sursum corda, die Gebetsostung als Ausdruck der

[1]) Bis hierher hatte Spitta geschrieben — die letzten Worte sind von mir. Sm.

Digitized by Google

Sehnsucht nach dem Paradies, wohin Christus bei der Himmelfahrt aufgestiegen ist und woher er wiederkommen wird, die Ostung beim Sterben und bei der Beerdigung (Das Grab Christi), das Schiff der Kirche auf der Fahrt gen Sonnenaufgang und die Fahrt der Seele zum Hafen des ewigen Friedens, u. a. m. Überall wird aber nicht nur die Verflechtung dieser Orientierung in den antiken Kult, sondern auch die original-christliche Ausdeutung des Übernommenen herausgestellt: Christus als Sonne im Totenreich, Jesus als Sonne der Auferstehung und Sol invictus, Sol salutis. Gern sähe man am Schluß die Hauptlinien der ergebnisreichen Studien vom Verfasser zusammengefaßt.

An Einzelheiten sei noch Folgendes bemerkt. Das Kyrie eleison wird man eher geneigt sein mit Dölger aus einem vorchristlichen Gebetsruf als mit Peterson aus der höfischen Sprache herzuleiten, so zweifellos das byzantinische Hofzeremoniell auf die altchristliche Liturgie eingewirkt hat. Zu den Zeugnissen für das Himmelsparadies im Osten ist die clematianische Inschrift in Köln heranzuziehen, aus der als ihrer Wurzel die Legende von den Elftausend Jungfrauen erwachsen ist. Wie aus der Einbettung der Kopfstelle zu schließen, war auch die Leiche Alkuins im Hersfelder Karolingerbau geostet. Diese Ostung der Leiche kommt noch um 1800 auf protestantischem Boden bei der Bestattung im Chor der Kirche vor. Besonders sei endlich darauf hingewiesen, daß auch Einzelheiten des römischen Ritus durch Dölgers Forschungen erhellt werden.

Marburg. Rudolf Günther.

Leonhard Fendt, Der lutherische Gottesdienst des 16. Jahrhunderts. Sein Werden und sein Wachsen. 386 S. München 1923, Ernst Reinhardt.

Spenden aus Schweden haben das Erscheinen dieser gelehrten Arbeit ermöglicht, an der niemand vorbeigehn darf, dem es um eine tiefere Erfassung unserer Kultusgeschichte ernstlich zu tun ist. Bedeutet schon die übersichtliche Zusammenstellung und klare Kennzeichnung der verschiedenen Gottesdienstordnungen ein Verdienst, so bietet F. weit mehr als eine Materialsammlung. Die ganze liturgische Entwicklung seit den Tagen des Urchristentums stellt er in die scharfe Beleuchtung seiner Grundauffassung, die in der kultischen Entwicklung des Katholizismus den Prozeß der Sachwerdung sieht, gegen den sich Luther auflehnt. In ihm lebt die urchristliche „Besitzerstimmung" wieder auf. Er vermag aber nicht zu hindern, daß alsbald im Protestantismus ein ähnlicher Prozeß einsetzt. F. verkennt nicht, daß es nicht durchweg im Gegensatz zu Luther geschah, wenn „die ganze Reformation aus dem Jauchzen urchristlicher Besitzerfreude alsbald ein gewaltiges Erziehungswerk zum Christentum an denen, die noch nicht so weit waren, wurde" (S. 194). Der Schwerpunkt seiner Darstellung liegt aber in der, man kann sagen, begeisterten Herausarbeitung des Neuen, oder vielmehr des Alten, weil Urchristlichen, das der Liturgiker Luther (als solchen schätzt F. ihn wesentlich höher ein als es z. B. Smend und Rendtorff tun) der Christenheit gebracht hat. Daß dieses Neue kein liturgischer Neubau, sondern „nur" eine neue innere Einstellung war, darin sieht F. etwas schlechthin Begrüßenswertes. Ob mit Recht, darüber wird man verschiedener Meinung sein können. Aber mag man auch da und dort nicht beistimmen, jeder Leser wird dem Verfasser für reichste Förderung und Anregung warmen Dank wissen. O. Michaelis.

Briefkasten.

Pfr. Grautoff, Brackwede. Besten Dank für Ihre auf Plaths Aufsatz (1923, S. 22f) bezügliche Mitteilung: „In der Glauchaer Kirche zu Halle a. S. erlebte ich vor vielen Jahren, daß die Nummern der Strophen durch neben der Kanzel emporgehobene Tafeln angezeigt wurden. Für die Anzeige eines Chorliedes würde immer dieselbe Tafel genügen." — Pfarrer Kappler, Brettheim bei Rot am See (Württemberg). Sie möchten alle Leser der MJschr. bitten, Ihnen über Werke Yelins' in ihrem Gesichtskreise und über die Beurteilung dieser Werke Auskunft zu geben, weil Sie Stoff für eine Monographie über den Künstler sammeln. Ihre Bitte geben wir hier gern mit dringender Empfehlung weiter.

An viele der Mitarbeiter: Der in der Redaktionsmappe angesammelten Aufsätze ist Legion. Ich bitte allerseits um Geduld und — um frische Beiträge. Sm.

Berichtigung. Die Unterschrift zu dem Bild auf S. 163 Heft 7/8 muß lauten: Kriegerdenkmal in Wiesloch, das Schönauer Denkmal stellt die Abbildung auf S. 165 dar.

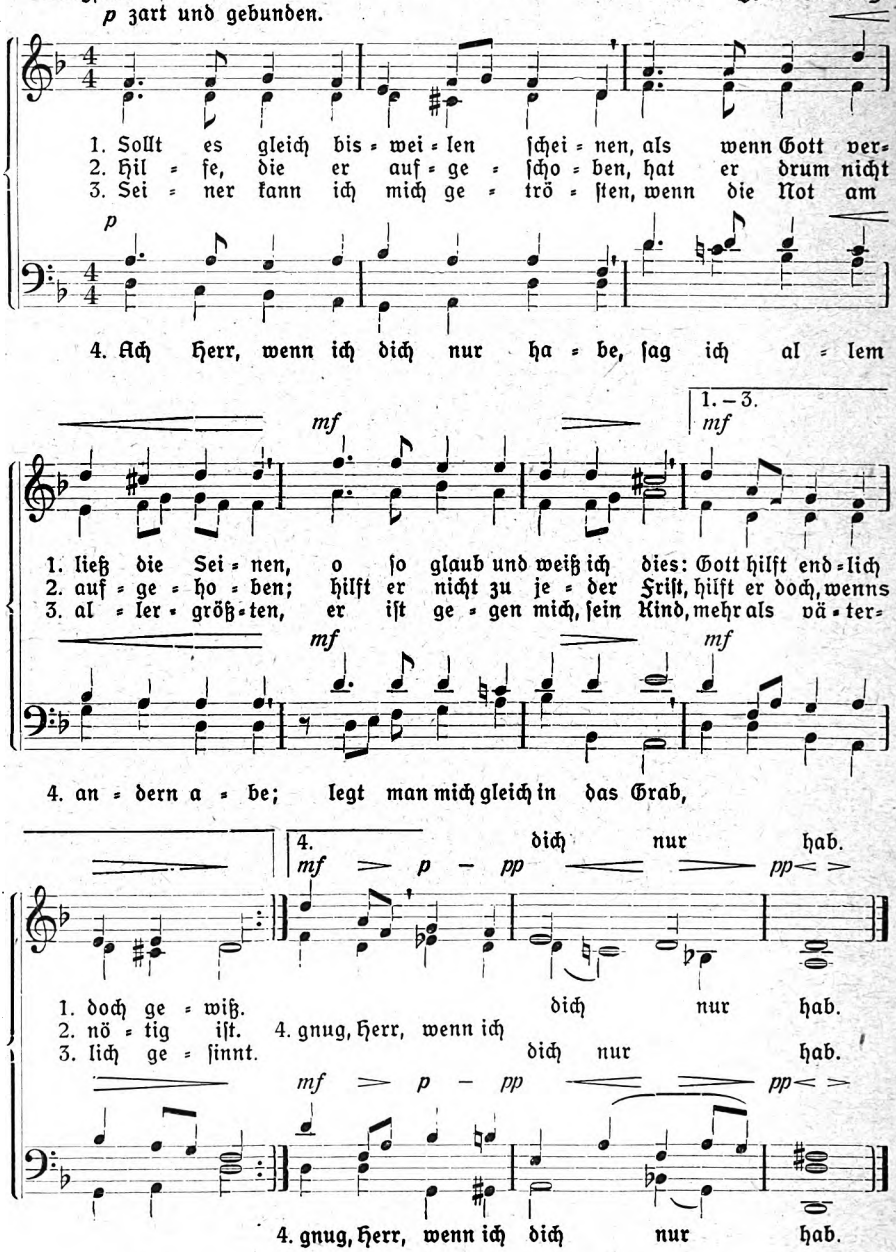
Digitized by Google

Abschreiben und Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

Sollt es gleich bisweilen scheinen.

Christoph Tietze (1641–1703).

Langsam. **F. A. Gerling.**



Digitized by Google

Zum Problem der Kultpredigt.

Von H. Kutter jun., Pfr. in Beggingen (Schaffh.).

Die Schriftleitung mag entschuldigen, wenn der Unterzeichnete, der an den Bestrebungen der liturgischen Reformbewegung niemals Anteil genommen hat, zu den Ausführungen über die „Probleme der Kultpredigt" von Lic. G. Mensching sich äußern möchte[1]). Es geschieht dies lediglich auf dessen Veranlassung infolge eines brieflichen Meinungsaustausches, der sich schon im vergangenen Herbst in der Schweiz (in der für den Verfasser denkbar unkultischnüchternsten Atmosphäre eines kleinen schweiz. Bauerndorfes!) angesponnen hatte. Inwiefern die folgenden Ausführungen den Meinungsaustausch über die aufgerollten Fragen zu fördern imstande sind, muß ich dem gütigen Leser zu entscheiden anheimstellen.

Drei Gottesdienstformen werden zu Beginn von Menschings Arbeit abgelehnt: 1. Kult ohne Predigt. 2. Predigt ohne Kult. 3. Kult und Predigt. Statt dessen fordert er die „Kultpredigt" d. h. den Gottesdienst der „organischen Einheit" seiner verschiedenen Momente. Den zweiten Typus, „Predigt ohne Kult", sieht er zumeist in der reformierten Kirche vertreten und betrachtet ihn als eine „Forderung radikaler, das Wesen des Evangelischen mißverstehender, vereinseitigender Reformationsgläubigkeit", wobei „wesentliche Momente christlichen Frömmigkeitslebens unangeregt und ohne Erfüllung blieben".

Gemessen am Maßstab der „Kultpredigt" ist diese Ablehnung und Kritik allerdings zu erwarten und zu verstehen. Es fragt sich nur, ob dieser Maßstab zu Recht besteht, zu Recht bestehen darf, wenn der Verfasser vom „Wesen des Evangelischen" zu reden sich anschickt. Es fragt sich, deutlicher gesagt, „ob solche Maßstäbe wie „Kultpredigt" oder „Kultlose Predigt" in erster Linie überhaupt *taugen*, überhaupt noch mit ins Auge gefaßt werden können, wenn man es auf sich nimmt, das Evangelium zu verkündigen. Wie *kann* man *dabei* an solche Maßstäbe überhaupt nur noch zu denken wagen! — ist man versucht zu fragen. Das Wesen des Evangelischen! Es besteht doch in der Verkündigung und Vernehmung des Evangeliums? Und ob der Unmeßbarkeit seines Inhalts — δικαιοσύνη γὰρ θεοῦ ἐν αὐτῷ ἀποκαλύπτεται Röm. 1 17 — müßten zunächst *alle* unsere Maßstäbe und Predigtprobleme belanglos werden. Sind sie uns einmal *darob* ohne Belang geworden, sind sie uns *darob* für einmal wie entschwunden aus unserm Gesichtskreis — weil nur etwas von Belang ist und allein ernst genommen werden kann: der Inhalt des Evangeliums — dann können sie wohl wieder — nur entkleidet der Feierlichkeit ihres falschen Problemernstes — in unsern Gesichtskreis zurückkehren. Dann können diese Probleme evangelischer Gottesdienstgestaltung wie alle sonstigen Probleme wohl überhaupt erst richtig, d. h. rein sachlich, geprüft und erörtert werden. Nun erst, wenn die Bleigewichte eines falschen, einer größeren Sache würdigen Pathos von ihnen entfernt sind, kann ihr *wahres* Eigengewicht gewogen werden; nun erst, wenn sie gegen das Licht, in dem wir allein Lebende

[1]) Vgl. Okt./Dez.-Nr. 1923.

Digitized by Google

werden, gehalten sind, werden sie in der Relativität ihrer Wesenhaftigkeit ganz durchschaut, aber auch ganz durchleuchtet, und erfahren erst dadurch ihre volle Einschätzung und Würdigung. Wenn wir diesen Problemen „abgestorben" sind, dann sind wir erst richtig in Stand gesetzt, sie zu erfassen und zu lösen. — Ist es darum von Ungefähr und zeugt es nur von Mangel an Einsicht in die Vielgestaltigkeit christl. Frömmigkeitslebens, wenn die Reformatoren so „einseitig" und radikal die „Predigt des Evangeliums" gefordert haben, daß dabei in der Tat „wesentliche" (sagen wir besser charakteristische!) „Momente des christl. religiösen Lebens" zu kurz kamen und nicht mehr „angeregt" wurden? Haben wir ihnen nicht gerade dafür zu danken, und gereicht uns gerade das nicht zum Heil, daß sie sich so „einseitig" auf ihre bloße Predigt des Evangeliums versteiften und allerdings dabei nicht so sehr darauf achteten, ob sie die schön gepflegten Zierbeete im üppigen Garten „christl. Frömmigkeitslebens" zum Entsetzen der Gärtner zertraten und in Unordnung brachten? „Vereinseitigende Reformationsgläubigkeit"! Gewiß — aber das Eifern um das Haus Gottes hat noch nie anders als einseitig und störend gewirkt. Mensching hätte uns also mit seinem Tadel kein ehrenderes Zeugnis ausstellen können; nur müssen wir es dankend ablehnen, weil wir es ehrlicherweise nicht verdient haben.

Nach dem Gesagten können wir nun gewiß den Forderungen und der Kritik Menschings ihr relatives Recht bereitwillig zugestehen[1]). Ja käme es uns hier darauf an, so wäre ich versucht, an der üblichen Predigtweise noch ganz anders und nachdrücklicher Kritik zu üben, als dies Mensching tut. Doch unterbleibe dies hier, weil ich von dieser Nebenkritik an der Gottesdienstgestaltung zunächst nichts erwarte, sondern nur eine neue Reinheit des Zeugnisses als dringendstes Erfordernis ansehe. (Nicht zuletzt auch für die Lösung der liturg. Probleme des ev. Gottesdienstes.) Gerade darum will ich auch nicht unsern reform. Gottesdienst verteidigen; ich empfinde stets — wohl noch mehr als Mensching — seine Fragwürdigkeit und Unzulänglichkeit[2]). Ich kann es durchaus verstehen, wenn Mensching daran „wesentliche Momente" vermißt, ich bezeichne auch mit ihm vom gottesdienstlichen Standpunkt aus jede bloße Lehr- oder Moralpredigt als „frivol"; ich empfinde mit ihm, wie ehrfurchtslos und unwürdig oft der Ton ist, in dem allerorts in den Kirchen so selbstverständlich von Gott geredet wird; ich weiß es auch, — und wir sind Otto und allen Denen, die uns das ins Gewissen schreiben, dankbar — daß Gottes Wort ein Ineffabile ist. Wir wollen uns durchaus hinweisen lassen

[1]) Wenigstens in dem, was Mensching unter seinen beiden letzten Punkten namhaft macht; ich möchte nur bemerken, daß moderne Predigten auch eher zu kulturvoll als zu kulturarm sein können.

[2]) Ich glaube zwar — dies sei einzig zur Verteidigung gesagt — es sei immer noch besser so, als wenn uns das befriedigende und darum leicht selbstzufrieden machende Gefühl der Erleichterung über die gefundene Lösung des Gottesdienst-Problems erfüllte. Die Schlichtheit und Dürftigkeit unseres schweizerisch kultlosen Gottesdienstes kann uns wenigstens vor dem verhängnisvollen Selbstbewußtsein „liturg.-korrekter Angemessenheit" bewahren. Wir können wenigstens dadurch genötigt werden, den Blick umso ausschließlicher auf das gerichtet zu halten, was wir mit unserm bloßen Reden und „Zeugen" meinen.

Digitized by Google

auf das „Unangemessene" in all unserm kirchlichen Reden und Tun. Schon die grundsätzliche Überlegung, daß vor Gott „ja Alles, was von uns aus geschieht, also auch „Gottesdienst" und „Anbetungsakte", von vornherein unangemessen ist (denn wann wäre unsere Anbetung jemals rein und lauter, wann wäre unser Kult tatsächlich nur „Sorge um Gott selbst"!), schon diese grundsätzliche Überlegung müßte uns dazu führen, die vorhin genannten Beanstandungen Menschings an der üblichen Predigt in ihrem Recht gelten zu lassen und das Motiv seiner Forderung nach Kultpredigt zu verstehen.

Doch hier muß ich innehalten, um diese Forderung nochmals ins richtige Licht zu rücken. Vergegenwärtigen wir uns wieder, was Mensching mit dieser Forderung einer Kultpredigt will? Antwort: „Sie soll der Seele — allerdings nur der ‚religiösen, erlebnisfähigen' Seele! — die Möglichkeit anbetender Verehrung öffnen oder doch wenigstens (!) erleichtern" (s. S. 161). Sie soll ihr die Möglichkeit öffnen, „Gott selbst schauen und vernehmen zu können". „Sie muß darstellen eine ‚wortmäßige' Objektivierung von Glaubensinhalten als Weg zu Gott." Hierzu möchte ich folgendes ausführen.

I.

Das Bezeichnende dieser Aussagen besteht darin, daß die „Seele" den Ausgangs- und Mittelpunkt der Betrachtung bildet. Die „Seele" soll Gott selbst schauen und vernehmen, ihr soll die Möglichkeit anbetender Verehrung verschafft werden, ihr soll der Weg zu Gott „wenigstens" geebnet werden; sie verlangt mit ihrer religiösen Anlage a priori nach Befriedigung ihrer kultischen Bedürfnisse. Damit bleibt Mensching nach meiner Auffassung bei einer bloßen Betrachtung „von unten her" stehen und bleibt trotz verheißungsvoller Ansätze zu kritischerer Einsicht darin befangen: im Menschen, kurz gesagt, liegt der Schwerpunkt, nicht in — Gott. Mensch und Gott werden zunächst gesondert betrachtet. Diese Betrachtung „von unten" wird nicht aufgehellt, ergänzt, besser noch korrigiert durch die Betrachtung „von oben", wobei der Mensch gerade nicht in seiner beziehungslosen Sonderung von Gott, sondern allein in seiner Gottbezogenheit betrachtet wird. Das ist die Betrachtung — des Evangeliums, die Mensching völlig verkennt oder wenigstens ganz außer acht läßt, was umso auffälliger und unbegreiflicher ist, als es sich doch bei seiner Forderung der Kultpredigt auch für ihn um evangelische Gottesdienstgestaltung handelt!

Ich komme damit wieder zurück auf das „Wesen des Evangelischen". Worin besteht es? Im Evangelium selbst. Und das heißt: Gott beseitigt von sich aus die Sonderung, worin sich der Mensch ihm gegenüber befindet. Es gibt kein Gegenüber mehr, weil „Gott die Gottlosen gerecht spricht". Im Hinblick auf den besondern Gegenstand dieser Erörterungen könnte man auch sagen: weil Gott die Profanen, die Unreligiösen heiligt (Gott bedarf unserer Religiosität nicht, wenn er uns „rechtfertigen" will), indem er ihnen, — d. h. allen, den Religiösen wie den Irreligiösen —, „ihre Sünde vergibt." Das ist die Botschaft, und ihr Inhalt ist Jesus Christus, und „in dem, daß Er ist, ist Gottes Liebe zur Welt, Gottes Bereitwilligkeit zu verzeihen, ausgesprochen" (Zündel, „Jesus".) Damit ist aber auch gesagt, daß der Mensch, wenn sich

Digitized by Google

Gott seiner nur noch „erbarmen" kann, keinen eigenen Weg mehr zu Gott einschlagen kann, daß er seiner Seele von sich aus keine Möglichkeit mehr öffnen kann, Gott selbst zu schauen und zu vernehmen, außer dadurch, daß sie Gott da und so vernehmen will, wie er sich selbst hat vernehmen lassen. Vom Menschen allein führt kein Weg zu Gott, so wenig wie vom Gefangenen zum Richter, wohl aber von Gott zum Menschen, weil Gott dem Menschen den Weg bahnt, auf dem er selbst ihn zurecht bringen und zu sich zurück bringen will. Denn er ist als Richter auch allein sein freisprechender Erlöser. Nur darum gibt es einen „Weg zu Gott", weil Gott ihn uns zeigt, weil er sein Weg ist für uns. Wir können Gott nicht schauen und vernehmen — das bedeutete Ehrfurchtlosigkeit im tiefsten Sinn des Wortes —; aber Gott schaut und vernimmt uns, und nur weil er sich für uns vernehmbar machen will — in Jesus Christus —, können wir ihn vernehmen. Gott bedarf und achtet unserer Sorge um ihn nicht; aber er sorgt um uns, sein Herz ist um uns entbrannt, und darum (eben dieses Korrektiv vermisse ich in Menschings Arbeit) können wir erst auf Gott achten und z. B. sagen: „Alle Sorge um den Kult soll eben doch nur Sorge um Gott selbst sein." Lasset uns ihn lieben; denn er hat uns zuerst geliebt (1. Joh. 4,19.). Dieses „Zuerst", das ist das Evangelium. Gott hat und behält immerdar die Initiative. Nicht um „die Seele und ihren Gott" handelt es sich, sondern um Gott allein; aber in ihm lebt unsere Seele.

Kultus und Kultpredigt, Gottesverehrung mit einem Wort ist deshalb nur dann „möglich", geschieht nur dann im „Geist und in der Wahrheit", wenn wir Gott so verehren, wie er allein verehrt sein will. Er „öffnet unserer Seele die Möglichkeit anbetender Verehrung". Er gibt sich uns zu schauen; aber so, wie er will und wie er für uns allein faßbar werden kann: in seinem Wort, d. h. in Jesus Christus. Er stellt sich unserer Seele dar „im Schmuck seines Wortes, und darin sollen und können wir ihn allein anbeten". „So müssen wir nun Gott in seiner Majestät und Natur, in seinem heimlichen Willen ungeforschet lassen. Denn da haben wir nichts mit ihm zu schaffen, er will auch nicht, daß wir sollen mit ihm zu schaffen haben. Sofern er aber seinen Schmuck hat angezogen, und durch's Wort sich hervorgetan, dadurch er sich uns anbeut, welches sein Schmuck ist, wie der 21. Psalm Vers 6 sagt: ‚Lob und Schmuck hast du angezogen'; so sagen wir dir zur Antwort: Gott trauert nicht um den Tod des Sünders, den er wirket, sondern trauert um den Jammer und Tod, den er findet an dem Menschen, und wollte den gerne wegnehmen. Denn da gehet der Gott und Gotteswille, der gepredigt ist, mit um, daß er die Sünde Weg wegnehme und uns seligmache. ‚Denn er hat sein Wort gesandt und hat ihnen geholfen', sagt der 47. Psalm Vers 20. Gott aber, wie er verborgen ist in der Majestät, trauert nicht, nimmt den Tod nicht weg, sondern wirkt Tod, Leben usw. ‚alles in allen' (1. Cor. 12,6). Dann hat sich Gott nicht ins Wort gefasset, sondern schwebet frei über alles." (Luther, de servo arbitrio, Welch XVIII, 2235.)

Was will das weiter besagen? Nur im Glauben vermögen wir anzubeten, aber im Glauben an das Wort Gottes, „daß er die Sünde wegnehme und uns seligmache", d. h. im Glauben an das Gotteswort aller

Digitized by Google

Gottesworte, an das Fleisch gewordene Wort (in dem also auch unser eigenstes Wesen befaßt ist!), an Jesus Christus. — Er ist die Vergebung und Seligmachung; denn er ist „die Aufrichtung der ewigen gnadenvollen Menschbezogenheit Gottes" (Gogarten), in ihm ist das Menschentum göttlich geadelt und sind wir wieder heimatberechtigt bei Gott. Wir sind keine gottlosen Sonderlinge mehr, die als solche, mit dem „Divinationsvermögen" ausgestattete, die bloße, allerdings nicht auszutilgende Erinnerung an die göttliche Heimat mit sich herumtragen, sondern wir sind — im Glauben an Jesus Christus — wieder als Gottzugehörige erklärt, als seine Kinder angesprochen. Denn Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber. Darum kann und soll der Mensch nur noch in seiner Gottbezogenheit betrachtet werden, weil Gott Bezug genommen hat auf den Menschen. (Vgl. auch 1. Tim. 2,5a.)

Glaube ist darum nicht nur Glaube an Jesus Christus, sondern in Jesus Christus, dem Anfänger und Vollender des Glaubens. Wir können nur glauben und darum anbeten in Christus; in ihm werden wir erst zu Anbetern im Geist und in der Wahrheit, in ihm werden wir wahrhaftige, gottgefällige Liturgen. Im Angesichte Jesu Christi enthüllt sich die Klarheit Gottes. — Glaube ist darum auch mehr als eine „subjektive Zuständlichkeit". Es ist Tat Gottes an uns, es ist — im Bilde des Apostels gesprochen — der helle Schein, den Gott in unsere Herzen gegeben. Das ist nicht Mystik, sondern darin beruht das „Wesen des Glaubens". Der Unzulänglichkeit meiner Ausdrucksweise bin ich mir dabei bewußt.[1])

Ich sage dies alles, was uns scheinbar weit vom Thema abgeführt hat, weil ich glaube, daß die Probleme evang. Gottesdienstes nur unter dieser Beleuchtung können fruchtbar in Angriff genommen werden.

Ich möchte hier auch noch Stellung nehmen zu Menschings Satz: „Man täusche sich nicht, Gottes Wort ist eine lebendige Größe und steht darum in seiner Lebendigkeit nicht in der Bibel!" Gewiß soll man aus der Bibel keinen Götzen machen; gewiß ist Gott größer als die Bibel und steht nicht in ihr; gewiß fällt das geschriebene und gesprochene Bibelwort nicht in eins mit dem schlechthinnigen Ineffabile des Wortes Gottes; gewiß gilt auch von ihm: wir tragen solchen Schatz in irdenen Gefäßen. Aber es hütet diesen Schatz in einzig treuer Weise, mehr noch, es bezeugt Dinge (das Thema der ntl. Briefe!), die schlechterdings in keines Menschen Herz erdacht worden sind. Die Bibel sorgt im übrigen schon selbst dafür, uns die angreifende Lebendigkeit des Wortes Gottes spüren zu lassen, wenn wir uns ernstlich mit ihr befassen und in ihren Bannkreis geraten. „Gottes lebendiges Wort steht nicht in der Bibel, das Bibelwort will nur Weg zu Gottes wahrem Worte sein." Gewiß, aber die Bibelworte sind in Gottes Wort gefaßt; sie sind darum nicht nur Wege zu Gott, sondern auch (man täusche sich nicht!) — als unzulängliche Menschenworte! — seine Wege zu uns, seine Zeugnisse an uns. Die Probe müssen wir ja selber machen. Das Geheimnis ihrer ver-

[1]) Ich darf hier wohl zur weiteren Aufhellung dieses fundamentalsten Sachverhaltes auf Gogartens Arbeit über „Theologie und Wissenschaft" (Christl. Welt 1924 Nr. 3–6) verweisen.

Digitized by Google

borgenen Gewalt, d. h. Glauben erweckenden und fordernden Gültigkeit ist — das Geheimnis Christi. „Suchet in der Schrift .... sie ist's, die von mir zeuget." „Denn was kann für ein größer, höher oder tiefer Geheimnis sein in der Schrift denn Christus? Dieweil nun .... das höheste Geheimnis hervorgetan ist, daß Christus der ewige Gottessohn Mensch sei ... daß Christus für unsere Sünde gestorben ist ... Was kann denn für ein größer, verborgener Ding oder Geheimnis sein, denn Christus ist? Und wenn man Christum aus der Schrift wegnimmt, sage, was bleibt für Geheimnis darinne?" [1]) (Luther, op. cit. Walch XVIII, 2068).

II.

Die rein seeliche Betrachtung Menschings, die sich in seiner Formulierung der Kultpredigt-Aufgabe verrät, birgt außerdem eine große Gefahr, auf die ich im folgenden noch hinweisen möchte. Wird sie nicht durch die „evangelische Betrachtungsweise", die ich oben wenigstens in etwas darzulegen versucht habe, korrigiert und in Schach gehalten, so schleicht diese Gefahr fast unweigerlich und unversehens sich ein.

Diese Gefahr besteht darin, daß die Seele im religiösen Erlebnis (im „Gott selbst schauen und vernehmen können") nicht zum entscheidenden Bruch ihres eigenen Wesens zu gelangen, sondern im Gegenteil darin erst recht sich zu befestigen und zu bestärken droht. Sie „kommt von ihrem eigenen Wesen nicht los". Sie erfährt nicht ihr Kreuz, darum aber auch nichs von ihrer Auferstehung. Damit verliert sie sich aber erst recht und geht des Ausblicks auf ihre wahre Bestimmung verlustig. — Darin besteht ja das Entscheidende der evang. Betrachtungsweise, daß der Mensch — mit samt seiner religiösen Anlage, dem „besten Teil seines Wesens" — ein anderer werden soll, daß er gerichtet werde nach seinem ganzen Wesen, um als neue Kreatur zum Leben einzugehen, wozu ihm Gott selbst in Christus die Hand bietet. „Also tut nun Gott in allen seinen Werken: wenn er uns lebendig machen will, so tötet er uns, wenn er uns will fromm machen, trifft er uns das Gewissen und macht uns erst zu Sündern, wenn er uns will gen Himmel aufrücken, so stößt er uns zuvor in die Hölle, wie die Schrift sagt: ‚der Herr tötet und machet lebendig, er führt in die Hölle und wieder heraus' 1. Sam. 2,6." (Luther, op. cit. Walch 2119.)

[1]) Ich glaube im übrigen, daß das vorhin genannte Johanneswort auch als Leitwort für die gegenwärtig sich immer weiter ausdehnende religionsgesch. Forschung gelten könnte. Auch ohne das vielschichtige religionsgesch. Material im einzelnen erschöpfend durchforscht zu haben, glaube ich, daß es letzten Endes auch von diesem Geheimnis Christi Zeugnis ablegen muß, wenn auch nur verschleiert und indirekt davon zeugend. (Z. B. Amida Buddha in Japan.) Das bedeutet keine Rechtfertigung der Vorrangsstellung des Christentums gegenüber den „andern Religionen", aber eine Rechtfertigung Christi, „in dem die ewige Menschbezogenheit Gottes aufgerichtet ist". Mensch aber ist nicht nur der „Christ", sondern auch der „Heide", und Jesus Christus nennt sich des Menschen Sohn. In ihm sind alle, die da glauben. „Das große Geheimnis Gottes, welches ist Christus in den Völkern, offenbart sich in dem Reichtum seiner Herrlichkeit (Col. 2,2): Christus der Weltheiland, Christus, eine eigentlich in der Sprache des A. Ts. heidnische Erscheinung, Christus, das große Eigentum der Menschheit." (Zündel, „Apostelzeit".)

Digitized by Google

Öffnet sich der Seele durch die „kultische Form" die Möglichkeit anbetender Verehrung, dann gelangt ihr edelster Teil, ihre religiöse Anlage, zur höchsten Entfaltung, und ihr ganzes Wesen wird dann zugleich „erhoben". Das „Gotteserlebnis" kann so letzten Endes — wir wollen nur von dieser Gefahr reden — zu einem höchst gesteigerten — Selbsterlebnis sublimster Art werden, ja zum edelsten — Selbstgenuß. Und damit geht sie eben am entscheidenden Wort Gottes, das sie allein umschaffen könnte und wollte, vorbei, geht dem Tun Gottes, wie dies Luther in seinen unvergeßlichen und nicht genug zu hörenden Worten zum Ausdruck bringt, aus dem Wege. Darum bleibt sie trotz der denkbar feinsten Veredelung (in der Religion!) dennoch, was sie ist. Sie gleicht einer herrlichen — aber doch tauben Blüte.

Das religiöse Erlebnis ist darum keine Fiktion oder gar „leere Gefühlsstimmung". Im Gegenteil! Es liegt ihm durchaus ein göttlich-objektiv-Reales zugrunde. „Das Universum wird gesetzt als ursprünglich handelnd auf den Menschen" (Schleiermacher). Und es ist weiter durchaus nicht zu bestreiten, daß die relig. „Anschauungen und Gefühle" durch die Ausdrucksmittel des „Numinosen" (wozu ja auch die viva vox, die mündliche Predigt, zu zählen ist) zur Bildung „angeregt" und „angefacht" werden können. (Ohne Zweifel werden Menschings „Abendmetten", die er vor Jahresfrist auch in dieser Zeitschrift veröffentlicht hat, ihren Eindruck nicht verfehlt haben). Die Seele (die Erlebnisfähige!) „erlebt" wirklich „Gott". Sie erlebt ihn auf allen Stufen und in allen Momenten religiösen Erlebens, ein Gefühl unbedingter Nichtigkeit des eigenen Seins, wie ein Gefühl höchster Beseligung, in Zerknirschung und Demut wie in Wonne und Jubel. Sie erlebt ihn — wir danken Otto ja vor allem für diese Erhellung der Momente des Numinosen — im Mysterium tremendum, fascinans et angustum: sie erlebt ihn als das übermächtige, schauervoll-majestätische, faszinierende Numen, als das Schrecken erregende, das ganze menschl. Wesen in Aufruhr versetzende (sei's in Furcht oder Ergriffenheit) überirdische Wesen. Sie erlebt ihn als das „ganz andere", als das „seltsame fremde" Gegenüber, das sie in Furcht und Zittern oder in Wonne erschauern macht.

Und sie kann ihn gar nicht anders erleben als so, solange sie sich in ihrer beziehungslosen Abgesondertheit von Gott ihm gegenüber sieht. Sie kann ihn so nur als den zürnenden, vor dem Menschen sich verhüllenden Gott erleben, — oder er ist für sie ein verzehrendes Feuer, an dessen Glut sie sich — in vorsichtiger Distanz! — erwärmt (gehobene relig. Stimmung) oder sich — in allzu großer Zudringlichkeit! — daran versengt (die Qualen relig. Fragen und Probleme, Pharisaeismus, relig. Tyrannei, religiöse Wahnideen und Ausartungen usw.). Solange sie von ihrem eigenen Wesen nicht los wird, solange sie in ihrem unbegreiflich-eigenmächtigen, gefährlichen Gott-Gegenüber verharrt, und sie nicht Gottes richtendes Schöpferwort im Evangelium vernimmt, das sie erlöst aus ihrer beziehungslosen Sonderung von Gott und in eine neue Kreatur verwandelt, welches dem Dämmerlicht ihrer relig. Erlebnisse ein Ende macht durch die Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi, solange bleibt sie dem wogenden Meer ihrer relig. Erlebnisse ausgeliefert und muß darauf ruhelos umher irren. Schaut sie Gott nicht im

Digitized by Google

Schmuck seines Wortes, in dem er selbst sich den Menschen faßbar und zugänglich gemacht hat, in welchem er „Gott für uns" ist, solange bleibt die Menschenseele — heimatlos und bleibt sich auch selber fremd.

Ich möchte mich anders auch so ausdrücken: im relig. Erlebnis regt sich die Erinnerung an die göttliche Heimat, an den verborgenen Ursprung unseres Wesens. Diese Erinnerung kann süß oder schreckhaft sein. Es kann den Menschen wie Heimweh beschleichen, wenn in ihm die „Ahnung einer höheren Welt aufdämmert"; er vergißt für eine Weile in andächtigem Staunen oder ergriffener Versunkenheit die Gewöhnlichkeit des Daseins; die Alltagsstimmung löst sich auf in eine gehobenere, weihevolle Stimmung. . . . . „Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt und hätte gerne . . . mein müdes Leben, Schöpfer der Geister, dir hingegeben." Die Bilder der „Heimat" standen der Seele plötzlich für eine Weile vor den Augen, wie dem Wüstenwanderer die Fata morgana der erquickenden Oase am Himmel erscheint. Sehnsucht und Verlangen haben sich in ihr geregt, sie ist für eine Weile wie „zu Hause" gewesen. — Oder die Erinnerung macht sie tief erbeben vor Gott und erschrecken vor sich selbst, so daß Angst und Furcht sich ihrer bemächtigen.

Aber in beidem, in Sehnsucht oder Furcht, bleibt der Mensch immer noch, der es ist. In beidem erinnert er sich nur erst der Heimat. Er kehrt damit noch nicht heim, er ist noch kein anderer geworden, er verharrt immer noch in seiner falschen, gegensätzlichen Stellung zu Gott. — Schreckhafte oder beseligende Erinnerungen könnten ihn eigentlich veranlassen, sich wirklich der Heimat zu erinnern, sich zu besinnen, daß sie keine Fata morgana, sondern wahr und wirklich ist. Sie könnten ihn bewegen, sich wirklich auf — Gott zu besinnen, der ihn durch Mahnen und Locken zu sich hinlenken möchte. Er könnte sich durch sie wirklich warnen und ziehen lassen und der Stimme der Wahrheit nicht untreu werden wollen. Mit andern Worten: er könnte durch sie wirklich an die Schwelle des Glaubens herangeführt werden, um „sein Herz voraus zu schicken und sein Leben ihm, dem Schöpfer der Geister, hinzugeben".

Er kann aber auch — anders! Er kann die schreckhafte, unliebsame Erinnerung und Mahnung vergessen und mißachten wollen, und er kann die selige Erinnerung in einen seligen erhabenen Selbstgenuß umwandeln. So wie es besonders reizvoll ist, in der Fremde das Bild der Heimat sich zu vergegenwärtigen und die Erinnerung daran jeweils wieder zu beleben, so kann der Mensch in der beständigen Wiederbelebung der seligen Erinnerungen an die Gottesheimat einen eigenen — aber hier unerlaubten und gefährlichen! — Reiz erblicken. Eben das ist die Gefahr, der die Seele in allem relig. Erleben zu erliegen droht, daß sie die schönen Bilder der Heimat nur genießt in der Erinnerung, daß sie gleichsam — „schwelgt in Erinnerungen", aber sich dadurch nicht an den Heimweg, an die heilvolle Rückkehr gemahnen lassen will. Sie will nur immer wieder sich erlaben am Anblick der schönen Bilder (wie berückend schön weiß der kath. Kultus sie nachzuzeichnen!). Sie will sich nur — je nach Bedürfnis! — „anregen", „erheben", „erbauen" lassen. So kann für sie auch ein erschauerndes Versinken vor Gottes schrecklicher Majestät im Erlebnis des Mysterium tremendum zu einem höchsten (denkbar höchsten!)

Digitized by Google

— Genuß werden! Sie geht damit aber — an Gott vorbei und kehrt zu sich selbst zurück, ja, sie verfeinert und veredelt in Wahrheit nur ihr eigenes Wesen; die „Gottesschau" wird zur „Selbstschau". Sie schaut im relig. Erlebnis nicht zu Gott hindurch, sondern bleibt in dessen Dickicht hangen. Ihr Gottesdienst ist Eigendienst. „Der Mensch und seine Religion tritt an den Platz, der Gott und seinem Reiche gebührt" (E. Vischer in seiner Rezension über „das Heilige" [1]).

Die Seele kommt mit einem Wort nicht — zum Glauben. Sie läßt sich nicht wirklich erinnern und hört darum nicht wirklich auf Gott, ja sie verschließt sich seinem Wort erst recht, indem sie sich der „vermeintlichen Ersatzmittel des Glaubens" (relig. Erlebnisse!) bedient. (Zündel.) Hört sie aber Gott, hält sie der Wahrheit stand, die sie in der relig. Erfahrung mahnt und lockt, will sie sich dadurch von Gott ergreifen lassen und will sie sich nicht mehr in ihrer eigenen „Ergriffenheit" genießen, dann schaut sie in den relig. Erlebnissen hindurch zu deren Ursprung, und dann durchschaut sie auch sich selbst. Das heißt: nun durchschaut sie das Unwahrhaftige, das sich auch im größten, im relig. Erleben, einschleicht und ihr den Blick der Wahrheit wieder trübt. Nun, wo sie einmal dem Auge der Wahrheit ganz stand — und darhalten will, wo sie wirklich aufhorchen und von sich einmal gänzlich abzusehen beginnen möchte, wo sie in bereitwilligster Erwartung stille hält, sich von Gott „Weg und richtige Bahn weisen zu lassen" (Psalm 27,11) —, nun tritt sie an die Schwelle des Glaubens. Nun sieht sie, daß auch sie die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufgehalten hat. Nun kann sie sich nicht mehr reich fühlen mit ihren numinosen Erlebnissen und Gefühlen; nun mangelt auch ihr der Ruhm, weil sie die Unwahrheit in sich erschaut und sich damit ihrer Ehrfurchtlosigkeit vor Gott bewußt werden muß.

Jetzt aber kann Gott sein Werk an ihr beginnen: das Werk des Glaubens. Der Glaube ist Gottes Tat, der Mensch kann hierfür nur bereit sein wollen. Nun kann und darf sie sein Evangelium (Röm 1,1), das Evangelium von Jesus Christus, hören. Nun darf sie hören, daß Gott, in dessen Augen sie ganz als in Unwahrheit befangen durchschaut und bloßgestellt ist, ihr ihre — Sünden vergibt, nicht gegen, sondern für sie Partei ergreift in der Tatsache, daß er Mensch geworden. Aber „das ist die unerhörte Strenge des Urteils der Sündenvergebung: es verschont nichts am Menschen, nicht sein Bestes, nicht sein Reinstes; es verschont das alles nicht, um den Sünder zu schonen". (Gogarten.)

Damit aber weicht die Dämmerung der relig. Erlebnis-Sphäre, und der Tag der Klarheit Gottes im Angesichte Jesu Christi bricht in ihr und für sie an. Im Glauben tritt die Seele, tritt der Mensch ein für allemal heraus aus der Vorläufigkeit relig. Erlebnisse und wirft den Anker auf's jenseitige Ufer. Im Glauben ist er den Schwankungen seines relig. Innenlebens völlig enthoben, weil er weiß, es gibt einen Glaubensinhalt: das Evangelium, unabhängig von der Intensität seines Vertrauens in ihn. Im Glauben kann er nun sprechen: „Wenn ich auch gar nichts fühle von deiner Macht, du

[1]) Kirchenblatt für die ref. Schweiz 1924 Nr. 10—13.

Digitized by Google

bringst mich doch zum Ziele, auch durch die Nacht". Im Glauben kommt es für ihn nun zur Rückkehr in die Heimat, zum erlösenden „Vorwärts" an Stelle des „Anortgehens". Im Glauben weiß er nun: tua res agitur, und nun will er sich auch nicht mehr — wir schauen der relig. Gefahr auch von dieser Seite nochmals ins Auge! — im Gewande höchster, angemessenster kultischer Verehrung vor Gottes Ansprüchen des Glaubens und der Buße sichern und verbergen.[1]) Nun will er sich nicht mehr durch Huldigungen vor Gott von der Verpflichtung gegen sein Wort loskaufen (der leidenschaftliche Protest der Propheten gegen den Kultus, gegen — die Religion!), sondern nun will er dem göttlichen Gericht darhalten, um darin seine Erlösung zu empfangen.

Damit will ich — zum Schlusse sei dieses noch nachdrücklich bemerkt — nichts sagen gegen Menschings Kultpredigt-Vorschlag. Ich möchte ihn nur nach Möglichkeit sichern vor den Gefahren, die ihm bei seiner rein seelischen Betrachtungsweise drohen. Darum habe ich ihr die evang. Betrachtungsweise entgegen zu halten versucht. Darum lege ich aber auch allen Nachdruck nur auf ein „reines", d. h. glaubendes Zeugnis. Darf unsere Predigt wieder Zeugnis sein, in dem sich Gott zu unseren „leeren" Menschenworten bekennt, dann muß es uns um die Form unserer Anbetung (Kult-Predigt) nicht mehr bange sein. — „So kommt der Glaube aus der Predigt (ἐξ ἀκοῆς!), die Predigt aber durch das Wort Christi" Röm. 10,17. —

Noch einmal das evangelische Gesangbuch der Aufklärung.

Von Julius Smend.

Prof. Lic. Sturm in Karlsruhe hat meinem Vorgänger in der Schriftleitung auf meine Anzeige seines Buches hin (in diesem Jahrg. S. 30ff.) eine Erwiderung zugehen lassen, die ich ihres Umfanges wegen, und weil sie eine ebenso umständliche Abweisung erfordern würde, schlechterdings nicht dem Druck übergeben kann. Man wolle mir das nicht mißdeuten. Ich darf versichern, daß Sturms Einspruch durchweg auf schwachen Beinen steht, und hebe nur Beispiels halber kurz einige seiner Gegenausführungen hervor.

Sturm schrieb in seinem Buche (S. 62) in gesperrtem Druck: „Eigentliche Lieder der Sittenlehre hatte es im bisherigen Gesangbuch von seltenen Ausnahmen abgesehen nicht gegeben." Und ein anderes Mal (S. 61): „Einer der Hauptgründe, warum das alte Gesangbuch den Ansprüchen der Zeit nicht mehr genügte, war sein Mangel an Liedern über (!) die Sittenlehre." Jetzt nimmt er es mir übel, daß ich darin seine Meinung vermutet habe. Ja, warum gab er denn nicht irgendwie zu erkennen, daß dies Verlangen der Aufklärungszeit nach „Liedern der Sittenlehre" oder gar „über die Sittenlehre" in unseren Augen ein vollkommener Unsinn ist?

Ich vermißte in der Kennzeichnung der Dichtung jener Tage das Lob goldener Aufrichtigkeit. Sturm belehrt mich nun darüber, daß Wahrhaftigkeit ohne Wirklichkeitssinn ihres Namens nicht wert sei, und daß ebendieser der Aufklärung gefehlt habe. Im allgemeinen bezeichnet man es doch als Kennzeichen der Wahrhaftigkeit, wenn einer sich gibt, wie er ist, und nichts zu haben vorgibt, was er nicht hat. Das aber ist, wie ich standhaft behaupte, ein Merkmal der „Poesie" der Aufklärung, das

[1]) „Eben weil die Kultkirche etwas Höchstes darstellt oder gar (in ihrer katholischen Form) vergegenwärtigt, ist sie, nachdem sie lange Zeit eine wunderbare Balsamspenderin gewesen ist, die gefährlichste Gottesfeindin. Diese Feststellung trifft nicht nur die kath. Kirche." (J. Oettli; Kirchenblatt für die ref. Schw. 1924 Nr. 8.)

Digitized by Google

gewiß auch dem Verfasser des in Rede stehenden Buches deutlicher geworden wäre, hätte er einmal die gleichzeitigen Agenden und Liturgien mit in Betracht gezogen. Dort findet er genau die gleiche Tugend.

Sturm verdenkt es mir, daß ich gewünscht hätte, er möchte seinen Gegenstand auch und vor allem unter liturgischem Gesichtspunkt angeschaut haben. Er meint, er habe mit gutem Bedacht nur die dogmatischen und ethischen Werke des Zeitalters und die hymnologische Literatur herbeigezogen. Dem gegenüber wäre doch aber vor allem die gottesdienstliche Abzweckung dieser Dichtungen zu berücksichtigen gewesen. Sturm hätte auf diesem Wege sofort erkannt, daß die „Poesie" dieser Tage die gereimte Predigt der Aufklärung ist, und daß man die „homiletisierende" Wirkung der Kanzelrede auf das Gesangbuch hier so besonders eindrücklich zu spüren bekommt.

Ganz ungerecht findet endlich Sturm meine Bemerkung, er habe die musikalische Seite der Lieder außer Acht gelassen und somit seiner Aufgabe eigentlich nur zur Hälfte genügt. Er schreibt: „Mit dem Anwachsen der Liedermassen unterbleibt schon im 17. Jahrhdt. der Abdruck der Weisen in den Büchern mehr und mehr (Graff, S. 257). Auch das Aufklärungsgesangbuch bringt die Lieder ohne Noten. Von über 20 durchgearbeiteten Büchern fand ich sie nur in einem einzigen. Wollte ich die gewiß wünschenswerte Behandlung der Weisen in meinem Buch aufnehmen, so mußte der Titel eher lauten: Das evang. Gesang- und Choralbuch der Aufklärung. Ich habe mich mit der Behandlung des ersteren begnügt."

Hierzu ist Folgendes zu bemerken: 1. Daß ein Gesangbuch ohne Noten kein Gesangbuch, sondern eine Gedichtsammlung ist, wußten unsere Urgroßväter leider nicht. Sturm und ich aber wissen es; so wollen wir unsre Erkenntnis doch auch nicht verhehlen. 2. Sturm hat nur in einem Gesangbuch der Zeit Noten gefunden. War es wirklich nicht der Mühe wert, wenigstens diesen Umstand zu erwähnen? Soweit war man denn doch im Zeitalter des Pietismus noch nicht, daß von 20 Büchern nur eines noch Noten enthielt. 3. Von Noten war nicht die Rede, und auf Noten (und gar auf Choralbücher!) kommt es hier gar nicht an, sondern auf die, doch wohl nirgend fehlenden Melodieangaben! Gerade sie sind für die Beurteilung des Aufklärungsgesangbuches von allergrößter Wichtigkeit, in mehr als einer Hinsicht, auch für die Beurteilung der Textgestalten. Warum gibt Sturm nicht einfach zu, daß ihm diese Überlegung fern geblieben ist?

Überhaupt hat er gar nicht nötig, berechtigter Kritik gegenüber ablehnend oder gekränkt zu sein. Er hat uns ein vortreffliches, sehr nützliches Buch geschenkt, und ich meinte das auch bereitwillig und dankbar anerkannt zu haben.

Zum Gebrauch des „Amen".

Von Professor Pfarrer D. **Glaue, Jena.**

Seit längerer Zeit fiel mir der häufige Gebrauch des „Amen" in unseren Gottesdiensten auf; seine Verwendung schien mir nur zum Teil berechtigt zu sein. Ich ging der Entstehung dieses Gebrauchs nach und habe darüber Ausführungen in der Zeitschrift für Kirchengeschichte 1924 veröffentlicht. Dort habe ich die Geschichte bis ins Mittelalter verfolgt. Hierunter möchte ich nun über die Verwendung des Amen in der evangelischen Kirche einige Bemerkungen anknüpfen und Vorschläge zu richtigem Gebrauche machen. Die Beschränkung des Gebrauchs auf die Fälle, wo das Amen seinen richtigen Platz hat und zulässig ist, wird bei gutem Willen und sorgfältiger Vorbereitung leichter möglich sein, als mancher es beim ersten Überdenken meint.

I.

Aus der mittelalterlichen katholischen Kirche hat man das Amen in die evangelischen Gottesdienste übernommen, ohne sich, soweit ich sehe, weiter darüber Gedanken

Digitized by Google

zu machen, wie dieser Gebrauch nach evangelischen Grundsätzen zu gestalten wäre, ob hier dem katholischen Gebrauche gegenüber eine Änderung Platz zu greifen hätte. Man legte sich gar nicht die Frage vor, ob die in der katholischen Kirche üblich gewordene, fast ausschließlich durch den Priester erfolgende Verwendung des Amen der ursprünglichen Bedeutung und der altchristlichen Sitte entsprach. Man ließ auch in den Gottesdiensten der Reformationszeit Gebete und feierliche Worte — Taufformel, Einsetzungsworte, Textverlesungen — durch den Geistlichen mit Amen abschließen. Allerdings hat man dann doch der im Gottesdienst anwesenden evangelischen Gemeinde insofern Rechnung getragen, als sie das Amen des Geistlichen durch ein einfaches oder zweifaches oder dreifaches Amen aufnehmen durfte; hier und da unterblieb bei Kollekten und beim Segen das Amen des Geistlichen, und nur die Gemeinde sang es. Daß der Geistliche seine Predigt durch Amen schloß, fand damals in evangelischen Kreisen keinen Anstoß.[1])

Besondere Anweisungen über den Gebrauch des Amen im Gottesdienste sind, so weit meine Kenntnis reicht, nicht weiter gegeben worden. Erklärungen des Amen finden sich häufiger wie schon bei Luther, so auch in anderen Katechismusbearbeitungen.

Selbstverständlich sind die einzelnen Landeskirchen bei der Abfassung ihrer Agenden inbezug auf die Verwendung des Amen an den einzelnen liturgischen Stellen ihre eigenen Wege gegangen. Das hier genauer durchzugehen, würde jedoch viel zu weit führen. Im großen und ganzen ist alles dies so geblieben, wie es sich gleich in der Reformationszeit eingebürgert hatte.

Nur das, was die Kirchenagende für die Hof- und Domkirche zu Berlin 1822 und die Agende für die Evangelische Landeskirche (Preußens) 1895 über den Gebrauch des Amen erkennen läßt, will ich noch kurz erwähnen.

In der Liturgie zum Hauptgottesdienste an Sonn- und Festtagen und zur Abendmahlsfeier, wie sie die erstere bietet, spricht der Geistliche zwölfmal Amen, wobei aber nicht angegeben ist, ob er auch auf der Kanzel beim Eingangsvotum, bei Verlesung des Predigttextes, am Schluß der Predigt ein Amen gebrauchte. Auffallend ist, daß auch auf das „Gelobt seist du, o Christus" — nach der Evangelienlektion — noch ein

---

[1]) Wie sehr es das Amen den frommen Menschen angetan hatte, ersieht man auch aus dem Gebrauch, den die Kirchenlieder von ihm machen, in denen es oftmals als Anfang von Strophen oder innerhalb derselben vorkommt: z. B.

Vater Unser im Himmelreich	V. 9: Amen, das ist, es werde wahr
Schaffet, schaffet, Menschenkinder	V 10: Amen, es geschehe, Amen
Meine Seel' ist stille	V. 6: Amen, es geschiehet
Liebster Jesu, in den Tagen	V. 6: Amen, du wirst mich erhören
Verzage nicht, du Häuflein klein	V. 5: Amen, das hilf, Herr Jesu Christ
Gott will's machen	V. 17: Amen, Amen, in dem Namen
Wir danken dir, Herr Jesu Christ	V. 11: Amen, Amen, Herr Jesu Christ
	V. 13: Amen singen wir noch einmal; wir sehnen uns nach's Himmels Saal, da wir mit deinen Engelein das Amen wollen singen fein.
Früh am Morgen Jesus gehet	V. 5: Amen, ja, es soll geschehen
Ich hab' mein Sach' Gott heimgestellt	V. 18: Amen! mein lieber frommer Gott!
Keinen hat Gott verlassen	V. 8: Amen! nun will ich schließen
Auf meinen lieben Gott trau ich	V. 6: Amen zu aller Stund' sprech' ich aus Herzensgrund ..... auf daß wir deinen Namen ewiglich preisen; Amen!

In Zinzendorfs Strophe: Die wir uns allhier . . . sage Amen! . . .
Im ursprüngl. Schluß der 3. Strophe v. „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'".
Amen, Amen! lauter Amen . . Lied v. Benj. Schmolck, in dem noch mehrmals Amen vorkommt.
Amen, deines Grabes Friede . . Lied v. K. B. Garve } in denen noch einmal Amen
Amen, Gott, Vat'r und Sohn . . Lied v. L. Helmbold } vorkommt.

Digitized by Google

Amen folgt. Der Chor[1]) singt siebenmal ein einfaches Amen, dreimal ein dreifaches und dann noch einmal ein Amen zum Abschluß des „Ehre sei Gott in der Höhe". Die eigentliche Taufformel wird nicht durch Amen abgeschlossen, ebensowenig die Einsetzungsworte beim Abendmahl.

Nach der Preußischen Agende von 1895 verwendet der Geistliche in der Liturgie des Hauptgottesdienstes mit angeschlossenem Abendmahl mindestens 12mal Amen — darin ist das Amen beim Kanzelgruß und Kanzelsegen eingeschlossen, nicht das bei der Predigt. Möglich ist, daß er es noch häufiger verwenden mußte; die ersten Formeln bei der Austeilung der Elemente stehen nämlich ohne Amen, die dafür auch verwendbaren Parallelformeln sind mit Amen abgeschlossen. An Stelle des Hallelujah nach dem Spruch bei der Epistellektion tritt in der Passionszeit und am Bettag Amen ein. Die Einsetzungsworte stehen ohne Amen.

In dieser Agende ist ja ganz deutlich die Gemeinde wieder in ihre Rechte eingesetzt. Sie hat dreimal ein einfaches und dreimal ein dreifaches Amen als Antwort zu singen, zweimal ein einfaches und einmal ein dreifaches Amen zum Abschluß eines anderen Satzes. Wie der Geistliche ersetzt auch die Gemeinde in der Passionszeit und am Bettag das Hallelujah durch Amen. Statt des Amen nach dem Vater Unser kann auch die Doxologie mit Amen gesungen werden.

II.

Erst in neuerer Zeit hat man es unternommen, dem nicht gerechtfertigten Gebrauch des Amen entgegenzutreten. An 2 Stellen des Gottesdienstes wenigstens hat man einerseits kritisch, anderseits durch positive Anweisung auf Änderung und Besserung gedrungen, d. i. einmal bei der Verlesung des Predigttextes und sodann am Ende der Predigt. So schreibt G. Rietschel[2]): Die Textverlesung darf nur dann mit „Amen" beschlossen werden, wenn es wirklich als Zeugnis persönlicher gläubiger Bestätigung des

[1]) Wenn hier dem Geistlichen der Chor gegenübergestellt wird, so fragt sich: ist das so zu verstehen, daß der Chor der Leiter und Träger der Responsorien sein soll, daß sich also die Gemeinde beteiligt? Die Österreichische K. O. v. J. 1571 meint es so, wenn sie schreibt: „Auf all diese obgesetzte Kollekten, so der Priester singt, liest oder vorbetet, soll allewege nach der Lehre Pauli 1. Kor. 14 die gemeine Kirche oder Chor mit dem Amen antworten." Wenn in neueren Liturgien die Responsorien dem Chor übergeben werden, so soll das auf jeden Fall so verstanden werden, daß an die Stelle des Chors die Gemeinde treten kann, oder daß die Gemeinde zugleich mit dem Chor singt. In der Preuß. Agende von 1822 könnte doch aber — nach katholischem Vorbild — die Gemeinde auch ganz ausgeschaltet gewesen sein.

[2]) Lehrbuch der Liturgik 1. Bd. 1900 im Text S. 529. Dazu kommt Anm. 2 (es fehlt auf dieser Seite Anm. 1). Praktisch ausgedrückt kann das Amen gebraucht werden sobald man es an der betreffenden Stelle mit „Das ist gewißlich wahr!" oder „Ja, es soll also geschehen!" übersetzen kann. Leider wird das „Amen" von vielen Geistlichen höchst gedankenlos gebraucht, so daß es nach der Verlesung des Textes auf der Kanzel oder am Schluß der Predigt zu einem bloßen: „Die Lektion ist zu Ende" oder „Dixi" herabsinkt. Es ist doch z. B. unpassend, wenn der Schluß des Evangeliums vom Epiphanienfest (Matth. 2, 1–12): „Und zogen durch einen anderen Weg wieder in ihr Land", und geradezu sinnlos, ja anstößig, wenn der Schluß der Epistel des 1. Pfingstfeiertages: „Die andern aber hatten es ihren Spott und sprachen: Sie sind voll süßen Weines" mit einem feierlichen „Amen, das ist gewißlich wahr" besiegelt wird. — Man wird noch mehr solcher Perikopenschlüsse finden, die unmöglich mit Amen verbunden werden können z. B. Act. 16, 9–15 (2. Ep. am 12. p. Trin.) oder auch freier Texte z. B. nach Matth. 27, 5. — Wenn Achelis in seiner Kritik von Rietschels Buch (Theologische Literatur-Zeitung 1901 Sp. 628) schreibt: „S. 529 Anm. 2 ist die Beschränkung von Amen zu beanstanden; das Wort hat längst die Bedeutung einer allgemeinen solennen Schlußformel gewonnen", so muß ich das für verkehrt halten und Rietschel Recht geben in dem Sinne, wie ich es oben ausführe. Theod. Harnack, Prakt. Theologie I. II. S. 464 schrieb schon 1877: „doch haben wir uns zu hüten, daß das Amen nicht zu oft vorkomme und battologisch gemißbraucht werde."

Digitized by Google

soeben Verlesenen gelten kann. In der unten abgedruckten Anmerkung wendet er sich auch gegen den ebenso falschen Gebrauch am Schluß der Predigt. Und Smend, der, wenn ich mich recht erinnere, in einer seiner Schriften auch ausdrücklich darauf hingewiesen hat, zeigt durch die Zusammenstellung von „Worten nach der Textverlesung" auf S. 147 seines Kirchenbuchs[1]), daß das Amen nicht unmittelbar auf die Verlesung folgen darf.

Danach kann ich denn dazu übergehen, aus dem Vorhergehenden für unsere Zeit die Folgerungen zu ziehen. Über die liturgische Verwendung des Amen im Gottesdienste möchte ich folgende Grundsätze aufstellen:

1. Das Amen gehört in erster Linie der Gemeinde zu[2]). Sie soll durch ein einmaliges oder auch zwei- und dreimaliges Amen die Gebetsworte — darunter fasse ich auch das Sündenbekenntnis in dem Falle, daß es nicht mit einem Kyrie beantwortet wird — und den Segenswunsch, die der Geistliche in ihrem Namen gesprochen hat, aufnehmen. Ist es auch nur ein kurzes liturgisches Stück, das so der Gemeinde zukommt, so hat sie eben doch damit jedesmal die Möglichkeit, sich im Gottesdienst ihrerseits zu betätigen. Wo aber so die Gemeinde ein Amen in der Liturgie hat, da darf auf keinen Fall der Geistliche schon mit Amen geschlossen haben. Das aber geschieht ja heute wohl noch verschiedentlich. Ich erkläre es mir so: einmal ist man sich der ganzen Sachlage dessen, wie Amen richtig zu verwenden ist, noch nicht bewußt geworden, und dann hält der Geistliche am Sprechen des Amen fest, um dadurch dem Organisten ein Zeichen zu geben, daß er nunmehr mit der Orgel einzusetzen habe[3]). In einer lebendigen, aufmerksam an der Liturgie teilnehmenden Gemeinde ist jedoch solch äußerliches Zeichengeben nicht nötig; eine solche Gemeinde muß ja, dem Gange der Liturgie folgend, von selbst wissen, wo sie ihre Zustimmung zum Ausdruck zu bringen hat, und sie wird sich schnell daran gewöhnt haben, ohne daß sie erst durch den Geistlichen jedesmal daran erinnert und durch das einsetzende Orgelspiel darauf hingewiesen wird. Nein, unmittelbar nach Schluß des Gebetes wird sie kräftig und bestimmt ihr Amen erklingen lassen.

In diesem Zusammenhange möchte ich auch die Frage nicht unerörtert lassen, ob dieses Amen von der Gemeinde gesungen oder gesprochen werden soll. Grundsätzlich ist es wohl das Richtige, daß auf ein vom Geistlichen gesprochenes liturgisches Stück — und der Gesang der Gebete will mir durchaus nicht zusagen — als unmittelbare Antwort auch seitens der Gemeinde gesprochen wird, daß responsorischer Gemeindegesang nur auf Gesang des Geistlichen bzw. seines administrierenden Chores folgen dürfe. Unter den Bedenken, die dieser grundsätzlichen Forderung entgegengehalten werden, hat dieses am wenigsten Berechtigung, daß man das Amen als Antwort auf ein Gebet nicht sprechen lassen könne; so gewiß es nicht angeht, längere Sätze von

[1]) Kirchenbuch für evangelische Gemeinden zunächst für die in Elsaß-Lothringen Bd. 1. 1906.

[2]) Auch nicht dem Chor, der doch nur da als Teil der Gemeinde eintreten soll, wo es sich darum handelt, daß musikalisch gebildete Glieder der Gemeinde mit ihrem Können den andern Gliedern der Gemeinde dienen und so zur Verschönerung des Gottesdienstes, zur Erhöhung der auf das Gefühl wirkenden Erbauung beitragen.

[3]) Es dürfte also in den Kirchenbüchern ein Gebet (Sündenbekenntnis, sog. Kollekte, Vater Unser, Segen), auf das die Gemeinde mit Amen antwortet, nicht mit Amen des Geistlichen geschlossen werden. Davon weichen aber — ganz abgesehen von der großen Verschiedenheit der älteren Agenden bezüglich dieses Punktes — auch die neueren Kirchenbücher noch mehr oder weniger ab: der Badische Entwurf enthält in den gottesdienstlichen Formularen kein Amen, das Hessische Kirchenbuch behält es im Munde des Geistlichen nur beim Vater Unser und beim Glaubensbekenntnis bei, Smend auch noch beim Sündenbekenntnis, beim Gebet vor der Schriftverlesung, beim Schlußgebet: in allen diesen Fällen, wo die Gemeinde mit Amen oder sonstwie (Herr, erbarme dich usw.) einsetzt, ist das Amen des Geistlichen nicht angebracht.

Digitized by Google

der Gemeinde sprechen zu lassen, weil daraus ein Gemurmel wird, das liturgischer Schönheit Abbruch tut, ein einfaches Amen jedoch ist keineswegs unmöglich. Ich habe s. Zt. in meiner Gemeinde beim Vater Unser das Amen durch die Gemeinde sprechen lassen, und es ging nicht bloß ohne jede Störung ab, sondern machte einen sehr feierlichen Eindruck. Gegen den oft und immer wieder erhobenen Vorwurf, dergleichen sei katholisierend, mich zu verwahren, ist wohl nicht nötig.[1])

Ich möchte aber hier noch darauf hinweisen, daß ich es um der stärkeren Aktivität der Gemeinde willen noch lieber sähe, wenn an Stelle des Amen nach dem Vater Unser die ganze Doxologie von der Gemeinde gesungen würde[2]), daß aber auch sonst das Amen durch einen längeren liturgischen Satz oder eine Gesangbuchsstrophe[3]) ersetzt würde.

2. Ist also das Amen des Liturgen am Schlusse eines Gebetes oder des Segens überflüssig und darum ungehörig, wenn es auch durch die Gemeinde zum Ausdruck gebracht wird, so möchte ich seinen Gebrauch da noch für zulässig erklären, wo der Geistliche ein Gebet oder einen Wunsch ausspricht, die Gemeinde aber nicht darauf zu Worte kommt. Hier, also z. B. beim Eingang des Gottesdienstes oder beim Kanzelgruß und Kanzelsegen[4]), könnte das Amen gesprochen werden, nötig ist es aber auch in diesen Fällen nicht. Kann man seinen Gebrauch an diesen Stellen auch nicht mit dem Hinweis auf die jüdische Kultussitte, auf die ursprüngliche Anwendung des hebräischen Wortes, rechtfertigen, so doch damit, daß man auf den entsprechenden Gebrauch in der späteren christlichen Kirche verweist, wo ja der Geistliche mehrfach ein solches Amen sprach.

3. Unrichtig aber ist es, das Amen an Stellen zu gebrauchen, wo es sich überhaupt nicht um Gebete handelt, wo also gar nicht von einer Bestärkung, einer Bekräftigung des Vorhergehenden die Rede ist[5]). Das wäre der Fall

---

[1]) Als ich diese Gedanken geschrieben hatte, freute ich mich, bei einem Laien, M. Rieger (Zur liturgischen Reform in der hessischen Landeskirche 1890), vollste Bestätigung meiner Anschauungen zu finden (S. 20f.). Seine Worte verdienen unbedingt auch heute noch aufmerksame Berücksichtigung als Äußerungen eines hochgebildeten, kirchlich interessierten und fein empfindenden Mannes. Er bestätigt, was ich oben ausgeführt habe, weist auch noch darauf hin, daß ja doch bei der Beichte ebenfalls durch die Gemeinde Ja gesprochen wird, und erinnert daran, welchen tiefen Eindruck auf ihn das Sprechen der englischen Gemeinde gemacht habe. Nur darin kann ich ihm nicht zustimmen, wenn er zuletzt schreibt: „Hält man aber dies — das Sprechen — für unmöglich, so ziehe ich weit vor, daß man auf solche Responsorien, die gesprochen werden müssen, ganz verzichte und insbesondere das Amen überall dem Liturgen überlasse.“ Gegen diese Ausschaltung der Gemeinde muß ich mich entschieden wenden. Auch das Kirchenbuch für die evangelische Kirche des Großherzogtums Hessen schreibt S. XXVII: Es wäre ... dem evangelischen Empfinden natürlicher, wenn sich die Gemeinde das Gebet mit gesprochenem Amen aneignete. Im engeren Kreise, in der Erbauungsstunde oder in kleinen, geschlossenen Gemeinden wird dies möglich sein; in größeren Gemeinden von häufig wechselndem Bestande fordert der Grundsatz 1. Kor. 14, 40 die musikalische Stilisierung, die allein das geordnete und würdige Zusammensprechen ermöglicht, also das gesungene Amen.

[2]) Das Vater Unser wurde den morgenländischen Liturgien zufolge, aber auch in der gallikanischen Kirche früher ganz von der Gemeinde gesungen, das ist auch heute noch zuweilen üblich, cf. Hieron. adv. Pelag 3, 15, der das auf apostolische Anordnung zurückführt, Gregor v. Tours De mirac. S. Martini II, 30, Cäsar v. Arles Sermo 281, 2, s. hierzu Leitner Gottesdienstlicher Volksgesang 1906 S. 165.

[3]) Ich stimme dem Hessischen Kirchenbuch zu, wenn es S. XXVI schreibt: Der liturgische Gesang der evangelischen Gemeinde ist, wenigstens gilt das für die hessische Landeskirche, wesentlich Liedgesang.

[4]) Wenn anders dieser Kanzelsegen nicht ganz wegfallen muß, damit die Gemeinde unmittelbar ihre Zustimmung zu dem in der Predigt Ausgesprochenen in einem oder mehreren Liedversen geben kann.

[5]) Wohin der kirchlich unrichtige Gebrauch des Amen geführt hat, wurde mir

Digitized by Google

a) nach der Verlesung des Predigttextes. Wenn hier unmittelbar nach dem Verlesenen das Amen gesprochen wird, so besteht der Eindruck, als ob es nur das Signal sein solle dafür, daß sich nunmehr die Gemeinde, die sich zum Anhören des Wortes Gottes erhoben hatte, wieder setzen dürfe. Auf die ganz unzulässigen Verbindungen, die hier oft zwischen dem Schluß des verlesenen Wortes und dem Amen zustande kommen, wurde schon oben hingewiesen, und gewiß wird noch mancher Leser aus seiner Erfahrung ähnliche Unstimmigkeiten beibringen können. Ebenso wie man allmählich, wenigstens hin und her, gelernt hat, die Anfänge der Lektionen — auch der Altarlektionen — richtig zu gestalten und überhaupt auf den Vortrag der Lektion mehr Wert zu legen, ebenso sollte doch nach und nach auch dieser Verstoß gegen den richtigen Gebrauch des Amen am Schlusse der Predigtlektion verschwinden. Glaubt man, durch das Senken der Stimme nicht genügend darauf hinweisen zu können, daß nichts mehr folgt, daß also die Gemeinde sich setzen solle, dann möge man, wie es durch das Material bei Smend angegeben ist, nach der Lektion einen kurzen Gebetsspruch mit Amen einschieben; ein solches Amen würde ja, wie unter 2 gesagt, keinen Bedenken unterliegen.

Wo es Sitte[1]) ist, den Text erst zu verlesen, nachdem man in einleitenden Sätzen auf ihn hingeführt hat, steht wohl die Gemeinde meistenteils nicht auf, um das Schriftwort anzuhören, es bedarf also in diesem Falle des Amen nicht, um sie zum Niedersetzen aufzufordern; aber auch, wo sie aufsteht, sollte man das Amen nicht dazu verwenden, sondern durch richtige Betonung den Schluß der Lektion kenntlich machen.

b) nach der Predigt. Wir haben oben darauf hingewiesen, daß sich das Amen am Schluß der Predigt dadurch in alter Zeit eingestellt hat, daß man die Predigt mit einer Doxologie — und diese dann durch ein Amen — schließen ließ. Und so könnte ja auch heute ohne Frage die eine oder die andere Predigt mit einem Amen geschlossen werden, wenn vorher eine Doxologie oder, wie es ja nicht selten der Fall ist, ein Gotteswort zum Abschluß genommen wird. Geht meine Predigt z. B. in den Wunsch aus „das walte Gott" oder „dazu helfe uns Gott" oder ähnlich, so wäre danach zweifelsohne ein Amen am Platze. Geschieht das aber nicht, schließe ich vielmehr mit einer einfachen Darlegung oder einer Frage oder auch einer Ermahnung, so hätte ein Amen danach nichts zu suchen. Tatsächlich ist es ja wieder nur das Zeichen, daß

---

ganz besonders deutlich, als ich vor einiger Zeit die Selbstbiographie der berühmten Sängerin Lili Lehmann las; mit rechter Freude folgte ich ihren Ausführungen über ihren persönlichen Lebensweg wie über die Musik im allgemeinen, ihren Urteilen über Menschen und Volkskreise, mit denen sie in ihrer reichbewegten Laufbahn zusammentraf, ihren anschaulichen Schilderungen dessen, was sie in aller Welt erlebte; auch über Religion und Gottesdienst fällt manche Bemerkung ab. Erstaunt aber war ich, am Ende eines Kapitels, in dem sie ausführlich den glänzenden Empfang beschrieben hatte, der ihr in Amerika zuteil geworden war, als Schlußwort Amen zu finden, ganz unvermittelt. An anderen Stellen des Buches hätte das Amen zum Abschlusse ernster, ergreifender Worte noch eine Berechtigung gehabt, aber hier? Hat sie den Sinn nicht gekannt? Daß es ein im Gottesdienst gebräuchliches Wort ist, wußte sie doch aber. Und sie hat als Künstlerin für die Religion ein tiefes Empfinden. Sie muß es ganz unbedacht hingeschrieben haben, etwa so, wie die meisten Menschen „Morgen" statt „Guten Morgen", „Mahlzeit" statt „Gesegnete Mahlzeit" sagen. Dem entspricht ganz, was vor Kurzem durch die Zeitung ging: Als der Schlosser Alexander Sch. aus Arnstadt vor dem Schwurgericht in Gotha als Zeuge vereidigt werden sollte, betonte er, als Dissident den Eid ohne die religiöse Formel leisten zu wollen. Nachdem er geschworen hatte, setzte der Freidenker mit lauter Stimme das religiöse Bekräftigungswort „Amen!" hinzu.

[1]) Bassermann, Geistliche Beredsamkeit S. 532f. nimmt an, daß diese Sitte in der lutherischen Kirche in Geltung stehe. Ich glaube nicht, daß man das so ausschließlich behaupten kann; ich kenne doch lutherische Kirchengebiete, in denen es herkömmlich ist, den Text an die Spitze der Predigt zu stellen.

Digitized by Google

sich nunmehr die Gemeinde aus ihrer Aufmerksamkeit und Ruhe während der Predigt etwas gehen lassen könne; daß die Gemeindeglieder den Augenblick des Amen abgewartet haben, merkt man ja an dem sofort danach einsetzenden Räuspern, Sich-Zurecht-Rücken usw. Aber das ist doch keinesfalls der Sinn des Amen, daß es nur soviel wie „Punktum, ich bin am Ende“ [1]) bedeutet. Wer wirklich aufmerksam gewesen ist, wird aus der Predigt und ihrem Gang gemerkt haben, daß nun der Schluß da ist, daß es sich also nicht um eine längere oder kürzere Pause handelt. Es sollte nicht so sein, daß hier aus ganz äußerlichem Grunde mit unbedingter Sicherheit das Amen eintritt [2]). Vielmehr sollte ohne das Dazwischentreten eines solchen in unmittelbarer Zustimmung [3]) zu dem in der Predigt Ausgesprochenen die Gemeinde mit ihrem „Predigt“liede [4]) einsetzen.

c) beim Glaubensbekenntnis. Sobald man nur an der eigentlichen Bedeutung des Amen: „Ja, also geschehe es, es gehe der Wunsch, der immer im Vorhergehenden (Gebet, Eid, Gelübde, Verfluchung) ausgesprochen sein muß, in Erfüllung“ entschieden festhält, mag es nun, wie ursprünglich, von der zustimmenden Gemeinde oder, wie später, von dem seine Worte selbst bekräftigenden Geistlichen gesprochen werden, alsobald wird man einsehen, daß ein Amen durchaus unzulässig ist, wo ich Sätze ausspreche, in denen ich meine Glaubensüberzeugung in vollkommen affirmativer Weise („das ist gewißlich wahr“) zum Ausdruck bringe. Von irgendwelchen Gebetswünschen oder Gelöbnissen ist doch beim Bekenntnis des Glaubens auf keinen Fall die Rede. Daß die Gemeinde, die nach dem Glaubensbekenntnis Amen spricht, dadurch ausdrücken will, auch sie bekenne sich zu den vom Geistlichen gesprochenen Glaubenssätzen, kann niemals im Amen liegen. Das Wort Amen bedeutet nicht, „ja, ich stimme zu“ [5]).

d) bei der Feier des heiligen Abendmahls am Schluß der beiden Glieder der Spendeformel. Die Einsetzungsworte enthalten doch keinen Wunsch, den ich durch Amen bekräftigen müßte. Der Bericht über die 1. Abendmahlsfeier, an die mit der Rezitation der Schriftworte erinnert wird, braucht doch wahrlich nicht mit einem doppelten Amen abgeschlossen zu werden; ich brauche doch nicht das Ende der beiden Abschnitte, die vom Brot und Wein handeln, mit Amen gleichsam als mit einem Punkte anzudeuten oder ihre Feierlichkeit damit zu unterstreichen. Richtig gesprochen und zum Schlusse richtig betont wirken die Worte ganz von selbst. Das Amen hat

---

[1]) Auch weltliche Redner zeigen nicht selten an, daß sie am Schlusse ihrer Rede angelangt sind, indem sie pathetisch ein dixi, j'ai dit hören lassen.

[2]) Von hier stammt wohl hauptsächlich die Redensart: „das ist so gewiß wie's Amen in der Kirche“. Fällt einmal aus dem oben ausgeführten Grunde das Amen hier fort, dann mag ja auch ruhig die Redensart aus unserer Sprache verschwinden.

[3]) Unmittelbar d. h. ohne Vorspiel und Dazwischenspiel des Organisten, ohne Gebete oder Abkündigungen oder auch nur Ansagen des Liedes durch den Geistlichen. Selbst den Kanzelsegen würde ich hier nicht für am Platze halten; er verdankt ja seine Stellung am Schlusse des Kanzeldienstes nur dem Gefühl, daß nach Gebet und Abkündigungen auf der Kanzel ein letztes zusammenfassendes Gebetswort eintreten müsse, ehe der Geistliche die Kanzel verläßt.

[4]) Erfreulicherweise tritt ja auch die Hessische Agende dafür ein, daß nach der Predigt sogleich das Lied der Gemeinde folgen solle. Aber das Amen nach der Predigt hält sie, wie aus den näheren Angaben über das Predigtlied hervorgeht, bei.

[5]) Wenn Rietschel Liturgik S. 512 bei seinen Ausführungen zur Gestaltung des Gemeindegottesdienstes der Gegenwart nach dem Glaubensbekenntnis als Antwort der Gemeinde Amen eintreten läßt, so konnte er dazu nur kommen, weil er sich an Luthers Stellung gegenüber dem Credo anschloß, der darin nichts anderes als einen Lobpreis Gottes sah. Da diese Stellung heute aber nicht mehr eingenommen wird, sondern das Glaubensbekenntnis, wie es seiner geschichtlichen Entstehung nach aufgefaßt werden muß, zur Bezeugung des rechten Glaubens in der Gemeinde dient, so hat eben hier ein Amen, recht verstanden, keinen Platz. Rietschel hat ja damit überhaupt nicht Recht, daß er S. 529 Anm. 2 Amen mit „das ist gewißlich wahr“ übersetzen will.

Digitized by Google

nach ihnen keinen Platz. Oder will man etwa jedes Bibelwort mit Amen abschließen lassen?

e) Ebenso steht es zuletzt mit der Taufformel „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes". Auch hier pflegt man, wohl in der Meinung, damit dieser Formel eine besondere Weihe zu geben, ein Amen anzufügen. Wozu aber? Ein „Ja, also geschehe es" hinter diesen Worten, mit denen man doch eine Handlung begleitet, mit denen man den Täufling in die christliche Gemeinde aufnimmt und ihn der Segnungen derselben vergewissert, hat keinen Sinn[1]).

Das wären meiner Meinung nach die Grundsätze, nach denen sich die Verwendung des Amen zu richten hätte, wenn man es nicht seinem ursprünglichen Sinn und seinem ältesten geschichtlichen Gebrauch zuwider anwenden will. Möge der Mißbrauch, die vielfache, überflüssige und verkehrte Verwendung aufhören, dann wird der Gebrauch recht wirkungsvoll sein!

Zum Schluß möchte ich nur noch darauf aufmerksam machen, daß es auch heute noch (vgl. die in der Zeitschrift für Kirchengeschichte 1924 angeführte Talmudstelle) gilt, das Amen, wo es vom Geistlichen gebraucht wird, so zu sprechen, daß die Gemeinde keinen Anstoß daran nimmt. Es nach der Sitte der Juden und Griechen auf der letzten Silbe zu akzentuieren und diese lang und breit zu sprechen, womit man sich vielleicht ein besonders gelehrtes Ansehen zu geben meint — Pastoreneitelkeit, vor der wir uns ja hüten wollen! — ist ebenso verkehrt, wie wenn man die zweite Silbe fast ganz verschluckt. Man halte die richtige Mitte und spreche es in natürlicher Weise!

Die Gesangbuchausstellung der Preußischen Staatsbibliothek.

Von Dr. **Walter Lott-Berlin.**

Aus Anlaß der Tagung des „Vereins für christliche Kunst der evangelischen Kirche" und zur Feier des 400jährigen Jubiläums des ersten offiziellen lutherischen Gesangbuches veranstaltete die Pr. Staatsbibliothek in der Zeit vom 30. Januar bis 9. Februar eine Ausstellung von Gesangbüchern. Die Leitung dieses Unternehmens lag in den Händen von Prof. Dr. Joh. Wolf. Mit großer Liebe und der ihm eigenen seltenen Materialkenntnis hat der bekannte Musikgelehrte eine Ausstellung aufgebaut, die an Reichhaltigkeit und übersichtlicher Zusammenstellung anderswo kaum wieder angetroffen werden dürfte.

Die Anordnung des Materials geschah nach folgenden Hauptgesichtspunkten: Zunächst wurden dem Besucher Handschriften des 15. Jhdts., Inkunabel-Drucke, die vor dem Jahre 1500 entstanden sind, und Flugblätter aus vorreformatorischer Zeit vor Augen geführt. So wurde er darüber orientiert, daß geistliche deutsche Lieder bereits lange vor dem Auftreten der Reformation in Deutschland heimisch waren. Weiter zeigte die Ausstellung die Quellengebiete des evg. Chorals, sowie die Entwicklung des Gesangbuchdruckes seit 1524, und zwar die Verbreitung einstimmiger und mehrstimmiger Gesangbücher inner- und außerhalb Deutschlands. Drittens gab sie einen Überblick über die zur Verwendung gekommenen Notationen, und endlich viertens eine Anschauung von der künstlerischen Potenz der Buchdrucker innerhalb der letzten vier Jahrhunderte.

---

[1]) Ich erinnere daran, daß an dieser Stelle die römische Kirche dem Geistlichen verboten hat, das Amen zu sprechen. s. Ph. Hartmann, Repertorium Rituum 1913 S. 535; G. Kieffer, Rubrizistik 1913 S. 308. In der griech.-orthod. Kirche spricht der Priester dreimal bei der jedesmaligen Taufformel das Amen, bei den Nestorianern tun es die Anwesenden. cf. Denzinger Rit. Orientalium I, 374. Diese Sitte scheint früher weiter verbreitet gewesen zu sein. Nach Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie Bd. V. S. 207 soll das Amen bei der Taufe ἡ σφραγὶς τοῦ κυρίου genannt worden sein.

Digitized by Google

Wer die Geschichte der Passion, der Planctus (Marienklagen) und der Mysterienspiele verfolgt hat, wird sich erinnern, daß es der Gemeinde schon etwa im 13. Jhdt. gestattet war, sich mit einem deutschen geistlichen Liede, z. B. mit dem „Christ ist erstanden" aktiv an der heiligen Handlung zu beteiligen. Seit dem Auftreten der Mystiker, etwa um die Zeit des Franziskus von Assisi, wissen wir von geistlichen Gesängen in der Volkssprache auch auf italienischem Boden, wo sie den Namen „Laudi" tragen. Im 14. Jhdt. berichtet vor allem die Limburger Chronik des Meister Johannes und die Straßburger von geistlichen Gesängen in deutscher Sprache, die von den Geißlern — jenen sich anfänglich aus Furcht vor der Pestgefahr zusammenschließenden Wallfahrern — angestimmt wurden. Übrigens lebten schon gegen Ende der Geißlerbewegung zwei Dichter, Heinrich von Lauffenberg und Hermann, der Münch von Salzburg, die zu weltlichen Volksliedern geistliche Texte schufen und lateinische Marienantiphonen, z. T. auch Hymnen und Sequenzen, ins Deutsche übertrugen. Von diesen ist der Münch auch als Komponist hervorgetreten. Eine Sequenzübertragung Hermanns, eine Inkunabel, lag in der ersten Vitrine aus. Wohl mehr noch als dieses Stück interessieren zwei dem gleichen (15.) Jahrhundert angehörige Liebhaberhandschriften: Das Gsb. der „Anna von Cöln" und eine niederdeutsche Liederhandschrift aus dem Besitze Hoffmanns von Fallersleben. Beide weisen mehrstimmige geistliche Gesänge auf, darunter das bekannte Weihnachtslied „In dulci jubilo". Aus der Anordnung der Stimmen erhellt, daß beide Objekte Aufführungszwecken nicht gedient haben können. Neben anderen Handschriften war ein Buch: „Von Sant Ursulen schifflein" — eine Inkunabel Straßburg 1497 — bemerkenswert, in dem sich ein mit Choralnoten eingedrucktes geistliches Lied findet. Außer diesen, z. T. mit schönen Initialen geschriebenen und gedruckten Büchern, waren Einblattdrucke aus der Zeit „vor 1524" und „nach 1524" zu besichtigen. Diese sind drucktechnisch und in der Einfügung von Holzschnitten so ausgeführt, wie es besser und künstlerischer schlechthin nicht gedacht werden kann. Die Einblattdrucke enthalten großenteils Kontrafakturen, die auf damals gebräuchliche weltliche Melodien zurückgreifen. Aus der großen Zahl der Blätter seien einige genannt, wie „In der weiß got grueß dich bruder feyte: Lobt got ir frummen cristen", oder „Inß wildpad hin stet mir mein sin. darein hab ich verlangen. Gaistlich: O wee der jämmerlichen not". Ein drittes trug den Titel „Ein new geistlich lied von der iunckfraw Maria. In dem thon.(:) Es wonet lieb bei lieb." usw. Die Kontrafaktur, die schon im 14. Jhdt. ein beliebtes Propagandamittel war, kam in der Reformationszeit zu noch höherer Blüte. Die Einblattdrucke waren die besten Werber für die neue Lehre. Vielfach wurde in ihren Überschriften erwähnt, daß sie „in der schrifft gegründte" oder „dem reinen wort Gottes gemeß" gedichtet seien. Daß solche Kontrafakta indessen auch noch Ende des 16. Jhdts. entstanden, bezeugt ein Frankfurter Druck von 1571. Heinr. Knaust gab ein Büchlein heraus: „Gassenhawer, Reuter und Bergliedlein", in welchem Isaacs Abschiedslied: „Insbruck, ich muß dich lassen" „christlich und moraliter" in „O Welt, ich muß dich lassen" verändert ist. Zu nennen ist hier ferner das Bändchen des jüngeren Philipp Frh. zu Winnenberg: „Christliche Reuterlieder", Straßburg, Jobin 1582.

Der Gang durch die Ausstellung führte weiter zu einer Vitrine, in der u. a. Luthers „Formula missae" von 1523 auslag. Der Reformator hatte die dem geistlichen Liede innewohnende Bedeutung erkannt und befaßte sich bekanntlich in diesem Büchlein mit dem Gebrauch des Volksgesanges in der Kirche. Es folgt Luthers „Deutsche Messe", deren naiver Bildtitel weidende Hirsche zeigt. Sie enthält bereits die durch Joh. Walther für Luther verbürgte Komposition des Liedes „Jesaia dem Propheten", das an Stelle des Sanctus trat. Inzwischen hatte Luther am 24. Juli 1524 den Justus Jonas nach Erfurt gesandt, der die Drucker Maler und Trutebul mit der Drucklegung der ersten deutschen Gesangbücher betraute. Leider ist das letzte erhaltene Exemplar

Digitized by Google

der Malerschen Offizin im Jahre 1870 bei der Belagerung Straßburgs ein Raub der Flammen geworden (wie die unschätzbare Handschrift der deutschen Nonne Herrat von Landsberg). Der Nachdruck von Karl Reinthaler (1848) konnte hier mit ausgelegt werden. Neben diesen beiden GBB. ist noch das sogen. „Achtliederbuch" von besonderer Bedeutung, das man wegen eines Druckfehlers auf dem Titelblatt (1514 statt 1524) früher als das älteste Gesangbuch überhaupt anzusehen geneigt war.

Nachdem nun einmal mit den beiden ersten Erfurter GBB. der Anfang gemacht war, beginnt ein außerordentlich lebhafter Nach- und Neudruck. 1525 schon folgen Drucke in Breslau, in Erfurt (Lörsfelt), in Wittenberg (Stürmer), in Zwickau und in Straßburg. Von Nürnberg aus läßt Hans Sachs seinen Gruß an die Wittenbergische Nachtigall ausgehen. 1526 erscheinen seine geistlichen Lieder für „die layen zu singen". In demselben Jahre noch nehmen seine 13 Psalmen den Weg in die deutschen Lande. 1526 erschien das Wittenberger Gesangbuch des Hans Luft, 1529 das Klugsche GB. — das erste, in dem sich das Trutz- und Kampflied Luthers „Ein feste Burg" befindet —, doch erst aus dem Jahre 1530 haben wir ein GB. aus Leipzig, der heutigen Zentrale des deutschen Buchhandels. Mit der Herausgabe dieses Druckes riskierte übrigens der Verleger Michael Blume seinen Kopf. Denn Georg der Bärtige, ein Feind der neuen Lehre, suchte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Druck und Vertrieb ketzerischer Schriften zu verhindern. Ließ er doch 1527 den die Leipziger Messe besuchenden Nürnberger Drucker Herrgott, der eine politische Schrift verbreitete, kurzerhand hinrichten. So wurde im geheimen gedruckt, was aber nicht verhindern konnte, daß Leipzig durch die Stellungnahme seines Fürsten ins Hintertreffen kam. — Nicht vergessen sei, daß auch das GB. der Wiedertäufer ausgestellt war.

Es ist natürlich nicht möglich, im Rahmen dieses Aufsatzes jedes ausliegende Werk zu besprechen. Doch darf gesagt werden, daß fast alle Bücher dieser Epoche in Bezug auf Buchausstattung und Druck einen hohen Rang einnehmen. Vor allem muß das 1515 mit Luthers schöner Vorrede erschienene Babstsche GB. genannt werden, daß in Bezug auf Druck und Buchschmuck geradezu als vorbildlich anzusprechen ist. Aus der Zahl der Textdichter hebt sich Nikolaus Hermann heraus. In den „Evangelia uff alle Sonn und Festtage", die 1560 bei Schön in Wittenberg erschienen, findet sich u. a. das bekannte Weihnachtslied „Lobt Gott, ihr Christen alle gleich". Ein anderes Werk behandelt „Die Historien von der Sindflut" (Wittenberg 1562).

Es folgten die zu besonderen Gruppen zusammengestellten niederdeutschen GBB., ferner die von Frankfurt a. M. und von Straßburg, die der böhmischen Brüder und endlich die kath. GBB. Die niederdeutschen Werke gehen zurück auf das Wirken des eifrigen Dr. Pomeranus, Joh. Bugenhagen. Eine ungemein große Verbreitung fand seine Evangelienharmonie, worin er die Passions- wie die Auferstehungsgeschichte nach den vier Evangelisten zusammenstellte. Bis weit in das 18. Jahrhundert hinein hat z. B. die Kompilation der Passion immer wieder den Komponisten als Textunterlage gedient. Rostock, Magdeburg, Hamburg, Lübeck und Stettin sind die für die Drucklegung plattdeutscher GBB. hauptsächlich in Frage kommenden Orte. Das älteste ausgelegte Exemplar „Eyn gantz schone unde seer nutte gheſangk boek" stammt aus dem Jahre 1526.

In Straßburg waren im 16. Jhdt. eine ganze Reihe von Offizinen mit dem Gesangbuchdruck beschäftigt. Um nur einige zu nennen, seien die von Wolff Köpphl, Jak. Fröhlich, Berger, Jobin, Rihel und Niclaus Walde angeführt. Das berühmte „Gros Kirchen Gesangbuch" Bucers erschien mit prächtigen Initialen und schwarz-rotem Druck bei Messerschmid. Ein jüngeres Werk von 1616, das bei Bertram herauskam, weist schöne Holzschnitte auf.

Einen angenehmen Eindruck hinterlassen auch die als Quelle des ev. Kirchen-

Digitized by Google

gesanges wichtigen böhmischen GBB., vor allem die in Ulm verlegten Nürnberger Ausgaben wurden schon genannt.

Neben diesen großen Sammlungen erschien aber, z. T. mit vorzüglichen Holzschnitten ausgeschmückt, eine Menge kleinerer Liederhefte, von denen manche nur zwei Lieder enthalten.

Natürlich war den Katholiken nicht entgangen, welche Werbekraft in den volkstümlichen geistlichen Liedersammlungen steckte. So suchten sie durch Herausgabe kath. GBB. den Feind mit den gleichen Waffen zu bekämpfen. Hier sind vor allem das 1537 bei Wolrab in Leipzig erschienene GB. des Michael Vehe, ferner das von Wicel, sowie endlich das des Joh. Leisentritt zu nennen.

Bei der Betrachtung des Kirchengesanges zur Zeit der Reformation muß man sich stets vor Augen halten, daß die Liturgie der neuen Kirche aus der der alten herauswuchs. Die kath. Liturgie zu Beginn des 16. Jhdts. räumte dem Volksgesange nur einen bescheidenen und gelegentlichen Platz ein. Die Stelle des Volkes vertrat im allgemeinen ein geschulter Sängerchor. Die in der Kirche erklingenden Kompositionen waren in der Hauptsache auf einen Cantus firmus aufgebaut, der im Tenor lag. Luther wollte, wie man weiß, auf keinen Fall die Musik beim Gottesdienste missen. Vielmehr suchte er den Schatz der lat. Gesänge durch Kompositionen mit deutschem Text zu erweitern und aus den vorhandenen lat. Gesängen eine Auswahl zu treffen. Auf seine Anregung ist Joh. Walthers Chorgesangbüchlein entstanden. Darin bietet er 32 Choräle in vier- und fünfstimmigem Satz mit der Choralmelodie im Tenor dar. Walther war es auch, der für den protest. Gottesdienst die Form der figurierten Choralpassion und im gleichen Stil die Auferstehungsgeschichte schuf.

Die Leitung des Gemeindegesanges lag dem Chore ob, den die Lateinschulen und die Brüderschaften stellten. Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienst war die, mit dem Chorgesang zu wechseln. Im allgemeinen sang die Gemeinde, geführt von einem Praecentor (Vorsänger), ohne Begleitung der Orgel oder in den Chorgesang hinein. Auch geschah es wohl, daß der Praecentor, um die Melodie bekannt zu machen, zur Orgel sang. Daneben hatte er die Aufgabe, dem antierenden Geistlichen zu respondieren. Luther schloß jedoch den Gebrauch der lat. Sprache, die zu jener Zeit allen Gebildeten geläufig war, bekanntlich keineswegs aus. Vielmehr wurden für seine Kirche eigens Sammlungen lateinischer (gregorianischer) Melodien zusammengestellt. Die wichtigsten: Spangenbergs, Keuchenthals, des Lucas Lossius Psalmodia sacra, die Cantica sacra des F. Eler und das große Werk des Ludecus waren zu besichtigen.

Nur einem musikalisch gebildeten Publikum aber war es damals möglich, in die Gesänge einzustimmen, deren Melodie in einer Mittelstimme lag. Indessen erfuhr die Kompositionspraxis des 16. Jhdts. um 1550 eine wesentliche Änderung. Nach dem Vorbild italienischer Villanellen nämlich begann man in deutschen Chorliedern, voran den „Gassenhawern und Reutterliedlein", die Melodie in die Oberstimme zu legen. Ähnliches war bereits bei der Komposition Horazischer Oden vor sich gegangen. Lucas Osiander hat diese Satzänderung (1586) auch der Kirche dienstbar gemacht. In seinem Sinne komponierten dann in der Folge die Königsberger Meister Joh. Eccard und Stobäus. (Die zur Ansicht ausliegende Ausgabe ihrer Gesänge zeigte die Portraits der beiden Meister in gutem Kupferstich.) Voran gingen Raselius und Calvisius; es folgten der zu Frankfurt a. O. wirkende Gesius (1601) und der Weimarer Melchior Vulpius. In diesen Kreis gehört weiter das Hamburger GB. von Hieronym. Praetorius, Joach. Decker, Jak. Praetorius und David Scheidemann, das Cantional des Thomaskantors J. H. Schein und die Harmoniae angelicae des E. Bodenschatz.

An anderer Stelle waren die Gesangbücher der reformierten Kirchen, der Zwinglianer und Calvinisten, zusammengestellt. Sie pflegen den Psalmengesang. Clement Marot, Theodor Beza und Claude Goudimel treten hervor, dazu als Übersetzer der

Digitized by Google

Königsberger Jurist Ambrosius Lobwasser, dessen Werk in ganz Deutschland Verbreitung fand. „Les psalmes du royal prophète David traduictz par Clement Marot, Lyon 1544" bilden den Ausgangspunkt der Bewegung. Auch in Berlin finden sie großen Anklang. Ein interessantes Objekt stellt das 1709 zu Berlin bei „Seel. Dav. Saalfelds Wittwe" erschienene Büchlein dar. Der Bildtitel veranschaulicht die Ausbreitung des Psalters. Von einer Harfe gehen segenspendende Ströme über Europa hin. Die Gewässer speisen einen in voller Blüte stehenden Baum, der Deutschland und dessen Wurzel Berlin versinnbildlicht. Rechts davon steht der kahle, verdorrte französische Baum, an einem Aststumpf eine saitenlose Harfe tragend. Auf der linken Seite zeigt ein mit wenigen grünen Ästen bedeckter Baum die Stärke des kirchlichen Lebens in Ungarn.

Eine ganze Anzahl von Psalmenübersetzern meldet sich mit der Zeit. Schon Hans Sachs versuchte sich neben Luther, ferner Hans Gamersfelder (1536), Sigm. Hemmel (1569), Burkh. Waldis (1553), Spangenberg (1582), Schede (Melissus) (1572), Nik. Selneccer (1582) und der Mathematiker Benj. Ursinus. Von besonderer Bedeutung für die Folgezeit aber wurde neben der Lobwasserschen Übertragung die des Cornelius Becker, zu der neben anderen auch Heinr. Schütz seine Musik schrieb. Ins Holländische übertragen, erschien der Psalter unter dem Namen der „Souterliedekens" mit der Musik des Clemens non Papa in der Offizin des berühmten Amsterdamer Druckers Tilman Susato. Eine vorzügliche lat. Übersetzung fertigte der Schotte Buchanan an. Diese versah, nach Art der horazischen Metrenkomposition, Statius Olthoff mit vierstimmigem Satz.

Eine andere Gruppe von Kirchenliedern enthielt neben dem deutschen Text auch die lateinische Übersetzung, ein Zeichen dafür, daß man alle Welt des Segens der evg. deutschen Kirchenlieder teilhaftig machen wollte. Von solchen Büchern sei das GB. des Wolfg. Ammonius erwähnt. Aufgeschlagen war das Lutherlied „Ein feste Burg", das Ammonius in folgende lat. Verse übertragen hat:

Ars firma nostra est Deus
Et armatura fortis.
Et tribulationibus
Cunctis levat subortis etc.

Ähnlich sind die GBB. des Joh. Lauterbach von 1586, des Val. Cremovovius 1625, des Ambr. Hannemann 1633 und des Alb. Curtius 1669 angelegt. Übrigens muß hier nachgetragen werden, daß unter den GBB. der Reformationszeit auch eine Handschrift mit hebräischer Übersetzung von Lutherliedern ausgelegt war.

Eine ganze Anzahl der angeführten Bücher gehört aber dem 17. Jhdt. an. Die Erfindung des begleiteten Sologesanges und der Oper um 1600, die Hand in Hand miteinander gehen, ließ einen neuen Stil entstehen, der auch in den GBB. des 17. Jhdts. zum Ausdruck kommt. An die Stelle der mehrstimmigen a capella-Gesänge treten andere, die neben dem Chor die Mitwirkung des Basso continuo und der Instrumente verlangen. Z. B. erklärt auf dem Titelblatt seiner Psalmodia sacra Joh. Crüger, daß er sein Buch herausgebe „auf eine gantz neue und zuvor niemals hervorgekommene Art mit 4 Vocal und (pro Complemento) 3 Instrumental Stimmen nebenst dem Basso Continuo auffgesetzet" (1658). Andere Werke wieder bringen allein die Singstimmen, aber mit Generalbaß. Daraus geht ohne weiteres hervor, daß solche Bücher auf Hausandachten oder ähnliche Gelegenheiten zugeschnitten waren. Das bestätigen auch Titel wie „Singende Sonn und Festtags Andachten" (Dedekind), „Hausmusik" (Rist) oder „P. Gerhardts geistliche Andachten" von J. G. Ebeling. Schon in den Namen der GBB. kommt bereits der Wechsel der Zeitalter zum Ausdruck. Die GBB. dieser Epoche tragen eigenartige Titel wie „Meißnische Thränensaat" 1637, „Musicalische Kreutz, Trost, Lob und Danck Schule" (Rist 1659), „Wohlriechende Lebensfrüchte" (G. Weber 1649), „Praxis pietatis melica" (Crüger), „Poetisches Blumenparadies" (Moscheros 1673) usf.

Digitized by Google

Bedeutende Musiker befaßten sich mit der Komposition geistlicher Gesänge und übernahmen die Herausgabe zeitgemäßer GBB. Genannt seien nur der Königsberger Heinr. Albert, Benj. Praetorius, Armschwanger, Tobias Zeutschner und Joh. Wolfg. Franck, der Elmenhorsts Dichtungen vertonte. Das 18. Jhdt. brachte das GBB. des Zeitzer Schloßkantors G. Chr. Schemelli, das seine Berühmtheit der Mitarbeit Joh. Seb. Bachs verdankt. Es erschien für eine Singstimme mit beziffertem Baß. Von größter Bedeutung für den Pietismus sind das Freylinghausensche (seit 1704) und das Herrnhuter (1735) GB. Der gleichen Richtung gehören das Schmolcksche und das G. A. Franckesche an. Es naht die Zeit der Aufklärung, die den Verfall des Gesangbuchdruckes bringt. Nur nebenbei mag darauf hingewiesen sein, daß in jenen Tagen die Mode aufkam, die Bücher mit einem Kupferstich des Stadtbildes zu schmücken oder auch die Portraits der Landes- und Schirmherren voranzustellen.

Unter dem Einfluß der Monodie hatten sich neue Formen entwickelt, von denen die der Kantate für die evang. Kirche die wichtigste wurde. Die Figuralmusik nahm bis um die Mitte des 18. Jhdts. einen gewaltigen Anteil am Gottesdienste. Im 17. bereits begann man Kirchenlieder auch in der Weise zu Gehör zu bringen, daß z. B, die erste Strophe der Chor, die zweite ein Solist, die dritte wieder der Chor, die vierte etwa zwei Solisten sangen, wobei Orgel und Instrumente begleiteten. Mit dieser konzertierenden Art des Vortrages war der Weg zur Kantate beschritten. Größte Bedeutung erlangten später u. a. die Kantatendichtungen des Erdmann Neumeister. Seine Texte setzten J. S. Bach, G. Ph. Telemann u. a. in Musik. In Berlin lagen Kantatensammlungen aus von Neumeister (1716), Rambach (1720), Münter (1769), D. G. Hiller, E. A. Buschmann u. a.

Es folgten die Gesangbücher der Dekadenzzeit. In der zweiten Hälfte des 18. Jhdts. machte der GB.-Druck Bankerott unter dem Suchen der Rationalisten nach vernunftgemäßen Liedertexten und der demgemäß erfolgenden Umdichtung der alten Weisen, unter den Folgen von Kriegen und von wirtschaftlicher Depression. Konnte die ältere Zeit sich nicht genug daran tun, mit aller Liebe an die künstlerische Ausstattung der Bücher zu gehen, brachte sie die kunstvollsten Objekte vom Westentaschenformat bis zum großen Chorbuch in ein- und mehrfarbigem Druck unter Einfügung von Holzschnitten und Kupferstichen heraus, so hatte das 19. Jhdt. dafür durchaus keinen Sinn. Nüchterne, geschmacklose Fabrikware, auf den Massenvertrieb eingestellt kommt auf den Markt. Den furchtbarsten Eindruck hinterlassen die Militärgesangbücher. Es ist jammervoll, daß der Gesangbuchdruck in der Spanne von 400 Jahren so herunterkommen konnte. Aus der Erkenntnis dieses Tatbestandes heraus faßte man 1899 in Straßburg den Plan, hier Wandel zu schaffen. Mit eigens entworfenen Typen wurden „Schmuckgesangbücher" herausgegeben. Holstein, Hannover, Schlesien, Sachsen, die Seestädte, auch die Schweiz folgten. Der Anfang ist also gemacht. Aber ein weiter Weg ist noch zurückzulegen, will man den Werken des 16. und 17. Jhdts. auch nur annähernd gleichkommen. Möge die Saat der Straßburger Theologen aufgehen.

Über die in den Büchern der Ausstellung zur Verwendung gekommenen Notenschriften ist zu sagen, daß in den Handschriften, wie in vielen Drucken die gotische Choralnotation zur Verwendung gelangt ist. Drucktechnisch ist das Guldenmundsche GB. (etwa 1535/39) interessant. Zur Unterscheidung zweier antiphonierender Chöre ist der eine mit erhabenen, der andere aber mit eingegrabenen Typen gedruckt. Bei dem ersten Verfahren wurde die Note schwarz und der Untergrund weiß; bei dem zweiten trat der umgekehrte Fall ein. Erinnert sei auch daran, daß im 16. Jhdt. Linien und Noten nacheinander gedruckt wurden. Manche Werke weisen auch Linien ohne Noten auf, ein Verfahren, das dem Besitzer die Eintragung neuer Melodien ermöglichte.

Digitized by Google

Mit dem Hinweis, daß auch die Gesangbücher der Auslanddeutschen zusammengetragen waren, und an anderer Stelle die wichtigste Kirchenlied-Literatur auslag, sei der Bericht geschlossen. Undankbar aber wäre es, an dieser Stelle nicht auch dem Leiter des Unternehmens, Prof. Dr. Joh. Wolf, der die wichtige Ausstellung ins Leben gerufen hat, wohlverdienten und herzlichen Dank auszusprechen für all die Mühe.

Die liturgische Hausandacht.

Von Pfarrer Lic. **Brandt** in Linz.

Das, was in 1923 Nr. 1/2 über diesen Gegenstand gesagt wurde, bedarf einer kleinen Berichtigung. Sie geschieht nicht, um einen abweichenden Standpunkt zu rechtfertigen — dazu ist Zeit und Papier zu schade — es soll vielmehr nur verhindert werden, daß eine hoffnungsvolle liturgische Arbeit, die auf der erwähnten Bonner Versammlung beschlossen und seitdem in der Ausführung begriffen ist, von vorne herein in ein falsches Licht gerückt wird. Es handelt sich um die Herausgabe der liturgischen Blätter für die Hausandacht und die Nebengottesdienste. Sie sind zu vielen Tausenden in Christenhäusern und Gemeinden verbreitet, in verschiedenen Reihen erschienen, sollen weiter fortgesetzt und endlich zu einem „Allgemeinen Gebetbuch" zusammengestellt werden. Wir haben Mitarbeiter aus allen Teilen der protestantischen Welt gewonnen, und weitere sind uns herzlich willkommen.

Es ist also nicht so, als ob eine Andacht auswendig gelernt und durch das Jahr hindurch benutzt werden sollte; das Büchlein soll vielmehr die Hausgemeinde durch das Kirchenjahr führen und ihr an jedem Erdentage sagen, was die Glocke der Ewigkeit geschlagen hat. Von einem Einerlei kann also keine Rede sein.

Daß die Stelle fehlte, an der das Gesangbuchlied erklingen soll, war ein Versehen der 1. Auflage, die zweite hat das Versehen bereits wieder gut gemacht. Wie sollte auch die Evangelische Andacht an diesem höchsten Schatz der Kirche vorbeigehn! Der Gebrauch eines Andachtsbuches soll durchaus nicht ausgeschlossen sein, nur soll es nicht das Fundament der Andacht sein.

Inhalt und Zweck des Buches kann freilich nur aus dem Zusammenhang begriffen werden, in welchem es auf jener Bonner Versammlung entstand. Es handelte sich da ausschließlich um die Frage: welche religiösen Werte liegen in den liturgischen Teilen des evangelischen Gottesdienstes, also den Darbietungen, die ganz unabhängig sind und bleiben müssen von dem Ermessen des Predigers, die lediglich aus dem Schatz der Kirche genommen sind, und wie müssen sie dementsprechend behandelt werden? Die Teilnehmer jener zahlreich besuchten Versammlung — der Bonner Gemeindesaal war bis auf den letzten Platz gefüllt — werden aus der Erinnerung bezeugen können, wie trotz allem Widerspruch im einzelnen ein tiefes Gemeinschaftsgefühl alle verband, und wie teilweise ganz neue Einblicke in die Herrlichkeit des Evangelischen Gottesdienstes gewonnen wurden.

In diesem Zusammenhang entstand die Forderung, daß auch in die Andacht der Hausgemeinde und des Einzelnen mehr liturgischer Stil kommen müßte. Einer erinnerte an das Wort, daß in dem Maße, als die Fülle der alljährlich erscheinenden Andachtsbücher zunimmt, die Andacht in den Häusern

Digitized by Google

abnimmt. Ganze, rein evangelische Dörfer, in denen früher Tischgebet, Vaterunser, Morgen- und Abendsegen feste Sitten waren, sind jetzt ohne das alles. Der moderne Andachtsbetrieb hat lustig in die Höhe gebaut, die Bücher sind immer geistreicher und tiefer geworden, ihr Lesen ist ein geistiger Genuß, und sie vermögen jahrelang vielleicht den Einzelnen und die Hausgemeinde in Spannung zu halten. Aber die Spannung vergeht; man findet schließlich, daß man selber Geist und Gedanken genug hat und der regelmäßigen Andacht nicht mehr bedarf. Demgegenüber muß Brot geschaffen werden, das mit Segen sättigt und das man nie leid wird, und das sind feste liturgische Formen, wie sie die Schrift und der Schatz der Kirche bietet und die Gewöhnung an diese festen Bestandteile. So wird die Hausgemeinde zu einer wirklichen Gemeinde, zu einem Kirchlein im kleinen, insofern jeder einzelne zum priesterlichen Dienst mittätig herangezogen und aus der religiösen Vereinsamung hineingestellt wird in die eine heilige Gemeinschaft aller derer, die je auf Erden geglaubt haben (vgl. die 2. Strophe des Tedeums).

Das sind natürlich alles nur Andeutungen; den Beweis muß ich an dieser Stelle schuldig bleiben. Der Kundige wird aber verstehen, worauf ich hinaus will. Es handelt sich schließlich darum, was nach meiner Überzeugung in der Gegenwart die liturgische Grundfrage ist: wie stellen wir neben die Alleinherrschaft der subjektiven Predigt das objektive Zeugnis der Kirche, und wie machen wir unsere Gemeinden fähig, dies Zeugnis zur Darstellung zu bringen?

Der Dichter der Jobsiade als Hymnolog.

Eine Säkularerinnerung.

Von D. theol. **W. Rotscheidt** in Essen-West.

Am 15. August dieses Jahres waren 100 Jahre verflossen, da in Bochum Karl Arnold Kortum die Augen schloß für diese Welt. Geboren am 5. Juli 1745 als Sohn eines Apothekers in Mülheim an der Ruhr, besuchte er das Dortmunder Archigymnasium und studierte seit 1763 drei Jahre lang Medizin an der Universität Duisburg. Hier praktizierte er zunächst einige Jahre als Arzt, siedelte aber 1770 dauernd nach Bochum über, wurde 1793 Bergarzt, 1816 Kgl. Hofrat, durfte 1820 das 50jährige Jubiläum seiner ärztlichen Wirksamkeit in Bochum feiern und starb am 15. August 1824[1]).

Der Mann war ein Vielwisser und Vielschreiber. Aus seiner Feder flossen Schriften und Aufsätze heterogenster Art, nicht nur aus dem Gebiet der Medizin, sondern auch der Jurisprudenz und Pädagogik, der Geschichte und Altertumswissenschaft, der Technologie und Landwirtschaft, der Natur- und Illustrationskunde. Auch unter die Dichter ist er geraten und als solcher bekannt geworden vornehmlich durch seine Jobsiade, deren ursprünglicher Titel lautete:

„Leben, Meinungen und Taten
Von Hieronymus Jobs, dem Candidaten,
Und wie er sich weiland viel Ruhm erwarb,
Auch endlich als Nachtwächter in Schildburg starb." 1784.

Was er sonst noch gedichtet, z. B. „Adams Hochzeitsfeier" (1788) und „Elisabeth Schlunz, ein Anhängsel zur Jobsiade" (1819), verbleicht neben jenem komischen Heldengedicht mit seinem grobkörnigen Humor, das in viel Tausenden von Exemplaren Ver-

[1]) Allg. Deutsche Biographie u. Biogr. Lexikon hervorragender Ärzte.

Digitized by Google

breitung fand. Sicherlich hat auch unter den Lesern mancher teilgenommen an dem „Allgemeinen Schütteln des Kopfes über diese Antwort des Candidaten Jobses“[1]).

Weniger bekannt geworden ist es, daß dieser Polyscriptor sich auch auf dem Gebiet der Hymnologie versucht hat, und zwar mit einer 100 Seiten starken Schrift, betitelt: „Etwas vom alten und neuen Gesang-Buche und über die Einführung des Letztern in den Lutherischen Gemeinen der Grafschaft Mark von C. A. Kortum, der Arzneiw. Doktor. Wesel, gedruckt und verlegt von F. J. Röder, Buchhändler. 1785.“ Die Titelvignette zeigt zwei ineinandergelegte Hände, die wohl die Einigung der Gegner und Freunde des neuen Berlinischen Gesangbuchs andeuten sollen[2]).

Mit diesem Werkchen greift also der Mediziner in den Kampf um die Einführung des neuen Gesangbuchs ein[3]) und glaubt dazu durchaus berechtigt zu sein, wie er in der Vorrede sagt:

„Ich bin kein eigentlicher Theolog, und noch weniger bin ich ein im Amte stehender Prediger. Um desto weniger kann bei mir der Verdacht einer Parteilichkeit sein. Jedoch fühle ich als ein evangelischer Christ den Beruf, alles zu prüfen und das Gute zu behalten; und als Weltbürger achte ich es für Pflicht, auch außer der Sphäre meines ordentlichen Berufs nützlich zu sein, wie, wann und wo ich kann. Gefällt es indessen jemandem in dieser Provinz oder sonst irgendwo, mir zu sagen: Freund, du hast Unrecht, dich in ein fremdes Gebiet zu wagen, so will ich antworten, je nachdem es die Notdurft erfordert, einem vernünftigen Gegner nach Vernunft und dem Narren nach seiner Narrheit.“

Dabei darf er versichern: „Mein Zweck ist edel. Dies kann ich mir selbst und andern sagen. Vielleicht stifte ich Nutzen und Ruhe. Nicht Eigennutz noch Begierde zum Schriftstellernamen führen meine Feder.“

Vorausgeschickt sei, daß Kortum ein aufrichtiger Freund des neuen Gesangbuchs ist, und daß er die Gegner, die vom alten Gesangbuch, „Kern und Mark“ genannt, nicht lassen wollen, nicht gerade glimpflich behandelt; er nennt sie „das hirnlose Häuflein der Anhänger des alten“ Gesangbuchs. Besonders die Geistlichen, die sich mit der Einführung des neuen Gesangbuchs nicht befreunden können, bekommen eine schlechte Note. Sie sind in Kortums Augen „zanksüchtige Pfarrherren und Kirchendiener, die in den neuen Liedern Ketzerei witterten“. Sie gelten ihm als „Riesen, welche, mit Panzer und Schild einer prahlerhaften Orthodoxie bewaffnet, dem neuen Gesangbuch Hohn sprachen. Sie schrieben, der eine von Eigennutz, der andere vom Geiste des Widerspruchs und noch andere, von andern schlechten Absichten getrieben, gegen dasselbe und bewiesen, so gut sie es konnten, daß das neue Liederbuch nichts weniger und nichts mehr wäre als ein betäubendes Opiat oder ein fressendes Gift, welches in der Übergoldung des schönen Reims und mit dem Vehikulum des erhabenen Ausdrucks Gleichgültigkeit und Fühllosigkeit gegen die Religion oder gar tödliche Ketzerei in die Seelen führen würde“. An anderer Stelle verdächtigt er die Verteidiger des alten Gesangbuchs, daß sie das neue nicht einführen wollten „teils aus Liebe zur Ruhe, teils aus Furcht, mit der Gewogenheit ihrer Gemeinsglieder zugleich die Küchengeschenke derselben zu verlieren. Einige erklären sogar, daß sie es ewig bei dem alten lassen wollten, weil sie selbst einsähen, daß das neue Gesangbuch nicht orthodox sei.“

Sehen wir nun zu, was Kortum einerseits am alten Gesangbuch auszusetzen hat und anderseits am neuen zu rühmen weiß! Dabei werden wir bald inne, daß der Mediziner gründliche Arbeit geleistet hat. Er redet nicht wie der Blinde von der Farbe, sondern beweist sich als ein gründlicher Kenner sowohl des alten als auch des

---

[1]) Fast in jeder deutschen Literaturgeschichte besprochen.

[2]) Ein Exemplar in meinem Besitz. — Erwähnt und abfällig beurteilt in vielen Geschichten des Kirchenliedes, sicherlich aber von den wenigsten Verfassern selbst gesehen und durchgelesen.

[3]) P. Sturm, Das evangelische Gesangbuch der Aufklärung. 1923.

Digitized by Google

neuen Gesangbuchs. — „Wenn man in dieser Provinz (Grafschaft Mark) nach den Gründen fragt, warum man das neue Gesangbuch nicht annehmen will, so bekommt man folgende vier Antworten:

1) Es sind in demselben offenbare Gottlosigkeiten und Laster befohlen.

2) Es sind darin Lehren enthalten, welche den Grundwahrheiten der christlichen Religion widersprechen, besonders haben die Verfasser dieses Buchs die sozinianischen Irrtümer begünstigt.

3) Die Lieder sind zu hoch und dem gemeinen Haufen unverständlich.

4) Die christlichen Lehren und die Glaubenslieder fehlen darin, oder sie sind mangelhaft, und das Buch ist nicht einmal echt christlich, viel weniger evangelisch-lutherisch."

„Diese vier Beschuldigungen zeichnen sich (nach Kortums Urteil) durch weiter nichts aus als dadurch, daß immer eine Beschuldigung seichter ist als die andre." — Wie nun widerlegt der Verfasser diese Beschuldigungen?

1. „Die erste Beschuldigung, daß in dem neuen Gesangbuch offenbare Gottlosigkeiten und Laster befohlen sein sollen, ist so handgreiflich seicht, daß nur der einfältigste Teil des gemeinen Haufens sich damit abgibt. Den Gegnern, welche nur richtig lesen können, kommt sie selbst ungereimt und kahl vor. Beinahe muß ich mich schämen, die Stellen anzuführen, aus welchen jene Beschuldigung geschöpft ist." — So las man z. B. aus den Worten des Liedes von der Nächstenliebe:

„Gottes Kinder sollt ich hassen, Keine Schulden ihm erlassen?
Lieblos, unbarmherzig sein? Gott, nicht fürchten dein Gericht?
Meinem Feinde nicht verzeihn? Dein Erbarmen achten nicht?"

den Befehl, „Gottes Kinder zu hassen, lieblos, unbarmherzig, unversöhnlich, taub gegen die gütige Stimme Gottes usw. zu sein". — In dem Ausdruck: „Du Gott der Götter", der doch schriftmäßig sei (Ps. 96, 4; 1. Kor. 8, 5), sah man die Anreizung zur Vielgötterei[1]).

2. „Es sollen in dem neuen Gesangbuch Lehren enthalten sein, die den Grundwahrheiten der christlichen Religion widersprechen und sozinianische Irrtümer begünstigen. Vor allem behauptet man, die Dreieinigkeit Gottes, die wahre Gottheit Christi und des hl. Geistes und die vollgültige Genugtuung Jesu werde geleugnet. Dabei hat man (wie Kortum behauptet) allerlei Kunstgriffe angewandt, um diese Behauptung glaubhaft zu machen. Den Hauptkunstgriff, welcher nicht allein bei Einfältigen, sondern auch bei sonst noch vernünftigen Christen trefflich anschlug, wird man aus folgendem sehen." Wo immer ein Lied des alten Gesangbuchs im neuen eine Änderung im Text erfahren hat „wegen des Reims oder wegen des Zusammenhangs und um die Schönheit des Liedes zu vermehren", da behaupten „diese boshaften Verwirrer schwacher Christen", die Verfasser des neuen Gesangbuches seien Sozinianer und bewiesen durch die Weglassung oder Umänderung des im alten Gesangbuch Stehenden, daß sie die Wahrheit oder Lehre selbst verwürfen und leugneten. Träfe aber dies zu, dann, so meint Kortum mit Recht, dürfe sich diese verworfene Wahrheit oder Lehre auch sonst nirgendwo im neuen Gesangbuch finden. Als Beispiel nennt der Verfasser das Lied „Allein Gott in der Höh sei Ehr", in dem der frühere Text: „Lamm Gottes, heilger Herr und Gott" nun lautet: „Du Mittler zwischen uns und Gott" und der Ausdruck: „O heilger Geist, du höchstes Gut" ersetzt worden ist durch die Worte: „O heilger Geist, du Geist von Gott." — Kortum rechtfertigt diese Änderungen also: „Deswegen ist im 3. Vers das „heilger Herr und Gott" weggelassen, weil der Sohn nicht im Gegensatz gegen Vater und Geist für sich allein, sondern mit Vater und Geist zusammen der Eine Gott ist. Eben deswegen ist auch im 4. Verse „du höchstes Gut" weggelassen,

[1]) Hier und im folgenden sind aus der Fülle des Beweismaterials, das Kortum so fleißig zusammengetragen hat, nur einige Beispiele wiedergegeben worden.

Digitized by Google

weil der hl. Geist nicht im Gegensatz gegen Vater und Sohn das höchste Gut für sich allein, sondern mit Vater und Sohn der Eine Gott und das höchste Gut ist. . . . Daß man aber bei dieser schönen Umänderung nicht habe leugnen wollen, daß Jesus das Lamm Gottes sei, dieses ist aus andern Stellen des neuen Gesangbuchs klar genug; daß man auch nicht habe leugnen wollen, daß Jesus wahrer Herr und Gott sei, davon zeugt das Lied 270, 2 u. 4. Daß man auch endlich nicht habe leugnen wollen, daß der hl. Geist das höchste Gut sei, beweise ich aus Lied 218, 4, wo er die ewge Quelle wahrer Güter heißt."

Kortum findet in diesem Abschnitt willkommene Gelegenheit, sich grundsätzlich über die Berechtigung, die alten Lieder umzuändern[1]), zu äußern. Er bemerkt dazu:

„Was überhaupt die Freiheit noch betrifft, ein altes Lied umzuändern und aus demselben etwas wegzulassen oder etwas zuzusetzen, so wird kein vernünftiger Mensch dieselbe unsern Verfassern des neuen Gesangbuchs absprechen können. Sie haben ja eben das Recht, was die ersten Verfasser der alten Lieder hatten, welche zum Stoff ihres Liedes eine selbstbeliebige Wahrheit wählen und davon so viel oder so wenig sagen konnten, als sie wollten. Diese waren ja auch ebenso wenig vom Geiste Gottes im eigentlichen Verstande getriebene Männer, als es die Verfasser des neuen Gesangbuchs im eigentlichen Verstande sind. Die Letzteren konnten also so oft und viel, als ihnen aus guten Gründen beliebte, die alten Lieder umschmelzen, eine Wahrheit mit einer andern gleich wichtigen Wahrheit vertauschen und auch weglassen, was ihnen überflüssig, oder zusetzen, was ihnen nützlich schien. Sie konnten, sage ich, dieses sowohl als ein jeder anderer ohne Sünde tun."

Wie stark und meist unberechtigt das Mißtrauen gegen die Herausgeber des neuen Gesangbuchs war, dafür erbringt Kortum viele Belege, von denen hier nur einer angeführt sei. „In der angeführten Stelle des 6. Lieds wird Jesus Christus der Herr der Ehren genannt, der uns den Weg zu Gott gelehrt hat. Eben dies steht Joh. 14, 6. Wenn man den ganzen Vers liest, so sieht man, daß es die Meinung des Dichters gar nicht gewesen sei, aus dem Erlöser einen bloßen Menschen und Lehrer zu machen, denn er nennt ihn den Herrn der Ehren, den Heiland der Sünder, der dem Tode die Macht genommen und mit gleicher Majestät und Gnade wie der Vater herrscht usw. Wo ist nun hier etwas, das dem evangelischen Glauben widerspräche? und wo steckt hier der vermeinte Socinianismus?"

Dann aber dreht Kortum den Spieß um und sucht an zahlreichen Beispielen zu beweisen, wie gerade das alte märkische Gesangbuch manche Irrlehren oder Anklänge daran aufweist. Wir beschränken uns hier auf ein paar Beispiele:

„Gleich im ersten Gesange des alten märkischen Gesangbuchs V. 3 heißt es von dem nach seiner menschlichen Natur im Leibe der Jungfrau Maria noch befindlichen Jesu: Gott da war in seinem Thron. Es fing aber zu dieser Zeit der Erniedrigungsstand des göttlichen Heilands an, wo er als der Sohn Gottes sich seiner Herrlichkeit entäußert hatte, folglich in dem Leibe seiner Mutter nicht auf seinem Thron war.

Im 4. Verse dieses ersten Gesangs heißt es auch vom Sohne Gottes, er sei Gott von Art. Dieses ist offenbar arianisch. Denn wenn Er nur Gott von Art war, so war er nicht wesentlich Gott, sondern nur dem Vater ähnlich. Eben dieser arianische Ausdruck kommt auch im Liede 13, V. 5 vor, wo es heißt: Der Sohn des Vaters, Gott von Art."

„Lied 68, V. 9 heißt es: Wer Gottes Marter in Ehren hat. Im 84. Lied, V. 11 wird ebenfalls gesagt: Drauf gegeißelt und gekrönet ward für uns der fromme Gott. Im 86. Lied, V. 2 heißt es gar: Gott selbst ist tot. Diese Stellen könnten sehr leicht zum Irrtum der Sabellianer und Roszelinisten (jene Ketzer des dritten und diese des elften Jahrhunderts) Anlaß geben, welche lehrten, daß die ganze heil. Dreieinigkeit gelitten habe."

---

[1]) Dies Thema verdiente bei seiner prinzipiellen Bedeutung einmal allseitig beleuchtet zu werden, und zwar öffentlich, nicht nur in den Gesangbuchskommissionen — Man vgl, was A. Knapp in der Vorrede zu seinem „Evangelischen Liederschatz" darüber sagt!

Digitized by Google

„Lied 457, V. 4 und Lied 460, V. 5 bittet der Dichter, daß ihn Gott vor Gespenstern bewahren wolle. Es ist längst ausgemacht, daß selbst ein Unbekehrter solche Undinge zu fürchten nicht Ursache habe; wie sollte sie denn ein Christ fürchten dürfen?"

Wiewohl Kortum stolz darauf ist, daß „man dem neuen Gesangbuche den Vorwurf solcher groben Irrtümer mit Recht nicht machen" kann, ist er „indessen weit davon entfernt, dem alten Gesangbuch seinen ehemaligen Wert abzusprechen". Doch ist seine Meinung: „Vorher hatten wir das alte Gesangbuch und mußten uns damit behelfen, so gut wir konnten. Jetzt haben wir ein neues, und wir haben nicht nötig, uns länger so kümmerlich zu behelfen. Warum will man denn nicht das schlechtere fahren lassen und das bessere wählen?" — In diesem Zusammenhang nimmt Kortum sich wieder die Prediger vor, die nach seiner Meinung allein die Schuld daran tragen, daß das neue Gesangbuch nicht eingeführt wird. Er vergißt aber, daß der Hauptwiderstand in den Gemeinden selbst sich fand.

3. Auch die dritte Beschuldigung, „daß die im neuen Gesangbuch befindlichen Lieder zu hoch und dem gemeinen Haufen unverständlich wären", hält Kortum für ungegründet. „Was die Unverständlichkeit überhaupt betrifft, so wird man mit dem größten Recht diesen Vorwurf dem alten Gesangbuch weit eher machen können als dem neuen. In dem alten märkischen Gesangbuche finden sich wirklich sehr viele Stellen, worin entweder gar kein Sinn ist, oder welche doch dem gemeinen Haufen zu verstehen höchst schwer sind." Diese Behauptung versucht Kortum als richtig zu erweisen, indem er eine wahre Blumenlese von Ausdrücken und Redewendungen aus dem alten Gesangbuch bietet, die seines Erachtens unverständlich sind. Auch hat er sich die Mühe gemacht, viele Zeilen, Verse und ganze Lieder aus dem alten Gesangbuch auszusuchen und anzugeben, „welche tändelnd, unanständig und sowohl dem Inhalt als der Versart nach höchst elend, ja zum Teil anstößig, lächerlich, schmutzig und überhaupt unsern Zeiten nicht angemessen sind." Einige Beispiele mögen genügen! „Im Lied 40 Jesu, meine Freude heißt es V. 2: laß den Satan wittern. Wer wird im Ernst glauben, daß der Satan dieses könnte? — Ebendort V. 3 wird dem alten Drachen und andern Feinden Trotz geboten, ob sie noch so brummen. — Im Lied 53, Herr Jesu, Licht der Heiden, ist im 3. Vers der Ausdruck: Sei in Krankheit Arzt und Amme, sehr unschicklich. — Lied 87, Christ lag in Todesbanden, steht V. 2: Der Tod kam, nahm über uns Gewalt und hielt uns in seinem Reich gefangen, Alleluja. Ebenso heißt es im Lied 113, Gefahren ist der heilig Christ, im 3. Verse: Wir waren verdammt gesagt, Alleluja. Statt des Alleluja wäre hier in beiden Fällen schicklicher Kyrie eleison gewesen; denn jenes war kein Glück, sondern vielmehr ein bedauernswertes Unglück."

„Wenn kost ich doch das Engelsüß?" (L. 112, 10); „Gottes Eingeweide ist gegen dir voll allzusüßer Flammen" (L. 18, 15); „Der auf ihn gepfählet alles Herzeleid" (L. 183, 5); „Wenn die Lebensjahre liegen auf der Bahre" (L. 183, 6); „Gott führt die Seinen über Stock und Steinen" (L. 183, 7); „Sein Sorgenstein wird in der Eil in tausend Stücken springen" (L. 186, 15); „Wir kauen deines Worts werte Speis im Herzen" (L. 271, 4); „Ach Schad, in Üppigkeit die grüne Zeit dem schwarzen Teufel opfern!" (L. 338, 7); „Bis daß die Seel aus ihrem Nest werd in den Himmel fahren" (L. 478, 3); „Der hl. Petrus spricht: Die Ewigkeit faulet und verwelket nicht" (L. 507, 2); „Wer würde Stank für Dank dir geben?" (Auszug L. 1, 4).

4. Die vierte Beschuldigung lautet, „daß in dem neuen Gesangbuch die christlichen Lehr- und Glaubenslieder fehlen oder mangelhaft sein sollten, folglich das Gesangbuch nicht einmal christlich, viel weniger evangelisch-lutherisch wäre". — Ehe Kortum diesen Vorwurf im einzelnen widerlegt, stellt und beantwortet er die Doppelfrage: „Was ist ein gutes Gesangbuch überhaupt? und wie müssen christliche Lieder beschaffen sein[1])?"

[1]) Bei der Wichtigkeit der Frage mußte die Antwort vollständig und wörtlich wiedergegeben werden.

Digitized by Google

„Wenn ein Gesangbuch Lieder enthält, welche das Lob Gottes, Dank für seine mannigfaltigen Wohltaten, Bitten um fernere Wohltaten, Fürbitten, Aufmunterung zu geistlichen und leiblichen Pflichten und endlich Trost und Aufrichtung in Widerwärtigkeiten zum Zweck hat, und wenn Lob, Dank, Gebet, Fürbitte, Aufmunterung zu Pflichten usw. so eingerichtet sind, daß sie dem Willen Gottes und den Lehren des Christentums nicht widersprechen, so sind solche Lieder echte christliche Lieder, und das Gesangbuch, welches sie enthält, ist ein christliches Gesangbuch. Wenn die Sprache des Gesangbuchs zugleich rührend, verständlich und schön ist oder das Gesangbuch populär abgefaßt ist, so ist dieses christliche Gesangbuch zugleich ein gutes christliches Gesangbuch. Lieder, welche eigentliche Lehren der Religion enthalten, können gänzlich weggelassen werden, und dennoch kann das Buch zweckmäßig sein. Man verstehe mich hier nicht unrecht! Ich sage, ein Gesangbuch kann gut und zweckmäßig sein, wenn auch keine eigentlichen Lehrlieder darin sind, sondern es ist genug, wenn nur die andern Lieder den Lehren der Religion nicht widersprechen. Denn ein Gesangbuch ist kein Katechismus, noch weniger ein Compendium, aus welchem man die Religion lernen soll. Es ist nur ein Aufmunterungsbuch zu demjenigen, was die Religion befiehlt. Die Gesänge Davids, welche doch vom hl. Geist eingegeben waren, sind ja auch keine eigentlichen Lehrlieder, und wer würde darin ein System der jüdischen Religion suchen wollen[1])? Dennoch war das Psalmbuch das einzige Gesangbuch der Juden. Wer als Christ singen will, muß schon ein Christ seinen Kenntnissen nach sein. Diese Kenntnisse mögen nun größer oder geringer sein; der Unterschied tut nichts zur Sache. Seine Religion und Pflichten lehrt ihn das Wort Gottes und der Unterricht seiner Prediger nach dem Katechismus. Aus diesen Quellen schöpft er die Religionskenntnisse. Aber das Gesangbuch ist eigentlich nicht dazu bestimmt, ihn in Religion und Pflichten zu unterrichten, sondern es soll ihn nur stärken und zum Glauben und zu Pflichten ferner ermuntern.

Vielweniger ist es erforderlich, daß in einem Gesangbuch dasjenige angebracht werde, was auf diese oder jene besondere Religionspartei einen vorzüglichen Bezug hat und nur Anlaß zu Zänkereien unter den Christen selbst geben kann. Hat ein Teil der Christen von dieser oder jener Sache (die ohnehin nicht immer das innere Heiligtum der Religion betrifft) eine Meinung, welche von der Meinung eines andern christlichen Haufens verschieden ist, warum soll diese Meinung gerade im Gesangbuch verteidigt werden? Sind nicht andre Bücher genug da, worin jeder Religionshaufe seine Meinungen vorträgt und verteidigt? Wird nicht einem jeden der besondere Unterschied in den Religionsmeinungen und was er eigentlich als Lutheraner, Reformierter usw. glauben müsse, sowohl in dem Schul- als Kirchenunterricht beigebracht? Wer da seine Religion und das Besondere derselben nicht lernt, der wird auch dieses nicht aus dem Gesangbuch lernen können.

Ein Gesangbuch wäre, ich setze den Fall, nun so eingerichtet, daß allenfalls eine jede Religionspartie daraus singen und sich erbauen könnte, so würde dieses immer den Vorzug vor einem solchen haben, woraus der Lutheraner oder der Reformierte oder der Katholik allein singen kann, und welches folglich mit einer Art von Abscheu von demjenigen angesehen werden würde, der zu einem andern Religionshaufen gehört. Wäre es nicht herrlich schön, wenn Christen einmütig miteinander einerlei Lieder singen und zu dieser Zeit gleichsam vergessen könnten, daß ein Luther oder Kalvin in der Welt gelebt haben? Und sollte eine solche süße Harmonie dem Gott des Friedens, der uns alle zu Brüdern in Christo gemacht hat, nicht wohlgefälliger sein, als wenn hier ein Haufe der Christen und dort ein anderer Haufe seine besonderen Meinungen daher singt?

Ich setze ferner den nähern Fall, daß unser neues Gesangbuch nun ein solches wäre, welches keine eigentlichen Glaubenslieder oder keine lutherischen Lieder im eigentlichen Verstande enthielte, wäre drum das Buch verwerflich? Gesetzt, der Reformierte oder gar der Katholik und Socinianer könnten so gut wie der Lutheraner diese Lieder mitsingen, was würde dieses schaden? Muß nicht einst noch eine Zeit kommen, da alles eine Herde wird? Und ist nicht Hoffnung vorhanden, daß zum wenigsten die Protestanten sich wieder vereinigen werden? Wer weiß, ob nicht ein solches unparteiisches Gesangbuch sie wieder um einige Schritte näher zusammen bringen würde[2])?“

Nun wendet sich Kortum der eigentlichen Beschuldigung zu und widerlegt die einzelnen Vorwürfe der Reihe nach. Die Gegner behaupten, im neuen Gesangbuch

[1]) In seinem Werk „Die Theologie der Psalmen. Dorpat 1865“ hat J. H. Kurtz diesen Versuch gemacht.

[2]) Auch ein Beitrag zur „Geschichte der Bestrebungen für ein Einheitsgesangbuch“, die noch zu schreiben wäre.

Digitized by Google

fehlten folgende 10 Lehren: 1. von der Dreieinigkeit; 2. von der Gottheit Christi; 3. vom hl. Geist und seiner Gottheit: 4. von der Erbsünde und dem natürlichen Verderben des Menschen; 5. von der Versöhnung des Menschen mit Gott durch Christus. — Jesus sei nur als bloßer Lehrer der Tugend vorgestellt; sein Leiden und Tod hätten nichts Verdienstliches; 6. vom Unvermögen des Menschen, Gott und göttliche Dinge zu erkennen; es würden ihm zuviel Fähigkeiten zum Guten zugeschrieben; 7. vom Schicksal der Verdammten im zukünftigen Leben; 8. von der Taufe; 9. vom Abendmahl; 10. vom Teufel.

Es geht nicht an, alle diese Widerlegungen Kortums wiederzugeben; als Proben bieten wir nur die erste und die letzte.

ad 1. „Das Wort, man verstehe mich wohl, das Wort Dreieinigkeit oder dreieinig ist an und für sich kein schriftmäßiges Wort. Es ist erst nachher von einigen Kirchenvätern gebraucht und angenommen. Die hl. Schrift lehrt, daß ein einiger Gott sei, welcher heißt: Vater, Sohn und hl. Geist, der da müsse geglaubt, angebetet und als wahrer Gott verehrt werden; aber das Wort Dreieinigkeit wird in keiner einzigen authentischen Schriftstelle angetroffen. So befiehlt z. B. Christus seinen Jüngern Matth. 28, 18, zu taufen im Namen des Vaters, Sohnes und hl. Geistes, und Paulus wünscht 2. Kor. 13, 13 Gnade von Jesu Christo, die Liebe Gottes (des Vaters) und die Gemeinschaft des hl. Geistes, sowie auch Petrus 1. Petr. 1, 2 den erwählten Fremdlingen nach der Fürsehung Gottes des Vaters, durch die Heiligung des Geistes und zur Besprengung des Bluts Jesu Christi Gnade und Frieden wünscht. In diesen Stellen wird also der einige Gott, Vater, Sohn und hl. Geist zum Gegenstand der Religion gemacht, auf dessen Namen getauft und von dem alles Gute erfleht werden muß. Obgleich nun hierin die wahre Lehre von der Dreieinigkeit oder dem wahren Gott in drei Personen begriffen ist, so steht doch das Wort: Dreieinig nirgend. Gesetzt nun, dieses Wort Dreieinig oder Dreieinigkeit, als welches nur ein sogenannter Terminus technicus ist und von Menschen, welche nicht im eigentlichen Verstande vom hl. Geist getrieben waren, in die Theologie eingeführt war; gesetzt, sage ich, dieses Wort wäre nicht im neuen Gesangbuch anzutreffen, folgt es darum, daß auch die Lehre selbst von der hl. Dreieinigkeit nicht darin anzutreffen wäre oder daß darum die Lehre von einem Gott in drei Personen darin fehle?"

Es folgt dann eine Aufzählung der Lieder, in denen diese Lehre enthalten ist.

ad 10. „Zehntens wollen die Gegner noch einen Mangel im neuen Gesangbuch gefunden haben, und das ist kurz und gut der Teufel. Sie sagen, dieser Arge käme auch nicht in einer einzigen Stelle vor. Ich glaube nicht, daß es der Mühe wert sei, desfalls eine Entschuldigung vorzubringen. Denn was hat Satan in dem Gesangbuch zu tun, und folgt es deswegen, daß die Verfasser desselben keinen Teufel geglaubt hätten, oder daß diejenigen, welche die neuen Lieder singen, keinen Teufel glauben müssen? Es wird im neuen Gesangbuch in vielen Stellen vom moralischen und physischen Bösen gehandelt, woran wir selbst schuld sind, und oft genug werden wir dafür gewarnt. Das ist doch wohl wichtiger, vernünftiger und schriftmäßiger, als dem Satan eine große Macht zuzuschreiben, von der uns doch Christus erlöst hat, der in die Welt kam, die Werke des Teufels zu zerstören. Wir haben ja auch in der hl. Taufe dem Satan und allen seinen Werken und Wesen abgesagt, folglich als Christen nichts mehr mit ihm zu schaffen. Wer indessen ein Vergnügen darin findet, den Namen des Satans auch im neuen Gesangbuch zu sehen, dem wird im L. 414, 6 ein Genüge geschehen."

Kortum bietet dann noch einen „in der möglichsten Kürze gemachten Auszug", der dartun soll, „daß in diesem neuen märkischen Gesangbuch[1]) alles und jedes enthalten sei, was zu den wesentlichen Punkten der christlichen Glaubens- und Heilslehre, und zwar gerade so, wie sie in der evangelischen lutherischen Kirche vorgetragen wird, gehört".

Offenbar war er selbst von der Güte und Beweiskraft seiner Darlegungen voll

[1]) Dieses sogenannte „Neue Märkische Gesangbuch" bestand aus dem „Berliner Gesangbuch" und einem Auszug aus dem alten märkischen Gesangbuch „Kern u. Mark", der die den märkischen Gemeinden bekanntesten Lieder enthielt, als Anhang (H. Heppe, Zur Geschichte der Evangelischen Kirche Rheinlands und Westfalens I (1867), S. 282).

Digitized by Google

und ganz überzeugt, denn er bemerkt: „Da nun aus allem, was bisher gesagt ist offenbar hervorleuchtet, daß das neue berlinische Gesangbuch nicht allein nichts Gefährliches oder Schrift- und Glaubenswidriges enthalte und die ihm gemachten Beschuldigungen ungegründet seien, sondern daß dasselbe auch das alte Gesangbuch an Güte, Reinigkeit der Lehre, Verständlichkeit und Schönheit weit übertreffe, bei dem neuen Märkischen Gesangbuch auch vollends alle Schwierigkeit wegfällt, so wird man doch nun weiter keinen Anstand nehmen, dasselbe überall in dieser Provinz gemeinnützig zu machen und das alte abzuschaffen." In dieser Erwartung ward Kortum getäuscht. „Nur 9 märkische Gemeinden — Hamm, Mark, Frömern, Hörde, Castrop, Ümmingen, Bochum, Herne und Eickel — ließen sich dazu bewegen, das neue Gesangbuch in Gebrauch zu nehmen." Dadurch sah sich die Regierung gezwungen, durch Reskript vom 16. Sept. 1785 zu verfügen, daß das alte Gesangbuch dort beibehalten werden solle, wo der größere Teil der Gemeinde gegen die Einführung des neuen wäre. — „Kern und Mark" (das bisherige, alte Gesangbuch) war somit gerettet. Aber das märkische lutherische Ministerium (das sich der Regierung gegenüber zu willfährig gezeigt und für die Einführung des neuen Gesangbuchs geeifert hatte) war in den Augen der Gemeinden kompromittiert. Viele Prediger, die ihren Gemeinden das Berliner Gesangbuch hatten aufdrängen wollen, waren zu denselben in ein Mißverhältnis gekommen, das sich gar nicht wieder gut machen ließ. Überhaupt war in Folge der durch das Berliner Gesangbuch veranlaßten Händel das Vertrauen der Gemeinden zu den Predigern in einer Weise erschüttert, daß darüber das althergebrachte, innige Verhältnis jener zu diesen verloren ging[1])."

Unter Kortums Schrift aber wollen wir das Terenz-Wort setzen: „Pro captu lectoris habent sua fata libelli."

Die Taufe als Hausgottesdienst.

Von Pfarrer **Marx** in **Darmstadt**.

Die Taufe als Aufnahmefeier in die christliche Gemeinde gehört in die Kirche. Sie wird aber wenigstens in unseren Städten meist nicht in der Kirche vollzogen. Das hat verschiedene Gründe. Oft steht die Witterung oder weite Entfernung dem entgegen. Sehr häufig namentlich bei frühen Taufen kann die Mutter nicht mitgehen und ist so gezwungen, der heiligen Feier fernzubleiben, und das ist für sie, wenn sie eine rechte christliche Mutter ist, schmerzlich. Kommt dann noch dazu, daß der Vater „keine Zeit" hat, mit zur Kirche zu kommen, oder richtiger gesagt, keine Lust so kommt in der Taufkapelle oft eine recht klägliche Feier zu Stande, die kaum mehr den Namen verdient. Ist es doch vorgekommen, daß die Hebamme — die bei der Taufe am entbehrlichsten ist! — allein mit dem Kind erschien; denn auch die Sitte der Paten ist in unseren Städten bei manchen Kreisen stark im Abnehmen, wobei es dann freilich die Pflicht des Pfarrers wäre, Amme und Kind unverrichteter Sache wieder heimzuschicken. Denn es wäre doch wohl ein Hohn, unter solchen Verhältnissen eine Taufe vorzunehmen. Ist solchen Zuständen gegenüber nicht die Haustaufe vorzuziehen? Dann hat man wenigstens sicher die Mutter und allermeist auch den Vater. Es erklingen dann in den gewohnten Tagesräumen einmal Klänge, vielleicht ungewohnt, aber doch angetan, auch hier einmal Weihestimmung zu verbreiten, zumal wenn man bemüht war, einen Hausaltar mit der alten Familienbibel, Lichtern und einem Kreuz und Blumenschmuck herzurichten. Der Pfarrer hat auch den Vorteil dabei, Gemeindemitgliedern, die er noch nicht kannte und die ihn vielleicht auch noch nicht kannten, in der eigenen Häuslichkeit persönlich näher zu treten und Beziehungen

[1]) Heppe I, S. 283.

Digitized by Google

zu knüpfen, die für die Seelsorge wichtig werden können. Aus all diesen Gründen möchte ich die Kirchentaufe zwar nicht verwerfen, aber doch die gute Berechtigung der Haustaufe neben ihr betonen. Und nun soll heute einmal untersucht werden, ob man diese Feier im Haus nicht zu einem Hausgottesdienst ausgestalten kann, der die Hausgemeinde selbst aktiver an der Feier beteiligen und dadurch den Eindruck der seither üblichen Art vertiefen kann.

Wir haben in unseren Jugendgottesdiensten jetzt häufig die Mitwirkung von Jugendlichen selbst, nicht nur durch Gesang, Kurrende u. dergl., sondern auch durch Teilnahme an der Wortverkündigung im Rahmen der Liturgie. Jugendliche, die richtig sprechen können, sagen Bekenntnisse, Bibelworte, Liedverse in buntem Wechsel mit dem Pfarrer oder Gemeinde-Gesang und tragen bei sorgfältiger Auswahl und gutem Vortrag oft zur Erbauung wesentlich bei. Immerhin ist hier Zurückhaltung sehr am Platz, damit nicht der bekannte Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen vollzogen wird. Bezeichnender Weise ist man in den Kreisen der Jugendbewegung selbst neuerdings von zuviel Neuerungen auf diesem Gebiet wieder abgekommen und verspürt wieder stärkeres Verlangen nach den alten Formen der Liturgie. Aber was in der Kirche Bedenken erregen mag, könnte im Haus unbedenklich geschehen. Wie ja nach evangelischer Auffassung die Nottaufe überhaupt durch einen Laien vollzogen werden kann, so ließe sich auch bei der ordnungsgemäß durch den Pfarrer vollzogenen Taufe mancherlei Gelegenheit bieten, das „allgemeine Priestertum" einmal praktisch auszuüben. Auszugehen wäre dabei m. E. von der den Eltern und Paten vom Pfarrer vorgelegten Frage: „Begehrt ihr, daß dies Kind auf Grund unseres christlichen Glaubens getauft werde; wollet ihr es mit Gottes Hilfe christlich erziehen und ihm in Wort und Wandel, wie es sich gebührt, treu und gewissenhaft den Weg weisen, den ihr erkannt habt als den Weg zum Leben, so sprechet: Ja." (Nach Smend.) Könnte nicht an die Stelle dieses einfach nachgesprochenen „Ja" eine selbständige Erklärung, Wunsch oder Bitte der Eltern treten, das Kind zu taufen, und eine Gelegenheit geboten werden, mit eigenen Worten dem Ausdruck zu verleihen, was das in solcher Stunde oft so volle Herz bewegt und was an geistig-religiösen Erlebnissen mit dem Kinde, seinem Werden und Wachsen in besonderer Weise zusammenhängt? Die Frage wird zumeist nicht nur an die Eltern gerichtet, sondern auch an die Paten. Könnten die nicht auch, am besten getrennt von der Erklärung der Eltern, in Form kurzer Sprüche ihre Wünsche für das Kindlein zum Ausdruck bringen, etwa wie die guten Feen im Märchen das taten bei Dornröschens Taufe?

Ich will statt aller weiteren theoretischen Erörterungen zwei praktische Beispiele geben, die ich selbst erlebt habe, nicht von mir gestaltet, aber gebilligt. Ich gebe sie ganz historisch getreu wieder, ohne etwas zu verändern oder zu verbessern, was gewiß hie und da möglich wäre, aber sie sollen in unmittelbarer Frische wirken.

Das erste Mal wurde mir in der Familie eines deutsch-völkisch gesinnten aktiven Marine-Offiziers der Wunsch ausgesprochen, selbst bei der Taufe mitzuwirken. Während der Taufrede hielt die Mutter das Kind, den ersten Jungen, sitzend auf dem Arm. Dann erhob sie sich und trat auf ihren Gatten zu und sprach: „So nimm aus meinen Händen deinen Knaben. Ich hab ihn getragen, gehütet, gepflegt in tiefstem Glück und seligster Liebe, und ich gelobe dir heilig, ihn weiter so zu hüten und zu pflegen nach bestem Wissen und Können, als dein echtes Weib, die deutsche Mutter deines deutschen Knaben." Darauf nahm der Vater das Kind und brachte es zum Taufwasser, nannte seinen Namen, und die Taufe wurde vollzogen. Dann brachte er das Kind seiner Mutter zurück mit den Worten: „So gebe ich, du Fraue mein, den Sohn zurück in deine heiligen Mutterhände. Wie du ihn getragen, wie du ihn genährt vom ersten Pulsschlag seines Lebens mit deinem reinen Blute, so wirst du ihn hegen, ihm helfen, groß und stark zu werden an Körper und Seele für das Leben. Und

Digitized by Google

du, Sonnar, werde deiner Mutter echter Sohn: rein und groß und frei. Und werde ein deutscher Mann: hüte Frauenwürde, halte Mannestreue, frohlocke über Kampf, hilf deinem Volk, dessen Blut in deinen Adern kreist, aus Knechtschaft zur Freiheit! Für Freiheit und Wahrheit setze jauchzend das Leben ein. Werde ein Sieger im Sonnenlicht!" Darauf folgte Schlußgebet, Vaterunser und Segen.

Die zweite Taufe geschah in der Familie eines Juristen, Bürgermeisters einer kleinen Stadt, die Frau Tochter eines nichttheologischen Hochschulprofessors. Ich hatte von dem ersten Fall erzählt und angeregt, ob man nicht in ähnlicher Weise zur Belebung der Feier beitragen wolle. Hier verlief die Feier daraufhin folgendermaßen: Vorspiel auf dem Klavier: Bachsches Präludium und Engelterzett aus dem Elias von Mendelssohn, dessen Nachkomme der Täufling war. Drei ältere Brüder aus erster Ehe traten dann von dem Tauftisch, zwei in der Hand Leuchter mit brennenden Kerzen, der älteste — 8jährig — in der Mitte, mit der gefüllten zinnernen Taufkanne in der Hand sprach:

Aus der dunklen Brunnenstube
Springt das Wasser in die Helle;
Daß wir schöpften aus der Quelle,
Schickt der Vater seine Buben.
Aus des tiefsten Berges Tiefen
Reinste Reinheit kommt geronnen,
Zu des Urgroßvaters Bronnen
Wir mit hellem Kruge liefen,
Füllten ihn in vollem Laufen
Daß die Heimat uns zur Weihe
Ihre hellsten Kräfte leihe,
Unser Brüderchen zu taufen.

Über dem Stammhaus der Familie, in dem die Taufe stattfand, erhob sich ein bewaldeter Berg, auf dessen Höhe der Urgroßvater einen laufenden Brunnen hatte anlegen lassen. Nach dem Verschen goß der Sprecher das Wasser ins Taufbecken, die beiden anderen Knaben stellten ihre Leuchter zu beiden Seiten.

Dann hielten Vater und Mutter, die vor Schließung dieser Ehe Schweres durchzukämpfen hatten, folgende Zwiesprache, wobei die Mutter wieder mit dem Kind auf dem Arm zur Seite des Tauftisches saß, der Mann ihr zur Seite stand:

Er: Weißt du noch, als sich Hand in Hand
Nach langem Suchen plötzlich fand,
Als sich der Himmel abendlich erhellt —
Wie da des Mondes erste zarte Sichel stand
Gegenüber der Berge klarer Wand
Über des Rheintals dumpfen Nebelweiten . . .

Sie: Ich weiß es noch — und weiß es auch zu deuten:
Ein neuer Mond: eine neue Welt.
Vorbei der Nächte schwerste Nacht,
Die wir in heißer Angst durchwacht.
Das böse Wetter hat ein End,
Gott wiederum sich zu uns wend.
Des jungen Mondes zarter Schein
Am Abendhimmel hell und rein
Soll deß ein tröstlich Zeichen sein.

Digitized by Google

Er: Aus meinem Herzen nimmst du mir die Worte.
Dies Zeichen glänzte über unsres Glückes Pforte.
Drum drängt es mich, indem wirs ihm verleihn
— Den zarten Mond im abendlichen Schilde —
Wie es der Freund und Pate schuf im Bilde,
Dies Kind dem höchsten Gott zu weihn.

Damit hing der Vater dem Kind ein silbernes Medaillon am weißen Bändchen um den Hals, vom Bildhauerfreund zur Taufe geformt mit der silbernen Mondsichel als Zeichen des neu beginnenden Lichtes.

Und nun folgte die Taufrede über den selbstgewählten Spruch 2. Korinther 5, V. 17: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden", in der zum Dank für die neue, beglückende Gabe des Kindes und zum Nachdenken über die damit verbundenen neuen Aufgaben aufgerufen und auf die Möglichkeit ihrer Erfüllung im Sinne der dem Text voraufgehenden und folgenden Worte hingewiesen wurde: Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur . . . und das alles von Gott.

Nach dem Glaubensbekenntnis forderte der Pfarrer den Vater auf: „Und nun bringet das Kindlein seinen Paten, daß sie mit dem Worte bezeugen, was ihre Herzen in dieser Stunde ihm wünschen". Darauf trug der Vater das Kind zu jedem Paten hin, der es einen Augenblick auf den Arm nahm und dabei seinen Segenswunsch sprach, der eine: „O wie selig ist das Kind, das der Herr in Schutz genommen; denn Kinder, die ihm folgsam sind, läßt er zu seinem Frieden kommen", ein anderer: „Und später mußt du etwas wirken, es sei was es wolle, aber gut muß es sein, und eine Abendrede wert", ein dritter: „Sei nur geduldig, fest und treu und vertrau auf Gott", ein vierter: „Kraft und Liebe strömen von dir aus, zu beglücken, zu versöhnen". Hier bieten sich auch ungesucht zahlreiche Bibelsprüche an, die Wünsche enthalten oder leicht in Wunschform gebracht werden können, wie: „Befiehl dem Herrn deine Wege . ." oder „Der Herr fülle dich frühe mit seiner Gnade, daß du ihn rühmen und fröhlich sein mögest dein Leben lang" u. a. m. Die älteste Patin bekam das Kind zuletzt und brachte es dann zur Taufe. Danach Schlußgebet, Vaterunser, Segen und gemeinsamer Gesang, vier Strophen von Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Der Eindruck der Feier war auf alle Teilnehmer ein sehr starker. Tiefe Ergriffenheit zitterte oft durch die gesprochenen Worte. Eine anwesende Mutter, die nach schweren Kämpfen aus der Kirche ausgetreten war, kam mit ihren zwei halberwachsenen Buben, die noch nicht getauft waren, nach der Feier zu mir und fragte, wie sie es machen müsse, um wieder in die Kirche aufgenommen zu werden und die Taufe für ihre Kinder zu erhalten.

Selbstverständlich kann man solche Tauffeiern nicht überall halten. Es muß bei den Beteiligten schon ein starkes religiöses Leben vorhanden sein. Aber warum soll das zurückgedrängt werden, wenn es in solcher Feierstunde nach Ausdruck sucht und so zur Erbauung der anwesenden Hausgemeinde beitragen kann? Schlummern da nicht viel edle Kräfte, die zur Freude an dem Heiligsten, was wir haben, erweckt werden können? Musterformulare für solche Feiern aufzustellen, wäre verkehrt, aber Anregungen bei Vorbesprechung über die Tauffeier könnten gegeben werden, und dann mögen die Eltern das mit einander besprechen und selbständig gestalten nach ihrem eignen Erleben und Empfinden. Eine gewisse Scheu, heilige Empfindungen auszusprechen, wird leicht überwunden werden, wenn man betont, daß dies ja im vertrauten Kreise geliebter Menschen keine Preisgabe ist, sondern ein Dienst zur Vertiefung der Freude und ein Bekenntnis zur Stärkung im Glauben und in der Liebe.

Digitized by Google

Rundschau über die christliche Kunst i. J. 1923.

Von Rudolf Günther in Marburg.

3. Neuzeit.

Am Eingang zu der Geschichte der neueren Kunst werden wir durch die Nachricht aufgehalten, daß die These von der „Grünewald-Legende", wornach der Maler des Isenheimer Altars mit dem aus Würzburg stammenden Mathias Gothardt-Nithardt identisch sein soll, durch archivalische Funde in Frankfurt a. M. eine Stütze erhalten habe. Versuche, das Dunkel, das über Grünewalds Vorgeschichte liegt, durch andere Namengebung aufzuhellen, sind schon früher gemacht worden; jetzt scheinen sie in ein ernsthafteres Stadium zu treten. Dehio in der eben ausgegebenen ersten Hälfte des dritten Bandes seiner Geschichte der deutschen Kunst — wir kommen auf dies von Altersweisheit überglänzte Werk zurück, sobald es vollständig vorliegt — nimmt noch keine Rücksicht darauf. Die Überlieferung über Grünewald hat zum guten Teil Joachim von Sandrart in seiner Teutschen Akademie (1675) uns vermittelt; Sandrart aber hat, was er darüber weiß, von dem Frankfurter Maler Philipp Uffenbach, einem Enkelschüler Grünewalds, empfangen. Uffenbach war ein Lehrling Grimers; „dieser Grimer hat bey ermeldtem Matthaeus von Aschaffenburg gelernet, und alles, was er von ihme können zusammentragen, fleißig aufgehoben, absonderlich hat er nach seines Lehrmeisters Tod von desselben Wittib allerhand herrliche Handrisse ... bekommen, welche alle nach dieses Grimers Ableben obgedachter Philipp Uffenbach als ein nachsinnlicher berühmter Mann an sich gebracht" (S. 236). Die Überlieferung von Matthäus Grünewald — sonst heißt er Meister Matthias — ist also ununterbrochen. Ein Urteil über den neuen Versuch der Umtaufe ist erst möglich, wenn die archivalischen Funde im Zusammenhang vorliegen.

Die Ausbeute für die Kunst der älteren Neuzeit ist diesmal nicht zahlreich. Doch sei im Blick auf das zu erwartende Wiederaufsteigen des Barock hier besonders das auch dem Theologen dienliche Buch Werner Weisbachs „Der Barock als Kunst der Gegenreformation" (P. Cassirer, Berlin 1921) — von demselben Verfasser ist soeben „Die Kunst des Barock in Italien, Frankreich, Deutschland und Spanien" (Propyläen) erschienen — aufgeführt. Der Verfasser hat seine Betrachtung an Rudolf Ottos Schrift „Das Heilige" orientiert und führt zutreffend die seelisch-künstlerische Eigenart des Barock auf die weltgeschichtliche Stellung und Bedingtheit des Katholizismus der Gegenreformation zurück. Es wird richtig gezeigt, wie aus der inneren Unsicherheit der Kampfesstellung gegenüber dem Protestantismus und der weltlichen Wissenschaft das Oratorische, Anstachelnde wie das Unnaive dieser Kunst hervorgeht, wie auf der einen Seite der weltliche Prunk sich des Heiligtums bemächtigt, auf der anderen Seite ein raffinierter Illusionismus in der Ausnützung der Beleuchtungsgegensätze zur Auslösung mysteriöser Wirkungen führt, wie Architektur, Plastik und Malerei im Bund ans Werk gehen, um dem Auge das Wunderbare anschaulich und annehmbar zu machen, und auch derbe Kunstgriffe wie panoramaartige Effekte nicht verschmäht werden. Der Naturalismus erhält gegenüber Mittelalter und Renaissance die Aufgabe, die Wirklichkeits-

Digitized by Google

treue des Vorgangs durch bezeichnende und markante Ausdrucksmotive zu erhöhen.

Die Ausdruckskraft wird zugleich durch die Erweiterung psychologischer und anthropologischer Erfahrungen verstärkt, das Pathologische mit Vorliebe aufgegriffen. Man denke an die Grausamkeit der Barockmartyrien, denen gegenüber die doch auch nicht zahmen mittelalterlichen ganz sachlich aussehen. Es ist die Zeit der Inquisition. Nennen wir noch die mystisch-asketische, visionäre Glut, besonders der spanischen Barockkunst, die pathetische Bewegtheit der Figuren, selbst der allegorischen und die Materialisierung des religiösen Triebs in sinnlicher Erotik, so sind wenigstens die meisten Kennzeichen der Kunst der Gegenreformation festgestellt, ohne daß damit über den rein künstlerischen Wert des Barock schon geurteilt wäre. Es ist vorerst die letzte Kunst, die von der Religion aus gestaltet worden ist.

Ein Land der kunstgeschichtlichen Entdeckungen bleibt für geraume Zeit noch Spanien. August L. Mayer, der zwischen spanischer und deutscher Kunstwissenschaft vermittelt, handelt über Spanische Barockplastik (München, Riehn und Reusch). Seine Geschichte der spanischen Malerei ist in zweiter Auflage herausgebracht. Mayer hat, wie über ihn richtig gesagt ist, die Gabe, heute zu lehren, was er gestern gelernt hat. Er vervollkommnet seine Denkmälerkenntnis, aber er scheut auch nicht Kompilation über weite Strecken. Eine selbständige kritische Erforschung der spanischen Kunst mag Umstellungen und Umwertungen bringen. Für jetzt ist er der geschickteste Führer, der sich auf einem noch wenig betretenen Pfade darbietet.

Mit raschen Schritten führt uns unser Gang zur Kunst der Gegenwart. Mit Hans Thoma befassen sich mehrere Veröffentlichungen. Hundert seiner Gemälde aus deutschem Privatbesitz hat Ludwig Justi auf 100 Tafeln herausgegeben und mit feinerfühlten Erläuterungen versehen (Berlin, Reimer). Neben der Monographie Ostinis (Velhagen und Klasing), die 145 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen nebst 11 farbigen Einschaltbildern bringt, hat neuestens Karl Anton den Meister geschildert: Hans Thoma, ein Meister der Menschheit, eine Neubearbeitung von „Hans Thoma, der Maler als Musiker, Dichter und Mensch". Nicht das Werk des Malers soll dargestellt werden, sondern die menschliche Persönlichkeit in der Einheit ihrer künstlerischen, dichterisch-philosophischen und musikalischen Lebensäußerungen. Dabei steht dem Verfasser auch vertrauliches Material zu Gebot. Es muß aber auch hier ausgesprochen werden, daß der Titel „Hans Thoma, ein deutscher Meister" vorzuziehen wäre. Ein deutscher Meister zu heißen, ist wahrlich nichts Geringes, und wenn auch in Thomas Spätentwicklung ein Zug zum Universalen hervortritt, bleibt er doch ein deutscher Typus. Thomas langjähriger Freund und Weggenosse Wilhelm Steinhausen hat am 5. Januar 1924 seinen Lauf vollendet. Der Tod löste ihn von dem Druck des Leidens, das seine letzten Lebensjahre beschattet hat (vgl. K. Buddes Nachruf in „Christl. Welt" 1924, Nr. 5. 6). Das Letzte, was von seiner Hand stammt, ist das Geleitwort zu seinen Bildern „Augenblick und Ewigkeit" (Furche-Verlag, 16 Tafeln). Daß Steinhausens Sendung nicht zu Ende ist, dafür gibt es deutliche Anzeichen. Als Landschafter ist der

Digitized by Google

Meister, der das Geheimnis der großen Stille kennt, heute in Geltung. Seiner Figurenkunst ist eine Zeit nicht günstig, die anstatt des freien Gehorsams gegen die Offenbarungsreligion eine Religion der mystischen Erregungen und „schöpferischen" Einbildungen pflegt. Glaser (Jahrb. f. Kunstwissenschaft, 1923, S. 350) und selbst ein tiefer blickender Mann wie Carl Neumann (Die Kunstwissenschaft in Selbstdarstellungen. Leipzig 1924) glauben noch mit der Bezeichnung „(nach-)nazarenisch" auszukommen, eine „Einstellung", die die Wandlungen des protestantischen Geistes im 19. Jahrhundert außer acht läßt. Da mag hier ein Wort Wilhelm Schäfers (Schöpfung S. 22) stehen, mit dem er eine Betrachtung vor den Bildern Steinhausens schließt:

„Sind diese Bilder nicht da, war ihr Glück nicht in ihm oder spricht es nun nicht zu uns? Ist das Geheimnis vergangen, aus dem sie gemalt wurden, ist das Geheimnis nicht um uns, wie es um ihn war: dieses Glück und Geheimnis der Seele, in der Vergänglichkeit das Gleichnis zu sehen und im Sinnbild den wahren Besitz der Menschheit zu haben? Oder was kann der Dichter, dem in deutschen Herzen die stolzesten Denkmäler gebaut wurden, mit seinem Wort anders gemeint haben, als daß wir im Gleichnis die Vergänglichkeit vor den durchleuchtenden Hintergrund der Ewigkeit stellen?"

Lovis Corinth hat am 21. Juli 1923 sein 65. Lebensjahr vollendet. Der jüngere Corinth ist Wirklichkeitsmaler, er denkt in Farben, er besitzt eine für alles Lebendige, Blühende stark empfängliche Sinnlichkeit, mag dieses noch so bedeutungslos scheinen, es fehlt eine weiter ausgreifende Geistigkeit. Jetzt erscheint das wie eine Vorstufe zu dem auf das Wesentliche gerichteten, verinnerlichten, an das Transzendente rührenden Corinth. Hier greift der Farbenkünder zur Graphik; die Illustrationen zum „Hohen Lied", zur „Judith", der lithographische Cyklus „Die Offenbarung Johannis", „Martin Luther" zeigen uns den mit der Geistigkeit ringenden Meister. So hat sich sein Gebiet geweitet: es reicht vom Urmenschen, vom Paradies, vom Brudermörder Kain bis zum zeitgeschichtlichen Porträt, es umfaßt trotzige Manneskraft und zarte weibliche Schönheit, Kinderreigen und Tierwelt, Meeresstrand, Feldrain und ragende Berge, das Getümmel der Großstadt und das Stilleben des Blumenstraußes, und auch die Tür zu den verborgenen Dingen ist nicht mehr verschlossen. Keineswegs auf die religiöse Welt beschränkt, aber doch in ihr besonders zu Hause ist Daniel Greiner. Seine Verwachsenheit mit dem Natürlichen, wie er sie in den eben erscheinenden Folgen „Menschwerdung" zum Ausdruck bringt, ist ein gesunder Untergrund für den Verkehr mit der Welt des Heiligen. Überwiegend aber bewegt sich sein Schaffen auf religiösem Gebiet. Seine neuesten Werke sind die evangelischen Wandfresken in Kirchherten bei Köln („Die Bergprediger") und die Kriegerdenkmäler in Wiesloch und Schönau (vgl. MSchr. 1924, S. 162ff.). Außerdem hat er sein großes Evangelienwerk mit dem Matthäus-Evangelium beschlossen (Felsberg-Verlag, Jugenheim a. d. B.). Sein Matthäus ist das bedeutendste unter seinen graphischen Werken. Gesammelte religiöse Energie, Richtung auf das Wesentliche unter Beiseiteschieben alles Beiwerks, gebändigte Kraft und gezügelte Leidenschaft, ein vertieftes Christusideal, Mannhaftigkeit, der gegenüber wie bei anderen männlichen Künstlern das Weib einen gewissen Allgemeintypus erhält, Mannigfaltigkeit in der künstlerischen Aufgabe und Herrschaft über die

Digitized by Google

Technik — das sind die Eigenschaften dieser bisher unüberbotenen Verdolmetschung des Matthäus-Evangeliums (vgl. Chr. Welt 1924, Nr. 16. 17). Eine spielende Erfindungsgabe hat Greiner nicht; gerade die Schwerflüssigkeit und Herbigkeit, das innerliche Ringen mit dem Stoff, der sittliche Ernst der Auffassung, die Eigenwüchsigkeit und Ausdrucksstärke des Stils, die Überzeugungskraft der künstlerischen Formgebung rücken ihn jetzt in die vorderste Linie der lebenden deutsch-protestantischen Künstler. Den Typus des kirchlichen Künstlers vertritt der Gebhardt-Schüler Rudolf Schäfer. In ihm lebt das bürgerliche Luthertum der Gerhardt-Lieder fort, er erzählt die heiligen Geschichten mit treuherziger Wärme und seelsorgerischem Ernst, ohne Erschütterungen und Problematik, seine Kunst ist innerlich gesund und weiß genug von den Widerständen der Welt, um nicht ins Weichliche zu verfallen. Seine Zeichnungen zum Schmucktestament der Sächsischen Hauptbibelgesellschaft (Neues Testament und Psalmen) ordnen sich dem Ganzen wohl ein. So stark steht er in der Tradition, daß er selbst den mittelalterlichen Gnadenstuhl, die Darstellung der Dreifaltigkeit, wiederholen kann. Aber die gewaltige Senkrechte des Dürerschen Kruzifixus wiederholt er nicht, er schiebt ihn nach links, das ist eine Abschwächung und den alten Stoff kann er doch nicht mit neuem Leben erfüllen. Unter öffentlicher Aufmerksamkeit hat Ludwig Manzel sein großes Marmorrelief auf dem Stahnsdorfer Friedhof bei Berlin enthüllt, in der vorspringenden Mitte der Heiland, dem sich, wie auf Rembrandts Hundertguldenblatt, die Mühseligen und Beladenen in zwei längeren Zügen nahen, im ganzen etwa fünfundzwanzig in voller Rundung ausgearbeitete Figuren, die Gestalten nicht aus dem zeitgenössischen Volksleben genommen, sondern zeitlos in schöner fließender Linienführung, mit vornehm gemilderter Charakteristik. Es gibt immerhin zu denken, daß auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise, auf dem auch der Staub Abälards und Heloisens gebettet worden ist, André Bartholomé sein weltberühmtes monument aux morts aufgestellt hat, in Berlin das Herzstück des Evangeliums im Marmorbilde aufgerichtet worden ist.

Eine sehr verschiedene Erscheinung von diesem späten (oder verfrühten?) Klassizisten, aber auch von allen anderen in dieser Reihe ist der Expressionist Max Thalmann. Von ihm liegt eine Passion in acht Holzschnitten vor, mit Textdichtung von Albert Thalhoff (E. Diederichs, Jena). Die Weimarer Blätter schreiben von dem Werk: „Zwei zum Höchsten begabten Künstlern geriet eine außerordentliche Schöpfung, die die Zeit überdauert." Ein begeisterter Bewunderer beginnt die Beschreibung mit dem Satz: „Das Beschauen von Thalmanns Passionsblättern löscht jedes Erinnern und damit jeden Vergleich" (Chr. Welt 1924, Nr. 11—13). Die Betrachtung schließt: „Thalmann ist der musikalische Mensch, der religiöse Mensch, der künstlerische Mensch, getragen vom Diesseits und Jenseits ...." Über das andere Werk Thalmanns „Der Dom", in dem vom Stoff völlig abstrahiert wird, sagt derselbe Beurteiler:

„In einer Steigerung von faszinierender Wucht, in einem fiebernden Tempo werden hier musikalische Rhythmen ausgelöst, die atembeklemmend wirken. Gotische Bogen, gotische Hallen, gotische Seelen wechseln untereinander, verschlingen sich in

Digitized by Google

Töne, stürmen, rasen himmelan zu Chören; man denkt, nur noch mit den Ohren zu sehen, man hört Brahms–Beethoven–Bach. Einen Funken des Göttlichen hat verspürt, wer dem Ansturm dieser Empfindungen einmal unterlegen ist."

Da Text und Melodie offenbar auch graphisch betrachtet eine Einheit bilden sollen, wird es erlaubt sein, dem Mysterium dieser Kunst von der Dichtung aus zu nahen. Die „Dichtung" beginnt mit folgenden Worten:

„Und vom sturmgeworfnen Mond war allda kahlgesichelt diese Nacht, daß aus dem angsterfüllten Schweigen Finsternis in steilen Bächen schoß. Und so geschwärzt die schiefgebognen Rücken, darüber Gesichter flackernd wie verblas'ne Feuer schwelten, saß in enggeduckter Runde der Jünger Schar, verfolgt, verhärmt und tief in sich zurückverschrocken. Nur hie und da, überschneit vom Lichte, das vom Gottmenschen flockend weich und sanft auf sie herniederfiel, suchten Augen wie Nebelsonnen seine Spur und dem lallenden Munde kaum entfloh'n, verstob der Laut und sank in Stille. Nun aber der Gottmensch jäh das Kinn mit heftigem Rucke stoßend aus tönender Tiefe sich selbst erfuhr, da schwang ein feierlich Läuten aus der Worte Glockenstuhl, und inbrünstig fuhr er also fort: ‚Und so wie sich die Gottheit unverhüllt im Werke offenbart, so spürst auch du ihr Bildnis wirkend in dich einverwahrt und so, dem Grunde eingepflockte Säule, bist du die Kraft, die alle Himmel trägt!'

Und als im Kelch das Dunkel sich dem Glanz vermischte, der zündend aufbrach seiner zugeneigten Hände Schatten und das Brot von Ähre schwer, verbröckelnd ab vom Leib ihm fiel, da wurde es heller noch um seine vorgetrotzte Stirn, und stoßend kam's aus ihm hervorgeschworen: ‚Du allein, o Mensch, nur du! du! bist seinem Wesen aufgebrochnes Tor! Denn: wärst dus nicht?! Gott blieb sich selbst in seiner Macht verborgen, blind und taub in Ewigkeit vernachtet!' ...."

Hier hat sich ein Aufklärer versehentlich auf den Dreifuß gesetzt, einer, dessen semitisches Deutsch und lärmende Pose nur dartun, daß er von der Furchtbarkeit und Erhabenheit des Kreuzes überhaupt noch nichts empfunden hat. Diese Mißhandlung hat der Künstler nicht verdient, denn in ihm arbeitet eine starke, wenn auch sehr allgemeine und auseinanderfließende Empfindung, eine springende ausschlagende Bewegung, die auch beim „Abendmahl" Christus nicht als Ruhepunkt in der Erscheinungen Flucht aufkommen läßt; dem muß bereits der gewählte runde Tisch widerstreben. Schon hier ist der Stoff höchstens noch Hintergrund, nachher verliert er sich in Andeutungen, und die Kunst Thalmanns besteht gerade darin, mit ganz wenigen Strichen dem Betrachter seine eigene gegenstandslose musikalische Bewegtheit mitzuteilen. Nun wird es auch weiterhin Menschen geben müssen, die aus dem Rhythmus eines romanischen und aus dem Einheitsstil eines gotischen Domes in einem ganz anderen höheren und wahren Sinne einen Gesang vernehmen als aus den umhergeschleuderten gotischen Symbolen Thalmanns. Auch pflegt sich ein empfindliches musikalisches Ohr dagegen zu sträuben, daß ihm gleichzeitig Brahms, Beethoven und Bach vorgeführt werden. Endlich scheint es in anbetracht der unabänderlichen menschlichen Organisation wie der künstlerischen Darstellungsmittel dabei bleiben zu sollen, daß bildende Kunst nicht mit den Ohren, sondern mit den Augen gesehen wird. Und ist es nun künstlerisch betrachtet ein Vorzug oder ein Mangel, wenn ein Gegenstand wie die Passion in unkontrollierbare Formbewegtheit aufgelöst wird? Dehio (III, S. 127)

Digitized by Google

sagt von den zehn großen Tuschzeichnungen einer Passionsfolge des jüngeren Holbein: „Christi Passion ist nicht dazu da, um der ‚Schönheit' zu dienen." Man kann fortfahren, sie ist auch nicht dazu da, um in Stimmungen aufgelöst zu werden.

Immer schon haben die Kunsthistoriker die Geschichte der Landschaftsmalerei beachtet. Kurt Gerstenberg hat neuerdings „Die ideale Landschaftsmalerei, ihre Begründung und Vollendung in Rom" (Halle a. d. S., Niemeyer) dargestellt. Neu aber ist der Versuch, ein Bild der religiösen Naturmalerei zu entwerfen, wie dies Oskar Beyer in seinem Buche „Die unendliche Landschaft", Über religiöse Naturmalerei und ihre Meister (Berlin, Furche-Verlag), unternimmt. Trotzdem das Buch im Jahr 1923 erschienen ist (44 S. Text, 34 Bildwiedergaben) ist die Ausstattung sehr gut. Ein allgemeiner Teil des Textes bespricht Arten der Landschaft, Möglichkeit religiöser Naturdarstellung, mystisches Naturerlebnis, Darstellungsmittel und Wirkung, worauf in Einzelbetrachtungen typische Vertreter religiöser Landschaftsmalerei gekennzeichnet werden.

Diese Einzelbetrachtungen, bei denen die Ostasiaten, Botticelli, Grünewald, Rembrandt, Friedrich, Millet, Segantini, Thoma, Steinhausen zur Sprache kommen, sind zwar subjektiv gefärbt, daher sie nicht ohne Widerspruch durchgehen werden, sind aber im ganzen dem Verfasser doch besser geglückt als die grundsätzlichen Ausführungen. Auch diese dürfen als ein erster Versuch, das Gebiet der Kunstgeschichte durch Neuland zu erweitern, auf Beachtung Anspruch machen. Aber für den Fortschritt ist eine Klärung der Begriffe durchaus notwendig. Der Verfasser hat wohl die Einsicht, daß nur der religiöse Mensch dem Unendlichen in der Landschaft begegnet, also religiöse Natureindrücke empfängt. Und auch der angefochtene Titel „Die unendliche Landschaft" besteht zurecht. Denn es handelt sich dabei gar nicht immer um eigentlich frommes Naturgefühl, sondern um das Erfühlen einer letzten Einheit in der Vielheit des Seienden und um das Verschmelzen des Betrachtenden mit dieser Einheit in beglückender Harmonie. Dies aber können ebensowohl nur ästhetische Empfindungen sein, bei denen es gar nicht zu irgendwelcher Gottbezogenheit kommt, „präreligiös", wie Hartlaub sie nennt, als solche eine mögliche Vorstufe der eigentlich frommen Naturempfindung, doch eben nur Vorstufe. Insbesondere ist an der Unklarheit der Grundbegriffe wie heute so oft der Gebrauch schuld, den der Verfasser von dem Wort „Mystik" macht. Seine fröhliche Erklärung: „Über die Mystik sind immer noch dunkle Vorstellungen verbreitet, die zur Folge haben, daß man sie selbst für eine dunkle Sache hält, und doch läßt sich ihr Wesen schon mit sehr wenigen Worten erläutern. Mystik ist nichts anderes als das helle Bewußtsein vom Göttlichen in der Seele und vom Göttlichen in den Dingen außer uns, sowie die Erkenntnis, daß diese beiden Gottesprovinzen im Grunde eine einzige sind" (S. 20) zeigt, welche Unklarheiten der Name der Mystik heute noch decken muß. Wie schon die Namenfolge der besprochenen Vertreter der religiösen Landschaftsmalerei erkennen läßt, ist mit Absicht von jedem Versuch, hier eine Entwicklungslinie zu zeichnen, von vornherein abgesehen. Daß die Ostasiaten herangezogen werden, ist in diesem Fall nicht exotische Mode der Gegenwart, sondern in

Digitized by Google

der Sache begründet. Daß freilich Thoma gerade nur dreimal eine Landschaft zu religiöser Wirkung gebracht habe, ist eine Behauptung, die nur subjektive Geltung hat. Dagegen ist der religiöse Charakter der Steinhausen-Landschaften auch von solchen anerkannt, die der Figurenkunst des Meisters ablehnend gegenüberstehen. Im ganzen also jedenfalls ein Weg, den eröffnet zu haben verdienstlich und der weiter zu beschreiten ist.

Zurückgetreten ist infolge der äußeren Verhältnisse der Kirchenbau, auch auf katholischer Seite. Sehr lebendig und mit einer heute seltenen freudigen Zuversicht überblickt J. Ficker (Neuer evang. Kirchbau und Diasporabauten. Zürich Schultheß & Co. 1922) die Kirchbautätigkeit des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, um daran seine grundsätzlichen Gedanken und praktischen Winke, auch für die Diasporabauten zu knüpfen, eine schöne Vereinigung einer an der Reformation und dem Urchristentum — die Idee des Hauses! — gebildeten Denkweise und evangelisch geläuterten Kunstsinns. Es ist zu erwarten, daß dieser Standpunkt sich in kommender Zeit mit der von Bartning ausgegebenen Losung: „Zurück zum Sakralbau!" auseinanderzusetzen hat. Einen interessanten Verlauf hat der Stuttgarter Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz (Sept. 1922) genommen. Zunächst stießen auch hier wieder die beiden Richtungen aufeinander, von denen die eine konservative das historische Denkmal in seiner Wesenseinheit erhalten sehen will, die andere fortschrittliche der schaffenden Kunst der Gegenwart bei Ergänzungen freie Betätigung sichern möchte. Eine neue grundsätzliche Entscheidung ist in dieser Frage derzeit nicht möglich. Es mag von Fall zu Fall bestimmt werden, wo einmal von der peinlichen Wiederherstellung des Vergangenen abgesehen werden kann. Aber der Grundcharakter der Bauwerke muß unversehrt erhalten werden. Kein Kundiger wird z. B. bestreiten, daß am Mainzer Dom die stilgemäß restaurierten Osttürme eine kühle Korrektheit zur Schau tragen, während der von Balthasar Neumann in pseudogotischen und Zopfformen erneuerte westliche Mittelturm dank der genial erfühlten Gesetzmäßigkeit der Massen- und Linienentwicklung dem Gesamtbild aufs schönste sich einfügt. Aber kann den rasch wechselnden „Zeitstilen" der Gegenwart, die alle doch nur neue Mischungen oder Abwandlungen vorhandener Elemente bedeuten und von denen keiner aus einer Allgemeinempfindung entsprungen ist, zugestanden werden, sich an den großen Denkmälern der Vergangenheit zu verewigen? Wenn uns einmal wieder ein wirklicher Stil geschenkt werden sollte, wird die Frage von selbst zur Entscheidung kommen. Sehr ernste Aussichten erweckt die Feststellung, daß in den großen Industriestädten die mittelalterlichen Kirchenbauten durch die starke Entwicklung des Steinkohlenrauchs, genauer durch die darin enthaltene schweflige Säure in ihrer Zierarchitektur und Statik schwer geschädigt werden und die Verwitterung des Steins in den letzten Jahrzehnten reißend vorgeschritten ist. Und zwar läßt sich beobachten, daß die den Angriffen der Witterung am meisten ausgesetzte Westseite weniger leidet, weil die hier niedergeschlagenen zersetzenden Stoffe durch den Regen abgewaschen werden. Ein durchgreifendes Schutzmittel für den Stein ist noch nicht gefunden. Die Lorenzkirche in Nürnberg und der Dom zu Freiberg in Sachsen sind ernstlich gefährdet und von der Auflösung bedroht! Belehrend

Digitized by Google

als Beispiel kirchlicher Kunst- und Denkmalpflege sind die energischen „Bestimmungen der Paderborner Diözesansynode 1922 über die Pflege der kirchlichen Kunst" (Paderborn, Verlag der Bonifacius-Druckerei 1924). Ein eigenartiger Beitrag zur Denkmalskunde, von deutsch völkischer Gesinnung getragen, eine Schrift mit Doppelantlitz, ebenso der Gegenwart zugewandt wie der Vergangenheit, ist das Buch des Marburger Rechtslehrers Erich Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform (München, J. F. Lehmann). Der Verfasser knüpft an die nachromantischen Versuche an, die deutsche Götter- und Heldensage in kirchlichen Denkmälern wiederzufinden. Diese unmethodischen Versuche haben bewirkt, daß die spätere Zeit den deutschen Einschlag in diesen Bildwerken wenig berücksichtigt hat. Es ist aber heute nicht mehr zu bezweifeln, daß an gewissen Kirchen Deutschlands sich Bildwerke aus der heidnischen Götter- und Heldensage der Germanen erhalten haben. Solche altertümliche Plastik in Abbildungen gesammelt und vorgeführt zu haben, ist das Verdienst des Verfassers, der nun freilich den zusammengetragenen Stoff erst kritisch sichten muß. Denn der Stand unserer Kenntnis gebietet strengste Vorsicht; insbesondere muß man sich auch immer gegenwärtig halten, daß Gestalten und Symbole mit der Religion ihre Bedeutung wechseln oder Personen zu bloßen Personifikationen verblassen, wofür die altchristliche Kunst Beispiele bietet. Jedenfalls nicht um sie zu „bannen", wie der Verfasser meint, hat man die germanischen Götter in Kirchenmauern eingelassen, sie können hier nur als Trophäen gemeint sein, wie schon das christliche Altertum gerne die Steine eines heidnischen Tempels zu einem christlichen Kultbau verwendete. Die Kirche, die das römische Weltreich überwunden hat, hat sich vor den germanischen Göttern gewiß nicht gefürchtet, doch Anstalt getroffen, um die Reste des alten heidnischen Glaubens beim Volke unschädlich zu machen. Bei der erkannten späten Entstehung kann die Edda nicht mehr als Erkenntnisquelle für Bildwerke dieser Art dienen.

Neu ist ein lange wenig bedachtes Problem in das Bewußtsein getreten, das Verhältnis von Kunst und Religion. Diese beiden Pole sind durch das Schicksal bestimmt, einander wechselseitig abzustoßen und anzuziehen. Heute ist die religiöse Kunst eine Brücke, auf der sich Christentum und allgemeines Geistesleben begegnen. Auf diese Einsicht gründet sich das Unternehmen „Schöpfung. Ein Buch für religiöse Ausdruckskunst." Herausgegeben von Oskar Beyer (Furche-Verlag. Mit 64 Wiedergaben). Das in großem Format (181 S.) und reicher Ausstattung ausgegangene Werk soll in Zeitabständen fortgesetzt werden. Dazu gehört der Mut der Überzeugung. Denn um die Durchdringung von Religion und allgemeinem Geistesleben steht es heute allerwärts wenig tröstlich, trotzdem hängt daran unsere Zukunft. Der erste Band der „Schöpfung" ist sehr mannigfaltig. Nach einer Einleitung des Herausgebers über „Kunstkultur und religiöse Weltanschauung" werden teils grundsätzliche Fragen behandelt wie „Kunst und Religion im neunzehnten Jahrhundert" (G. F. Hartlaub), „Christliche Kunst der Zukunft" (Leo Tolstoi), „Der Kultbaugedanke in der neuen Architektur" (Paul Fechter und Wenzel A. Hablik), teils Charakteristiken einzelner Künstler, Schulen, Werke (Botticelli,

Digitized by Google

Grünewald, deutsche Plastik des Mittelalters, Vincent van Goghs Wendung, die Malerei von Nowgorod, W. Steinhausen, die Schriftkunst Rudolf Kochs u. a.) gegeben. Auch hier wird die exotische Kunst gepflegt: Otto Fischer wird über die Eingebung in der chinesischen Landschaftsmalerei und Karl With über Japanisch-buddhistische Plastik gehört. Daß dabei öfter nicht Originalbeiträge, sondern Abdrücke aus bereits vorliegenden Werken geboten werden, ist nur so zurechtzulegen: es soll deutlich werden, daß die Aufgaben der „Schöpfung" nicht neu ersonnen, sondern lange schon von den verschiedensten Seiten her ausgesprochen sind. Eine Umschau, die auch die kirchlichen Kunstbestrebungen (Ausstellungen) würdigt, beschließt den Inhalt. Ein solches Organ, das die allgemein religiösen und die kirchlichen Kunstbestrebungen zusammenzufassen sucht, ist gewiß zu begrüßen. Es wird umso wertvoller werden, je mehr es die religiösen Kräfte, die in den Kirchen lebendig sind, positiv zu schätzen weiß. Denn es liegt tatsächlich so, daß zusammenhängend und zeugend nur die Kräfte der geschichtlichen Religionsgemeinschaften wirken. Weder ein religiöser Synkretismus noch Eklektizismus ist schöpferisch, auch das Denkgebilde der erst sekundären Bildungsreligion oder die Mache moderner Ekstatik ist nicht „schöpferisch", sondern nur die keimkräftige, zielstrebige, besonderte, in sich geschlossene Religion, deren überzeitliches Leben stark genug ist, der Zeitkräfte sich zu bemächtigen und sie zu durchdringen. So ist die frühchristliche Kunst, so sind die Schöpfungen der romanischen und gotischen Zeit entstanden. Und wenn die katholische Kirche sich in dauernder Kampfesstellung gegen die legitime Autonomie des neuzeitlichen Geistes befindet und daher auch freie Kunst nicht hervorbringen kann, die evangelische Kirche aber als Anstalt überhaupt sehr wenig bedeutet, so ist doch das mit dieser nicht identische evangelische Christentum, welche Wandlungen ihm auch noch bestimmt sein mögen, die Zukunftsform des lebendigen religiösen Geistes. Dazu gehört aber, nicht daß es durch Verschmelzung oder Verdünnung in abstrakte Allgemeinreligion oder charakterlose Mischreligion sich auflöst, sondern daß es unter Wahrung seines geschlossenen Sondercharakters den lange zurückgetretenen hohen Gedanken des alten Christentums vom Λόγος σπερματικός wieder aufnimmt und einen neuen christlichen Universalismus entwickelt. Die rein formale Autonomie hat die tiefsten Wurzeln der Kunst verdorren lassen, „schöpferisch" wird sie erst wieder werden, wenn sie die freie Bindung an eine ewig gültige Glaubens- und Idealwelt erreicht.

Auch eine Flugschrift des Dürer-Bundes (192. München, Georg D. W. Callwey) befaßt sich mit dem Thema: Die neue Kunst und die Kirche (E. K. Fischer). Der Verfasser macht eine Anzahl zutreffender Bemerkungen, aber es sind zu sehr Einzelbemerkungen, als daß sich eine grundsätzliche Auseinandersetzung daran schließen könnte. Es ist daher nur noch zu sagen, daß er der Kirche und ihrer Kunst eine relative Würdigung zuteil werden läßt. Sein Ideal ist aber die „absolute" Kirche der mystischen Esoteriker. Diese „Gemeinschaft der Intellektuellen (so!) ist keine Kirche, aber ihr Gegenpol und — in einem ganz weiten Sinne des Wortes — doch auch (so!) religiös: man kann sich „lösen" im göttlichen Seinsgrund, unter Preisgabe seines Ichs in ihn eintauchen, man kann aber auch mit Bewußtsein in die Gesetzes-

Digitized by Google

zusammenhänge des Lebens eindringen und eine intellektuelle Verzückung erleben, die der mystischen gleichkommt." Man braucht Gesagtes nicht zu wiederholen, man kann es dieser mit ergötzlicher Naivität geschilderten Luxus- oder Sportreligion der Intellektuellen gleichmütig überlassen, außer ihrer Selbsterhaltung auch die Schöpfung einer neuen Kunstwelt zu betreiben. Der Dürer-Bund hätte doch besorgt sein sollen, daß ein Gegenstand von dieser Bedeutung nicht so flach angefaßt wird.

Von kirchlicher Seite ist das Thema „Kunst und Kirche" durch den „Verein für religiöse Kunst" aufgenommen worden. Vom 1. Juli d. J. ab erscheint unter diesem Titel in neuer Form die frühere Vereinszeitschrift „Religiöse Kunst" (Berlin, Trowitzsch & Sohn). Tagungen in Berlin, Halle a. S., Marburg, die sich um den Grundgedanken „Gottesdienst und Kunst" gesammelt haben, geben der Bewegung weiteren Nachdruck. Eine unausweichliche Folgerung ist die Ergänzung der theologischen Bildung durch die Schulung am Kunstdenkmal. J. Ficker hat über „die kirchliche Kunst in der Ausbildung und Fortbildung des evangelischen Religionslehrers und Theologen" sehr beherzigenswerte Lehren aufgestellt[1]), denen man in den kirchlichen Kreisen, namentlich den leitenden, sorgfältige Beachtung wünschen muß. Diese Forderungen werden vollends unentrinnbar, wenn die Gesichtspunkte sich durchsetzen, die das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in seiner Denkschrift über die Neuordnung des höheren Schulwesens aufstellt. Hier wird „die Überwindung der rein intellektuellen Bildung durch die Einbeziehung der Kunst in die humane Persönlichkeitsbildung" gefordert und werden in den „schöpferischen Kräften der Kunst" „die stärksten Impulse für den geistigen Aufbau" erblickt. So fehlt es nicht an Erörterungen und Anregungen auf unserem Gebiet. Wann werden Taten geschehen?

Chorkonzert römischer Kirchensänger.

Der große Konventgartensaal in Hamburg ist trotz ungeheuer hoher Eintrittspreise überfüllt. Das Zauberwort „Sixtinische Kapelle" hat gewirkt. Wer freilich aufmerksam gelesen hat, weiß, daß sich fünf römische Basiliken an der Bildung dieses Reisechores beteiligt haben, und daß auch der Dirigent nicht der Sixtina angehört.

In der Vorhalle werden außer den Programmzetteln Partiturhefte zu erschwinglichem Preise verkauft. Sie sind in Rom eigens für die ausgedehnte deutsche Tournee hergestellt, enthalten alle Chorsätze, die zur Aufführung gelangen, nebst ausführlichen Erläuterungen in deutscher Sprache, herausgegeben vom Dirigenten des Chores, Monsignore Rafaelo Casimiri.

Das Programm bringt ausschließlich wertvollste a capella-Musik des 16. Jahrhunderts, und zwar ist Palestrina vorherrschend. — Die freudige Erwartung ist auf dem Gipfel angelangt, als unter brausendem Orgelklang, das die aufgeregt plaudernde Menge verstummen macht, die römischen Sänger (im kirchlichen Kleid) in feierlichem Aufmarsch das Podium des grell erleuch-

[1]) Christl. Welt 1923. Nr. 31. 32. S. 333ff.

Digitized by Google

teten Saales betreten. Der Maëstro (ebenfalls im Ornat) tritt vor die Sänger, der Orgelton erstirbt, und der Chor stimmt einen kurzen Begrüßungsspruch an. Als er zu pompösem Ausklang in gehaltene Akkorde einmündet, wendet sich Monsignore Casimiri mit ausgebreiteten Armen dem Publikum zu. Tosender Applaus ist die Antwort! Und nun wird jede Programmnummer eine Sensation und ein Triumph für den Dirigenten Casimiri, der, was faszinierende Suggestivkraft und dirigiertechnische Kunst anlangt, unter den heute lebenden Chorleitern kaum seinesgleichen haben wird. Seine Art zu musizieren ist urpersönlich und kühn. Jeder Takt hat sein eigenes Zeitmaß, sprunghaft wechselnd, und eine Dynamik von so verblüffender Differenziertheit hat man bisher nicht gehört. Der 60 Stimmen starke Chor gehorcht jeder leisesten Regung dieses willkürlichsten, tyrannischesten aller Chordirigenten mit unfehlbarer Präzision. Kurzum: ein Musizieren von unerhörtester Virtuosität.

Ein aufregender Abend, aber nicht beglückend, sondern quälend und zum Widerspruch, zur Abwehr aufreizend. Denn 1) der Klang dieses Chores (obwohl nie „unrein" gesungen wurde) war peinigend: den Sopran vertraten Knaben mit arg abgenutzten Stimmen; im Alt hörte man vorwiegend falsettierende Tenöre, die bei der geringsten Kraftentfaltung grauenvoll tremolierten; dasselbe gilt von den zumeist fistulierenden Vertretern des Tenors, die nur im forte männliche Töne hervorbrachten, jedoch in unerträglich greller Färbung. Eine Wohltat für das Ohr waren nur die prachtvoll gepflegten und runden Baßstimmen. 2) Casimiris hemmungsloser rubato-Stil und das häufige Auslöschen horizontaler Werte (zugunsten interessanter vertikaler Einzeldurchschnitte) verschiebt den Schwerpunkt und verwischt den Charakter dieser polyphonen Meisterwerke; raffinierte Nuancierung kann nur verkleinernd wirken. 3) Das starke Musizier-Temperament Casimiris konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß an dem religiösen Kern dieser ganz nach innen gerichteten Kunst vorbeimusiziert wurde.

Hamburg. Franz Notholt.

Die biblische Grundlage des Liedes: „Ach bleib mit deiner Gnade."

Von Oberstudienrat **Otto Pröschold** in **Minden** i. Westf.

Wenn man nach dem biblischen Ursprung des Liedes: „Nun danket alle Gott" gefragt wird, so begnügt man sich nicht mit dem Hinweis auf solche Stellen wie Psalm 118, 1 (Danket dem Herrn; denn er ist freundlich!) oder Psalm 100 (Danket ihm, lobet seinen Namen!) oder Psalm 136 (Danket dem Herrn aller Herrn!) oder schon spezieller Sirach 39, 41 (Darum soll man danken mit Herz und Mund), sondern man erinnert sich der schönen Stelle Sir. 50, 24: „Nun danket alle Gott, der große Dinge tut an allen Enden, der uns von Mutterleibe an lebendig erhält und tut uns alles Gute. Er gebe uns ein fröhlich Herz und verleihe uns immerdar Frieden zu unseren Zeiten in Israel, und daß seine Gnade stets bei uns bleibe und erlöse uns, solange wir leben."

Es ist mir seit langer Zeit verwunderlich gewesen, daß man auf die Frage nach der biblischen Grundlage des gleichfalls sehr bekannten und beliebten Kirchenliedes: „Ach bleib mit deiner Gnade" keine so genaue und unwidersprechliche Antwort erhält. Man klammert sich wohl an den Wortlaut des sechsmal im Liede wiederkehrenden „Bleibe bei uns!" und glaubt unsre Frage hinreichend beantwortet zu haben, wenn man auf den Anklang an die Bitte der Emmausjünger hinweist: „Herr, bleibe bei

Digitized by Google

uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt." Wenn auch dem Dichter des Liedes, vielleicht Josua Stegmann in Rinteln an der Weser, unzweifelhaft diese Stelle vorgeschwebt hat, als er uns sein Lied bescherte, so wird doch diese Antwort weder den einzelnen christlichen Begriffen, noch deren Zusammenhange gerecht, die der Reihe nach die sechs Strophen des Liedes beherrschen: Gnade, Wort, Glanz, Segen, Schutz und Treue, und die in ihrer Gesamtheit für uns den Grund bilden, warum wir uns nicht nur von Gott schlechthin abhängig, sondern auch in seiner Liebe geborgen und unsres Heils gewiß fühlen. Es fragt sich, ob der Dichter diese Bezeugung von sich aus gibt, oder ob er sich an eine bestimmte Schriftstelle angelehnt hat, ähnlich wie Martin Rinckart in seinem Danklied.

In den bisherigen Auslegungen unsres Liedes habe ich zwar eine große Menge Hinweise bald auf diese, bald auf jene Schriftstelle Alten und Neuen Testaments gefunden; indessen eine einheitliche biblische Grundlage unsres Liedes hat meines Wissens noch kein Ausleger vermutet, geschweige gefunden.

Und doch ist eine solche einheitliche Grundlage vorhanden, und da sie auch nicht in einem apokryphen Buche steht, sondern sich bei Paulus findet, und zwar in einem seiner bedeutendsten Briefe und noch dazu gleich im Anfange (also an einer Tonstelle), da ferner über diesen Text in der Trinitatiszeit gepredigt wird, so muß man sich eigentlich wundern, daß das noch niemand aufgefallen ist.

Die fragliche Stelle ist die Epistel zum 18. Sonntag nach Trinitatis, 1. Kor. 1, V. 4—9, wo Paulus nach dem Eingangsgruße in seiner Art mit Dank beginnt, auch wo eine Bitte näher zu liegen scheint. Ich gebe die Stelle in Luthers Übersetzung:

V. 4: Ich danke meinem Gott allezeit euerthalben für die **Gnade** Gottes, die euch gegeben ist in Christo Jesu,
5: daß ihr seid durch ihn an allen Stücken reich gemacht, an aller **Lehre** und in aller **Erkenntnis**;
6: wie denn die Predigt von Christo in euch kräftig geworden ist,
7: also daß ihr keinen Mangel habt an irgend einer **Gabe**, und wartet nur auf die Offenbarung unsres Herrn Jesu Christi,
8: welcher auch wird euch **fest erhalten** bis ans Ende, daß ihr unsträflich seid auf den Tag unsres Herrn Jesu Christi.
9: Denn Gott ist **treu**, durch welchen ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesu Christi, unsres Herrn.

Die sechs Worte, auf die es ankommt und die durch Fettdruck hervorgehoben sind, lauten also: Gnade, Lehre, Erkenntnis, Gabe, fest erhalten, treu. Die Sache wird noch deutlicher, wenn ich darauf hinweise, daß Karl Weizsäcker statt Lehre „Wort" und Kurt Stage statt Gabe „Gnadengabe" übersetzt, oder wenn man, wie es das einfachste und natürlichste ist, auf den griechischen Urtext zurückgreift. Hier lauten die in Rede stehenden sechs Worte χάρις (Gnade); λόγος (Wort, Lehre); γνῶσις (das Licht der Wahrheitserkenntnis); χάρισμα (Segensgabe, Gnadengeschenk); βεβαιώσει (er wird festigen, schützen); πιστός (treu).

Wie gut hat doch der Dichter des Liedes das Wort Gnosis übersetzt, das in der apostolischen Verkündigung und auch in der Geschichte der Kirche eine so wichtige, hier zum Teil freilich auch verhängnisvolle Rolle spielt! Über dem Wort Logos freilich brauchte er nicht lange zu grübeln wie der Goethesche Faust, der sich mit dem schlichten und treuherzigen „Wort" nicht zufriedengestellt findet, sondern von da aus über den „Sinn" zur „Kraft" und schließlich zur „Tat" glaubt vordringen zu müssen, was für seine eigne Anlage und Entwicklung allerdings bezeichnend ist. Ihm ist „Wort" inhaltreich genug und, daß die Gedanken sich nicht verirren und man bloß etwa an die „Redegabe" der Korinther denkt, wie Stage in seiner Übersetzung des N. T. in die Sprache der Gegenwart (bei Reclam) tut, sondern an das unser Heil begründende und schaffende Wort Gottes, dafür sorgte er durch den Zusatz: „Daß uns beid hier und

Digitized by Google

dorte sei Glück und Heil beschert." Aber das Wort „Gnosis" machte ihm sicherlich einiges Kopfzerbrechen, als er es seinen Landsleuten und Glaubensgenossen in ihr geliebtes Deutsch übertragen wollte. Mit „Erkenntnis" war poetisch, ja schon rein rhythmisch natürlich nichts anzufangen, und wir stellen uns den Dichter unwillkürlich wie einen zweiten Luther oder Faust vor, der sinnt und prüft, wählt und verwirft und endlich findet und kurz und bündig schreibt: „Glanz"; und dann stellt er den Sinn sicher durch die Umschreibung: „Dein Wahrheit uns umschanze, damit wir irren nicht." Aus demselben Grunde setzt er statt Segensgabe oder Gnadengeschenk kurzweg „Segen" und behält sich die nähere Auslegung für den Rest der Strophe vor: „Dein Gnad' und all Vermögen in uns reichlich vermehr."

Beachtet worden sind immer schon die verschiedenen Anreden in den sechs einzelnen Bitten unsres Gebetsliedes. Sie lauten der Reihe nach: Herr Jesu Christ, Erlöser wert, wertes Licht, reicher Herr, starker Held und mein Herr und Gott. Für unsern Zweck beachten wir sie in Rücksicht auf unsern Text und kommen auch hier zu dem Ergebnis, daß der Dichter sich an ihn angelehnt hat. So spricht Paulus zwar im 4. Verse von der Gnade Gottes, versäumt aber nicht hinzuzusetzen: „Die euch gegeben ist in Christo Jesu." Dem entspricht es, daß der Dichter sich wie ein Emmausjünger direkt an seinen „Herrn Jesus Christ" mit der Bitte wendet, bei ihm zu bleiben. Bei „Wort" und „Glanz" macht der Apostel (V. 6) ausdrücklich geltend: „Wie denn das Zeugnis des Messias in euch fest aufgerichtet ist"; daher die Anreden „Erlöser wert" und „wertes Licht" in den zwei folgenden Strophen. Die Anrede „reicher Herr" ergibt sich ohne weiteres aus der Wendung in V. 7: also daß ihr „keinen Mangel habt" an irgend einer Gabe, wenn man nicht auf das „ihr seid reich gemacht" (ἐπλουτίσθητε) in V. 6 zurückgreifen will. Dem „starken Helden", der uns Schutz und Trutz gegen jedweden Feind gibt, entspricht ebenfalls genau der 8. Vers: „daß wir unsträflich (ἀνεγκλήτους, unanklagbar, unanfechtbar) sein sollen an dem Tag unsres Herrn Jesu Christi." Und wenn endlich der Dichter sein Lied schließt mit der Bitte, uns Beständigkeit auch in allen Nöten zu verleihen, so ist das nur die ungezwungene Erklärung dessen, was sich aus V. 9, wo „die Berufung (ἐκλήθητε) zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesu Christi, unsres Herrn", erwähnt ist, im Rückblick auf V. 8 ergibt, wo von der Festigung (Bewahrung, Erhaltung) die Rede war. —

Ich fasse zusammen: Die sechs Begriffe, die die sechs Strophen des Liedes beherrschen, kommen in I Kor. 1, 4—9 vor; auch die nähere Bestimmung dieser Begriffe stimmt nach Inhalt und Form bis in die Einzelheiten hinein hüben und drüben überein, und auch die Reihenfolge ist dieselbe. Daraus scheint mir unwidersprechlich zu folgen, daß die genannte Stelle die biblische Grundlage des Liedes „Ach bleib mit deiner Gnade" ist. Der Dichter hat nur (ob mit oder ohne bewußte Erinnerung an die Bitte der Emmausjünger, das tut nichts zur Sache) aus dem Danke, mit dem Paulus, dieser „Virtuos des Dankens", seinen Brief anhebt, eine Bitte oder vielmehr eine Reihe von Bitten, ein Bittgebet, gemacht. Das ist ein sehr natürlicher und selbstverständlicher religiöser Vorgang. Man wird daraus keinen Einwand gegen die Triftigkeit unsrer Annahme herleiten; aber diese Verschiebung mag allerdings neben der von Luther abweichenden Wahl der Worte mit dazu beigetragen haben, daß man beim Hören und Lesen von I Kor. 1, 4—9 bisher nicht an unser Lied sich erinnert fühlte. Ich denke, es soll für die Behandlung sowohl des Bibeltextes wie des Kirchenliedes einen Gewinn bedeuten, daß man sich dieses Zusammenhanges bewußt wird.

Anders steht es mit dem weniger bekannten ähnlichen Liede von Friedrich August Weihe: „Ach bleib mit deiner Gnade bei mir, Herr Jesu Christ; denn alles ist nur Schade, was und wo du nicht bist." Die neun Strophen dieses Liedes schließen sich an die religiösen Begriffe Gnade, Licht, Leben, Friede, Segen, Kraft und Treue an. Es ist ohne einheitliche biblische Grundlage offenbar in Anlehnung an unser Lied gedichtet und dichterisch lange nicht so wertvoll und eindringlich wie dieses.

Digitized by Google

Die Fürstenwalder Totenschilde.

Seit dem 14. Jahrhundert wurden zum Gedächtnis Verstorbener Totenschilde in den Kirchen aufgehängt. — Diesem alten ritterlichen Brauch folgend hat die Vereinigung ehemaliger Mitkämpfer des Ulanen-Regiments Nr. 3 zwei Totenschilde in der Fürstenwalder Domkirche, der ehemaligen Kathedrale der Bischöfe von Sebus — als ihrer alten Garnisonkirche — zum Gedächtnis der Gefallenen im Weltkriege aufgehängt. Der Chorraum (1440 erbaut) bot rechts und links von einem mit 25 Wappen der früheren Regimentskommandeure geschmückten bunten Glasfenster den nötigen Platz, je ein Schild (Durchmesser je ca. 1,25 m) anzubringen. Der eine zeigt einen holzgeschnitzten roten Schild mit dem goldfarbigen Namenszug des Regiments, darüber Tschapka

mit Helmbusch. Der andere einen weißen Schild mit dem roten kurbrandenburgischen Adler, darüber der Stahlhelm. Aus Schmiedeeisen gefertigte Eichenzweige umrahmen Schild und Helm; darum stehen auf breitem Schriftband die Inschriften. Je zwei Lanzen mit Unteroffiziers- und schwarz-weißen Mannschaftsflaggen zieren die Schilde.

Es ist hier in verständnisvoller Weise eine Anregung mittelalterlicher Kunst erstmalig für Kriegerehrung verwertet worden.

Pf. Kornrumpf-Grünheide (Mark).

Hierzu schreibt uns unser Verleger: Zur Beschriftung des Totenschildes sei mir als Fachmann noch ein Wort als Anregung für ähnliche Aufgaben erlaubt. Die Gestaltung der einzelnen Buchstaben zeigt zwar ein gutes Können, aber das Zurückgreifen auf frühere Entwicklungsstufen der Schrift, wie es hier trotz des Stahlhelms, wohl aus heraldischen Gründen, geschehen ist, sollte niemals so weit gehen, Absonderlichkeiten einzelner Buchstabenformen, die zu Verwechslungen geführt und daher nur kurze Zeit bestanden haben, wie die des l in „Ul.-Reg." und „ehemaliger", zu kopieren. Angewandte Kunst, die ihren Gebrauchszweck verfehlt, ist Afterkunst, wie ich im 12. Jahrg. S. 331 ff. „Volkstümliche Schrift für Bibel und Gesangbuch" begründet habe. — Ferner: ein einzelner Kleinbuchstabe mit Unterlänge wie das g, völlig willkürlich auf die Zeile

Digitized by Google

gesetzt, scheint mit seiner Umgebung zu tanzen und sprengt Geschlossenheit und Wucht der Wortbilder und damit der Inschrift als solcher. Das wirkt ebenso unästhetisch, wie das Papierdeutsch „beziehungsweise" ausgerechnet in einer Inschrift, die markig sein soll und deren Erfordernissen sich auch ein Vereinsname fügen kann und muß. — Und endlich gar die Verleugnung deutscher Schreibung in „Mitkaempfer" und „Angehoeriger". Auf Wahrung des unveräußerlichen völkischen Stils bei nationalen Aufgaben soll auch der Schriftzeichner sehen und wollen wir, wenn wir ihm Aufgaben stellen, um so entschiedener halten, je mehr heute gerade unser Volkstum in der Welt geschändet wird. Gustav Ruprecht.

Evangelisches Sonderheft der „Tat"[1].

Von Prof. D. Rud. Günther in Marburg.

Das Juliheft der „Tat" ist als „Evangelisches Sonderheft" eingerichtet, ein Gegenstück zu den katholischen Sonderheften dieser Monatschrift. Nachdem einmal dieser Weg betreten war, lag es nahe, auch die evangelische Glaubensgemeinschaft zum Wort kommen zu lassen. Es ist daher nicht mehr das Unternehmen an sich zu beurteilen, sondern die Art der Ausführung. Die kurzen Aufsätze können von wesentlichen Kräften und Strebungen unter den Evangelischen Kunde geben. Bezeichnend ist, daß der überalterte theologische „Liberalismus" überhaupt ausgeschaltet ist. Und beachtenswert der Nachdruck, mit welchem die ethische Grundrichtung des Protestantismus herausgestellt wird. Die beiden bedeutenden Beiträge des Heftes von Emanuel Hirsch und Karl Holl befassen sich mit diesem Grundproblem. Hirsch will einen Beitrag „zur Grundlegung der Ethik" geben und tut dies in Auseinandersetzung mit Albert Schweitzers Kulturphilosophie (Bd. 1. 2. C. H. Beck, München 1923). Mit ausgezeichneter Klarheit wird die Unumgänglichkeit des reformatorischen Evangeliums als der Grundlage der wahrhaften und freien Sittlichkeit aufgezeigt. Schweitzer, dessen quäkerartiger Spiritualismus besser ist als seine Theorie — man lasse sich den edeln und ergreifenden Bericht über sein bahnbrechendes humanes Wirken am Kongo „Zwischen Wasser und Urwald" (R. Walther, Konstanz i. B.) nicht entgehen! — wird mit seinen eigenen Waffen geschlagen. Holls Aufsatz „Der Neubau der Sittlichkeit" ist ein Abdruck aus des Verfassers „Luther" (2. und 3. Auflage 1923 S. 175 ff.). Von den prinzipiellen Artikeln ist noch hervorzuheben Paul Althaus, „Die Kirche". Der Verfasser hat sich mit Luthers Glaubensgedanken von der Kirche erfüllt; das macht ihn frei von Fesseln der bloßen Überlieferung, bewahrt ihn aber vor der aushöhlenden und lähmenden These der Gogarten und Barth von der Entwertung alles Kirchlichen.

Das Gebiet unserer Monatschrift berührt am nächsten Wilhelm Stählins „Evangelische Liturgie" (S. 288—299). Der Verfasser beginnt mit einem Überblick über die geschichtliche Entwicklung. Diese führt von der Notordnung der Reformation zur Auflösung der alten gottesdienstlichen Formen in Orthodoxie, Pietismus und Rationalismus; die Restauration des 19. Jahrhunderts ist bloße Wiedereinführung eines Vergangenen. Die Katastrophe des Protestantismus ist überhaupt, daß in der Zeit des „wieder erwachenden kirchlichen Lebens" keine innere Vermählung des evangelischen Geistes mit den Kräften des deutschen Idealismus erreicht wurde. (Wobei man sich indessen erinnern muß — und das gilt auch für ein Bündnis mit dem kommenden Neuidealismus —, daß das Wort vom Kreuz noch immer den Griechen eine Torheit und den Juden ein Ärgernis ist.) Im 19. Jahrhundert ist alles in ein auf Zwecke gerichtetes, menschliches Handeln hineingestellt, „Liturgie aber hat keinen Zweck. Sie ist ein sinnvolles und feierliches Aussprechen dessen, was als innerer Besitz die Menschen eint". „Liturgie ist heiliges Spiel." Und solche Liturgie wird der Gottesdienst des neuen Geschlechtes brauchen, das für das Hereinströmen des geistigen Gehalts in die Sinne wieder offen ist, dessen Seele nicht mehr denken, sondern die Wahrheit feierlich anschauen und anhören, das statt fortwährend angesprochen, aufgefordert und von einem Vorsatz zum andern getrieben zu werden, wirklich ausruhen und sich freuen will in dem lebendigen Gott. Während die große Zeit der Predigt vergangen ist, hat die Liturgie, die ihre eigenen Gesetze in sich trägt, aber nicht Formelhaftigkeit bedeutet, die feste Ordnung des Heils und des Weges darzustellen, den jede Seele und jede fromme Gemeinschaft nach göttlicher Ordnung gehen muß. Der Höhepunkt einer christlichen Liturgie ist die Gewißheit des lebendigen und gegen-

[1]) Die Tat. Monatschrift für die Zukunft deutscher Kultur. Jahrgang XVI. Heft 4. Juli 1924. 1,20 Mk.

Digitized by Google

wärtigen Christus. „Das Sakrament als die Feier des wahren Leibes Christi ist das Herzstück, von dem aus alle evangelische Liturgie Leben und Sinn empfängt." Sehr groß muß der Dienst erscheinen, den solche Liturgie den einsamen Menschen einer zerrissenen Zeit leisten kann.

Im Rahmen einer Besprechung ist es nicht möglich, sich mit Stählins Gedankengang auseinanderzusetzen. Daher kann hier nur auf die Stellen hingewiesen werden, an denen eine solche Erörterung einsetzen müßte. Abgesehen von der notwendigen Abstufung in den geschichtlichen Urteilen handelt es sich um die Einsicht, daß die Geschichte vor allem des lutherischen Gottesdienstes durch dessen volkskirchliche Bestimmung bedingt ist, die eine bisher unüberwindliche Spannung zwischen dem eigentlich Kultischen und dem Missionarischen erzeugt. Das Wesen eines solchen Gottesdienstes — und daraus, nicht aus einer Zeitstimmung heraus ist die Liturgie zu begründen — geht aber in der reinen Darstellung und Anbetung nicht auf, auch das aktiv Ethische, Teleologische der evangelischen Frömmigkeit, das niemals der seelischen Müdigkeit der Zeit aufgeopfert werden darf, muß ausgeprägt werden. Eine Folge jener einseitigen Zielbestimmung ist es, daß der Gedanke des „heiligen Spiels" — Spiel ist eine ästhetische Kategorie — auf den evangelischen Gottesdienst übertragen wird. Der Katholizismus als Kultusreligion kann sich das gestatten. Der objektiv-dingliche Charakter des Göttlichen verbürgt hier auch im heiligen Spiel die Wirklichkeit und Wirksamkeit der Gnadenkräfte; im evangelischen Gottesdienst geht es um die Wahrheit des persönlichen Glaubensverkehrs mit Gott, Glaube aber ist eine lebendig schaffende Kraft, daher auch im evangelischen Gottesdienst beides vereint sein muß: Gericht und Gnade, Versenkung und Antrieb, Hingabe und Vorwärtsstreben. In dem Augenblick, in dem der evangelische Gottesdienst zum „heiligen Spiel" würde, wäre es aus mit ihm.

Das Sonderheft enthält noch eine Umschau. Diese ist unzulänglich und wäre besser fortgeblieben. Das Geleitwort stammt von dem Direktor im Zentralausschuß für Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, Carl Schweitzer.

Hymnen und Lieder der christlichen Zeit[1]).

Von Prof. D. **Rudolf Günther** in **Marburg**.

Unter allen bisherigen Verdeutschungen aus der frühchristlichen und mittelalterlichen Hymnendichtung ist dies die eigenartigste und bedeutendste. Es sind wirkliche Übertragungen. Der Verfasser kommt aus dem Kreis Stefan Georges; dorther stammt die erhöhte Empfindlichkeit und Biegsamkeit der Sprache, dorther auch das Künstliche und Gesuchte, von dem die Übertragungen nicht frei sind und das nicht ohne weiteres mit den versuchten sprachlichen Neubildungen zusammenfällt. Doch ist auch in diesen Fällen in Betracht zu ziehen, daß der Übersetzer eine sinn- und stimmungsgetreue Nachbildung im Versbau der Urbilder anstrebt. Dadurch ist die Aufgabe reizvoller, aber auch um vieles schwieriger geworden. Und alle moderne Einfühlungskunst kann nicht hindern, daß mehr oder weniger von der Gestimmtheit der eigenen Zeit in die Wiedergabe einfließt.

Am nächsten kommt unser Späthellene — „Hellas ewig unsre Liebe", bekennt er — den frühchristlichen Dichtungen. Unter den griechisch-katholischen Dichtern des 1. bis 5. Jahrhunderts erscheinen auch Gnostiker, denen eine besondere Vorliebe unserer Tage gehört, und die Grenze nach unten ist gezogen, ehe die eigentlich kirchliche Dichtung einsetzt. Romanos ist nicht mehr zugelassen. „Nicht den triumpf des entschiedenen sieges, mehr jenes sich wandeln sich-mischen und sondern spiegeln unsre lieder, die noch voll sind von hellenischen sinn-bildern und gestalten, gnostisch-neuplatonischen erkenntnisweiten, ägyptisch-orientalischen mysterien, vom zauber der stoff- und dämonenwelt des Simon Magus, der hetäre gewordenen Helena letzten gaiten — bis zu Faust, der ihren schatten beschwor" (S. 15). Die besondere Neigung Wolters' gilt dem Neuplatoniker im Bischofsgewand, Synesius, von dessen zehn Hymnen neun aufgenommen sind und dessen geblümter Stil etwas ihm Verwandtes hat. Die Gedichte des Synesius machen in der Tat das Schwebende dieser geistigen Übergangsschicht höchst anschaulich. Auf Einzelheiten läßt sich bei der Beschaffenheit der Textüberlieferung hier nicht eingehen.

[1]) Übertragungen von Friedrich Wolters. 1. Band: Lobgesänge und Psalmen. Übertragungen der griechisch-katholischen Dichter des I. bis V. Jahrhunderts. Berlin, Georg Bondi 1923. 108 S. 2. Band: Hymnen und Sequenzen. Übertragungen aus den lateinischen Dichtern der Kirche vom IV. bis XV. Jahrhundert. Zweite Ausgabe. Ebenda 1922. 175 S.

Digitized by Google

Aus den zehntausenden lateinischer Hymnen vom 4. bis 15. Jahrhundert sind hundert ausgewählt. Der Übersetzer bevorzugt hier nicht die aus der Liturgie geläufigsten; er wählt solche, zu denen er ein inneres Verhältnis gewonnen hat. In keinem einzelnen Fall wird man sagen, daß der gewählte Hymnus nicht in dieser Sammlung stehen dürfte, wenn auch Andere öfter anders wählen würden. Auch bei den lateinischen Dichtungen ist es Wolters nicht um den kirchlich-liturgischen, sondern um den dichterischen Charakter zu tun. Es ist gerade eine Eigenart seiner Übertragungen, daß er vom liturgischen Gebrauch der Hymnen absieht. Die älteren Übersetzer und noch der neueste, Hans Rosenberg (Die Hymnen des Breviers I. Freiburg i. Br., Herder), wahren auch bei unumgänglicher Freiheit den Zusammenhang mit jenem, sie vermitteln zwischen der Sprache der Liturgie und der der Gegenwart; Wolters erstrebt im Gegenteil den Abstand. Wird Rosenberg den kirchlichen Ansprüchen, übrigens auch nicht ohne Gesuchtheiten, gerecht, so hat Wolters die Formschönheit voraus; er hat auch darin den deutschen Sprachgeist für sich, daß er mit Zeitwörtern arbeitet, während Rosenberg die Rhetorik der zusammengesetzten Hauptwörter pflegt.

Die zweite Ausgabe der lateinischen Hymnen und Sequenzen ist ein vereinfachter Neudruck der dekorativen Erstausgabe v. J. 1914. Für eine künftige Ausgabe ist eine erneute Durchsicht zu empfehlen. Es ist klar, daß es bei einer solchen Übertragung ohne leichte Hinzufügungen oder Weglassungen nicht abgeht. Aber der religiöse Sinn einer Stelle, zumal wenn sie für den ganzen Zusammenhang typisch ist, darf nicht verändert werden. Es zeigt sich eben hier, daß diese kirchlichen Hymnen im Fluß einer liturgischen Überlieferung stehen, der sich nicht übersehen läßt. Ambrosius hat bereits seine Hymnen in den kirchlichen Gebrauch eingeführt. In seinem Hymnus Ad Galli cantum übersetzt Wolters die Verse:

Hoc ipse petra ecclesiae	Und er, der fels der kirche, scheucht
Canente culpam diluit	Bei diesem morgensang die schuld (S. 14).

Nun heißt diluere allerdings „verscheuchen", aber in seiner Grundbedeutung „auflösen" ist es eine deutliche Anspielung auf die Reuetränen des Petrus, und Rosenberg übersetzt richtig, aber breit und umständlich:

und selbst der Kirche Fels
Entlädt der Schuld sich reuevoll.

Schuld darf nicht verscheucht, sondern muß „aufgelöst" werden. In der vorletzten Halbstrophe des Rhythmus Salve, Jesu reverende, der Urform unseres „O Haupt voll Blut und Wunden", bittet der Beter aus mittelalterlicher Gerichtsangst und Dämonenfurcht, die zu einem Vergleich mit Gerhardts Todesbitte einlädt:

Veni, Jesu, absque mora
Tuere me et libera.

Wolters übersetzt:

Komm, o Jesus, laß nicht dauern
Des erdenlebens bittern teil (S. 133),

eine banale Sentimentalität, die ganz aus dem Rahmen fällt. Die Sequenz Dies irae, dies illa schließt mit sechs Versen, die nicht zum ursprünglichen Bestand gehören, sondern erst aus Anlaß der liturgischen Verwendung hinzugefügt sind. Wolters (S. 138) beachtet dies nicht, obwohl er sonst die Vorarbeiten von Dreves und Blume eingehend benützt, sondern gleicht jene Schlußverse im Druck den ursprünglichen an. Das ist keine Verbesserung, sondern sinnstörend. Die Schlußverse dürfen nur getrennt vom Urbestand gegeben werden oder bleiben ganz weg. Heinrich Helds „zweigestammter Held" ist auch besser als „des doppelwesens riesenkraft" (S. 18), und selbst ein Jünger Stefan Georges kann einmal vom Kirchenlied lernen. Wolters verfügt seinen lateinischen Urbildern gegenüber über mehr Pathos als Wucht. Nimmt man noch dazu, daß Thomas von Celano und Jacopone da Todi mindestens mit einem Fragezeichen zu versehen sind, so zeigen diese Beispiele, daß eine neue Durchsicht des Werkes nicht überflüssig ist. Es gibt auch auf diesem Gebiet keinen Stillstand. Beiden Sammlungen geht je eine Einführung im Stil des modernen Manierismus voraus. — Die Ausstattung beider Bände ist vornehm.

Kleine Mitteilungen.

Am Vorabend seines 83. Geburtstags (am 11. August) ist der Erbauer der Berliner Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, Schwechten, entschlafen. In jener Kirche fand die Trauerfeier statt. Schwechten stammte aus Köln.

In Freiburg i. B. fand (22. bis 25. Sept.) eine Tagung für christliche Kunst statt.

Digitized by Google

Auf dem 27. Eucharistischen Kongreß in Amsterdam (Juli) wurde vom kath. Kirchenchore der Stadt u. a. der Händelsche „Messias" aufgeführt. Zu den Solisten zählte Georg A. Walter, der für den Winter 1925/26 zu einer Rundreise durch nordamerikanische Städte verpflichtet worden ist.

In der ersten Oktoberwoche veranstaltete der „Tonika Do Bund E. V." (Hannover) in Berlin eine Tagung für Musikererziehung mit Lehrerkursen. Es handelt sich um Kurse in Gehörbildung, Rhythmischer Gymnastik, Lautenspiel, Stimmbildung usw.

Der sächs. Landeskirchenverband hielt vom 17. bis 26. Sept. den 2. Fortbildungslehrgang unter dem Vorsitz von Pfr. Löscher in Zwönitz. Lehrgegenstände waren u. a. Liturgik, Musikgeschichte u. -theorie, Instrumentation, Stimmbildung, liturg. Orgelspiel. K. Straube, M. Pauer, Günther Ramin, M. Seydel, Joh. Wolgast, Martinsen, Reuter, Heynsen, Wittenbecher, Löscher wirkten mit. Die Teilnahme war unentgeltlich, Beihilfe für Wohnung wurde gewährt.

In beiden Mecklenburg scheint das liturgische und kirchenmusikalische Leben neuen Aufschwung zu nehmen. Auf der „4. Evang. Woche" in Neustrelitz (29. Sept. bis 3. Okt.) wurde ein Referat über „Liturg. Gegenwartsfragen" (Smend) der Anlaß zu lebhaftem Austausch. In Schwerin fand am 2. und 3. Okt. das „Erste Mecklenburgische Kirchengesangfest" statt. Es stand unter der Leitung von Landessuperintendent Leo-Malchin. Der Festgottesdienst im Dom versammelte Tausende um die Kanzel von Prof. Althaus aus Rostock. Hier wie im Festkonzert bewährte sich der Landeskirchen-Musikdirektor Emge aufs beste. Der Vortrag über die Frage „Was kann der Kirchenchor zum Aufbau evg. Gemeindelebens beitragen?" (Smend) führte zu wertvollen Auseinandersetzungen. Beide Bischöfe, D. Behm und D. Tolzien, nahmen an den Veranstaltungen teil. Man darf erwarten, daß der nicht eben sehr ergiebige Kirchenacker dieser schönen Lande neuem Frühling entgegengeht. Der ernste Wille, dahin zu wirken, lebt in Alten und Jungen. Zu bedauern war die Kollision der „Evg. Woche" mit dem Kirchengesangfest.

Die „Niederdeutsche Zeitung" vom 21. August meldet: Ein eiserner Christus in Hannover. — Aus der Markuskiche in Hannover waren vor einiger Zeit Altarkreuz und vier große Standleuchter gestohlen worden; alles Bronzematerial. Nun kam die Frage des Ersatzes. Aus der Zeit der Not heraus wurde der Gedanke geboren, alles in „Schmiedeeisen" herzustellen, auch den Christus. Ein Wagnis. Nur wenn Architekt und der Eisenschmied erste Künstler waren und alle Liebe der Sache entgegenbrachten, konnte hier ein Kunstwerk entstehen, das eines Altars würdig war. Und das Werk ist gelungen. Die vier Standleuchter, welche die vier von den Dieben zurückgelassenen obersten Bronzeschalen wiedererhalten haben, sehen vorzüglich aus, und ebenso das Christuskreuz mit seinem verzierten Fuße, den verzierten Armen und vor allem der Christusfigur. Man glaubt, es sei Bronze, wenn man flüchtig hinsieht, und doch ist alles, auch der Körper des Christus, in — „Eisen geschmiedet". Der Christus hat, nebenbei erwähnt, die ältere Form der geraden und nicht geneigten Armhaltung erhalten. Gegen Rosten — die Zukunft muß hier weiteres lehren — ist die Arbeit durch Lasieren geschützt. Unser bekannter Künstler Otto Lüer, der auch der Erbauer der hervorragend schönen Markuskirche am Lister Turm ist, hat die Gegenstände entworfen, und der Schlossermeister Ekerncamp in Hannover, ebenfalls rühmlich bekannt, hat sie vorzüglich ausgeführt. Die eisernen Kunstwerke sollen den Nachfahren auch ein Denkmal unserer trüben, finsteren Zeit sein, wie es solche auch schon vor hundert Jahren nach der schrecklichen Franzosenzeit gab. Mögen sie Nachahmer finden, und mögen sie alle ein ernstes Menetekel der Mitwelt sein. Knoch."

Der Evangelische Kirchengesangverein für Deutschland. Am 23. Sept. fand in Kassel eine Sitzung des Zentralausschusses des Vereins statt. Der Vorsitzende, Geheimrat D. Dr. Flöring-Darmstadt, legte die außerordentlichen Schwierigkeiten und Hemmnisse dar, die nach dem Kirchengesangvereinstag in Mannheim 1921 dem geplanten erneuten Zusammentreten des Vereins — etwa im Jubiläumsjahr 1924 — oder auch nur seines Zentralausschusses sich in den Weg gestellt haben. Manche angeschlossene Vereine sind selbst noch nicht wieder zu rechtem Leben erwacht oder säumig in der Zahlung des Beitrags. — Die anwesenden Mitglieder (18) waren einmütig der Meinung, daß der Deutsche Verein in höherem Maß als seither von den Landes-Provinzialvereinen unterstützt werden müsse, um seine weittragenden Aufgaben auch fernerhin zu erfüllen. Es soll in einem besonderen Anschreiben darauf hingewiesen und insbesondre die ruhenden oder passiven Vereine zu neuer Tätigkeit angeregt werden. Anderseits wird von viel frischem, neuem Leben berichtet und allerseits gewünscht, daß der Deutsche Verein nun, da sich die Verhältnisse gebessert haben, dieser Neubelebung sich annehme. Die im vorigen Jahre erfolgte Begründung des

Digitized by Google

Evang. Kirchengesangvereins für Thüringen unter Führung von Pfarrer Michaelis-Weimar wurde sehr dankbar begrüßt. — Das Wiedererstehen eines Verbandsorgans, des Korrespondenzblattes (vielleicht unter anderem Namen), wird dringend gewünscht. Man hofft, dies etwa zu Beginn des k. J. in der Form verwirklichen zu können, daß neben einem allgemeinen Teil 2 Seiten Text für jeden Landes- und Provinzialverein für dessen besondre Mitteilungen an seine Mitglieder zur Verfügung gestellt werden. — Die nächste Vereinstagung hofft man 1925 in Mitteldeutschland zustandebringen zu können. — Die Beiträge werden durchschnittlich auf 20 Mk. bemessen. — Auf Antrag des Musikdirektors Gölz-Tübingen wird der Deutsche Verein Chorsätze älterer protestantischer Tonmeister einzeln herausgeben, die besonders für die leistungsfähigeren Chöre sehr erwünscht sein werden. Der Antragsteller, sowie Professor D A. Mendelssohn und Professor O. Richter werden sich der musikalischen Leitung dieser Sache unterziehen.

Bei der Wahl des Vorstandes wurden trotz der dringenden Bitte des Vorsitzenden, nunmehr von ihm abzusehen, die seitherigen Mitglieder (Flöring, Mendelssohn, Richter, Smend) wiedergewählt, indessen bis zum nächsten Vereinstag Pfarrer Plath-Essen zur besonderen Unterstützung des Vorsitzenden zugewählt, wobei grundsätzlich an der Vierzahl der Mitglieder festgehalten wird. F.

Am 26. Oktober feierte der Evang. Kirchengesangverein der Stadtkirche in Darmstadt sein 50jähriges Bestehen. Dieser Verein ist mit der Entstehung des hessischen Landesvereins und des Evang. Kirchengesangvereins für Deutschland aufs innigste verknüpft. Seine Gründer und Vorstandsmitglieder (Hallwachs, Th. Becker, Ewald, Sell) hatten zunächst die Fühlung mit Südwestdeutschland, vor allem Württemberg (Köstlin) aufgenommen, woraus sich dann der Deutsche Verein entwickelte. Seine Dirigenten, F. Bender, L. Ewald, D A. Mendelssohn und zur Zeit Studienrat Stadtorganist Borngässer haben es verstanden, in dem Verein und damit der Gemeinde den Geschmack an der altprotestantischen Kirchenmusik zu wecken. Mit wachsender Hingabe unterzog man sich der Einfügung Bachscher Kantaten in den Hauptgottesdienst. So wurde denn auch in dem Festgottesdienst die Kantate „Ein feste Burg" mit sehr gutem Gelingen aufgeführt. Die Festpredigt hielt Geheimrat D. Dr. Flöring. Bei dem nachfolgenden Festakt und der Familienfeier kam die warme Anerkennung zur Geltung, die sich der Verein in der Gemeinde der Landeskirche und bei den sonstigen Kirchengesangvereinen der Stadt erworben hat. Der Vorsitzende, Pfarrer Vogel, und der Dirigent Borngässer haben trotz der Ungunst der Verhältnisse dem Verein die Führung unter den Kirchenchören der Stadt zu erhalten gewußt. Der frühere Vorsitzende, Flöring, wurde zum Ehrenvorsitzenden, der frühere Dirigent, Mendelssohn, zum Ehrendirigenten ernannt. F.

Aus Anlaß der Marburger Tagung für „Kirche und Kunst" hat die dortige Theol. Fakultät unsern Mitarbeiter, Pfr. Karl Greulich in Posen, zum Doktor d. Theol. ehrenhalber ernannt.

Bücherschau.

Gerhard Hilbert, Wider die Herrschaft der Kultpredigt! Ein Wort zur Agendenreform. 53 S. Leipzig u. Erlangen, Deichert 1924.

Der Rostocker Theolog fordert, durchweg von unwiderleglich richtigen Erkenntnissen geleitet, die Beseitigung der Kultuspredigtherrschaft und ihre Ersetzung durch die systematische Pflege dreier Redeformen: der Feierrede am Festtag, der Predigt als „Willensrede" am gewöhnlichen Sonntag der Vorbereitungsrede im Abendmahlsgottesdienst. Daneben treten als außerkultische, aber gemeinverbindliche Aufgaben des Pfarramts die Bibelstunde und der religiöse Vortrag. Die Kultrede ist freilich schon immer, trotz ihrer theoretisch festgelegten Norm, in der kirchlichen Praxis wesentlich nach der belehrenden oder nach der erziehlichen Seite hin eingeschränkt worden, weil für diese Bedürfnisse nicht in genügendem Maße anderweitige Deckung vorhanden war. Allein Hilbert bekämpft mit gutem Grunde gerade die „Mischform" der herkömmlichen Sonntagspredigt, in der der Kanzelredner nicht nur „darstellen", sondern nebenbei(!) auch „wirken" will, und verlangt als jedesmaliges Redeziel: eins und nur eins! Energisch wird auf die endgültige Trennung des Abendmahls vom Predigtgottesdienst, auf die Verselbständigung von Beichte und Kommunion gedrungen; vortrefflich ist das ernste Verlangen, daß, vor allem mit Hilfe unsres Gesangbuchs, neue Gottesdienstordnungen gebaut werden, unter Absehung von veralteten Schemata. In manchen Einzelheiten bin ich anderer Meinung. Unsere Abendmahlslieder (S. 43) beurteile ich weniger günstig; daß auch unser Lied „Wort" ist, Wort Gottes, sollte mit mehr Nachdruck an-

Digitized by Google

erkannt werden; daß die Kultuspredigt vor allem in unsern entchristlichten Großstädten kaum noch einen Sinn hat, daß hier überhaupt von Grund aus, d. h. rein missionarisch, neu gebaut werden muß, tritt nicht kräftig genug heraus. Gewiß muß der unerträglichen „Eintönigkeit protestantischer Kultusformen" (Kähler) gewehrt werden. Aber die Anforderungen, die damit an den einzelnen evang. Geistlichen ergehen, bedeuten gegenüber der herrschenden Überlieferung eine ungeheure Erschwerung, nicht Erleichterung des Amtes. Und das Heil der Zukunft liegt m. E. zuletzt in der Verteilung so verschiedenartiger Obliegenheiten auf verschiedene Schultern; denn Alles schickt sich nicht für Einen! J. Smend.

Lic. Dr. Walter Hollweg, Geschichte der evangelischen Gesangbücher vom Niederrhein im 16. bis 18. Jahrhundert. Gütersloh, Bertelsmann; 403 S. 15 Mk.

Dies mit erstaunlichem Fleiße und rühmlicher Sachkunde verfaßte Buch bietet dem Hymnologen eine Fülle bedeutsamer Aufschlüsse. Auf zahlreiche Fragen fällt neues Licht: über die Aufnahme des deutschen Kirchenliedes — gegenüber den Psalmen, den latein. Hymnen und den durch ihr Alter geweihten deutschen Gesängen wie „Christ ist erstanden" u. ähnlichen — in den Gottesdienst, über das Nebeneinander, Widereinander und Durcheinander reformierter und lutherischer Kirchenlieder und Gesangbücher, über die in der ältesten Zeit unserer Kirche vorhandene wesentliche Übereinstimmung im heil. Gesange in bezug auf das Liedergut, über die wechselvolle Behandlung und Verwertung der Psalmen usw. In zwei Teilen, einem untersuchenden und einem beschreibenden, werden behandelt das Bonner Gesangbuch von 1544 nach seiner Entstehung, seinen niederländischen Übersetzungen und Umgestaltungen und seiner Bedeutung für die reformierten Gesangbücher der Pfalz und für die Entstehung eines reformierten Einheitsgesangbuches in Deutschland, sodann die ältesten reformierten und lutherischen Gesangbücher vom Niederrhein des 16. und 17. Jahrhunderts, die pietistischen Privatgesangbücher, endlich die niederrheinischen Gesangbücher aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts und unter dem Einfluß der Aufklärung. Bisherige Forschungsergebnisse werden ergänzt und berichtigt, neue herzugebracht. Dabei zieht, und das macht unser Buch für den Geschichtsfreund und den kirchlich interessierten Gebildeten anziehend und wertvoll, ein gutes Stück Kirchengeschichte an uns vorüber. Anschaulich wird u. a. dargestellt, wie eng und mannigfach das kirchl. Leben des Niederrheins mit dem der Niederlande verknüpft war. Auch unser Westfalenland hatte in der ersten Zeit des 16. Jahrhunderts einen regen Verkehr mit dem Niederrhein und den Niederlanden (Köln; die Brüder vom gemeinsamen Leben; die Täufer). Später freilich, als die evangel. Kirche Westfalens sich überwiegend dem lutherischen Bekenntnis zuwandte, wurde der geistige Austausch mit den Landen niedersächsischen Sprachgebietes bestimmend. Das von Joachim Slüter zu Rostock 1525 herausgegebene älteste niederdeutsche Gesangbuch und, intensiver wie extensiver noch, das wahrscheinlich von Lukas Bacmeister besorgte, 1577 in Rostock erschienene ist — das letztgenannte durch Vermittlung des Dortmundischen von 1585 — auf zwei Jahrhunderte hinaus für eine Reihe der bedeutendsten niederrheinisch-westfälischen Gesangbücher maßgebend gewesen, beispielsweise für das Essener von 1614, das Dortmunder von 1630, das Soestische von 1714. Es enthielt den Kern geistlichen Liedergutes, an dem das evangel. Westfalen bis in die Zeit der Aufklärung sich erbaut hat. Beiläufig: der Verfasser hat die Essener Gesangbücher nicht mit denen des Niederrheins zusammengestellt, und er hat recht daran getan; das Hochstift Essen ist in seinem ganzen Umfang als ein Teil Westfalens anzusehen, wie denn auch die evangel. Gemeinden dieses Gebietes bis 1691 und zum Teil noch 100 Jahre später den kirchlichen Verbänden der Mark angehörten. Ob übrigens, wie es der Verf. S. 23 als „außer allem Zweifel" behauptet, wir in dem Bonner Gesangbuch „nicht nur das umfangreichste, sondern auch das wertvollste der Reformationszeit" besitzen? Jedenfalls sind das Slütersche von 1531 mit seinen 16 Ausgaben in Rostock, Magdeburg, Lübeck, Wittenberg und das schon erwähnte Rostocker von 1577 mit 24 Drucken vermöge ihres Grundstockes köstlicher evangelischer Lieder in reichlicher Auswahl und bewährten Texten für die Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit kirchlichen Lebens im Gebiete Niedersachsens von kaum zu überschätzender Bedeutung gewesen und m. E. mutatis mutandis dem Bonner gleichwertig zu achten. — Unser Buch bedeutet für den Hymnologen wie für den Kirchenhistoriker eine Gabe von hohem und bleibendem Werte, und für das gebildete Gemeindeglied eine anschauliche Darstellung des kirchlichen und christlichen Lebens jener Zeit, das trotz schwerster Hemmungen äußerer und innerer Art sich bewußt und stark in großzügiger und weitschauender Weise durchsetzte. Für die schon so oft gewünschte „Geschichte des evangelischen Gesangbuches" hat Hollweg eine treffliche Vorarbeit geleistet.

K. Glebe.

Digitized by Google

Unser Gesangbuch. Seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ein Jubiläumsnotschrei von **Hermann Petrich**. Zweite, berichtigte u. bereicherte Auflage, 1924. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Möchte dieser „Notschrei" weithin erschallen und Fach- und andere Leute mobil machen zur Arbeit am Gesangbuch und fürs Gesangbuch! Das Büchlein verbindet mit hervorragender Sachkunde flüssige, volkstümliche Darstellung. In 6 Abschnitten zeigt es anschaulich und übersichtlich die Entwicklung unseres Gesangbuches von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Manche bemerkenswerte Einzelheit wird mitgeteilt: wie schon früh gedankenlos gesungen wurde („Gieb dein'm Volk einerlei Sünd' auf Erd!"); wie es bereits zur Zeit des Pietismus eine „Gesangbuchnot" gab (um die neueren Lieder singen zu können, mußten manche Kirchgänger 2–3 Gesangbücher zum Gottesdienst mitbringen!); wie die Sitte, daß man sich selbst ein Gesangbuch handschriftlich herstellte, den so lange mißdeuteten Ausdruck in der Widmung des Christoph Rungeschen Gesangbuchs von 1653 an die Kurfürstin Luise Henriette „dero eigene Lieder" erklärt und auch die Hartnäckigsten überzeugen muß, daß die Fürstin „Jesus, meine Zuversicht" nicht gedichtet hat; wie der Gebrauch der Nummerntafeln gegen Anfang des 17. Jahrhunderts mit der Einführung eines einzigen örtlichen Gesangbuches aufkam u. dgl. — Wenn S. 19 gesagt wird, Magdeburg habe mit seinem Gesangbuch von 1696 an der Spitze der größeren Städte und Gebiete gestanden, die eigene Gesangbücher geschaffen, so darf wohl daran erinnert werden, daß auf westfälischem Boden in Neuenrade schon 1564, in Dortmund 1585 und in Soest 1674 und 1683 Gesangbücher erschienen sind. — Indes verfolgt Petrich mit seinem „Jubiläums-Notschrei" den sehr praktischen Zweck, „die Fragen unsres Gesangbuchs in der Gegenwart und für die Zukunft auf die Tagesordnung der breitesten Öffentlichkeit zu setzen." Das tut in der Tat not. Namentlich in bezug auf die Gestaltung des Gesangbuches der Zukunft. Den Vorschlägen des Verfassers stimme ich bis auf einiges Nebensächliche rückhaltlos zu. Unser zukünftiges GB. muß bestehen aus einem nach Text und Melodie einheitlichen Kern von — etwa 300–400 — Liedern mit einem Anhang geistlicher Volkslieder, und einem Landschafts- oder Heimatteil von vielleicht 100–150 Gesängen. Beide Teile mit Noten ausgestattet. Keine Ausgabe ohne Noten, keine ohne Verszeilenabsatz. Die Dichterverzeichnisse müssen frischer und lebendiger werden. Die Angabe der Schriftstellen, die für ein Lied bedeutsam sind, darf nur in den wichtigsten Fällen erfolgen — vestigia terrent! Für die Anordnung und Rubrizierung der Lieder müßte eine einheitliche und bleibende Form gefunden werden. — Es wird ja noch manche Schwierigkeit zu überwinden sein, bis dies Gesangbuch der Zukunft vollendet ist und eingeführt wird. Allein wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Und der Wille zu einem deutsch-evangelischen Einheitsgesangbuch ist da! — K. Glebe.

Briefkasten.

Studienrat **Wendland**, Dortmund. Auf Ihren Wunsch teile ich an dieser Stelle mit, daß Sie und andere an der liturg. Gestaltung der Kant-Gedächtnisfeier in der Reinoldikirche durchaus keinen Anstoß genommen haben (vgl. „Geschmacklosigkeiten", S. 216 f.).

M. U. in O. Die Mitteilung Ihres Tageblattes, daß sich nach den neuesten Untersuchungen auf dem Mars alle notwendigen Daseinsbedingungen für **Organisten** herausgestellt haben, trifft leider nicht zu. Wieviele Not der Künstler und auch der Gemeinden hätte so ihr Ende finden können! Es handelt sich, wie Sie ganz richtig erkannten, um Organismen.

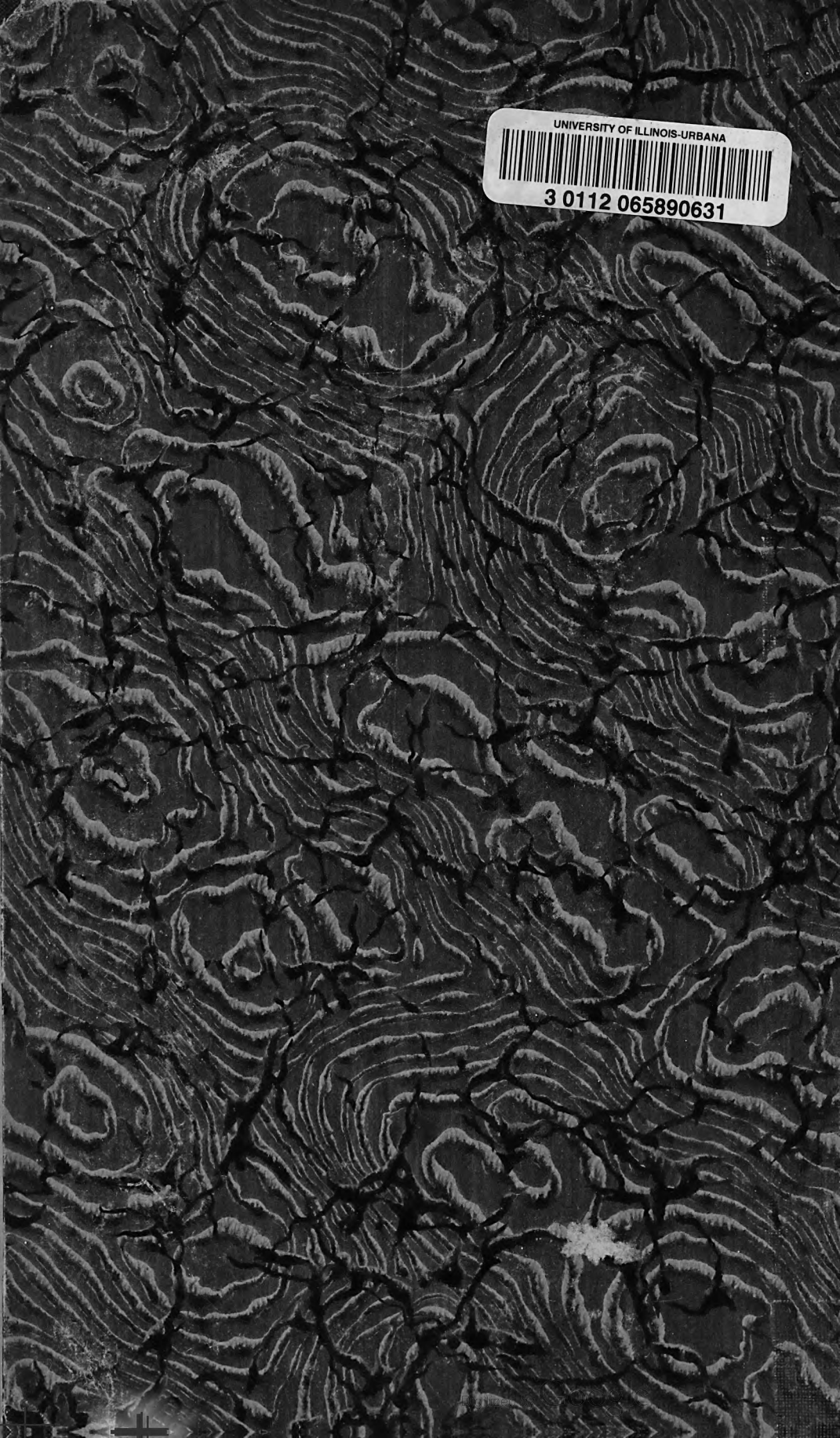
An Viele! Die Aufnahme des Aufsatzes über die Kriegergedenktafeln von **Greiner** im Heft 7/8 hat um deswillen da und dort befremdet, weil Greiner als Mitglied der Kommunistischen Partei im hess. Landtage gegen die evang. Kirche unflätige Angriffe gerichtet habe. Natürlich bleiben die künstlerischen Gaben des Genannten von solchen Übeltaten unberührt; doch würde ich es keiner Kirchengemeinde verdenken, wenn sie sich unter diesen Umständen gegen Dienste Greiners bis auf weiteres versperrt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 065890631